

LUDWIG PASSARGE

Aus baltischen Landen : Studien und Bilder

Glogau : Verlag von Carl Flemming
1878

EOD – Millions of books just a mouse click away! In more than 10 European countries!



Thank you for choosing EOD!

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

Enjoy your EOD eBook!

- Get the look and feel of the original book!
- Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
- *Search & Find:* Use the full-text search of individual terms
- *Copy & Paste Text and Images:* Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes. For any other purpose, please contact the library.

- Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/en/agb.html>
- Terms and Conditions in Estonian: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/et/agb.html>

More eBooks

Already a dozen libraries in more than 10 European countries offer this service.

More information is available at <http://books2ebooks.eu>

Aus Baltischen Länden.



Aus
Baltischen Landen.

Studien und Bilder

von

Louis Passarge.



Glogau.

Verlag von Carl Flemming.

1878.

Inhalt.

Ein Ausflug zur Lenzenburg	Seite 1
Durch das Samland	19
Wanderungen am Frischen Haff	72
Wanderungen am Kurischen Haff	105
Von der Kurischen Nehrung	164
Tolmingkemen. Wischtyten. Goldap	301
Strandbriefe	349
Rügen. Ein Inselbild	411
Stralsund	505
Ein Blick auf Gotland und Wisby	525

Die in diesem Buche vereinigten Aufsätze sind mit geringen Ausnahmen bereits vor längerer Zeit geschrieben und zum Theil auch in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht worden. Der Verfasser hält dafür, daß die Darstellungen, obwohl sich in unserer schnelllebenden Zeit auch hier Mancherlei verändert hat, nicht eigentlich veraltet sind. Denn die Natur ist konservativer als der Mensch. Sie duldet eine Weile die Züge seiner Hand und wischt sie dann gelassen wieder von der Tafel. Einen solchen Eindruck erfährt man namentlich auf den Hebrungen Ostpreußens, wo die Dünen sich ruhig über ganze Dörfer wälzen und die ursprüngliche Physiognomie der Wüste immer wieder herstellen. Die Mittheilungen über die Natur der ostpreußischen Landschaft mögen dazu dienen, manche Irrthümer zu zerstreuen, welche in Betreff der Ostmark unseres deutschen Vaterlandes noch immer gehegt werden. Die Blicke auf das russische Grenzland, die Inseln Rügen und Gotland sollen den provinziellen Horizont erweitern. Auch werden die Mittheilungen über Donalitiusz, den ein-

VIII

zigen nennenswerthen littauischen Dichter, hoffentlich willkommen sein.

Weht dem Leser aus der Darstellung etwas von jener Seelust entgegen, welche dem Verfasser auf allen seinen Wanderungen die Brust erweitert hat, so ist der beste Zweck dieses Buches erreicht.



Ein Ausflug zur Lenzenburg.

„Du warst mir ein gar trauter, lieber
Geselle, komm, du schöner Tag,
Zieh noch einmal an mir vorüber,
Daß ich mich deiner freuen mag.“

Lenau.

„In die Luft, in die Luft!“ so schließt der schöne Mendelssohn'sche Jagdgesang. Auch ich rief es, als der Zug in Ludwigsort stille stand und der erquickende Nordostwind mir ins Gesicht wehte. In die Luft, auf die Luft, wie die Danziger sagen. In Schneewalde ward das geringe Gepäck deponirt, und nun hinein in den sonnigen Fichtental, in den mich der Harzduft der Nadeln, Vogelgesang und heimliche Dämmerung lockte, hinein und hinaus, über Hügel und durch Tiefen, hinan zu der Höhe des Haffuferes, um wieder einmal in die Weite zu schauen, unbehindert und sorglos wie der Adler, der über der Erde unten ausgebreitet schwebt. Gleich am Anfange erfreut das Auge sich an zweien Häuschen, blendend weiß getüncht, mit dem schützenden, wärmenden Strohdache. Aus dem Schornsteine des einen wallt in bläulichen Ringen der Rauch und verliert sich in den Kronen der Föhren, die es rings einschließen. Vor beiden sitzt ein Häuflein Kinder; Kinder, so rosig und thauenfrisch wie die Blumen, daraus sie einen Kranz winden. Es sind die Kinder der Bahnwärter, die heute am Sonntage vielleicht von ihren ermüdenden Nachtwachen ausruhen, oder in die Kirche gegangen sind.

Aber bald öffnet sich der Wald ganz und gar. Ich lasse ihn zur Rechten und vor mir liegt ein Gütchen, ein Wohnhaus mit einem Garten, in dem der Holunder würzig duftet und mehrere

Bienenstöcke stehen, und ein paar bescheidene Wirthschaftsgebäude. Der Raum vor der Thür draußen ist mit weißem Sande und mit Tannenzweigen bestreut. Hier wohnt eine geheimnißvolle, mächtige Frau, eine Zauberin, die im Stande ist, an Menschen das höchste, ihnen gefährdete oder gar verlorene Gut wiederzuerstatten: die Gesundheit. Selten wird es leer vor der Thür dieser heilkundigen, freundlichen Frau, die nun schon seit einer Reihe von Jahrzehnten Armen wie Reichen ihren Rath erteilt, überall hilft und so manchen Menschen hat genesen machen. Ich kenne selber Fälle, wo die geschicktesten Aerzte sich für rathlos erklärten, weil sie die eigenthümliche Krankheit des Leidenden nicht zu erkennen vermochten, während diese Frau die Krankheit in wenigen Tagen beseitigte. Dabei ist sie vollkommen frei von aller Charlatanerie. Wo sie selber nicht helfen zu können glaubt, erklärt sie es dem Kranken ohne Weiteres. Auch beschränkt sie sich nicht auf die bloßen sogenannten „Hausmittel“; sie hat sehr wirksame Arzneien und besitzt eine Kenntniß des menschlichen Organismus, die selbst einen Fachgelehrten in Erstaunen setzt. Ich fragte sie einmal, woher sie dieses anatomische Wissen habe, und sie erwiderte mir: „Vom Schwein.“ — „Das ist ein Scherz,“ meinte ich. Sie aber äußerte: „Durchaus nicht! Alle Jahre werden bei mir ein paar Schweine geschlachtet. Da nehme ich die Gelegenheit wahr; ich betrachte mir jedes der innern Organe, die Arterien, die Nerven, und da der Organismus eines Menschen sich von dem eines Thieres nicht wesentlich unterscheidet, so erfahre ich, wie es in seinem Innern aussieht. Auf diese Weise lerne ich vom Schwein.“ Früher kam es wohl vor, daß die Frau von Aerzten, die sich in ihrer Praxis benachtheiligt sahen, wegen Medizinalpfuscherei verklagt und auch bestraft wurde. Das hat glücklicherweise in der neuern Zeit aufgehört. Man erkennt ihr segensreiches Wirken an, oder läßt sie stillschweigend gewähren, kurz sie darf der medizinische Schutzgeist dieser Gegend sein. Mei-

lentweit kommen die Menschen zu ihr, die Vornehmsten in Equipagen, die Armen zu Fuß, und selten ohne Erfolg.

Geht man ein paar hundert Schritte weiter auf die Höhe, so finden wir einen einsamen Kirchhof, einen Gottesacker in der Wildniß; denn hier beginnt die einsame Haide dieses Ufers. Hier liegt der Mann unserer medizinischen Freundin begraben, und voll Pietät hat sie ihm ein gußeisernes Kreuz setzen lassen mit großen goldenen Buchstaben. Wer viel mit einfachen Landleuten verkehrt hat, der weiß, wie glücklich sie einen so Begrabenen preisen. Ein Kreuz zu haben, und gar noch eins von Gußeisen, — sie sterben dann noch einmal so gern. Man wird ihren Namen lesen, wenn auch nur eine kleine Weile; man wird vielleicht einen Kranz darauf hängen, wird von dem Todten da unten reden. *Nos numerus sumus*, sagen alle denkmal- und kreuzlosen Begrabenen. Und auch der Arme will nicht sogleich vergessen sein, er will fortleben im Munde der Menschen, und wäre es auch nur so lange, als die Kränze auf seinem Grabe grün sind. Und wie die Menschen im Leben nicht zu einem Haufen geworfen, wie sie aus demselben heraustreten, sich als Individuen fühlen wollen, so lieben sie es auch, im Tode ihre besondere Stelle, ihren umgrenzten Begräbnißplatz zu haben. Die Gräber der Armen liegen in langen Reihen wie die Garben, die der Schnitter mähte. Der Wohlhabende will sein „Erbegräbniß“ haben oder gar einen besondern Kirchhof. Seitdem die Begräbnißplätze nicht mehr rings um die Kirche liegen, sondern abseits von den Wohnungen, außerhalb der Ansiedelungen der Menschen, legen die ländlichen Besitzer dieses Landes gern einen eigenen Kirchhof an; den pflegen sie noch bei Lebzeiten, sie pflanzen Bäume ringsum, und ist es, wie Tegnér sagt, schön unter Bäumen, die unsere Hand gepflanzt hat, die uns lieb sind wie Kinder, zu wandeln, viel schöner ruht es sich noch im Schatten der alternden. Solche Kirchhöfe erkennt man bereits aus der Ferne an dem schwarz an-

gestrichenen Stacketenzaun mit den weißen Köpfchen. Fast immer liegen sie auf einer Höhe. Und das ist schön. Moses ging auf den Berg Nebo, um zu sterben. Auch die Todten mögen auf der Höhe ruhen, wie jener Araber, der seinen Freunden befaßl:

Nehmt meine Gebeine und tragt sie mit euch, wohin ihr zieht,
 Und wenn ihr sie begrabt, begrabt sie eurem Zeltlager gegenüber,
 Und begrabt mich nicht unter Weinreben, die mich beschatten würden,
 Sondern auf einem Berge, daß mein Auge euch sehen kann;
 Und dann zieht an meinem Grabe vorüber und ruft euren Namen:
 Da werden sich meine Gebeine beleben, wenn sie euren Ruf hören*.

Doch weiter, weiter durch die Haide zum Rande des Haffufers! Hier und da ist ein Kieferngbüsch, ein verlorenes Feld; den Boden bedecken Stiefmütterchen in solcher Zahl, daß er ganz violett aussieht, Ampferarten, Kesselblümchen, Haidekraut, Federnelken, Katzenpfötchen und Wachholder. Da steht auch ein einsamer Strauch milder Rosen, ganz mit Blüthen bedeckt. Viele Blumen, namentlich ein paar mit gelben Blüthen, erinnerten mich an den Gotthard, auf dessen Nordseite ich dieselben einst mitten im Juli, also vier Wochen später als hier, hatte blühen sehen.

Gelangt man an den Rand des steilen, etwa hundert Fuß hohen Ufers, so liegt das Haff in einer fast unübersehbaren Weite vor uns da. Links an seiner Küste zuerst Patersorth, dann Schölen, Fedderau und der Bahnhof Wolitnick, dann verfolgt unser Auge die weit vorspringende Halbinsel, auf der Balga liegt und das Fischerdorf Kahlholz. Nun blicken wir auf die andere Seite des Haffs nordwärts nach Pillau, Rochstädt und verfolgen den langen dunkelblauen Waldzug der Caporn'schen Haide. Auch landeinwärts im Westen und Süden schweift das Auge in weite Fernen und bleibt namentlich an dem Lindenberge haften mit seinem dreisäuligen Baumtempel.

Das Haff zu unseren Füßen ist ganz flach. Einst erstreckte

* Weßstein: Sauran und die Trachonen.

sich dieses hohe Ufer weiter nach Nordwesten, bevor die Fluthen des Haffs es abspülten und unterwühlten. Dafür ist der Boden des ruhigen Gewässers auch ganz flach geblieben; er bildet eine der Schifffahrt gefährliche, sich weit in das Gewässer erstreckende Untiefe, welche unter dem Namen „Hafen“ bekannt ist. Wir können von der Höhe aus alles, was auf dem Grunde liegt, bis fernhin erkennen, obwohl das Wasser keinesweges besonders klar ist.

Ich stieg die Höhe hinunter an das Gestade. Kein Wasser- rauschen, wie es doch stets, selbst bei Windstille, an dem Meere vernehmbar; das Wasser liegt über der Untiefe träge und trübe da. Einzelne Lachen sehen schlammig und bläulich aus wie Vitriol. Der Strand ist mit Schilf- und Binsenfragmenten bedeckt, mit Steinchen und den niedlichen Muscheln, mit welchen wir als Kinder so oft gespielt haben und die wir „Kluden“ (Gluckhennen) und „Reichel“ (Rüchlein) nannten. Das Ufer zieht sich in steiler Böschung etwa eine Meile lang hin, von Patersorth bis Brandenburg, und kann keinesweges malerisch genannt werden. Aus der Ferne gesehen, von Balga oder Pillau, in einer interessanten Beleuchtung, erscheint es allerdings oft ganz wunderbar bläulich violett; in der Nähe verliert es diesen Reiz. Es besitzt nicht die grotesken Formen des Seeufers an der jamländischen Nordküste, und der Schmuck des Waldes fehlt ihm ganz. Hier und da findet man wohl einen Ansatz zur Schluchtenbildung, aber auch nicht mehr. Die Wasser mögen von dem lockern Erdreich aufgesogen werden oder theilweise landeintwärts fließen; denn man trifft nur ein größeres Rinnsal kurz vor der höchsten Erhebung des Ufers, etwa in der Mitte zwischen Patersorth und Brandenburg und später an der Lenzenburg. Hier und da hat auch der Sturm die Haidenarbe aufgerissen und tiefe schluchtenartige Furchen in den Sand gewühlt. Von einer weitern Veränderung durch den Luftstrom ist aber nirgends die Rede. Diese Uferhöhe ist keinesweges eine Düne; sie besteht vielmehr aus Lehm, Grus,

Steinfragmenten 2c. und gehört vorherrschend der Diluvialbildung an, obwohl auch tertiäre Elemente vorhanden sind. Das erkennt man besonders an einer Stelle, wo das Ufer durch die menschliche Hand abgestochen worden, vielleicht um nach Bernstein oder Mergel zu graben. Ueberall unter den überhängenden Kräutern und Büschen haben die Vögel in dem steilen Abhange ihre Nester angebracht und umfliegen den Wanderer ängstlich kreischend. Der ganze Abhang besteht aus einem förmlichen Treppensystem, aus Stufen, die sich in langen Linien und parallel neben einander hinziehen. Sie sind von dem Vieh getreten worden, welches das Gras abweidet und es liebt, stets in den alten Bahnen zu gehen.

Allmählich wird die Hochfläche, an deren Rande ich fortwährend hinging, kultivirter, obwohl der Boden erst seit Kurzem beackert ist. Man erkennt dieses an den Resten der alten Haidekrautnarbe, welche in der Ackerkrume noch nicht verwittert und zersetzt sind. Aber der Boden scheint undankbar; durch ein Leinfeld konnte ich ohne alle Gewissensbisse hindurchgehen. Rechts landeinwärts in der Haide stehen ein paar Ansiedelungen, offenbar in Folge der Separation der Brandenburger Feldmark entstanden; und so gleichgültig sie scheinen, diese Ansiedelungen werden einst den Charakter unserer Provinz verändern; sie werden dieselbe auf eine Kulturstufe heben, welche jene noch immer nicht erreichte Blüthe zur Zeit Winrichs von Kniprode übertreffen wird. Es liegt in ihnen ein großer Gedanke. Diese sogenannten „Ausbauten“ rufen das altgermanische Prinzip selbstständiger Höfe neu ins Leben, sie stehen im entschiedensten Widerspruche mit dem slavisch-kommunistischen Prinzip der Dörfer und absorbiren die letztern schon gegenwärtig in einem ganz auffallenden Maße. Vor der Separation lebten die Bewohner unserer Dorfschaften in einer so engen Verbindung, daß von einer individuellen Entwicklung der einzelnen Bauernhöfe nicht die Rede sein konnte. Ein großer

Theil der Feldmark war absolut gemeinschaftlich, diente nur zur Weide, ein anderer wurde jährlich in einer gewissen Reihenfolge zur Beackerung vertheilt. Kein Miteigenthümer war daher im Stande, für sein Feld etwas zu thun, weil er es nur mit langen Unterbrechungen beackerte. In Folge dessen blieb es bei dem alten Schlendrian, der zähen Unbehülflichkeit des Bauers. Sein Haus, seine Wirthschaftsgebäude standen mitten im Dorfe, mit seinem Garten, seinem einzigen ausschließlichen Besitztume.

Seit den Gemeinheitstheilungen hat nun jeder Besitzer sein besonderes Stück Land zugewiesen erhalten; er ist jetzt erst Herr über seinen Grund und Boden. Nun kann er kultiviren, für den Boden etwas thun, ohne zu fürchten, ein Anderer werde die Früchte seiner Arbeit genießen. Nun baut er sich aus, inmitten seiner Feldmark, oft weit von der „Dorfslage“, dem alten „Sitzstücke“ Und sehen die Gebäude auch mitten in dem Felde etwas kahl aus, unserm Bauer fehlt der Sinn für Schönheit nicht; er umpflanzt seinen Ausbau mit Bäumen, ein Gärtchen ist bald angelegt, und das rothe Dachpfannendach verdrängt schnell das braune Strohdach. So bekommt unsere Provinz eine ganz andere Physiognomie. Statt der weiten unübersehbaren Felder erblicken wir jetzt überall einzelne freundliche Höfe, Gruppierungen, die dem Auge wohlthun. Und wie entwickelt sich die Agrikultur! Welch ein Reichthum heute gegen damals! Es ist wahr, die Dorfs poesie verschwindet. In den Dörfern, den alten Bauernhäusern bleiben meist nur die Proletarier zurück, die „Eigenthümer“, welche Haus und Garten für ein paar hundert Thaler von dem „ausgebauten“ Besitzer kaufen; die Wohlhabenden wandern hinaus aufs Land. Die Dörfer als solche verlieren außerordentlich. Aber man blicke um sich, und das Herz freut sich uns im Leibe über diese unerhörte Entwicklung, diesen Reichthum, der einzigen Grundlage auch aller höhern geistigen Kultur.

Als Kind bin ich noch durch meilenweite Waldungen gefahren, an deren Stelle heute die besten Feldfrüchte in herrlicher Fülle gedeihen. Oft wenn ich damals den Waldboden betrachtete, wunderte ich mich darüber, daß er Furchen enthielt, wie ein Ackerfeld. Was er jetzt ist, das war er einst bereits in der That, sei es zur Zeit der Ordensblüthe oder gar zur Zeit der heidnischen Preußen, die wir stolz sein müssen, unsere Vorfahren zu nennen; denn es war nicht bloß ein tapferes, es war ein edles und fleißiges Volk, dem wir Ostpreußen das unvergleichlichste Ackerinstrument verdanken, von einer Genialität der Erfindung, die selbst unsere geistvollsten Techniker in Erstaunen setzt, unsere — Zucht. Man hat zwar darüber geklagt, daß dieser Pflug der Hand eines kundigen und denkenden Leiters bedarf; aber, fragt unser Landsmann Dr. Thomas mit Recht, ist es denn nothwendig, daß hinter dem Pfluge sich auch ein Ochse befinde? Enthält der Vorwurf nicht vielmehr ein Lob?

Wäre es nicht überhaupt endlich an der Zeit, unsere alten Preußen zu Ehren zu bringen? Wir nennen uns Deutsche; es ist wahr, ein großer Theil von uns ist eingewandert, aber Tausende von altpreußischen Personennamen bezeugen noch heute, daß das altpreußische Blut nicht zu pulsiren aufgehört hat, daß wir zwar deutsche Sprache und Kultur angenommen, daß wir aber auch Eingeborne sind. Noch in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wurde der lutherische Katechismus zum Volksgebrauche ins Preußische übersetzt. Es ist also eine Fabel, wenn wir aus unsern Geschichtsbüchern lernen, die alten Heiden seien zum größten Theile ausgerottet. Verdrängt wurden sie allerdings, getauft auch und dezimirt erst recht, aber ihre Nachkommen bilden noch heute das eigentliche Volk dieses Landes; nur der Adel ist eingewandert und der Bürgerstand, auch die Bauern des Weichseldeltas und Andere; aber wir dürfen nur einmal die Physiognomie unserer Landleute betrachten, und wir werden uns ge-

stehen, daß ihr ganzes Deutchthum bis auf den von den Deutschen überkommenen Namen etwas Angenommenes ist. Natürlich wäre es komisch, unsere altpreußische Nationalität betonen zu wollen; was ich will, ist allein, wir sollen uns der alten Heiden als unserer würdigen Vorfahren erinnern.

Hier treffen wir auf ein Werk, das die Mythe ihnen nehmen möchte und den Einwanderern vindiziren: — die Lenzenburg*. Ich hatte nie daran gezweifelt, daß es das Werk der deutschen Ritter sei, nach Art der Burg zu Balga oder Kreuzburg. Ich war vor Jahren wiederholt an ihr vorübergefahren, und hatte sie niemals betreten. Und nun, da ich sie gesehen, da ich sie oberflächlich gemessen, habe ich keinen Zweifel, daß die Ritter nur einen kleinen Theil an ihr haben, daß sie ursprünglich von den Ureinwohnern errichtet worden.

Doch vergegenwärtigen wir uns erst die Lage dieser „Burg“ Etwa eine Viertelmeile vor Brandenburg tritt das steile Haffufer zurück, offenbar in Folge der Einwirkung der Frischingsfluthen, welche sich hier mit den Wassern des Haffs verbinden und das Ufer unterwühlt haben. Gegenwärtig hat das Haff seinen Raub wieder herausgegeben. Ein breites Vorland, größtentheils sumpfiges Wiesenland, mit Erlen bestanden, erstreckt sich zwischen Haff und

* Voigt und Töppen schreiben Lenzenberg. Der Lenz hat offenbar mit dem Namen nichts zu thun; er ist vielleicht aus *Lanzania* korrumpirt wie der des Ortes Lenzen bei Elbing. Ein südlicher Ausläufer der Stubbenitz auf Rügen heißt ähnlich: die Lenz. Auffallend ist es, daß die preußischen Topographen sich noch besonders bemühen, die Lage der Lenzenburg festzustellen, als ob in ihrer Nähe nicht jedes Kind von ihr zu reden wüßte. Bemerken will ich noch, daß freilich in jener Gegend die Annahme allgemein ist, die Burg führe ihren Namen von einem Ritter Lenz, der dort gewohnt habe. Die Geschichte hat uns bekanntlich nur den Namen des Ordensvogtes Walrad Mirabilis überliefert, welcher die preußischen Edlen in der Lenzenburg verbrennen ließ. Voigt, Gesch. Preußens. III. S. 189.

Steilufer und zwar in der Art, daß es nach dem Lande zu niedriger und gegen das Haff durch eine Art von Düne geschützt wird. Es ist genau dieselbe Bildung, wie ich sie in den pontinischen Sümpfen gesehen. Denn die Natur baut stets nach denselben Prinzipien, sie habe es mit Felsmassen zu thun oder mit Sandkörnern. Das geht so weit, daß hier der Abfluß zwischen Strand und Steilufer genau dem berühmten Kanal entspricht, auf dem Horaz mit der Treckschute fuhr.

Das alte, steile Haffufer, dessen Höhe hier etwa siebenzig Fuß betragen mag, ist hie und da durch die abfließenden Wasser durchbrochen, so daß sich Schluchten bilden, die sich gewöhnlich ein ganzes Ende in das Land hinein erstrecken. Zufällig laufen an einer Stelle zwei dieser Schluchten so nahe an einander hin, daß der von ihnen eingeschlossene Theil des Ufers nur etwa dreihundert Fuß breit ist. Dieser Raum eignete sich mithin vortrefflich zur Anlage einer Befestigung, denn nach dreien Seiten gewährte die steile Höhe einen entschiedenen Schutz, nach der Landseite bedurfte es nur des Aufwerfens eines Walles, um auch diese Seite gegen einen feindlichen Angriff sicher zu stellen. Das ist denn in der That geschehen. Der Wall im Süden ist das einzige Werk, das durch die Menschenhand zu Stande gekommen. Gegenwärtig hat dieser Wall, der nicht ganz gerade läuft, sondern einen Bogen bildet, wie der Burgwall der alten Rugier in Arkona, zwar nur die unbedeutende Höhe von etwa fünfzehn Fuß (nach Außen hin, während er das Plateau der Burg innen nur etwa um zehn Fuß überragt), derselbe ist jedoch, wie mir ein Mann erzählte, vor Kurzem von dem Besitzer dieses Stückes Erde um etwa fünf Fuß erniedrigt worden.

Bei dieser Gelegenheit hat man auch den Wall und das Plateau der Burg nach Mauerwerk und Steinen durchwühlt; denn nach einer Sage sollten unter dem Erdreich noch bedeutende Steinfundamente verborgen sein. Man hat jedoch nichts gefunden,

als ein paar ganz unbedeutende Kollsteine, und von Mauerwerk nicht das Allermindeste.

Aus all diesem geht mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Lenzenburg keine Anlage der Ritter ist. Es ist allerdings wahr, daß dieselben die alte heidnische Burg der Preußen erobert und sich demnächst eine kurze Zeit darin befestigt gehabt haben. Sie muß aber sehr bald wieder verlassen sein, wahrscheinlich nach dem Aufbau der nahen Brandenburg.* Wir werden entschieden an ähnliche vorritterliche Anlagen erinnert, von denen wir freilich nicht wissen, ob sie den alten Preußen oder gar einer noch ältern Zeit angehören, die aber gewiß nicht, wie das Volk meint, alte Schwedenchanzen sind. Der Einbruch der Schweden im siebzehnten Jahrhundert, der von der Seeseite erfolgte, überraschte das Preußenvolk, das nach Süden und Osten als auf sein Turan zu blicken gewohnt war. So verband sich die Erinnerung an diese „Schwedenzeit“ mit den alten Burganlagen, die bereits ein paar Jahrhunderte vorher ein Räthsel gewesen sein mögen.

Wir begegnen diesen Burgwällen überall. Die größte mir bekannte Anlage dieser Art befindet sich bei Heiligenbeil auf dem sogenannten Lateinerberge, wo der ungeheure Wall einen nach drei Seiten steil abfallenden Raum abschließt, von einer Ausdehnung, daß er für ein ganzes Heer als Lagerplatz dienen könnte. Bei allen fehlt Mauerwerk. Es ist wahrscheinlich, daß sich rings um solche Plätze noch eine Befestigung von Holz befand, wie die alten Preußen und Slaven sie liebten. Die Burgen der Ritter waren in den ersten Jahrzehnten des Kampfes mit den heidnischen Preußen ganz ebenso angelegt; und zu einer solchen Zeit wird es geschehen sein, daß sich die Tragödie zutrug, wegen deren die Lenzenburg in unserer Erinnerung so im Vordergrunde steht. —

* Brandenburg wurde im Jahre 1266 erbaut.

Das eigentliche Volk weiß von dieser historischen Mythe nichts. Vergebens bot ich zweien Jungen eine Belohnung, wenn sie mir eine Sage von der Lenzenburg erzählen würden. Sie wußten keine. Aber im Uebrigen waren sie so einfältig keineswegs. Sie hatten sich von Holz und Zweigen in den Abhang des steilen Ufers hinein eine so hübsche Hütte gebaut, daß ich sie nothwendig zeichnen mußte.

Brandenburg sah ich zum ersten Male seit der Eröffnung der Eisenbahn. Wie es so still und unbedeutend daliegt, fern von der Weltstraße, ohne Verkehr, ohne Leben! Im Gasthause fand ich noch immer das Bild hängen, welches mir als Kind so viel Spaß gemacht hatte: mehrere Weiber, die sich prügeln. Ich besuchte den Kirchhof und ein paar Gräber, dann ließ ich mir die Kirche aufschließen, deren Inneres in Wahrheit häßlich ist. Welche fürchterlichen Bilder! Wann wohl alle diese Kirchen verwüstet sind? Aus der Zeit vor dem sechszehnten Jahrhundert haben sie keine Denkmäler, und die spätern sind fast alle entsetzlich. Nur ein Tempelchen ist hier ganz hübsch; es führt die Inschrift: „Diese Taufe hat Barbara Jordanin Gott zu ehren staffiren lassen Anno 1633.“ An der einen Wand hängt, wie in allen unsern Kirchen, eine Tafel mit dem Verzeichniß der in den Freiheitskriegen gefallenen Krieger. Da das Brandenburger Kirchspiel nur klein, so sind es auch nur 17 Namen, auf denen unser Auge mit Theilnahme haftet.

Noch ein Gang ans Haff, wo eine alte Mauerede weit hervorspringt und „halb geborsten, über Nacht stürzen kann,“ dann zurück nach Ludwigsort.

Gerade als ich den schönen Wald betrat, fing es zu regnen an, der erste Regen nach der wochenlangen Dürre; und wie die Tropfen, die Wasserstrahlen durch das Laub der Birken schlugen und durch die Nadeln der Kiefern und Fichten, da gab das ein Rauschen und Sausen, daß es mich die köstlichste Musik dünkte,

die ich jemals gehört. „Die Wassertwogen erheben sich und brausen gewaltig; Du tränkest das durstige Land!“ — So war ich einst vor langen, langen Jahren durch diesen Wald im Regen gegangen, und gerade wie damals sprach ich in Schneewalbe an und — nein, das war zu viel! — hatte ich diese langen Jahre als Siebenschläfer nur verträumt, oder waren hier Menschen und Dinge unverwandelt geblieben, unberührt von dem Walten der Zeit?

War das doch dieselbe rothangestrichene Bank, auf der ich gefessen! Immer pötte noch die schwarzwälder Uhr am Kamine, in dem ein Reifigfeuer brannte. Der braunglasirte Ofen mit dem weißen Rande, der eichene zweiflügelige Schrank, sauber geschmückt, darauf Teller standen, Leuchter und Geschirre, auf dem Kaminsims die Reihe brauner Kaffekannen, eine immer größer als die andere, die größte, eine wahre Großmutter, mit Draht umspunnen; vor dem Kamine die schnurrende Kaze. Auf den Fensterbrettern freundliche Blumentöpfe, mehrere Myrthen und eine Asklepias. Geradeüber in der Nebenküche, durch die Thür sichtbar, das große Himmelbett mit den weißen Gardinen. Und nun die beiden Alten, freundliche gute Menschen, Philemon und Baucis in leibhaftiger Gestalt:

„Hülfsbereit, ein wackres Paar,
Das um heut mir zu begegnen,
Alt schon jener Tage war.“

Welch ein sonderbarer Eindruck!

Da saß ich nun und ließ die Vergangenheit vor meinem innern Auge vorüberziehen, während der Regen leise niederrauschte und meine Kleider am Kaminfeuer trockneten. Der Alte setzte sich zu mir, und richtig, er hatte es bald heraus, wer ich war; und da er meinen Vater seit schon dreißig Jahren kannte, so hatte seine Zuneigung keine Grenzen. Aber daß ich zu Fuß gegangen, das konnte er doch nicht begreifen; und daß ich mich

gar mit Zeichnen befaßte, erst recht nicht. Mir fiel eine hübsche Anekdote ein, die ich einmal in Danzig erlebte. Ich fragte nämlich einen Danziger nach dem Namen eines Herrn, der mir gerade auffiel. „Der schreibt auf der Regierung,“ lautete die Antwort. Später erfuhr ich, daß es — der Präsident der Regierung gewesen. — Der Regen ließ nach und ich machte mich auf und ging weiter nach dem nahen Charlottenthal. Schon vor der Eisenbahn sieht man das saubere Jagdschlößchen, welches mit seinem Thurme freundlich aus dem Laubwalde blickt und einst von dem nun verschollenen Herzoge von Holstein erbaut worden ist. Charlottenthal ist für die Pflanzengeographie nicht ohne Bedeutung; es bezeichnet die nördliche Grenze der Rothbuche in diesem Lande. So schön wie in Holstein (ich meine das Land) und bei Preuß. Holland in den herrlichen Wäldern von Weesfenit und Stobenit, ist sie hier zwar nicht, aber sie rafft sich hier vor ihrem Verschwinden offenbar noch ein Mal auf, sie prangt in einer Schönheit des Gezweiges und Laubes, daß man doch ganz erstaunt und stille wird. Ich sage des Gezweiges und des Laubes; denn die Stämme haben bereits die großartige Majestät ihrer südlichen Genossen verloren; sie sind trotz aller Stärke ein wenig krüppelhaft gebogen, wie wenn sie zusammengesäuert bei den eisigen Winterstürmen. Aber oben in der Krone da lebt und webt es, da breiten sich die Aeste herrlich aus, schwungvoll wie die Gratbogen des gothischen Gewölbes, oder wie die aufsteigenden Strahlen einer Lilienfontaine, und nach den Seiten senken sich die Zweige herab und wallen und rauschen in dem Winde, der den Regen von den duftigen Blättern schüttelt.

Bilden aber die Buchen die herrlichsten Baumgänge mit ihrer unermesslichen Erhabenheit, so werden sie doch fast übertroffen noch von den Linden und den Eichen, welche im Süden des Parks, dicht neben dem Schlößchen, einen Weiher umstehen. Er liegt zwischen Hügeln, an denen einzelne Bäume und Baum-

gruppen wurzeln. Aus dem Wiesenlande steigt erst das Schilf auf, dann tritt die Wasserfläche hervor, zum größten Theile mit einer hellgrünen schwimmenden Pflanzenmasse bedeckt. Sie und da ist diese Wasserdecke zerrissen, und es gähnt uns die schwarze Tiefe an, so kohlschwarz, wie die Wasser des Mummelsees im Schwarzwalde es nicht sind. Rings aber, wie die Wächter dieser geheimnißvollen Stelle, ragen die Linden auf, die Birken und Kiefern und ein paar urgewaltige Eichen. Alles senkt sein Gezweige nach dem Weiher hin, doch wie in schüchternen Zurückhaltung. Nur die eine Eiche, sie mag ihre sechshundert Jahre alt sein, greift mit einem knorrigen gewundenen Aste, wie mit einem Riesenarme weit, weit aus, streckt ihn über die Wasserfläche, nach allen Seiten Gezweige und Aeste treibend, und senkt die letzten Spitzen in das unbewegte Wasser. Libellen gaukeln über die grüne Decke; das Rohr schlägt seine Halme zischelnd in einander, von Zeit zu Zeit rauscht ein Windstoß durch die Kronen der Bäume und dann prasseln die schweren Tropfen auf die tiefern Zweige und fallen in den Weiher, der sie lautlos und unbewegt aufnimmt, ohne eine Spur von ihnen zurückzulassen, nicht einmal einen kleinen Wellenkreis.

So sah ich den Weiher dieses Mal, trüb-dunkel, melancholisch bis zum Uebermaß; früher hatte ich ihn einmal erblickt im letzten Glühen der Abendsonne, von Sonnenstrahlen umzittert, wunderbar wie ein Waldmärchen. Der ungeheure Arm des Eichbaums glühte damals wie von grünem Feuer. Ich möchte ihn wohl einmal sehen, wenn die Blätter vom Winde gefegt werden, an einem Herbsttage, oder wenn der Winter die Wasserfläche mit einer Eisdecke belegt hat.

Weiter eilte ich durch den Buchenwald südlich. Man überschreitet die nach Zinten führende Chaussee, erreicht Schwanis und gelangt durch einen sandigen Kiefernwald zu dem Gute Rippen. Hinter dem architektonisch unbedeutenden Herrenhause liegt der

Garten. Man geht durch hübsche Baumgänge, längs einem Schilfteiche, und gelangt an den Abhang eines Hügels. Hier befindet sich ein Begräbnißplatz, von einem Eisengitter umschlossen und von den malerischsten Baumgruppen umgeben, welche von der Höhe des Hügels bis zum Schilfteiche herniedersteigen. Trauerweiden umschatten den Platz zunächst; aus dem Dunkel der Ahorne und Linden weisen einzelne lombardische Pappeln wie Riesenfinger nach oben. Ueberall duftet der Flieder und Jasmin.

Innerhalb des Gitters befinden sich drei Gräber, von Blumen überwuchert. An dem einen, dem Eingange zunächst gelegenen, steht auf einem Piedestal eine Marmorstatue, die sich mit ihrer Weiße von dem dunkeln Baumhintergrunde abhebt.

Erfreut in dem kalten Norden schon eine bloße Erinnerung an den lichten Süden, wie viel mehr ein Marmorbild, dessen Anblick so wenigen Nordländern kaum ein Mal im Leben zu Theil wird. Diese Statue hat etwas unsäglich Rührendes. Sie ist schön, nicht weil sie für sich allein dasteht und der Beschauer durch die Betrachtung nicht zerstreut werden kann, wie in den Museen; auch in einer Sammlung moderner Kunstwerke würde sie im Vordergrunde stehen. An einer Säule, die Hände in einander gelegt wie zum Gebete, steht eine weibliche Figur und blickt nach oben. In ihrem Antlitze ist wunderbar schön antike Ruhe mit modernem Ausdrucke verbunden. Gleich Göthe's Iphigenie besitzt sie die ganze Fülle deutschen Gemüthes in griechischer Form. So wie sie dasteht, könnte sie mit Iphigenien sprechen:

Du hast Wolken, gnädige Ketterin — —.

Da sie an einem Grabe steht, so mußte der Bildner in ihren Zügen gleich Schmerz wie Trost ausdrücken; und das ist ihm vortrefflich gelungen. Wenn aber der Trost als ein christliches Element erscheint, so hat der Künstler in der Stellung der gekreuzten Füße zugleich ein feines Studium der Antike bewiesen, da nach Lessing's Abhandlung die Alten den Tod in dieser Stel-

lung abbildeten; denn Kreuzung der Füße symbolisirt die Ruhe. Auch Rauch's Königin Luise schläft in dieser Stellung.

Der Schöpfer dieses Kunstwerks soll Canova * sein. Ist es der Fall, was mir zweifelhaft erscheint, so möchte diese Statue das Beste sein, was ich von Canova gesehen habe.

Als Kind nahm mich meine Mutter einmal mit zu diesem Marmorbilde. Es erregte mir damals aber ein gewisses Entsetzen: die Weiße des Marmors hatte etwas so Gespenstisches. Ein Gärtner brachte uns eine Handvoll der schönsten Rosen, ich griff danach und spielte mit ihnen so lange, bis sie ganz zerzaust waren. So machen's ja wohl noch heute die Kinder! Als ich in der Schule bereits den Homer las, da erzählte mir meine Mutter bei einem zweiten Besuche eine Geschichte, die sich an diese Statue knüpft, eine einfache Geschichte, die ich hier erzählen will.

Vor sechzig Jahren und länger lebte in Rippen ein Kammerherr von Korf, der sich noch in seinem Alter mit einer jungen und schönen Frau verheirathete. Das ungleiche Paar lebte, was man glücklich nennt. Sie war arm gewesen, die Heirath hatte ihr eine Stellung verschafft, Liebe hatte sie noch nicht gekannt. Aber sie sollte sie kennen lernen. Ein Neffe des Kammerherrn, ein Graf von der Schulenburg, jung, Offizier, und natürlich lebenswürdig, besucht seinen Oheim zu wiederholten Malen in Rippen. Er liebt die junge Frau und findet Gegenliebe. Aber sowie das Geständniß abgelegt ist, fassen Beide den Entschluß, einander zu entsagen; der Graf verspricht sofort, in seine Garnisonstadt abzureisen. Der alte Kammerherr forschet nach dem Grunde der plötzlichen Entfernung; von ihm gedrängt, offenbart der Graf seine Liebe, seinen Entschluß zu entsagen, und will abreisen. Aber der Kammerherr hält ihn zurück, er will wissen,

* Wahrscheinlich ist es — Rauch.

ob seine Gattin diese Liebe erwidere, und als er dieses erfährt, da — — natürlich ein Duell, ein gebrochenes Herz, drei Gräber! — — nein, da entsagt der Kammerherr, da läßt er sich von seinem jungen Weibe scheiden und die Liebenden werden nicht nur mit einander verbunden, sie leben mit dem würdigen Manne wie Kinder mit ihrem Vater, dem sie zwar nicht das Leben, aber eine Welt voll Glück und Liebe danken.

„Und“ — setzte meine Mutter hinzu, „alle Dreie habe ich noch zusammen fahren sehen, die Frau stets in der Mitte zwischen den beiden Männern.“

Auf jenem Plage liegen sie begraben. Erst starb der alte Kammerherr, dann die Gräfin. Um seinen Schmerz zu betäuben, reiste der Graf nach Italien; dort wurde die Statue, welche an dem Grabe der Gräfin steht, bestellt: ein weiblicher Genius, der nach oben blickt. Man sagt, er trage die Züge der Gräfin.

Es giebt zwar noch eine andere, ich möchte sagen realistische Deutung dieser rührenden Geschichte. Da ich sie aber stets auf die erste Art erzählen hören, so mag ich auch nichts Anderes berichten. Im Munde des Volks wird sie einst zur Sage werden, wie die vom Grafen von Gleichen, an welcher sie ihr anmuthiges Seitenstück findet.



Durch das Samland.

Wie wenig gehörte dazu, um den Weg längs dem Landgraben zu einem anmuthigen Spaziergange umzuschaffen! Da ist ein fließendes Wasser, ein Wall, der zum größten Theile noch mit Buschwerk von Buchen, Birken und Rußstrauch bestanden ist; man dürfte es einfach nur wachsen lassen, und in ein paar Jahren würde es schon Schatten geben. Es wird aber jährlich (vielleicht von Unberufenen) abgehauen, gelichtet, und so fühlt der Wanderer sich der glühenden Sonne schutzlos preisgegeben. Der Blick auf die Hüfen mag ihn entschädigen und der auf die fernen, südlich vom Haff belegenen Höhen, wenn ihm nicht der Landgraben selber, als Werk der deutschen Ritter, welche in dieser Anlage einen großen Theil der Wasser des Samlandes vereinigten, um sie Königsberg und dem Oberteiche zuzuführen, eine geistige Erhebung verschaffen sollte.

Eine Frau kam mir entgegen und bat eine Kuh fortzutreiben, welche auf dem Walle des Landgrabens weidete und ihr mit grimmigen Geberden den Weg versperrt hatte. Sie entschuldigte ihre eigene Unfähigkeit damit, daß sie einen Korb am Arm trüge und also schlimmstenfalls nicht schnell genug werde — laufen können. So wurden wir mit einander bekannt. Es war eine Instfrau aus dem Hause neben der Schleuse, in welchem sie mit noch fünf andern Familien wohnte. Sie alle — so erzählte sie mir — seien einem Gutsbesitzer auf den Hüfen zur Arbeit verpflichtet, der ihnen freie Wohnung gebe und einen bestimmten Lohn für diejenigen Tage zahle, an welchen zu arbeiten sei. Ihr Mann erhalte im Winter 5, im Sommer aber 7 $\frac{1}{2}$ Sgr., und

ihre Tochter, die gleichfalls in die Arbeit gehe, 3 und 4 Sgr. Acker zur Benutzung hätten sie nicht, und am schlimmsten sei es, daß sie keine Kuh halten könnten, wie es doch anderswo Sitte. Dagegen stehe es ihnen frei, ein Schweinchen aufzuziehen, das sich von den „Abgängeln“ nähre und beim Verkaufe einen Erlös von 6 bis 8 Thalern liefere. Dieser Betrag diene zu ihrer Bekleidung. Alle Nahrungsmittel müßten sie sich kaufen. In der That trug die Frau in ihrem Korbe ein Brod und ein „Gericht“ kleiner Fische, die vielleicht unverkauft geblieben waren.

An der Schleuse trennte ich mich von ihr. Früher begann hier nach einigen hundert Schritten die Wilkie, der „Wolfswald“, aus Fichten bestehend, die nun alle von der Nonnenraupe zerfressen und in Folge dessen gefällt worden sind. An Stelle des Wäldchens, in welchem wir vor zwölf Jahren oft geseßen, selbst an Stelle des Wohnhauses, vor welchem wir einst Nachts bei einem Gange zum Galtgarben gesungen, den dort wohnenden, wegen ihrer Schönheit berühmten Mädchen ein Ständchen bringend, — wogte ein Kornfeld. Mir fiel die Sage von Chidher dem ewig jungen ein. Und was wird nach fünfhundert Jahren dort wogen? Wiederum ein Wald, oder die Welle des benachbarten Teiches?

Auch die sogenannte zweite Wilkie hat viel verloren. Wohl steht hier noch der Wald und das Gasthaus, aber er ist gelichtet und unschön wie ein Bild, in welches die Würmer ihre Löcher gefressen haben. Es kam freilich dazu, daß eine Schaar von Studenten vor der Thür des Gasthauses saß, die mit rauhen Kehlen ihre Lieder sangen. Freundlicher ist der Anblick, wenn die Turner mit ihrem bekannten Sinne für das Schickliche hier ihre Feste feiern. Die gymnastische Ausbildung des Körpers erzeugt ganz von selber die Eurythmie des Geistes.

Der Pfad führt immer längs dem Landgraben. Einzelne Bäume begleiten ihn und werfen ihren Schatten über das dunkle

Wasser, das so reich ist an allerlei schwimmenden, langhaarigen, wellenden, in der Strömung vibrirenden Pflanzen. Libellen gaukeln darüber hin, und große Wasserspinnen laufen mit unerhörter Schnelligkeit über die bewegte Fläche. Hier und da steht ein vertrockneter Baum und spiegelt seinen von der Rinde entblößten Stamm in dem Wasser; manche Buchen sehen gar erbärmlich und verkrüppelt aus; denn es ist hier schon viel zu kalt für ein fröhliches Gedeihen, auch spülen die aufgestauten Wasser oft über ihren Fuß, und das ertragen sie nicht. Vorzüglich gedeiht dagegen die Eiche. Aber zugleich zeigen mächtige, von der Säge geschnittene Stubben, daß auch sie der zerstörenden Hand des Menschen schonungslos verfallen sind. Die schönsten Baumgruppen findet man am sogenannten Philippsteiche. Solcher Teiche, durch welche der Landgraben fließt, giebt es auf dem Wege nach Wargen mehrere. Sie sind alle durch die Anlage des Landgrabens entstanden. Indem nämlich bei dieser Anlage das Wasser über kleine Thäler zu führen war, mußte man quer durch dieselben einen Damm ziehen, hinter welchem sich sodann das Wasser zu einem Teiche ansammelte. Zugleich hat man solche Stellen zu einer Schleusenanlage benutzt, durch welche nun das überflüssige Wasser aus dem Landgraben abfließt.

Auf solchem anmuthigen Wege, zum großen Theile in erquickendem Schatten, gelangt der Wanderer nach Preil. Die Lage dieses Ortes an dem schönen See von Wargen ist berühmt. Ich sage See, die Bewohner nennen ihn aber mit Recht einen Teich, den Pfarreteich, denn den ersteren Namen führt bei uns ursprünglich nur eine von Natur gebildete, mit Wasser ausgefüllte Vertiefung. Der Teich von Wargen ist aber dadurch entstanden, daß auch hier — wie beim Landgraben — quer durch ein tiefes Thal ein Damm gezogen worden, der den Wassern oberhalb den Abfluß nur durch eine Schleuse gestattet. Ursprünglich war dieser Teich also ein Thal, dessen größte Tiefe leicht zu

ermitteln ist, wenn man die im Süden hinter der Schleufe mißt. Von der Schleufe nördlich aufsteigend, muß die Tiefe sich allmählich verringern. Wir finden in der That am nördlichen Ende des Teiches dessen Tiefe so unbedeutend, daß er sich zulezt in einem Sumpfe verliert.

Und wenn ein Maler es so angeordnet, schöner hätte er es nicht machen können. Vorn links ein Buschwerk mit hängenden Birken, dahinter der Wald; rechts die bewaldete Burghöhe, steil in den See hineintretend, und im Hintergrunde wie auf einer Halbinsel das schöne Kirchdorf Wargen mit seinen rothen Dächern, den alten Linden und der Kirchturmspitze, die sich so ansprechend verjüngt. Dazu der Blick auf den Hintergrund des See's, der sich im Walddickicht verliert und dort seine größte Schönheit entfaltet. Gestehen wir uns, daß wir reicher sind an lieblichen Landschaftsbildern, als wir selber glauben. Nur den Maßstab einer Schweiz, eines Gebirges, überhaupt der Fremde legen wir nicht an.

Wohin zuerst? — Schauen wir zuvörderst, wie man die Schafe in dem Teiche wäscht, dessen Wasser sich so vortrefflich zur Schafwäsche eignet, indem es mit seiner „Weichheit“ gewissermaßen die Seife ersetzt; denn in dem kalten Springwasser der Bäche lösen sich die fettigen Wollzotten nur schwer. Das ist ein fortwährendes Rufen der Menschen und der Thiere. Am Tage vorher sind nämlich die Lektorn bereits „eingeweicht“, durch ein Wasser getrieben, kennen also ein solches Bad. Sie sträuben sich, einzeln aus ihrer Heerde geholt, nun aus Leibeskräften und schreien, wie wenn es zur Schlachtbank ginge. Noch im Wasser setzen sie ihren Widerstand fort, ja sie entwinden sich wohl gar den Händen der Menschen, schwimmen in das tiefe Wasser und ertrinken. Am Lande unter einem Busche sah ich ein paar solcher elendiglich umgekommenen Schafe liegen, eines mit durchgeschnittener Kehle, denn man hatte es während der letzten Zuckungen absichtlich getödtet, um noch sein Fleisch brauchen zu können. Ist aber

die Wäsche vorüber, die Arbeit abgethan, dann beginnt unter den Menschen der Scherz. Schon vorher ist die Eine oder der Andere verstoßen bespritzt worden, nun zum Schlusse wird das Tauchen der Frauen zum System; es entsteht ein Kreischen, Ringen, Fliehen und Haschen; die Kleider der Mägde triefen, nicht weniger ihr gelöstes Haar. Auch die Männer entgehen der Taufe nicht, die Schafe schreien aber dazu in ihrer Heerde und bilden gleich den Fröschen des alten Dichters den Chor in diesem heitern Spiele. Dann bewirtheet der Gutsherr die Wäscher mit Speise und Trank. Nach dreien Tagen aber (so lange Zeit braucht das dickwollige Bließ der Schafe zum Trocknen) beginnt die Schur, die nun ruhig und gesetzt verläuft. So wird es bei einer ostpreussischen Schafwäsche gehalten. Ich denke, die Sitten werden dabei nicht gar so verschieden sein, und wenn man bis nach Spanieninge.

Betritt man die dunkelschattige Waldhöhe, welche sich östlich vom See mit ihren Buchen und Eichen erhebt, so erkennt man bald, daß man sich auf altem, geweihtem Boden befindet. Seien diese Wälle nun von den alten Preußen aufgeworfen, oder diese Gräben von den Rittern gegraben, wir fühlen das eigenthümliche Wehen des Menschengewisses über diesem Boden, darüber nun der Wald rauscht.

Vor noch nicht vielen Jahren wurde freilich der Wanderer noch viel entschiedener zu jenen fernen Jahrhunderten hingeführt. Da las er auf einer großen Zahl von Tafeln und Kreuzen die Namen der ruhmwürdigen Hochmeister und Führer, welche einst in langem Kampfe hier mit einander gerungen. Nördlich von der Straße war dem Ritterorden, dem Christenthume eine Denkstatt errichtet. Gleich am Eingange hieß es: „Des Deutschen Ordens Burg zu Wargen.“ Südlich aber durften die alten Preußen, die armen, unterlegenen Heiden, zu verspäteter Anerkennung gelangen. Unter einer Eiche dicht am Wege, auf einem Altare,

brannte ein Feuer (bemaltes Blech!) und man las die drei heiligen Namen: Perkunos, Pikkolos und Potrimpos. In dem Haine auf beiden Seiten des Weges standen alle die Namen verzeichnet, welche uns die Geschichte aufbewahrt hat. Da fehlte weder Hermann von Salza, noch Winrich von Kniprode, noch der edle Herkus Monte. Bis auf die polnischen Könige hin ging das Verzeichniß; und daß die Männer der Wissenschaft nicht fehlten, beweist noch ein verlorener Kreuzesarm, welcher gegenwärtig an dem Stamme eines „Kruschkenbaumes“* vor dem Gasthause in Preil angenagelt ist und den Namen „Nikolaus Kopernikus“ trägt.

Vor dreißig Jahren standen noch alle diese Denkmäler. Wir wanderten damals von Kreuz zu Kreuz, und die junge Seele des Kindes schloß alle diese Namen in sich ein, wie höhere, geistreiche Offenbarungen. Wo sind diese Mäler nun hin? Wie lange werden die letzten Reste an jenem Kruschkenbaume noch haften?

Der sie aber hier setzen ließ, war mindestens ein für jene große Vorzeit begeisterter Mann: der Graf Heinrich von Lehndorf zu Warglitten. Wenn ich recht berichtet bin, so gehörte er zu jenen Enthusiasten, welche nach Beendigung der Freiheitskriege durch den Hinweis auf die großen Thaten der Vorzeit den Sinn für das Edle zu wecken, Begeisterung für das Vaterland und Hingebung für das allgemeine Wohl hervorzurufen sich bemühten. Er wollte der Gegenwart die Vergangenheit wie in einem Spiegel vorführen, damit sie daraus lerne. Auch die Restauration der Marienburg fällt in jene Zeit und verdankt ihr Gelingen einem ähnlichen Gedanken. Graf Lehndorf scheint etwas von einem alten Burschenschaftler, welche ja gleiche Tendenzen verfolgten, gehabt zu haben. Wie sie hegte er einen wissenschaftlichen Sinn, umgab sich mit physikalischen Instrumenten, verkehrte gern

* Gruszkka bedeutet im Polnischen einen wilden Birnbaum.

im heitern Studentenkreise und trank mit ihnen, wie es sich gebührte. Auch im Dichten versuchte er sich, und wenn man von den vorhandenen Proben einen Schluß auf seine poetische Begabung machen darf, so war dieselbe nicht gerade bedeutend zu nennen.

Die Verse, die ich meine, befinden sich nämlich auf einem eigenthümlichen Denkmal, das derselbe Graf Heinrich in Warglitten errichtet hat. Inmitten eines umschlossenen Gartens erblicken wir auf einer von Steinen errichteten Höhe ein Piedestal, auf diesem eine Urne und daran ein Schwert und eine Keule gelehnt; zwischen beiden liegt eine brennende Fackel. Auf der Urne stehen die einfachen Worte: Quiescant in pace. Auf den vier Seiten des Piedestals aber liest man:

Den Urbewohnern dieses Hains in tiefster Ehrfurcht einer ihrer
Enkel! 1824. L.

Wackre Samen, edle Ritter,
Gleiche Achtung wird euch heut', —
Gewiß, auch ihr bereuet bitter
Nunmehr den Haß, der euch entzweit. —
Und Herz an Herz im bessern Lande
Umschlingen euch des Vaters Bande. —

Was mich in diesen Versen überraschte, das ist die hier zum ersten Male ausgesprochene Achtung vor den alten Preußen, ihre Gleichstellung mit den Rittern, eine Auffassung, die mit der Schwäche der Verse mehr als verfährt.

Mögen diese paar Zeilen genügen, um die Erinnerung an einen Mann aufgefrischt zu sehen, der es verdiente, unvergessen zu bleiben. Wie bald wird die letzte Spur seines Wirkens und Willens verwischt sein!

Ich habe Preil zu verschiedenen Zeiten besucht und es immer anmuthig schön gefunden. Am eigenthümlichsten machte es sich vielleicht, als wir im Sommer 1846 auf dem schönsten Punkte

der Waldhöhe dicht am See ein Studentenfest begingen, bei welchem ein paar auf dem See schwimmende brennende Theertonnen ein wunderbares Licht verbreiteten. Da ein dichtes Gebüsch sich von der steilen Höhe des Ufers bis an das Wasser hin erstreckt, so hört man die Wellen an das Ufer rauschen, ohne sie zu erblicken; nur an einer einzigen Stelle sind die Buchen des Ufers gelichtet und man sieht durch die wenigen noch stehenden Stämmchen auf das freundliche Wargen.

Ueber den See fuhr ich mit dem Rahne des Gasthauses, der für gewöhnlich an das Ufer festgeschlossen wird. Das Vorleschloß wird vor dem Verlorengehen im See dadurch bewahrt, daß an ihm ein Holzküttel angebracht ist, welcher das Schloß schwimmend erhält.

Wargen selbst wurde einst von Königsberg aus im September viel besucht und gab dann eine erwünschte Gelegenheit für einen Faschingzug. Die Heimkehrenden trugen eine Narrenkappe oder eine Maske, oder hatten sich auch nur eine riesige Nase aufgesetzt. Der spielte auf einer Kindertrompete, der agierte mit einem Waldteufel oder einer Schnarre. Es war ein lustiger Zug, bei welchem die zahlreichen Zuschauer auf den Hufen nicht theilnahmlos blieben. Seit dem Jahre 1847 hat er nicht mehr stattgefunden.

Im Uebrigen ist das Dorf unbedeutend und auffallend klein. Aber seine Lage ist vortrefflich. Das Pfarrhaus liegt auf der vorspringenden Landspitze so still und friedlich wie eine verkörperte Idylle. Die Kirche besteht, wie alle samländischen Landkirchen, aus zwei Theilen, dem Chor und der eigentlichen Kirche. Der erstere ist höher als die letztere; es wird also wohl der ältere Theil die einstige Schloßkirche der Komthurei sein, während die Kirche später zum Gebrauche der Gemeinde hinzugefügt ist. Hier mag früher ein großer Saal sich befunden haben, der erst später mit einem Gewölbe versehen worden; denn man erkennt an ge-

wissen Wandnischen, daß die Decke ursprünglich eine höhere gewesen ist. Sonst enthält die Kirche wenig Interessantes, es müßte denn der Umstand sein, daß schon jetzt das Bildniß des noch am Leben befindlichen Geistlichen in dem Chore aufgehängt, allerdings auch, wie manches berühmte Bild in den italienischen Kirchen, mit einem Vorhange verdeckt ist.

Um zu dem letzten Ende des See's zu gelangen, nahm ich mir ein Boot, so klein und so schadhast, daß ich es mit Recht einen Seelenverkäufer nennen durfte. Ich fuhr ganz allein um die Ecke des Pfarrhofes und gelangte nach einer halben Stunde lässigen Ruderns zu einer Stelle, wo man sich rings von Wald umschlossen sieht, so wunderbar, daß uns ganz traumhaft zu Muthe wird. Der See von Wargen bildet nämlich verschiedene Becken, die dadurch entstehen, daß die mäßig hohen Ufer bald vor- bald zurücktreten. Die letzten dieser Becken sind vollkommen bewaldet, zum Theil mit Buchen- und Nußgestrüpp oder Fichten, zum größten Theil aber mit Erlen, Eichen und Linden. Wer die Schönheit der Erle noch nicht kennen gelernt hat, der sehe sie hier in großartigen Verhältnissen sich unmittelbar aus dem Wasser erheben, sich weithin, namentlich über den See hin ausbreiten und die Spitzen ihres Gezweiges bis zur Oberfläche des Wassers senken. Unser Kahn gleitet durch die so gebildeten Laubgänge in vollkommener Stille und im tiefsten Schatten, unsichtbar, ungehört. An einer Stelle im letzten Seebecken, wo von steiler Höhe die Eichen an das Ufer herantreten, Linden stehen und Birken ausgestürzt sind, ist eine Stelle des Ufers unten geebnet; dort sind ein paar Bänke errichtet; dicht am Wasser aber sprudelt eine klare, eisig kalte Quelle hervor und rollt die weißen Quarzkörnchen in den See.

Es wurde Abend; die glühenden Sonnenstrahlen fielen drüben auf die dunkeln Massen der Fichten und Erlen; über mir aber

zweitscherte es in allen Zweigen, wie das Lenau so wunderbar schön geschildert hat in seinem Gedichte:

„Abendlich schon rauscht der Wald“ —.

Auch hier hüpfen die Vögel hinab zu dem Quell, um daraus zu trinken, „bevor es nachtete.“ Ich aber fuhr zurück durch das Dickicht der Wasserpflanzen. Die Sumpf-Aloe wächst hier in solchen Massen, daß der Kahn sie kaum zu durchbrechen vermochte; das Röhricht tritt weit in den See; die Mummeln hatten ihre lederartigen Blätter entfaltet und hie und da ihre gelben Blüthen, die von den Kindern der Anwohner so geschätzt werden, weil das Pflanzchen einen eigenthümlichen, keineswegs unangenehmen Geschmack hat. „Kannen“ werden sie hier wie in Dänemark genannt, und die Bezeichnung mag von der Form herkommen, welche an eine Kaffeekanne erinnert.

Am folgenden Morgen wallte und brodelte der Nebel über dem See. Welch neues Bild! Herr Kantor Dioségi, dessen wunderlicher Name ungarischen Ursprungs ist, — sein Großvater, der im siebenjährigen Kriege preußischen Werbfern in die Hand gefallen, stammt angeblich von der Insel Lesbos, — führte mich zu einem heimlichen Busch- und Waldpfade, der sich nordwärts auf der Uferhöhe des See's hinzieht. So gelangte ich am Ende des See's zu einer Verschanzung, gegenwärtig ganz mit Gestrüpp und mächtigen Eichenbäumen bewachsen. Vielleicht daß diese alten Burgwälle weder den alten Preußen, noch den Rittern, noch den Schweden, sondern einem noch ältern Volke angehören. Vielleicht dem finnischen Volksstamm, der sich noch heutzutage Suomi, Sami nennt. Wer will dieses Räthsel lösen? Das Volk weiß sich in solchen Fällen zu helfen; es nennt dergleichen Werke: Teufels- und Heidenmauern, bei uns Schwedenjchanzen.* Es ist nichts als ein Wort an Stelle einer Erklärung.

* Vom slavischen svet, litthauisch szventas, heilig.

Bis Mühlenfeldt bleibt der Pfad, der sich durch den Wald, durch Wiesen und Felder hinzieht, erquickend. Dann betritt man die eigentliche samländische Ebene, die sich eben so durch ihre Einförmigkeit auszeichnet, als sie unfruchtbar ist. Mag sie nun Haide genannt werden oder *Palwe**, immer ist es dasselbe triste, undankbare Land, dessen Humus säure nicht zu vertilgen, das der Landmann mit dem einen köstlichen Namen „Unland“ bezeichnet. Für ihn ist solch eine *Palwe* eben gar kein Land. Auch die Schweden haben ihr *Oland* und das Adjektivum *oländig*, das uns verloren gegangen ist. Da wächst nichts als ein dürres Haidekraut, das „saure“ Gras, welches die weidenden Thiere verschmähen, und der Wachholder, dessen hiesiger Name *Kaddig* litthauischen Ursprungs ist. Selten erblickt man eine Heerde auf diesen weißen Puffen, kein Hirte strickt hier seine Strümpfe oder dreht eine Peitsche an den in die Erde gesteckten Pflocken.

In neuerer Zeit hat man auch diese *Palwen* zu kultiviren versucht und mit großem Erfolge, denn was zwingt der Mensch nicht durch Drainage und Dünger! Solche Ländereien bleiben aber noch jahrelang ein bedenkliches Besizthum; sie sind, wie das der Landmann so schön ausdrückt, „undankbar“, sie lohnen die auf sie verwendete Mühe nicht. Wer will den Undank aber übel deuten, hat man sie doch schlimmer als stiefmütterlich behandelt. Alle diese *Palwen*, mindestens der größte Theil derselben, ist erst allmählich so verwahrlost. Mit bloßem Auge entdeckt man noch unter dem Haidekraute die alten Ackerfurchen, die „Rücken“ des Ackers, den man hier einst bebaute. Da mir ein Feldmesser gesagt hat, daß dieses nur dann wahrgenommen werden könne, wenn höchstens sechzig bis achtzig Jahre verflossen seien, so folgt daraus, daß die *Palwen* noch vor dem unglücklichen Kriege im Jahre 1807, der die Provinz verwüstete und entvölkerte, ange-

* Von *pilvis*, Moorerde.

baut worden sind. Nach Ablauf dieses Zeitraums sollen die alten Furchen durch das Haidekraut verwischt werden, doch nicht in dem Grade, daß nicht immer noch die alten Spuren bei einer sorgfältigen Durchforschung zu entdecken wären. Es lohnte wohl der Mühe, unsere samländischen Paltwen nach diesen alten Spuren einer früheren Kultur zu durchsuchen. — Schon als Kind habe ich manchmal in ausgerodeten Wäldern mit Vertwunderung diese alten Ackerfurchen gesehen. Wir gewöhnen uns an solche Erscheinungen, die an und für sich interessant genug sind. Denn Haide und Feld bezeichnen die größte Tiefe und die größte Höhe in der Quecksilbersäule des Kulturmessers.

Ueber Bareiken, das ich an den Wegweisern auch Barüken geschrieben fand, erreichte ich erst Adlig- und dann Kölmisch-Willjaiten. Einem Fremden mögen diese Bezeichnungen eigenthümlich vorkommen; wir wissen, daß damit der Umfang der Rechte bezeichnet wird, mit welchem dem Besitzer dieses Gut einst verliehen worden, und daß die Bezeichnung kölmisch von dem kulmischen Stadtrecht herkommt, welches für Ostpreußen ganz dieselbe Bedeutung hat, wie das lübishe (lübeckische) Recht für die Städte Norddeutschlands.

Das Dörfchen Wiekau, welches ich hinter Willjaiten erreichte, würde ich kaum erwähnen, wenn sich nicht in der Mitte desselben, neben dem Flüsschen, welches das Dorf durchströmt, ein höchst merkwürdiger Stein befände, welcher zwei so entschiedene, parallele, regelmäßige Furchen an sich trägt, daß ich an ihre Entstehung durch einen Gletscher glauben möchte.

Interessant ist bei diesem Wiekauer Steine ferner die Vorstellung, wie derselbe in seinem gegenwärtigen Zustande hierher gekommen. Bildete er einst einen Theil der Felswand eines Thales, so muß er dort von einem Gletscher gefurcht, er muß dann aus der Wand ausgebrochen und auf den Gletscher gefallen sein, welcher ihn weiter und weiter, vielleicht bis ins Meer getragen

hat. Hier ist der Felsblock auf einer Eisflurde fortgeführt, bis das Eis geschmolzen und der Stein auf den Meeresgrund gesunken ist. Als dann der Meeresgrund gehoben worden, ist der Stein mit ihm ans Tageslicht getreten. Das mögen komplizierte Voraussetzungen sein; es ist aber keine darunter, die nicht von der heutigen Wissenschaft gebilligt würde. Da unsere Steine alle von dem skandinavischen Felsgrat stammen, so kennen wir auch das weitere Vaterland unseres irrenden Blocks. Schwieriger möchte es allerdings sein, die Landschaft in Schweden oder Norwegen zu bezeichnen, aus welcher dieser Stein gekommen. Gegenwärtig hat man bereits die Erde rings um ihn entfernt, was die Leute sonderbarer Weise „begraben“ nennen, um ihn zu sprengen. So wird auch dieser interessante Zeuge einer bereits seit Jahrtausenden verschwundenen Eiszeit bald vernichtet sein.

Bald präsentiert sich nun der Galtgarben über dem weiten Moore in aller Majestät. Was ist dieser Berg mit seiner unbedeutenden Höhe von noch nicht 400 Fuß! Und doch erblickt man ihn im ganzen Samlande, selbst von dem jenseitigen Ufer des Haffs, aus meilenweiter Entfernung. Jeder nennt, jeder kennt ihn; die Genfer blicken nach dem Montblanc nicht mit größerer Andacht als die Samländer nach ihrem Galtgarben. Er ist gewissermaßen der Mittelpunkt des schönen Samlandes; man könnte ihn gleich Delphi den *ὄμφαλος* (Nabel) desselben nennen.

Eigentlich ist der Galtgarben kein einzeln stehender Berg, sondern ein Bergzug, und auch darin erinnert er an den Montblanc. Gegen Osten hin kehrt er offenbar sein Antlitz; der Wald, sein Haar, wallt von seinem Scheitel lockig herab, sein Scheitel aber wird durch den Einschnitt bezeichnet, in dessen Mitte das eiserne Kreuz steht. Ein ähnliches Kreuz trägt der Erzengel Michael auf seinem Scheitel, nämlich der Engel auf dem Danziger Jüngsten Gerichte.

Weit dehnt sich das einförmige Torfmoor hier im Osten aus. Einst muß es ein See gewesen sein, und da mag der Galtgarben sich duftig gespiegelt haben in dem Wasser zu seinen Füßen; jetzt wächst ein saures Gras, Gestrüpp und Wachholder darauf und hie und da eine verkrüppelte Birke. Aber eigenthümlich bleibt das Bild auch so noch immer. Der Weg zieht sich im Bogen bis zu dem Fuße des Waldberges, wo das költnische Gut Galtgarben liegt. Hier erschrickt unser Auge bei dem Anblicke einer Eiche, der man, um den Weg zu verbreiten, zur Hälfte die Wurzeln (ich hätte beinahe gesagt: die Füße) abgehauen hat. Es sind doch wahre Barbaren, diese Baum=Vernichter und =Verstümmler; nicht weniger barbarisch als jene spätern Römer, welche auf dem Kapitol die Statuen gefangener Könige mit abgehauenen Händen darstellten. Und da wundern sich die Gutsbesitzer, wenn sie an einem schönen Morgen die jungen Bäumchen, die sie an den Straßen pflanzten, in ganzen Reihen geknickt finden! Wie selten ist die Ausnahme jenes gebildeten Besitzers, der in seinem neuen Wohnhause lieber einen Einsprung anbrachte, als daß er einen dort befindlichen alten Baum fällte.

Vor dem einfachen Gasthause herrschte munteres Treiben. Mehrere Wagen mit Fremden fuhren ab, andere kamen. Es liegt in dieser Freude der Städter, die sich durch eine zweitägige „Strandreise“ für die Entbehrung eines ganzen Sommers entschädigen, ein eigener Reiz. Wie schön ist es, wenn sie mit Gesang ankommen, eine Stelle zum Ausruhen erwählen, dann alle die Körbe, Flaschen zc. vorsuchen, ohne welche eine solche Strandpartie nun einmal nicht auszuführen.

Bald ging es hinauf zu der schönen Waldhöhe des Galtgarben. Nicht weit von der Spitze entdeckt man eine mehrfache Umwallung, welche uns beweist, daß auch hier einst eine Burg gestanden hat. Ob aber eine der alten Preußen oder der Ritter — wer entscheidet's? Wenn Lukas David uns recht berichtet, er=

bauten die Ritter auf dem Galtgarben, der damals der Rinauer Berg genannt wurde, bald nach 1264 eine Burg. Wer wird sich auf dieser köstlichen Waldhöhe aber um solche Dinge kümmern! Blicken wir lieber nach Osten, wo der Blick über weite, unübersehbar weite Ebenen schweift bis zu dem thurmreichen Königsberg, oder nach Westen, wo die „schöne Wyl“, Fischhausen und ein kleiner Saum des Meeres das Auge erfreut. Richten wir aber ein Fernrohr durch eine Lichtung des Waldes im Süden, so erblicken wir drüben über dem Haff die alte Burg Balga, eine der ältesten und größten Anlagen des Deutschen Ordens. Nach Norden hin legt sich der Wald vor und gestattet keinen Durchblick. Wäre es auch der Fall, wir würden die See nicht erblicken, höchstens den meilenlangen Wald, welcher sich am samländischen Nordufer entlang zieht.

Mitten in der Waldlücke steht auf einem von Granitsteinen errichteten Altare das kolossale eiserne Kreuz, auf dessen Vorderseite (östlich) wir die Inschrift des Landwehrkreuzes lesen: Mit Gott für König und Vaterland! während die Rückseite uns die großen Namen Scharnhorst, York, Gneisenau entgegenhält. Auf besondern Tafeln sind ferner die einzelnen Schlachten verzeichnet, in welchen die Preußen mit Ruhm gegen den französischen Unterdrücker gefochten, und die beiden Pariser Friedensschlüsse.

Die erste Idee zur Errichtung dieses eisernen Kreuzes auf der Waldhöhe des Galtgarben, als einer Erinnerung an die französischen Freiheitskriege, rührt von dem Kriegsrath Scheffner her. In Folge seiner Bemühungen, die auf allen Seiten lebhafteste Unterstützung fanden, wurde das Kreuz schon am 27. September 1818 eingeweiht. Am 18. Oktober desselben Jahres loderten hier zum ersten Male die Flammen auf. Dann wurde am 18. Juni des folgenden Jahres die Erinnerung an die Schlacht bei Waterloo gefeiert, daran sich ganz besonders die Studenten der Königsberger Universität betheiligten. Ich selber

bin einmal, im Jahre 1846, dabei gewesen. Damals wurden auf der sogenannten Bierwiese Spiele aufgeführt, es wurde geturnt und getrunken. Dann zog man zu dem Grabhügel, welcher im Süden der Höhe zur Erinnerung an die in den Freiheitskriegen gefallenen Krieger errichtet worden, von welchem herab dann der eine der erwählten Redner begeisterte Worte sprach. Der zweite Redner stand auf dem Steinaltar des Kreuzes; und ich sehe noch den früh verstorbenen Freund (Hessen) in seinem schwarzen Sammetrocke, mit der weißen Schärpe darüber, dem faltigen Barett und der Straußenfeder daran, wie er unwillkürlich das Kreuz umfaßt hielt, während die sinkende Sonne seine Gestalt mit ihren Strahlen übergieß. Aber was er sprach, wollte nicht mehr recht zünden; man stand damals am Vorabend schwerer Ereignisse, und das Jahr 1848 hat denn auch den Studentenfesten auf dem Galtgarben ein Ende gemacht. Früher; als die Begeisterung noch überschäumte, wie ein dahin rauschender Alpenstrom, da wurde am Abende des 18. Juni ein Feuer angezündet und der Eigenthümer des Berges hatte zu diesem Zwecke stets einen Haufen Birkenholz hinausschaffen lassen. Dicht am Rande nach Osten, wo man in die steile Waldtiefe blickt, ist zu diesem Zweck sogar eine Feuerstelle aus Granitsteinen errichtet. Da loderten die Flammen weit ins Land hinein, und die Bewohner des Samlandes freuten sich des hellen Scheines, der von dem Berge wie das Licht eines freudebringenden Sternes ausging. Im Jahre 1846 — ich mag es als charakteristisch für jene Zeit nicht verschweigen! — war wohl auch das Holz angefahren; man hatte aber kein Geld, es zu bezahlen, und so wurde ein dürftiges Feuer aus dem Reisig angefaßt, das unsere Hände mühsam zusammen suchten. Und auch dieses wäre vielleicht unterblieben, wenn uns nicht der alte Wächter dieses Berges gemahnt hätte, dem es schmerzlich sein mußte, ein Galtgarbenfest ohne Feuer verfließen zu sehen.

Dieser Wächter, der schon seine vierzig Jahre hier oben haust, ein alter Invalide aus den Freiheitskriegen, ist eine ganz fabelhafte Erscheinung; so verknorrt, wie einer der alten Birkenstämme oder wie ein vom Wetter gebräunter, moosbefeideter Felsblock. Der gute Mann wird mir diese Bezeichnung verzeihen. Als ich ihn sah und mit ihm ganz allein an dem Tische vor seiner Mooshütte saß, in der er Stöcke aufbewahrt, Hirschkäfer mit dem wunderlichen Geruch, vielleicht auch eine Flasche, wurde mir ungefähr zu Muth, wie wenn einer der alten Hünen aufgestanden wäre und mir von längst vergangenen Zeiten berichtete. Nach wem der Verstorbenen ich auch fragte, er hatte sie alle noch gekannt. Er erzählte mir von den Besuchern, deren in einem Sommer mitunter sechstausend auf den Berg kämen, seiner Einnahme, mit der er ziemlich zufrieden sei, und leider auch von mancherlei Roheiten der Menschen. In Betreff der Studentenfeste hatte er eine sonderbare Ansicht. Da sie genau nur dreißig Jahre lang gedauert hatten, so meinte er, das habe gleich anfangs in der Absicht der Stifter gelegen. Der gute Mann konnte sich nicht denken, daß die Begeisterung, der großartige Impuls wirklich ein Ende genommen.

Mit Stolz zeigte er mir sein Fremdenbuch vor, in welchem der Name des verstorbenen Königs mit einem Goldbortchen umklebt, gleichsam eingefriedet worden. Unsere guten Landsleute haben sich darin massenhaft „berewigt“, und manche haben gar Bemerkungen eingetragen; aber ich darf gestehen, daß sie fast ohne alle Ausnahme herzlich schlecht sind; vielleicht habe ich noch niemals ein so widerwärtiges Fremdenbuch gesehen. Auf einigen Blättern giebt es Bemerkungen, die man am besten ungelesen läßt. Den Standpunkt der meisten dieser Reisenden mit provinzieller Beschränktheit bezeichnet wohl der Ausruf:

„Schön ist es Deutschlands Gebirge zu sehen, aber schöner doch die der Provinz!“

Fremdenbücher sind stets das Sediment einer unsterblichen Bornirtheit. Aber auch die letztere hat ihre Nuancen; und so ist es etwas Anderes, das Fremdenbuch des Rigikulm zu durchblättern und das des — Galtgarben! Vergebens hoffte ich bei ein paar französischen Versen wenigstens eine sprachliche Erholung; auch in ihnen bringt es ein Herr Paul Gredy de Bordeaux nur zu einem konfusen Stammeln, daß die Preußen hier ihre Thaten verewigt und vergessen haben: »ce que peuvent les Français!«

Bevor ich den Berg verließ, ging ich noch zu dem Grabe des Kriegsraths Scheffner, des genius loci. Er ruht unter alten Birken nördlich von dem Kreuze, das er errichtet. Am Kopfende seines Grabes ist eine schlichte Holztafel an einem Birkenstamme befestigt und darauf steht folgende Inschrift:

Der dem eisernen und Landwehr-Kreuze
Auf des Galtgarbs Zinn' ein Mal erhob,
Unbekümmert ob auch Dank und Lob
Ihm dafür zu Theil von Andern werde,
ruhet hier
Im Mutter Schoos der Erde.
Möchten Alle, die den Berg beschau'n
Mit so festem Gottvertrau'n
Und so frei von Weltverlangen
Einst in ihre Gräber geh'n,
Wie in sein Grab er gegangen.

Ein Ausdruck jener eigenthümlichen Ueberschwenglichkeit, welche ich schon vorher beim Grafen Lehndorf hervorhob, ist der kolossale Grabhügel am Südbhange des Galtgarben, ein tumulus, wie er bei vielen Völkern, namentlich den Slaven üblich. Er ist aber nur ein Symbol und „den Tausenden, die für das Vaterland einst starben,“ gleichfalls im Jahre 1818 errichtet. Auch hier steht an einem Ende ein Kreuz mit dem Namen Scharnhorst und dem zweimaligen utinam. Wenn wir heutzutage in

einem solchen Hügel auch schwerlich etwas Anderes erblicken, als eine geistreiche Spielerei, so werden wir doch keineswegs jene Männer tadeln, für welche dieser leere Grabhügel einen bedeutenden Inhalt hatte. Ich wenigstens muß gestehen, daß ich nur mit hoher Achtung für jene begeisterten Männer von dieser Stätte geschieden bin.

Den Berg hinunter auf den einsamen Pfad, der sich zwischen Wald und Torfmoor nach Prilacken hinzieht, führte mich des alten Wärters Töchterlein. Unterwegs begegnete mir die Frau desselben, die ihm sein Essen auf den Berg brachte; denn seine Wohnung hat er in dem beinahe eine Viertelmeile entfernten Prilacken.

Selten bin ich einen einsamern Schleichpfad gegangen. Um so freundlicher war die Ueberraschung, als ich nach Prilacken gelangte, mit seinen prächtigen Lindebäumen und dem weiten Blicke auf die Umgebung des Galtgarben. Dieses Samland hat doch in der That entzückende Partien! — Geht man dann weiter durch den jetzt so häßlich gelichteten, von der Nonnenraupe verwüsteten Wald nach Medenau zu, so kommt man da, wo der Wald sich öffnet, zu einer Stelle, von der man eine erquickende Aussicht hat auf ein reiches Hügelland mit Wäldern und Feldern, im Vordergrunde Sickenhöfen, eines der ältesten Rittergüter Preußens, dann Medenau und in der Ferne das ganze Samland bis zur Caporn'schen Haide und dem frischen Haff. Ja darüber hinaus ragt die Brandenburger Höhe auf, das ganze Südufer des Haffs bis zu den blauen 600 Fuß hohen Bergen bei Wildenhof. Das ist eine Entfernung von mindestens acht Meilen! Steht man an einem so sonnenklaren Sonntag-Nachmittag hier wie ich, wenn die Bienen auf den Blüthen des Klees summen und die Glocken von der Kirche in Medenau läuten, so wird einem das Herz sich aufthun, um all diese entzückende Schönheit in sich aufzunehmen, und man wird sich gestehen, daß es in Wahrheit eine schöne Stelle ist, auch wenn man die Ufer

des Rheins gesehen haben sollte oder das wonnige Hügel-
land der Brianza.

Nicht vor Medenau bog ich rechts ab, um gleich den Wall-
berg zu besuchen. Das ist in der That eine alte Ordensburg,
das beweist die Lage, die doppelte Umwallung. Im Westen der-
selben liegt ein eigenthümlicher, mit Bäumen umgebener, aber im
Prozesse der Versumpfung weit vorgeschrittener Teich. Schon jetzt
erinnert er an einen Bruch und nicht lange, so wird er eine —
Wiese sein. Was das Meer draußen an den Küsten zerstört,
das wird theilweise mitten im Lande wieder eingebracht durch
Vertorfung, Versumpfung und Trockenlegung. Die erstere voll-
zieht sich ruhig, gleichmäßig wider den Willen des Menschen; die
letztere ist erst in neuerer Zeit mit großem Erfolge betrieben worden.

In dem Gasthause zu Medenau bat mich gleich bei meinem
Eintritte die Wirthin, ich möchte entschuldigen, daß es bei ihr so
schmüßig aussehe, es seien heute so viele Leute zur — Kommunion
gewesen! Ich entschuldigte gern, ging aber bald zu der nicht un-
interessanten Kirche. Verglichen mit anderen, sind diese samlän-
dischen Landkirchen freilich unbedeutend genug. Roh aus Feld-
steinen erbaut, gleichen sie festen Burgen, zumal von der Nord-
seite gesehen, in welcher die Fenster ursprünglich fehlen. In einem
so kalten Klima wie das samländische mußte es rätzlich erscheinen,
die Fenster nur auf einer Seite, im Süden, anzubringen; ich sage
Fenster, meine aber Fensteröffnungen; denn in jenen ältesten Zei-
ten wurden die lang und schmal gebauten Lichtöffnungen keines-
weges durch Glasfenster geschlossen, sondern blieben offen. Hätte
man diese Oeffnungen in den Wänden gegenüber angebracht, so
würde ein uneträglicher Zugwind entstanden sein, der nun ver-
mieden wurde.*

Eine andere Eigenthümlichkeit der samländischen Landkirchen

* Vergl. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie, 1854, S. 22.

besteht darin, daß der Chor der Kirche stets niedriger ist, als die letztere. Wenn man ferner Strebepfeiler von Ziegeln angebaut findet, so kann man mit Sicherheit annehmen, dieselben seien erst später zum Schutze der Wände errichtet worden. Zweifelhafter wird die relative Feststellung dieses Zeitpunktes, sobald auch die Strebepfeiler — wie hier — aus Feldsteinen (Graniten zc.) errichtet sind. Nach meiner Ansicht schreiben sich die am Chore der Medenauer Kirche befindlichen aus der Zeit der ursprünglichen Anlage des Chores her. Denn da derselbe sich in der Form eines halben Sechsecks an die Kirche lehnt, verloren die gebrochenen Wandflächen diejenige Haltbarkeit, welche ihnen an den beiden Langseiten des Kirchenschiffs eigen ist; es mußten also die Kanten, bei welchen ein Auseinanderreißen am ehesten zu befürchten war, durch Strebepfeiler gestützt werden. Wegen des verwendeten Materials erhalten diese Mauerflächen und die Kanten der Strebepfeiler zumal ein sonderbares Aussehen. Von einer Ebenheit, einer Geradlinigkeit der Kanten ist nirgends die Rede. Die unbehauenen, meist runden (weil einst von den Wellen geglätteten) Blöcke stehen aus der Wandfläche heraus und unterbrechen die gerade Linie fortwährend. Es ist eben ein Nebeneinanderhäufen rohen Steinmaterials, das keineswegs absichtlich den Schein der Höhe erhalten hat — wie die Grauwackenblöcke im Palast Pitti — sondern in Wahrheit formlos und unbehilflich auf einander gehürmt worden ist, und als das Mauerwerk eines Gotteshauses doppelt sonderbar berührt.

Auf dem Kirchhofe durfte ich die Grabmäler nicht übersehen und die Namen der „weiland Wirths, Gutseigenthümer, Kirchenvorsteher, Landgeschworenen und Berittschulzen.“ Wer es nicht weiß, der wird nicht ahnen, welche eigenthümliche, aristokratische Stufenleiter in diesen Bezeichnungen liegt. In alten Zeiten hießen die kleinen Landbesitzer Bauern, dann kam die Bezeichnung „Wirth“ auf; aber auch diese genügt sehr Vielen heute nicht mehr,

und sie nennen sich Gutsbesitzer, oder doch etwas verschämt: Guts-eigenthümer. Wehe andererseits dem „Eigenthümer“, der sich den Titel eines Wirths anmaßt! Hat er es wirklich bis auf einige zwanzig oder dreißig Morgen gebracht, so mag er sich „Halbhüfener“ nennen, aber nur nicht Wirth. Wirth ist eben nur der Ein-, Zwei- und Mehrhüfener. Es giebt keinen größeren Stolz als den des Bauern! — Der Stand der Kirchenvorsteher lebt heuie in dem des Kirchenrathes weiter; dagegen ist der der „Berittschulzen“ ausgestorben gleich dem jetzt schon halbmythischen Vogel Dronte. Unter einem Berittschulzen verstand man früher einen Oberschulzen, der die zu seinem Bezirk gehörenden Schulzen zu beaufsichtigen hatte. Da dieses meist zu Pferde geschah, so erhielt er diese centaurische Benennung. Gut daß die Tafeln alle nur von Holz sind, sonst könnte man sie einst noch als eben solch ein Räthsel betrachten, wie eine unverstandene Versteinerung.

Werfen wir aber einen Blick über den Kirchhofsaun nach Süden! Da zieht sich ein langes, schwarzes Ungeheuer hin, fast wie der ruhende Körper der Seeschlange; es ist die Caporn'sche Haide. Wem dieser Vergleich übertrieben erscheint, der komme hieher und gestehe, daß die dunkle Waldbank, so gleichmäßig wie eine mit dem Gartenmesser beschnittene Hecke, in ihrer meilenlangen Ausdehnung ganz fabelhaft aussieht. Man hat Mühe zu glauben, daß es ein Fichtenwald sei. Ueber den Wald hinweg blickt man noch auf das Haff und das Südufer desselben; denn Medenau liegt hoch, und deshalb erblickt man die dortige Kirche auch andererseits von dem jenseitigen Haffufer.

In dieser Haide steht die sogenannte Vierbrüdersäule. Vor einigen Jahren, als ich sie sah, wurde sie durch einen hohen, mastbaumartigen Pfahl gebildet, auf dessen Spitze sich vier im rechten Winkel kreuzende Arme befanden, welche ein jeder einen aus Holz geschnitzten Kopf trugen. Gegenwärtig besteht sie aus einer Säule, an deren Kapital sich vier Köpfe befinden. Die Sage, welche

sich an dieses Denkmal knüpft, geht bekanntlich dahin, daß zur Zeit der Preußenkämpfe vier dem Orden befreundete Brüder von ihrer Burg Konnowedit aus (die am Haffe belegen) verschiedene glückliche Razzias gegen die Samländer unternommen, dann aber von diesen in einem unbewachten Augenblicke erschlagen worden seien. Daß diese Geschichte eine Mythe sei, ist wahrscheinlich; wie ist aber die Mythe entstanden? Vielleicht so. Bekannt ist die Existenz eines slavischen Gottes Swantevit. Die berühmteste Statue desselben stand in dem Tempel der Rugier in Arkona und wird uns von Saxo Grammatikus als ein Bild mit vier Köpfen und eben so vielen Nacken dargestellt, von denen je zwei der Brust und zwei dem Rücken zugekehrt waren, doch so, daß zwei Köpfe nach rechts, zwei nach links zu blicken schienen. Sollten wir nun in unserer Vierbrüder säule eine Reminiscenz an dieses Gottesbild entdecken? Es ist ja bekannt, daß mythische Denkmäler zwar oft nach einer Mythe gebildet, daß Mythen aber eben so häufig aus einem Denkmal, dessen Sinn man nicht mehr kannte, entstanden sind. Denn alles Auffallende und zugleich Räthselhafte findet bei den Menschen bald seine Erklärung, seine mythische Deutung. Nun weiß ich wohl, daß die preußischen Chronisten uns nichts von einem vierköpfigen Gottesbild der alten Heiden berichten. Da ihre Darstellungen aber überhaupt höchst ungenau und unsicher sind, so steht uns Keiner dafür, ob nicht wirklich ein solches vierköpfiges Bild bei ihnen existirt habe, vielleicht als das einer untern Gottheit, oder als die Darstellung eines quadrivischen Hüters. Es ist denkbar, daß dieses Bild schon zur Zeit der alten Preußen unverstanden war und aus der indischen Vorheimath mit herüber genommen ist. Denn die Gottheit in ihrer höchsten Machtfülle mit vielen Köpfen, vielen Armen und Beinen darzustellen, ist bei den Indiern noch heute im Gebrauche und war es schon vor Jahrtausenden.

Ich mag auch nicht von Medenau scheiden, ohne der sonderbaren Weidenbäume zu gedenken, die mitten in dem Dorfe stehen.

Sie haben so groteske, sonderbare Formen, daß sie förmlich komisch aussehen. Aber sind solche Baum-Ungeheuer nicht mindestens eben so interessant, als ein altes Bauwerk?

Der Weg von Medenau nach Fischhausen ist in landschaftlicher Beziehung ohne alle Schönheit. Gleich hinter Kragau betritt man eine Art Wüste, der zu einer Sahara nur die Ausdehnung fehlt, wo das spärliche Gras, der fliegende Sand, ausgebildete Dünenzüge uns daran erinnern, daß wir uns auf altem Meeresboden befinden. Und nicht bloß Meeresboden in dem Sinne, in welchem es die ganze Provinz ist. Dieser ganze, meilenlange Sandstrich von Juditten bis Fischhausen hat noch unter Wasser gestanden, als die ihn rings einschließende Höhe längst die Küste des daran brandenden Meeres bildete. Wir erkennen diese damalige Küste mit großer Leichtigkeit. Sie zieht sich in einem Bogen von Fischhausen über Kallen, Wischehnen, Ponarien, Rondehnen, Serappen, Metgethen bis Juditten und findet hier ihre Fortsetzung in der Höhe, die sich östlich bis Königsberg erstreckt. Den größten Theil dieses alten Meeresgrundes bedeckt die Caporn'sche Haide. An einzelnen Stellen ist er fruchtbar und ergiebig, wie bei Forcken, Bludau, Wischrod und Kobbelbude. Vorherrschend aber finden wir Sand, und zwar den echten grobkörnigen Dünen sand, der am südlichen Rande dieser Ebene, dem Nordufer des Haffs, von den Winden in Bewegung gesetzt wird und kleine Dünen bildet. Auch mitten in dieser Ebene, vor Ludwigsfelde, treffen wir solche Dünen, die hier möglicherweise entstanden sind, als der Meeresgrund sich langsam hob und der Meeresstrand sich weiter nach Süden zurückzog. Ähnliche mit dem Seestrande parallele Dünenzüge — die alten Meeresränder — findet man in der weiten Strandebene zwischen Danzig und Zoppot.

Die ganze Ebene zwischen Fischhausen und Königsberg liegt so niedrig, daß das Haff nur wenige Fuß über sein gewöhnliches Niveau steigen dürfte, um sie unter Wasser zu setzen. Der nie-

drigste Theil ist offenbar das sogenannte Hengstbruch, welches schon gegenwärtig vielen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist und leicht wieder noch von dem Haff verschlungen werden könnte, wenn sich nicht am Strande eine kleine Erhöhung, eine Art Schutzdeich gebildet hätte.

Die Bewohner des Städtchens Fischhausen, dessen Namen aus Bischofshausen entstanden (Bischhusen, Wischhusen), müssen es sich nun schon einmal gefallen lassen, als Zielscheibe des Spottes für ihre Nachbarn zu dienen. Geht es ihnen darin doch um nichts besser, als den Bewohnern anderer kleinen Städte. So sollen sie einmal auf einen großen Bären mit Spießen und Stangen losgegangen sein und leider erst spät wahrgenommen haben, daß das Unthier nur ein Baumstubben sei. Auch daß sie einen Müdenschwarm für den Rauch von einer Feuersbrunst gehalten und die Feuerspritzen auf das Dach ihres Kirchturms gerichtet, hält man ihnen gerne vor; man muß aber solche Müdenschwärme gesehen haben, in einer ähnlichen Täuschung befangen gewesen sein, um den Fischhausenern das Stückchen zu verzeihen. Auch ich gerieth dieses Mal in Müdenschwärme, so dicht, daß sie mir das Athmen erschwerten, weil man die abscheulichen Thiere zu verschlucken fürchtet. Aber es sind Plagegeister mit historischer Berechtigung. Als der Bischof Otto, der Pommern=Apostel, ein Gözenbild der Slaven umhauen ließ, entwich der Teufel daraus in Gestalt eines Müdenschwarmes, der sich den Christen sehr unangenehm machte.

Lenkitten mit seiner Lage auf einer fruchtbaren Höhe, von der man zu gleicher Zeit das Haff und die See erblickt, verdankt seinen Ruf vorzugsweise dem heiligen Adalbert, welcher im Jahre 997 an dem nahen Meeresufer von den heidnischen Preußen ermordet wurde. Das etwa 20 Fuß hohe gußeiserne Kreuz, welches ihm die polnische Gräfin Wielopolska im Jahre 1831 errichten ließ, steht auf den Mauerfundamenten der im 16. Jahrhundert von Stürmen zertrümmerten Kapelle, jetzt mitten in einer monotonen

Dünengegend. Denn der Sand hat die der See nahen Hügel überweht und verwüstet. Nur wenige Pflanzen wachsen noch in dem heißen Sande, darunter der Teufelsbart und die wilde Rose. Es geht eine Sage, daß die Kapelle des heiligen Adalbert zur Zeit ihrer Errichtung von dem Seeufer eine ganze Meile entfernt gewesen sei, und man schließt aus diesem Umstande, daß die Ruinen sich jetzt nur noch ein paar hundert Schritte vom Seeufer entfernt befinden, auf eine bedeutende Abspülung des Ufers und des Landes. Thatsächlich werden an den steilen Westufers des Samlandes jährlich aber nur etwa drei Fuß fortgewaschen; und da an der niedrigen Küste Tenkittens die Verwüstung noch geringer ist, so darf man den Landverlust in einem Jahrhundert nur auf höchstens dreihundert Fuß annehmen. Daraus folgt aber, daß die behauptete ursprüngliche Entfernung von einer Meile nicht richtig ist.

Von Tenkitten ging ich direkt über die Heide nach Lochstädt. Nicht weit hinter dem Dorfe trifft man auf einen hohen und breiten Erdwall, jetzt mit Eichen und Gestrüpp bewachsen, welcher die Gardine genannt wird. Ueber seine Entstehung ist nichts bekannt. Vielleicht daß es eine bloße Düne ist, nach Art derer, die ich später zwischen Neuhäuser und Pillau antraf, es kann aber auch ein Menschenwerk sein. Der Wall geht quer über den Isthmus, der das samländische Festland — wenn ich es so nennen darf — von der Lochstädt-Pillauer Halbinsel trennt, und die Samländer liebten es, sich durch dergleichen Verschanzungen aus Holz, Steinen und Erde vor dem Feinde zu schützen. So errichteten sie einen solchen „Hagen“ auf der kurischen Nehrung, um die von der Memelburg aus ihnen folgenden Ordensritter zurückzuhalten. Dieser Berbau bestand aus mächtigen Baumstämmen und Strauchwerk und zog sich vom Ufer des Hafens bis an den Strand der See.*

* Voigt, Gesch. Preußens. III. S. 108.

Der bei Tenkitten befindliche mochte ursprünglich auch nur einen solchen Verthau dargestellt haben, vielleicht wurde auch sogleich ein Wall aufgeführt; und wenn meine Vermuthung irgend stichhaltig ist, so muß die erste Anlage sich aus jener Zeit herschreiben, als der allgemeine Aufstand der Preußen im Jahre 1261 auch das erst vor Kurzem von Ottokar unterworfenen Samland in die Bewegung mit hineinzog. Daß der Wall nach der Erbauung des Ordensschlosses Lochstädt errichtet worden, ist unwahrscheinlich, da die Gründung von Lochstädt nach diesem großen Aufstande, durch die Ritter erfolgte, ut — wie es heißt — *facilius compescerent malitiam Sambitarum*, und dieser Aufstand auch der letzte war.

Lochstädt führt seinen Namen nicht von seiner Lage an einer ehemaligen Meerenge (Loch=Stätte), sondern von einem edlen Samländer Lauckstete, der zur Zeit der Gründung des Schlosses dafelbst wohnte. Ursprünglich hieß es, wie die ganze Gegend, Witlandsort; so nennt es auch Zerroschin, welcher sagt:

Witlandisort hiß sye,
Nu heißet sy Loustete.

Daß damals die jetzt bei Pillau vorhandene Verbindung zwischen Haff und See hier existirte, ergibt sich aus den Worten einer Urkunde, nach welcher der weitere Zweck dieser Bauanlage darin bestand, — *ut securus pateat introitus et exitus navibus ad terras Prussie applicantibus* — —. Aber auch wenn uns die Urkunden über die einstige Existenz des Seetiefes an dieser Stelle nichts berichteten, wir dürfen nur die Augen aufthun, um es zu erkennen. Denn wenn wir westlich von Lochstädt die Straße nach Pillau verfolgen, so senkt sich plötzlich dieselbe. Uns wird zu Muth, wie wenn wir von dem Deiche der Rogat oder Weichsel hinunter auf eine Schiffbrücke fahren. Hier wie dort ein plötzlicher Abfall, dann befinden wir uns mitten auf dem Strome, der nun versandet ist. Noch jetzt erkennen wir trotz der Sandstürme, die nun schon seit Jahrhunderten die Un-

ebenheiten auszugleichen sich bemüht haben, die Uferländer dieses Stromes, sein Bett, die Richtung, die er quer durch den Isthmus vom Haffe aus in die See verfolgte.

Wenn Simon Grunau's Angabe richtig ist, fing er bereits im Jahre 1311 an zu versanden, brauchte aber zu seinem völligen Verschlusse hundert Jahre, wenn nicht gar etwa 150, wie Töppen * annimmt. Die schließliche vollständige Verstopfung wurde nur dadurch möglich, daß sich auf der frischen Nehrung verschiedene andere Tiese bildeten, die nach und nach eben so versandeten, wie sie entstanden waren, bis endlich das neue Tief bei dem heutigen Pillau der Schifffahrt ausschließlich diente. Diese im Laufe von mehreren Jahrhunderten stattgehabten Veränderungen können nichts Auffälliges haben, wenn wir die Natur der frischen Nehrung und die Leichtigkeit erwägen, mit welcher in früheren Jahrhunderten dieselbe durchbrochen werden konnte. Wurde sie aber durchbrochen — und es ist wiederholt geschehen und an verschiedenen Stellen — so mußte das Lochstädter Tief nothwendig versanden. Denn, um es gleich auszusprechen, das Lochstädter Tief war schon damals ein historischer Anachronismus, eine Institution — wenn ich mich so ausdrücken darf — die veraltet war, und daher keine Berechtigung mehr hatte zu existiren.

Es ist sonderbar, daß es noch keinem Menschen aufgefallen ist weshalb überhaupt einst bei Lochstädt ein Tief bestanden hat. Die Landbildung der Halbinsel Lochstädt-Pillau ist nämlich eine diluviale. Unter der Sandschicht, welche sie gegenwärtig zum großen Theile bedeckt und ihr den Charakter einer Wüste verleiht, befindet sich Lehm, und es bedarf daher auch gegenwärtig nur des Rigolens, um aus der Wüste den fruchtbarsten Acker zu schaffen. Diese diluvialen Schichten zu durchbrechen, dazu gehörte einst eine ganz erhebliche Kraftanstrengung, sei's des Haffs,

* * N. Pr. Prov.-Bl. 1852. Bd. I. S. 91.

sei's der See; eine unendlich größere jedenfalls als die schmale, lockere Sandzunge der frischen Nehrung erforderte. Wenn nun das frische Haff immer seine gegenwärtige Form gehabt hat, wie ist es gekommen, daß das erste uns bekannte Tief bei Lochstädt durch den damals unbedenklich viel breiteren diluvialen Isthmus und nicht durch die Nehrung gebrochen wurde, die damals noch unendlich niedriger gewesen sein muß, da sie erst im Laufe der Jahrhunderte durch die aus der Weichsel in die See geführten Sinkstoffe zu ihrer jetzigen Höhe gediehen ist? Auf diese Frage giebt es keine Antwort als die eine: das frische Haff hat eben früher eine ganz andere Form gehabt. Und welche? — Gehen wir von der Bildung des Lochstädter Tiefs aus. Dasselbe entstand, weil die in das Haff mündenden Ströme einen Ausfluß in die See brauchten; es entstand gerade an dieser Stelle, weil sich damals vor den nördlichen Theil des Haffs zwischen Lochstädt und Balga ein Dammbau vorlegte, mit einem Wort, weil dieser Theil des Haffs damals ein besonderes Haff bildete, während das westliche Haff, von Balga bis Elbing, noch gar nicht existirte, vielmehr ein Theil der See selber war. War das östliche Haff, welches ich nach einer Hypothese Voigt's in Betreff eines früher an seiner Stelle befindlichen, später versunkenen Landes, — Witlandshaff nennen will, nach Westen geschlossen, so mußten sich die in dasselbe fließenden Gewässer des Pregel, Frischings u. einen Weg in die See bahnen; dieses geschah an der niedrigsten Stelle: bei Lochstädt, dem damaligen Witlandsort. Zu jener Zeit, die wir vielleicht nach Jahrtausenden zu berechnen haben, war der Isthmus bei Lochstädt noch ein breiter Landstrich, der erst allmählich von Westen her durch die Meeresfluthen abgespült wurde. Dieser an der ganzen Westküste stattfindende Zerstörungsprozeß hatte aber ein höchst bedeutendes Ereigniß zur Folge. Bekanntlich geht die Volksfage dahin: die Höhe von Balga (Kahlholz) im Süden des Haffs, geradeüber Pillau, habe einst mit der bei Kam-

stigall (Pillau) im Norden des Haffs zusammengehangen. Diese Sage ist keine bloße Mythe, sie ist eine Reminiscenz. Das Volk erzählt ferner: Dieses Land sei später durch eine Fluth zerrissen worden, und es habe sich eine Rinne dazwischen gebildet, anfangs nur von der Breite, daß man von einer Seite zur andern mit einem Beile habe werfen können*; später sei sie dann mehr und mehr erweitert worden. So ist es in der That geschehen. Daß der Damm gerade zwischen Balga und Kamstigall zerstört wurde, mag daher gekommen sein, daß er hier die geringste Breite und Höhe hatte. Vielleicht hat aber noch ein anderer Grund mitgewirkt. Die bedeutendste Wassermasse der Weichsel floß noch bis zum Jahre 1840 (bis zum Dünendurchbruche bei Neufähr in der Nacht vom 1. zum 2. Februar) in das Haff. Der durch den Einfluß so ungeheurer Wassermassen im Haff erzeugte Strom setzte sich, auch wenn damals die Nehrung noch nicht existirte, nach Nordosten fort, längs dem Lande, wie das noch heutzutage an dieser Küste der Fall ist, und traf schließlich auf den Damm zwischen Balga und Kamstigall, daran nun der Strom unaufhörlich nagte und abspülte. Betrachtet man auch nur eine Karte, welche den gegenwärtigen Zustand des Haffs darstellt, so wird man ohne Weiteres zugestehen, daß in Folge dieses Anfluthens der Weichselwasser unser Erddamm nothwendig in der Mitte zwischen Balga und Kamstigall durchbrochen werden mußte.

Nun ergossen sich die Fluthen der Weichsel gleichzeitig mit der des Meeres in das Witlandshaff. Vielleicht ist es damals geschehen, daß die weite Sandebene nördlich und östlich von Fischhausen, welche gegenwärtig zum größten Theile die Caporn'sche Haide genannt wird, überschwemmt, daß die Ufer dieses Witlandshaffs ausge-

* Beiläufig erinnere ich an die Sage vom Heiligen Stein, in welcher die Riesen sich auch zuerst über das Haff hin das Beil zum Holzfällen zuwarfen.

waschen, abgespült wurden und diejenige Gestalt erhielten, welche sie noch gegenwärtig zeigen. Damals wurde der Fuß der Höhe zwischen Patersort und Brandenburg angegriffen, das lockere Erdreich stürzte nach, und es bildete sich die steile Dossirung, die wir uns gar nicht erklären können, wenn wir annehmen, es habe hier immer nur das träge Gaff gefluthet. Damals bildeten sich auch die Dünen auf dem Südufer des Gaffs zwischen Schölen und Wolittnick, durch welche jetzt die Eisenbahn geht. Mit einem Wort, die Ufer rings um dieses Witlandsghaff wurden zu Seeufern, das Witlandsghaff selber verschwand. Das Tief zu Lochstädt bestand aber noch eine Weile weiter fort.

Das Schloß zu Lochstädt, ein wie durch ein Wunder erhaltener Ueberrest aus der alten Ordenszeit, halb stehend, halb fallend, vom Zahn der Zeit zerfressen und angenagt, noch überreich an bedeutenden Formen und Gebilden, macht auf der einsamen Gaffhöhe, rings von der Sandwüste der Halbinsel umgeben, den allertraurigsten Eindruck. Es ist die herabgekommene Hoheit, der goldgestickte zu einem Bettlerkleide gewordene Königsmantel, eine Rose von Jericho. Ich weiß nicht, ob mir schon jemals eine Ruine trauriger erschienen ist. Wie schön ist das Heidelberger Schloß in seinem Epheumantel, in seiner Verwitterung und Zertrümmerung! Die mächtigen Bogen der Wasserleitungen liegen in langen Reihen, zerbrochen, gleich Mammuthsknochen in der römischen Campagna, und gewähren wohl einen melancholischen, aber zugleich beruhigenden Anblick. Denn die Ruine hat etwas eben so Verfühnendes, wie das Kunstwerk in seiner schönsten Vollendung. Aber sie muß dann auch eine Ruine sein und sich für nichts Anderes ausgeben wollen. Die Ruine als solche konserviren, die Zerstörung aufhalten, den Zahn der Zeit stumpfen wollen, ist die Verkennung eines ästhetischen Gesetzes! Jede Stütze, jedes Nothdach macht die Ruine unerträglich häßlich. Das empfinden wir auch hier in Lochstädt. Und wäre es nur ein pro-

visorischer Nothbehelf, da ginge es noch; aber wir haben keine Aussicht, daß der Lothstädter Schloßruine jemals das Schicksal der Marienburg und eine gleiche Restauration zu Theil werde. Und doch gehört dieses Schloß nächst dem Marienburger zu dem bedeutendsten, was an Schloßbauten aus der Ordenszeit erhalten ist.

Da ist vor der Schloßkapelle eine Halle von entzückender Schönheit. In wohlthuenden Verhältnissen überdeckt das Gewölbe einen nicht großen Raum, in welchem das Ziegelmauerwerk mit wundervollen, roth-, weiß- und grünlichen Farbennuancen die Kunst des Malers zu Schanden macht. Ein heimliches Dämmerlicht webt in dieser Halle, die wie zur stillen Sammlung auffordert vor dem Eintritte in die sonnenhelle, köstliche Kapelle. Trotz der abscheulichen Emporen und der häßlichen Malereien fühlen wir uns doch auch hier unter dem Einflusse der vollendeten Schönheit. Es ist ein Abglanz von der göttlichen Größe der Marienburger Kemter auf dieses Ordenschloß gefallen. Auch hier ist es die Harmonie in allen Verhältnissen, das lustig zum Lichte Ringen, ohne das Bewußtsein der Erdenheimath zu verlieren, was uns bezaubert, uns wie in einem bewußten Traume wandeln läßt. Und wie wenig fehlte, um dieser Kapelle die ursprüngliche Schönheit wieder zu geben! Freilich die Chöre müßten hinaus und die Dünche müßte von den Wänden gerieben werden, damit die Ziegelfarabesken hervortreten könnten, und die reine Form der Gratbogen. Dann freilich würde die Lothstädter-Tenkittener Gemeinde hier keinen Gottesdienst mehr halten können; aber wer hieß denn auch diese göttliche Schloßkapelle in eine — Kirche umwandeln? — Im Westflügel des Schlosses, in den schönsten Räumen, wohnt eine ganze Familie, ich glaube der Kastellan des Schlosses, mit ihrem Hausgeräthe, ihrem Zeuge, ihrem ganzen Alltagsgetriebe. Wer wollte es den Leuten übelnehmen, daß sie sich hier eingemischt haben; aber ist diese Thatsache für die Bewohner dieser Provinz gleich unbedeutend? — In einem Kemter,

mit einem schlanken Granitpfeiler, steht ein kolossaler — Kachelofen. Die Lindenbäume haben sich von draußen dicht vor das kleine Fenster gelegt, wie ich glaube aus Scham, damit der blaue Himmel den Ofen nicht schaue. — An der Südwestecke des Schlosses ruht die gewaltige Mauer auf einem großen Ecksteine. Diesen Stein hat man mit Pulver gesprengt, er ist geborsten und nur die bedeutende Wucht des Gemäuers hält ihn in seiner Lage. Vielleicht ist der Versuch der Zertrümmerung in jenen Jahren geschehen, als der Privatbesitzer des Schlosses Lochstädt mit dem Plane umging, dasselbe abzubrechen. Bekanntlich war es der kunstsinrige verstorbene König, der das Schloß in Folge dessen ankaufte.*

Wie herrlich sind die Fenster des Südflügels, welche sich nach Norden öffnen, mit ihren gelb-grünlichen Thonfliesen, der saubern Profilirung, den zierlichen Formen! Aehnliches hat selbst die Marienburg nicht aufzuweisen. Um zwei dieser Fensterischen laufen Inschriften, von gebranntem Thon gebildet. Sie lauten: »Benedigit si der Name Jhesu Christi« — und »Mase ist ezu allen Dingin gut.« Auch in der Kapelle finden wir um einen Fensterbogen die einfache Inschrift: »Maria gute hab uns in diner hute.«

Die Sitte, zum Schmucke der Blenden, der Mauerflächen und des Fußbodens Thonfliesen zu verwenden, ist bei allen Bauten des deutschen Ordens anzutreffen. Ich war früher der Ansicht, daß sie von Sizilien, wo der Orden am Anfange seiner Existenz Besitzungen hatte, nach Preußen gebracht worden. Ich hatte die Spuren dieser „Thonkunst“, die ursprünglich aus dem Orient, aus Mesopotamien, Jerusalem und Kairo stammt, in Süditalien und Rom verfolgt, in Gegenden, welche, wie Amalfi, einst in engster Verbindung mit dem Orient gestanden haben. Seitdem

* Die Kapelle ist seitdem wirklich restaurirt.

weiß ich, daß Spanien nicht weniger reich an solchen Thonfliesen ist, wie der Orient und Sizilien, daß sie in den Niederlanden überall anzutreffen; auch habe ich sie in Stralsund, Rostock und in Lübeck vorgefunden. Daß sie in Danzig (z. B. an der Nordseite der Johanniskirche) vorkommen, war mir längst bekannt; ich glaubte, sie stammten hier aus der nahen Marienburg. Es ist aber eben so möglich, daß die Thonfliesen den Weg aus den Niederlanden nach den hanseatischen Städten, und somit auch nach Danzig, und vielleicht von hier erst zu den Ordensrittern genommen haben. Etwas Bestimmtes hierin festzustellen, möchte überhaupt unmöglich sein. Mir kam es nur darauf an, auf den ungeheuren Verbreitungskreis der Thonfliesen aufmerksam gemacht zu haben. Im Norden von Deutschland und in der Provinz Preußen werden sie gegenwärtig nicht mehr verwendet; dagegen kommen sie im Süden Europa's, in Afrika und dem Orient noch gegenwärtig überall vor und dienen zum Belegen der Fußböden und der Mauerflächen.

Nicht ohne Interesse ist in der Hochstädter Schloßkapelle der alte Flügelaltar, welcher aus der abgebrochenen St. Adalbertskapelle zu Tenkitten stammt. Hagen hat ihn ausführlich beschrieben.* Während sich im Innern drei Figuren befinden, nämlich Gott Vater und Sohn, welche die in ihrer Mitte sitzende Maria krönen, erblicken wir auf der Außenseite verschiedene Darstellungen aus dem Leben des heiligen Adalbert. Auf dem letzten dieser Bilder von ziemlich roher Malerei sammeln die Freunde des Märtyrers die einzelnen Theile seines zerstückelten Körpers; wir erblicken im Hintergrunde die See, das Schiff, mit welchem die Fremden gekommen und — einen Strauchzaun, ganz von der eigenthümlichen Form, wie er in dieser Provinz so häufig anzutreffen. Der Altarschrein stammt aus dem Jahre 1504. —

* Neue Preuß. Prov.-Bl. Bd. 5.

Es ist doch ein wunderbares Stück Erde, diese wüste Haide Tenkitten=Vochstädt! Dort dicht am Meere die Trümmer einer uralten Kapelle, errichtet als Denkmal für einen der edelsten Apostel, welche die christliche Lehre aufzuweisen hat; hier ein einfaches Schloß am Haff, nicht viel weniger zertrümmert als jene Kapelle, das einstige Gefängniß des edlen Hochmeisters Heinrich Keuß von Plauen. Dort ist das menschliche Bauwerk vollkommen in Trümmer gesunken, und darüber erhebt sich, gewissermaßen als die verkörperte Idee, für welche der Märtyrer gestorben, das eiserne Kreuz an der Ostsee. Hier hat der Mensch die letzten Trümmer mühsam noch gestützt, überdacht; aber sie stehen verwaist, verlassen, nachdem der Seestrom, der hier einst vorüberfloß, versandet, der Schifffahrt neue Bahnen eröffnet worden, und die Natur tritt wieder in ihre alten Rechte. Rings um das Schloß duftet es und blüht es. Wer, wie ich, an einem glühenden Mittage hier gestanden und den erstickenden Duft des Holunders geathmet hat; wer die Schwalben in ihre Nester an der Ruine hat ein- und ausfliegen sehen, Nester, deren ich an einem einzigen Fensterbogen — neununddreißig zählte; wer noch voll von den Empfindungen, die das St. Adalbertskreuz in ihm geweckt hat, durch diese weiten Hallen von wunderbarer Schönheit, über die noch viel größeren Dachböden gewandert ist, auf deren Dielen nun die würzigen Blüthen des Holunders in ungeheuren Massen getrocknet werden: der wird sich ohne Weiteres gestehen müssen, daß es ein interessanter Anblick, ein Eindruck von seltenem Reichthum ist. Und dann dort das Meer mit seinen Bernsteinhäfen und das alte Samland mit seinen Withingen, den dänischen Kolonisten und dem alten Heiligthume in Romowe; hier das Haff und drüben die alte Balga, ebenso reich an bedeutenden historischen Erinnerungen als Vochstädt; weiter links die Lenzen- und Brandenburg; und dazu dort im Süden die Eisenbahn, deren weißen Dampf wir in der Sonne leuchten sehen. Es ist ein schönes, ein bedeutendes Bild. Aber

wir müssen das Auge, den Sinn dafür haben; wir müssen sogar in den allgemeinen Lärchenjubel über der weiten Heide einstimmen können, sonst bleibt es uns wüste und leer.

Hat man hinter Lochstädt das versandete Tief überschritten, so steigt die Straße eine Anhöhe hinan und führt zu dem mitten in einem Buchenwalde belegenen einsamen Waldkrug. Sein früherer Name lautet Pilzenkrug und wird schwerlich von dem neuern verdrängt werden, gerade wie das Schloß Capustigal bei Brandenburg noch immer so und nicht Waldburg genannt wird.

Der Wald des Pilzenkruges, wenn man ihn westwärts durchwandelt, um zu dem Seeufer und nach den „neuen Häusern“ zu gelangen, bietet mit seiner Schattenkühle eine köstliche Erfrischung dar. Wohl sind die Buchen, die ihn bilden, alle halb verkrüppelt, gleichsam ausgetrocknet von dem scharfen, salzigen Seewinde, aber nach der Wüste, welche wir verlassen haben, fragen wir nicht viel nach schlanken, graziösen Formen, wir freuen uns jedes Blattes, das seinen Schatten auf den köstlichen Rasen wirft.* An der See weiß das Ufer auch hier von einer langsamen, aber sichern Zerstörung zu erzählen. Es ist unzweifelhaft, daß diese ganze Halbinsel einst ebenso weggespült werden wird, wie der Theil, von welchem ich schon oben sprach. An ihre Stelle wird dann die Fortsetzung der frischen Mehrung treten. Aber auch diese wird einst das ganze frische Haff seitwärts nach Osten mehr und mehr durchwandern, gerade wie die kurische, und ihren Dünenstrand über das jetzige Ostufer des Haffs ausgießen. Vielleicht daß sich dann an ihrer jetzigen Stelle eine neue Mehrung bildet.

Die ganze Halbinsel von Lochstädt bis Ramstigal gehört übrigens gegenwärtig der Mehrungsformation nicht an. Sie besteht

* An diese schöne Stelle verlegt Prof. J. G. Haffe das Paradies. Sein berühmtes Buch führt folgenden Titel: Preußens Ansprüche als Bernsteinland das Paradies der Alten und Umland der Menschen gewesen zu sein, erwiesen von Dr. J. G. Haffe. Königsberg 1766.

aus festen, diluvialen Schichten, wie man das an beiden Ufern und an den Grubenrändern erkennt, welche man in der Mitte dieses Landes antrifft. Wer sie nur oberflächlich ansieht, etwa nur von der Chaussee aus, die in der Mitte der Halbinsel bis Pillau hinläuft, und die Sandberge erblickt, wahre Dünenzüge, und den dünnen, sandigen Boden, der könnte allenfalls zu dem Glauben an eine Meerung verführt werden. Dieser Sand bildet aber nur die oberste Schicht des diluvialen Bodens; er ist von der Seeseite hieher geführt worden, als ein in Wahrheit fliegender Sand, und hat erst in historischen Zeiten (1657) nach erfolgter Abholzung des Waldes, der früher hier stand, den fruchtbaren Boden verwüstet. Wenig ist bis jetzt gethan, um ihn zu fesseln. Erst bei Pillau hat man ihn durch die Plantage und andere Anlagen nordwärts von der Stadt zu bändigen vermocht, und es war hohe Zeit; denn der entfesselte Sand bedrohte selbst die dortige Festung! Aber hier war er auch weit am bedeutendsten. Hier werden ungeheure Massen durch den Seestrom in Bewegung gesetzt und durch die Fluthen an das Land geworfen. Dazu kommt, daß Pillau auf der Spitze der frischen Meerung liegt, Spitze — im geologischen Sinne. Denn während die Lochstädt-Wogramer Halbinsel keine Meerungsformation darstellt, erstreckt sich die frische Meerung — geologisch — bis nach Wogram und Altpillau hin. Von Rechts wegen müßte daher auch bei Altpillau das Tief sein; und dort hat einst in der That ein Durchbruch stattgefunden. Es versandete aber, und zugleich bildete sich das neue, jetzige Tief. Altpillau führt seinen Namen daher mit Recht. Das jetzige Pillau ist ein Neupillau, eine Kolonie, die nach Art ihrer andern Geschwister die Mutterstadt absorbiert hat.

Um die Natur dieser Halbinsel genau kennen zu lernen, habe ich sie nach allen Seiten durchwandert. Sie ist einförmig und trift, aber der Blick über die beiden Meere zur Rechten und zur Linken entschädigt reichlich. Geht man von dem Pilzenkrüge ost-

wärts durch den Wald, so gelangt man zu einer Spitze, von der man einen bedeutenden Blick hat auf Lochstädt, Fischhausen, die „schöne Wiek“, den fernen blauen Galtgarben und so weiter. Es ist wohl kaum eine schönere Empfindung denkbar, als an einem glühenden Julitage am Ausgange eines Waldes in köstlicher Schattenfrische zu liegen und in die sonnenklare Weite zu blicken. Aber mein Genuß sollte auch hier nicht ungetrübt bleiben. Eine am Flügel verwundete Krähe saß dicht neben mir auf einem Zweige und ließ sich ruhig von meiner Hand berühren. Sie sah mich ordentlich ganz traurig an.

Eine andere, prächtvollere Aussicht entfaltet sich von der südlichen Spitze der Halbinsel, an deren Fuß im Osten Kamstigall und im Westen Wogram liegt. Wogram, in den alten Urkunden Wugeram, Wogrim, mag Wald bedeuten, der Ort wird wenigstens meistens meistens als „Wald Wogrim“ bezeichnet. Der dortige Bergücken heißt dagegen ein „Gebirge“ und es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn wir in dem Schreiben des Pflegers zu Lochstädt lesen, daß „das Gebirge in der Pille“ (Pillau) an dem Ufer gegenüber dem Lande vom Haff sehr ausgewaschen sei. Von diesem Vorgebirge ist der Blick über das Haff, die Wiek von Alt-pillau, den mastenreichen Hafen mit dem schlanken Leuchtturme, die Stadt Pillau, die frische Nehrung, den Wald der Plantage und die See in der That so großartig, daß ich Mühe habe, im Samlande einen andern gleich bedeutenden Aussichtspunkt ihm zur Seite zu stellen. Es kommt dazu, daß auf dieser öden Höhe ein eigenthümliches Mauerwerk, die sogenannte Landmarke, steht, deren wunderliche Form ich nur mit einem geöffnet hingestellten Buche vergleichen kann. Sie besteht nämlich aus dreien in eine dreieckige Spitze auslaufenden Mauerpfeilern, welche wiederum durch Mauerbogen, die gothische Fensteröffnungen bilden, verbunden sind. Nur die eine Seite, die auch bei einem offen hingestellten Buche die offene bleibt, ist nicht geschlossen. Ich habe noch niemals ein

ähnlich sonderbares Bauwerk gesehen. Es dient den einlaufenden Seeschiffen als Merkzeichen und heißt deshalb Landmarke.

Altpillau und Wogram bilden topographisch nur einen einzigen Ort an der Spitze der Haffbucht, welche die beiden Halbinseln, darauf Pillau und Kamstigall* liegen, von einander scheidet. Die Bucht ist ein verkleinertes Abbild der schönen Wiek bei Fischhausen, freilich auf eine ganz andere Art entstanden als die letztere. Denn während diese aus jener Zeit herrühren mag, als die See den Balga-Kamstigaller Damm durchbrach, wurde die Wiek bei Altpillau-Wogram dadurch gebildet, daß sich auf der Seeseite, als Verlängerung des Festlandes, ein Sandhafen, das nördlichste Ende der frischen Nehrung, vorlegte. Dieser Sandhafen, auf dem, von Norden nach Süden gerechnet, jetzt die Plantage, die Festung und die Stadt Pillau liegen, wurde, wie schon früher erwähnt, einst wiederholt von dem Meere durchbrochen, bis im Jahre 1510 die Bildung des Seetiefs an der noch heute von ihm eingenommenen Stelle eine vollendete Thatsache war. In jene Zeit fallen die ersten Befestigungs-Anlagen an der Stelle, auf welcher sich gegenwärtig die Festung Pillau befindet. Die ersten Ansiedelungen der Menschen stammen aus der Zeit, da Gustav Adolf das Pillauer Tief besetzte, um es bei seiner Unternehmung auf Polen im Jahre 1626 als Hafenplatz für seine Seeschiffe zu benutzen. Daß diese Besetzung widerrechtlich war, stellte der Schwedenkönig gar nicht in Abrede, aber er entschuldigte sich damit, daß der Danziger Hafen für seine Schiffe nicht tief genug sei, während Pillau die bequeme Tiefe von vierzehn Fuß habe. „Wahr ist,“ — fügte er hinzu — „es ist nur ein Loch, wodurch ich weiter vorwärts mußte“ — — **. Das werden wir heutzutage allerdings nicht mehr unterschreiben; von der Höhe bei Wogram aus gesehen,

* Camstian heißt altpreußisch Schaf, gall bedeutet allgemein eine Landschaft, Gegend.

** Geijer, Geschichte Schwedens. Hamburg 1836. Bd. 3. S. 120.

liegt die Stadt ganz imposant da; und wird die Lokomotive erst hier vorüberbrausen, dann kann sie sich noch zu unerwarteter Größe entfalten. Wie es heißt, soll dann auch der sogenannte Ruffendam, welcher im Jahre 1759 und 1760, als Ostpreußen zeitweilig eine russische Provinz war, zum Schutze des Hafens im Osten der Stadt geschüttet oder doch befestigt wurde, weiter nach Nordosten verlängert und dadurch ein dem zu erwartenden Aufschwünge der Schiffahrt angemessenes Hafenbassin gebildet werden. Bedeutender Baggerungen wird es dazu freilich bedürfen, denn die Bucht ist unendlich flach, aber ausführen läßt es sich.

Daß aber von Königsberg nach Pillau eine Eisenbahn gebaut werden muß, ist keine Frage, soll nicht der russische Handel den projektierten Weg nach Libau einschlagen und die Bedeutung Königsbergs, als eines Stapelplatzes für den russischen Handel, vollkommen verloren gehen.* Bei dem Wettrennen, welches in nächster Zeit zwischen den Städten Libau und Königsberg zu erwarten ist, wird lediglich der Umstand entscheiden, ob die Eisenbahn Düna-burg-Libau oder Königsberg-Pillau früher gebaut wird. Pillau hat den außergewöhnlichen Vorzug, den ganzen Winter hindurch offenes Fahrwasser zu haben. Aber was hilft es dem Stapelplatz Königsberg? Sobald das Haff gefroren ist, hört alle Verbindung zwischen beiden Städten auf; denn der Transport zu Lande wie der zu Eis ist unendlich kostspielig und bedenklich. Der letztere namentlich wegen der stattfindenden Veruntreuungen. Es mag fabelhaft klingen, es wird aber häufig ein so großer Theil der Ladung gestohlen, daß die Kaufleute sich auf einen solchen Transport, der sich jeder genauen Kontrolle entzieht, gar nicht einlassen können. Wie kostspielig und bedenklich der direkte Transport zwischen Königsberg und Pillau im Winter ist, mag man daraus entnehmen, daß im Winter 18⁵¹/₅₅ ganze Schiffsladungen Stein-

* Die Eisenbahn ist seitdem wirklich gebaut.

Kohlen erst von Pillau nach Wolittnick (auf dem Südufer des Haffs geradeüber Fischhausen) zu Schlitten und von hier mit der Eisenbahn nach Königsberg befördert wurden. Die Schlittenfahrer nahmen ihrerseits nach Pillau Getreide mit, das von da zu Wasser weiter gehen sollte. Das letztere mußte also in Königsberg von den Speichern auf Wagen, dann in die Eisenbahnwagen geladen werden, in Wolittnick auf Schlitten, in Pillau schließlich in das betreffende Schiff. Umgekehrt ging es mit den Kohlen.

Ist Königsberg mit Pillau nur erst durch eine Eisenbahn verbunden, so fallen alle diese Umstände fort. Das ankommende Getreide, die sonstigen Rohprodukte dürfen dann in Königsberg nicht einmal mehr in die Speicher verladen werden; sie gehen sofort nach Pillau, wo sie unmittelbar von den wartenden Schiffen aufgenommen werden. Von Pillau aus findet dann aber gar kein Hinderniß mehr statt, da der dortige Hafen nur in den seltensten Fällen durch Eis versperrt wird. Das einzige Hinderniß: das Haff, ist dann eben umgangen.

Vielleicht interessiert es den Leser, wenn ich ihm im Folgenden die Natur dieses unseres Haffs im Winter kurz schildere. Ich bin überzeugt, daß Manchem die mitzutheilenden Thatsachen unbekannter sind, als die Zustände der Baffinsbai.

Im Winter friert das Haff meist erst im Dezember zu. In Folge der hier herrschenden nassen Herbstwinde bleibt es noch lange offen, wenn die Seen in Rußland, selbst die dortigen Häfen schon lange mit Eis bedeckt sind. Die Schiffe, welche zwischen Königsberg und anderen Häfen gehen, benutzen das offene Fahrwasser oft bis spät in den Winter hinein; es kommt aber auch wohl vor, daß sie auf der Fahrt von einer Windstille, einem darauf folgenden Frostwetter betroffen werden, dann mitten im Haff einfrieren und alle die Gefahren laufen, denen die Schiffe in dieser Lage ausgesetzt sind. Die Bewohner Königsbergs werden sich noch des Ereignisses im Jahre 1854 erinnern. Da-

malß war der Verkehr zwischen den preußischen und westlichen Häfen außerordentlich stark, weil während des russischen Krieges sämtliche Aus- und Einfuhrgegenstände von und für Rußland über die preußischen Hafenplätze gingen. Es hatten sich im November 1854 ungeheure Massen russischer Rohprodukte in Königsberg angesammelt, die noch in demselben Jahre alle ins Ausland gehen sollten, als das Haff (dieses Mal ungewöhnlich früh) mit einer Eisdecke belegt wurde. Der bedeutende in Aussicht stehende Gewinn ließ die Königsberger Kaufleute im Dezember das unerhörte Wagniß unternehmen, eine ganze Flotille von mehr als zwanzig Schiffen, darunter Seeschiffe von erstem Range, durch die fünf Meilen weite Eisdecke von der Pregelmündung bis nach Pillau hindurchzuführen, indem man durch das Eis einen Kanal brach, den die Schiffe, eines hinter dem andern, passirten. Ich hielt mich damals auf der Südseite des Haffs auf, und erinnere mich noch des sonderbaren Anblickes, wie die segellosen Schiffe durch das Eis beinahe schon vier Meilen weit, bis in die Gegend der Fischhausenschen Spitze gelangt waren. Bei Pillau war das Haff noch offen; es trennte die Schiffe von diesem Fahrwasser nur noch eine dünne Eisdecke von etwa einer Viertelmeile; der Wind wehte aus Osten, und wir hatten die Ueberzeugung, daß die Schiffe in einem halben Tage in Pillau sein würden. Die Witterung war ganz milde. Da ließ gegen Abend der Wind nach; das Thermometer sank mehrere Grade unter Null, und am folgenden Morgen sahen wir bereits Eis auf jener offenen Stelle treiben. Bevor die Schiffe bis dorthin gelangten, war das ganze Haff fest zugefroren. Auch jetzt noch wären die Schiffe nach Pillau gekommen, wenn es wenigstens beim Frostwetter geblieben. Es erhob sich aber — wie das im Herbst hier nicht auffallend — eben so unerwartet ein starker Nordwestwind. Der riß die ganze Eisdecke des Haffs zwar auf, sie von Pillau aus zerbrechend und aufrollend, zu gleicher Zeit schloß er aber die

Schiffe dicht mit Eis ein und trieb sie steuerlos in die Südostbucht des Haffs bei Patersort, nicht fern von dem Bahnhof Ludwigsort. Die kleineren Schiffe, die Rähne und Bordinge wurden von dem Eise fast förmlich zerschnitten; selbst die größten dieser Kolosse sanken, und nur wenige retteten sich aus diesem Eis- und Schiffbruche, alle jedoch bedeutende Schäden davontragend. Die eigentliche Katastrophe erfolgte den Abend vor Weihnachten. Die Schiffer — manche hatten Frauen und Kinder bei sich — retteten sich mit Mühe, auf Brettern über die auf- und niedertrogenden Schollen und Eishügel. Der größte Theil der Ladung versank und verdarb oder wurde im Laufe des Winters von den anwohnenden Fischern gestohlen. Ein paar Schiffe ragten den ganzen Winter über mit ihren Masten über das Eis hinweg und erregten die Verwunderung der auf der Eisenbahn vorüberfliegenden Fremden. Wie groß die Gewalt der Eisfluthen war, mag man daraus ersehen, daß ein französischer Dreimaster vollkommen auf eine Seite gelegt worden war.

Das sind Gefahren, welche die Schifffahrt bedrohen, der im Schlitten Reisende sieht sich anderen ausgesetzt. Ganz besonders ist es die Möglichkeit einzubrechen und sich zu verirren, was mit Recht gefürchtet wird. In den kurzen Tagen des Winters dunkelt es schnell. Der kundigste Reisende weiß, daß er auf Stellen kommen kann, wo das Eis nicht hält, weil sie erst spät zugefroren sind. Es sind die sogenannten Blänken oder Waaken (auch schwedisch vakar), die dadurch entstehen, daß eine im Wasser befindliche warme Quelle die Eisbildung hindert, oder der Wind diese Stelle längere Zeit hindurch fegt. Ueberall, wo die Flüsse ins Haff münden, hält das Eis oft den ganzen Winter nicht. Wo das Wasser flach ist, namentlich wo Rohr und Binsen wachsen, bildet sich das sogenannte Volleis (hohles, hohl liegendes Eis). Nach meiner Ansicht entsteht dasselbe so: Wird die Oberfläche des Haffs mit einer Eiskruste belegt, so geschieht

dieses meist bei Ostwinden; diese haben aber die Folge, daß das Niveau des Haffs sich verringert, daß der Spiegel desselben sinkt. Wo keine Pflanzen wachsen, sinkt das Eis nach und bleibt auf dem Wasser liegen; Pflanzen dagegen, namentlich die starken Halme des Rohrs, halten die Eiskruste fest, gleichsam in der Schwebelage, so daß die Luft zwischen Eis und Wasser tritt. Diese Luft läßt nun aber das Wasser unten nicht gefrieren, indem sie etwa die Rolle spielt wie bei einem doppelten Fenster. Es bildet sich mithin an solchen Stellen keine tragfähige Eisdecke. Kommt ein Pferd auf ein solches Bolleis, so tritt es sofort durch und zieht den Schlitten mit sich in die Tiefe hinab.

In Folge dieser eigenthümlichen Bildung vermeiden alle Hafffuhrwerke das Ufer und halten sich stets auf der Höhe des Haffs. Die Fahrt am Ufer ist aber auch aus einem anderen Grunde beschwerlich. Es kommt oft vor, daß das Haff nicht mit einem Male und ruhig gefriert, sondern daß die bereits gebildete Eisdecke wieder aufgerissen wird. Die Schollen werden dann an das Ufer getrieben und thürmen sich hier in langen Wällen auf. Sie bedecken auch das Haff selber oft noch in weiter Entfernung vom Ufer bis auf den Boden, so daß sie gewissermaßen einen Eisbrei bilden. Weht ein heftiger Sturm, so nimmt dieser Eisbrei eine regelmäßige Wellenbewegung an; und tritt während dessen ein scharfer Frost ein, so erstarrt die Masse mitten in dieser Bewegung und bewahrt die Form der langhingedehnten Wellen. Ganz dieselbe Erscheinung hat Acerbi beim baltischen Meerbusen wahrgenommen. Die Oberfläche des Haffs erinnert in solchem Falle beinahe an die eines Gletschers. Selten besitzt das Haff hier aber eine bedeutende Tiefe, so daß Pferde und Schlitten meist aus einem „Einbruche“ gerettet werden können. Von ganz anderer Bedeutung sind die Risse. Bilden solche sich schon auf jedem beliebigen Teiche, so nehmen sie auf dem Haffe mitunter erstaunliche Dimensionen an. Sie sind von zwiefacher Art. Sinkt

das Niveau des Haffs, also wenn Ost- oder Südwinde wehen, so bricht die Eisdecke in einzelnen Richtungen, oft auf mehrere Meilen Länge, zusammen, schiebt sich über, thürmt sich auf einander. So entstehen Eismäße, die man zuweilen aus weiter Entfernung erblickt, krystallen glänzend und prachtvoll schimmernd mit vielfachen Spizen, Zacken und Pyramiden. Die Eisschollen legen sich mitunter so aneinander, daß sie das Wasser nach Art eines Satteldaches überbrücken. Ich bin über Risse gefahren, die acht Fuß hoch waren und darüber, erst steil hinauf, dann fast senkrecht hinab. Aber diese an einander gelehnten Schollen schmelzen oder verdunsten. Es kommt vor, daß sie in dem Augenblicke in sich zusammenstürzen, da ein Schlitten über sie hinwegfährt. So wird er unfehlbar begraben und versinkt in dem offenen Wasser; denn wie unter dem Bolleis, so bleibt auch unter einem solchen Eisdache das Wasser meist offen.

Die zweite Art der Risse ist die der offenen. Sie entstehen dadurch, daß das Wasser steigt und die Eisdecke zerreißt. Sie sind nur in der nächsten Nähe erkennbar. Mitunter scheuen die Pferde erst unmittelbar am Rande eines solchen Risses, kehren plötzlich um und schleudern den Schlitten in das Wasser. Im Dunkeln stürzen oft Pferde und Schlitten zusammen in solche Risse, die häufig zwölf bis fünfzehn Fuß breit sind, natürlich rettungslos verloren, weil sie gewöhnlich — wegen der fortgesetzten Bewegung, in welcher sie sich befinden — sogleich unter die gegenüberliegende Eisdecke gerathen. Ist der Riß nur schmal, — und solcher giebt es stets sehr viele — so wird das Pferd zum hastigen Laufe und Sprunge angetrieben. Ist er dagegen breit, so fährt man so lange an seinem Rande entlang, bis man eine schmalere Stelle trifft oder eine Eisscholle, die den Riß überbrückt. Auf den großen Fahrbahnen, deren es auf dem Haffe jahraus, jahrein die ganz bestimmten giebt, baut man wohl auch eine Bretterbrücke über einen solchen offenen Riß, so lange, bis er ge-

friert; denn diese Risse gefrieren stets, da sie keine schützende Decke haben.

Das sind aber noch lange nicht alle Gefahren, denen sich der Reisende auf dem Eise ausgesetzt sieht. Es pflegen nämlich die Fischer im Winter in der Weise zu fischen, daß sie in einem Kreise Löcher (Wuhnen*) in das Eis hauen, durch das eine Loch das sogenannte „große Garn“ hinablassen und nur die beiden Enden desselben mit Stangen und an Stricken so lange von Wuhne zu Wuhne schieben, bis sich die Enden in dem letzten Loche vereinigen. Hier wird das Netz dann aufgezo-gen. Nun sollen an solchen Wuhnen, deren Größe meist nicht unerheblich ist, zwar die herausgehauenen Stücke Eis zur Warnung aufgerichtet stehen bleiben. Häufig geschieht dieses aber nicht, oder die Schollen fallen um, oder der Fährrende geräth im Dunkeln in eine solche Wuhne, kurz sie bleiben für ihn sehr gefährlich. Und wenn auch selten ein Schlitten dabei zu Grunde gehen wird, so geschieht es um so öfterer, daß ein Pferd hineinfällt, nicht herausgeschafft werden kann und in dem kalten Wasser erstarrt. Die Schiffer pflegen in einem solchen Falle zuvörderst die Seilenstränge entzwei zu schneiden — was überhaupt bei allen Einbrüchen geschieht, wenn es noch möglich ist — einmal damit der Schlitten nicht ins Wasser gezogen werde und ferner damit der Schlitten nicht das Pferd in den Abgrund reiße. Demnächst versuchen sie es die Pferde heraus zu schaffen, was dieselben meist durch einen muthigen Sprung bewerkstelligen. Ist das nicht möglich, so schneiden sie dem Pferde ein Stück des Ohres ab, indem sie der Ansicht sind, das Blut circulire rascher und wärmer, wenn man eine Wunde habe. Eben dasselbe thun die Leute in Sibirien und so mag das Verfahren wohl in der That praktisch sein. Ich bemerke dabei zugleich, daß die Finnen mit ihrem großen Garn ganz

* Littauisch vandū, dänisch vand, lateinisch unda, Wasser.

eben so fischen, wie unsere Hafffischer, was aber gewiß nicht auf einen einstigen Zusammenhang beider von einander so entfernten Bewohner hindeutet.

Die größte Gefahr droht dem Reisenden aber nicht von den Rissen oder dem Bolleis und den Wuhnen, sondern vom Verirren. Mustert man den Schlitten eines Fischers, so wird man darauf vielleicht ein paar überflüssige Bretter entdecken, um eine Nothbrücke zu bauen; schwerlich fehlt eine Eisart, eine sogenannte Bide (engl. bik) und eine lange Leine; selten aber möchte sich in seiner Tasche ein Kompaß befinden. Und doch ist ein solcher Magnet auf dem Eise des Haffs nothwendiger als auf der hohen See. Ich werde mich in keine Beschreibung der Winterstürme einlassen, die häufig auf dem Haffe nahen. Wer im Norden geboren ist, der weiß, was ein Schneesturm, ein sogenanntes Stiemwetter ist. Der Reisende, selbst sein Pferd wird mit vollkommener Blindheit geschlagen, denn der heizende Schnee fährt wie Stecknadeln in sein blinzelndes Auge. In wenigen Minuten ist jeder Pfad, jede Spur verweht. Bei Tage sieht man aufmerksam nach den Spuren der Schlitten, die zusammen eine „Bahn“ bilden, nach den Excrementen der Pferde, den einzigen farbigen Gegenständen in der weiten Schneewüste. An den großen Bahnen läßt die Regierung allerdings Alleen in die Eisdecke pflanzen, Alleen von Tannen- und Birkenästen, die so weit auseinander stehen, daß man Zeit genug hat sich zu verirren, bevor man zu der nächsten „Fuhje“* gelangt. Aber sie sind immerhin Retter in der Noth. Anders an den nicht „ausgefuhsten“ Bahnen. Hier haben die Fahrenden einen andern Führer, das ist der — Schwanz ihres Pferdes. Sie bestimmen nach seinem Wehen die Richtung des Windes und somit ihre eigene Bahn, und achten

* Unter Fuhje (wahrscheinlich von fusus, Spindel) versteht man in Ostpreußen eigentlich eine Stange mit einem Strohwiß auf der Spitze.

darauf, daß die einmal fixirte Stellung während des Fahrens erhalten bleibe. Weht z. B. der Schwanz nach Südwesten, kommt der Wind also aus Nordosten, so hütet der Reisende sich wohl so zu fahren, daß der Schwanz des Pferdes eine andere Richtung erhalte. Auf diesen Kompaß und Leitstern achtet er unausgesetzt. Aber der Wind dreht sich mitunter und somit auch der Fahrende. So kommt es oft vor, daß man verirrt und, durch das falsche Licht der Pillauer Leuchte verführt, in das Seetief geräth und verunglückt.

Ein Bekannter von mir fuhr Abends von Pillau nach Heiligenbeil. Als Präservativ gegen die Kälte hatte er ein paar Gläser Grog getrunken. Auch ihn verführte das Licht des Pillauer Thurmes. Plötzlich brechen die Pferde ein und sinken in die Tiefe; er mit einem Satz aus dem Schlitten, der gleichfalls vor seinen Augen versinkt; wie er zum Bewußtsein seiner Lage kommt, da sieht er sich auf einer Eisscholle, die nach der See zu treibt. Beim Sprunge aus dem Schlitten hat er einen Stiefel eingebüßt; um seinen nackten Fuß vor dem Erfrieren zu retten, muß er ihn von Zeit zu Zeit in seiner Pelzmütze erwärmen. So durchwacht er eine fürchterliche Nacht, bis ihn am andern Morgen Lootsen aus seiner Lage befreien.

Ich muß dabei erwähnen, daß nicht bloß das Seetief, sondern auch ein großer Theil des Haffs in der Nähe desselben den ganzen Winter offen bleibt. Es ist dieses eine Folge des Stromes und der Wellen. Die nach Pillau fahrenden Schlitten müssen diese offene Stelle daher auch in einem weiten Bogen umgehen. —

Ich war in diesem Jahre sonderbarer Weise zum ersten Male im Sommer in Pillau. Wiederholt hatte ich es im Winter gesehen, wenn das Haff mit Eis bedeckt war und die See dunkelschwarz dalag, gleich einem Ungeheuer. An einem solchen Wintertage erinnere ich mich auf der Galerie des schlanken Leuchtthurmes während eines Sturmes gestanden zu haben. Nur mit Mühe konnte ich mich da oben aufrecht erhalten, denn nicht bloß der

Sturm drohte mich umzuwerfen, auch der Leuchtturm schwankte hin und her wie ein Rohr. Wenn ich recht berichtet bin, beträgt dieses Schwanken einen, auch zwei Fuß. Man kann sich denken, wie sonderbar die Empfindung des oben Stehenden ist. Auch auf dem schiefen Thurme zu Pisa habe ich einst, während mit allen Glocken geläutet wurde, auf der überhangenden Seite gestanden. Der Thurm vibrirte wohl, aber er schwankte nicht. Hier dagegen ist es wie in dem Mastkorbe eines wellengeschaukelten Schiffes. Aber nicht bloß der Pillaauer Leucht- oder vielmehr „Lootsen“-Thurm schwankt so im Sturme. Alle hohen und schlanken Thürme thun es. Es ist ein beängstigender Anblick in Danzig, den durchbrochenen Thurm des Rathhauses zu sehen, wie er im Sturme gleich dem umgekehrten Pendel einer Uhr nach rechts sich neigt und nach links, sich zwei bis drei Fuß von der senkrechten Linie entfernend.

Jetzt an einem heitern Sommertage stand der Thurm ganz ruhig da, und nun war es das wunderbare Bild in der Nähe und in der Ferne, was mich gefesselt hielt. Wer diesem schönen Lande keinen besondern Reiz abgewinnen kann, der komme hieher und lasse dieses Panorama auf sich wirken, dieses sonderbare Marinebild mit seinem Nehrungscharakter, den dicht neben einander befindlichen Kontrasten von Wüste und Kultur, Wasser und Land; er sehe die Schiffe durch das Tief ankommen, andere forteilen; er blicke einerseits bis zu den fernen Thürmen Königsbergs und sehe im Westen, noch viele Meilen weit, die Masten eines Schiffes auftauchen, sprungweise, wie die Seeleute behaupten; er umfasse dieses Alles mit einem Blicke, und behaupte noch, dieses Land sei reiz- und farblos. Ja um es gleich hier zu erzählen — ich habe in Pillaue einen Sonnenuntergang erlebt, so glühend und farbenprächtigt, daß ich mich nach Neapel versetzt glaubte. Ueber der See stand ein dichter blauer Nebel, den die Sonne erst kurz vor ihrem Untergehen zu durchbrechen vermochte; und nun schwammen

Meer und Land in einem fabelhaften Orangegeb; der weiße Leuchtturm, wie die Masten und die Raaen der auf dem Strome liegenden Schiffe waren von der Farbe wie infrustirt; die steilen Uferhöhen bei Wogram erschienen nicht weniger wunderbar; wie Lichtphänomene lagen aber die Berge von Balga und Brandenburg da, glühend strahlend über dem tiefblauen Wasser des Haffs; und wo die Wellen aufleuchteten, da gab es ein Lichtblau, wie ich es noch niemals hier gesehen. So wunderbar kann die Sonne in Pillau untergehen.

Im Winter freilich ist es hier anders; dann rast die See durch das Tief und braust an das aus mächtigen Stämmen errichtete Bohlwerk, so lauttönend, daß ich in dem zwei Meilen entfernten Wolittnick oft durch das Geheul des Sturmes deutlich habe das Brüllen der Wellen vernehmen können. Denn die Wellen bilden den Grundton, den Baß in jeder Sturm- und Meeresymphonie. Dann mag es ein sonderbares Gefühl sein, in dem Eckzimmer der „Hoffnung“ zu sitzen, oder auch in dem einen und dem andern Hause der Pillauer Kaufleute, die mit ihren blanken Spiegelscheiben, den Lauben und den Lindenbäumen im Sommer so freundlich daliegen und alle auf das Haff und das Tief blicken. Im Sommer ist es ein köstlicher Gang längs diesem Bohlwerke. Und wie es meist etwas Untergeordnetes ist, was die Menschen interessirt, so ist es auch hier die Frage, ob der Strom ein- oder ausgehe. Hängt die rothe Fahne im Süden der Laterne am Leuchtturme, so fließt das Haffwasser in die See, das heißt: der Strom geht aus; hängt sie im Norden, so ist es umgekehrt. Aber auch ohne Fahne erkennt man leicht die Richtung an den „auf dem Strome“ vor Anker liegenden Schiffen, indem dieselben in solcher Situation ihre Spitzen dem Strome nothwendig entgegenkehren müssen. Das Strömen wird einerseits durch die Flüsse hervorgerufen, welche in das Haff münden, und andererseits durch den Unterschied im Niveau, den Wind, Ebbe und Fluth hervorbringen. Denn die Gri-

stanz von Ebbe und Fluth ist bekanntlich in neuester Zeit auch bei der Ostsee nachgewiesen. Da ist also ein fortwährendes Pulsiren. Aber ein sicheres Gesetz darin zu entdecken, ist kaum möglich, zumal die wechselnden Winde den allergrößten Einfluß auf die Fluktuationen ausüben. So außerordentlich und so schnell folgen die Schwankungen auf einander, daß der Strom an einem Tage oft sechs Mal in seiner Richtung wechselt. Die Wasser des Haffs und der See verbinden sich niemals; sie verdrängen sich nur oder legen sich über einander. Und auch hier sind die Unterschiede so bedeutend, daß zuweilen in Königsberg Salzwasser aus dem Pregel geschöpft wird (bei dem in Folge des Rückstauens entstehenden „fliegenden“ Ströme), während andererseits das süße Wasser bis nach Brusterort längs der Küste hinströmt. Den Naturforscher überrascht es daher auch nicht, wenn er mitten in der See Süßwasserthiere antrifft. Sie sind dorthin verschlagen worden, wie Flügler, die vom Sturmwinde entführt, die höchsten Schneeflächen der Alpen bedecken.

Eine andere interessante Erscheinung in dem Hafen von Pillau ist die Bildung des Bodensatzes. Wir sind meist der Ansicht, daß solche Verschleimmungen und Untiefen lediglich durch den Strom erzeugt werden, welcher Sinkstoffe mit sich führt. Ehrenberg behauptet dagegen, daß ein großer Theil dieses Sediments (20 bis 25 Prozent) aus lebenden Infusorien bestehe, ja daß der Hafen von Wismar fast ausschließlich durch solche Thierchen verschleimt werde. Schumann theilte mir mit, daß dieses Verhältniß für Pillau nicht richtig sei, da die Masse der im Bodensatz befindlichen Infusorien nur auf 1 bis 2 Prozent anzunehmen. Die Thatsache bleibt darum nicht minder überraschend.

Das Seetief selber hat von solchen Versandungen wenig zu leiden, weil der aus- und eingehende bedeutende Strom, namentlich im Frühjahr und Herbst, den Seegrund fortwährend gleichsam fegt. Dagegen finden wir bedeutende Massen von Sand

neben dem Tief auf das Ufer geworfen. Um zu verhüten, daß der von den Seiten kommende Strom diesen Sand in das Tief schwemme, sieht man sich genöthigt, die beiden Molen, welche eine Verlängerung des Tiefs bilden, jährlich mehr und mehr in die See hinauszuschieben, wobei es unvermeidlich, daß der Sand sich nun in die durch Mole und Strand gebildeten Buchten festsetzt und das Ufer fortwährend verbreitert. Auf diese Weise ist schon gegenwärtig die auf der Westseite der Stadt liegende Festung der Gefahr ausgesetzt, den Seestrand zu verlieren, und es wird ihr schließlich nichts übrig bleiben, als gleichfalls weiter nach Westen zu rücken, d. h. man wird dort neue Werke anlegen müssen, welche den Strand beherrschen.*

Eine Versandung des Fahrwassers findet beim Pillauer Tief nur erst in einer gewissen Entfernung in der See statt, nämlich da, wo die mitgeführten Sinkstoffe, in Folge des Nachlassens im Strömen, zu Boden fallen. Es könnte nicht befremden, wenn sich hier noch einmal eine dauernde Insel bildete. Ephemere Erscheinungen der Art hat es schon gegeben. So bildete sich vor vielen Jahren im Herbst eine solche Sandinsel ziemlich weit in der See. Sie blieb den ganzen Winter dort, und da zufällig die See bis auf einige Meilen Entfernung gefror, so fuhren die Pillauer zu Schlitten auf jene Insel, zündeten ein Feuer an, um ihren Grog zu kochen, und nannten die Insel darum scherzweise — Grogholm. Im folgenden Frühjahr verschwand sie so spurlos, wie die vulkanische Ferdinanda bei Sizilien.

Zu einer dauernden Inselbildung kann es deshalb nicht kommen, weil bei Sturmfluthen der Sand immer auf das Ufer geworfen wird. In Folge dessen findet sich nirgends häufiger als hier der gefürchtete Triebsand. Die Zahl der Opfer, welche er schon gefordert, ist sehr groß; aber selten verunglückt Einer in

* Gegenwärtig ist in der That ein solches Fort erbaut.

Triebfandstellen, die sich am Lande auf dem Vorstrande befinden; die gefährlichsten Stellen sind im Wasser selber; und so sind es meist nur Badende, welche in dem sandigen Breie versinken und ertrinken. Es giebt Menschen, welche den Triebfand für eine Fabel halten; sie können es sich nicht denken, daß Sand im Wasser förmlich schwimmend erhalten werde, daß eine solche Stelle sich durch nichts Verdächtiges auszeichne. Mögen sie nur hieher kommen! Am Rande der Mole traf ich zufällig auf eine solche Stelle und versank mit einem Beine sofort bis ans Knie. Mit meinem Stocke erreichte ich noch keinen Grund. Und das war offenbar eine sehr unbedeutende Triebfandstelle.

Noch fielen mir an den Blöcken der Mole diejenigen auf, die wie mit einem weißen Schimmel überzogen waren. Der angebliche Schimmel ist eine Fucusart, die im Wasser hellgrün, in der Luft getrocknet aber ganz weiß aussieht.



Wanderungen am Frischen Gass.

I.

Bis Frauenburg.

Es reicht doch nichts an die Seligkeit einer Fußwanderung! — In Braunsberg sollte ich auf den Abgang der Post nach Frauenburg eine und eine halbe Stunde warten! Das vermochte ich nicht über das Herz zu bringen. Wie in jungen Jahren, wenn ich mit meinem Alpenstocke des Morgens auszog, über Matten und Felsgrate, keinen anderen Begleiter als meine vor mir hinflatternden Gedanken, welche mir in der Ferne eine schöne, selten trügerische Fata Morgana hinzauberten, eilte ich durch die Stadt, auf der Chaussee, welche von dem Marktverkehre ungewöhnlich belebt war, dem Städtchen Frauenburg zu. Wohl ist es bis dahin nur eine Meile und eine halbe; aber die Sonne, die im Löwen stand, und sich zur fünften Stunde neigte, sandte durchbohrende Strahlen auf mein Haupt, und die Straße lag dürr und lechzend vor mir. Nur noch vor wenigen Jahren zeigte dieser Weg eine andere Physiognomie. Da fuhren Posten, täglich mindestens sechs Mal, und viele andere Wagen der Reisenden; Couriere flogen hin und her, bald nach Petersburg, bald nach Berlin zu; fleißige Arbeiter rupften zwischen den Steinchen das Gras aus und ebneten die vom letzten Regen entstandenen Rinnfale. — Das ist jetzt alles anders! Die Eisenbahn hat den Verkehr an sich gezogen, und die alte Straße liegt todt da wie ein verlassenes Flußbette, das man geschlossen, während man für das Wasser einen neuen Kanal gegraben. Nur Marktwagen fahren noch hin und her; und der Handwerksbursche, dem selbst die

vierte Klasse der Eisenbahn zu theuer, wandert einzeln oder in Truppen seiner Nachtherberge zu. Braucht er sich doch nicht zu beeilen! Die Welt ist groß, aber seine Geduld ist größer; das hastige Fieber der Gegenwart, der die Zeit Geld bedeutet, hat ihn noch nicht ergriffen, wird ihn nie ergreifen. Eher möchte dieses ganze Geschlecht aussterben. Vielleicht wird Einer oder der Andere, „von der Lava der Zeiten begraben,“ konservirt, und giebt unseren Nachkommen ein Räthsel zu lösen.

Nicht weit vor Frauenburg senkt sich die Straße in das Thal der Baude. Da ist gleich Allerlei zu sehen, meinen Freunden zum Trost, die mir zu Hause gerathen hatten, doch lieber an den Rhein zu gehen. Es traten nämlich die Sandhügel auf, welche einst das Meer, als die Nehrung noch nicht existirte, hier aufgethürmt hat; mächtige Dünenreihen und Wälle, spärlich bewachsen, hie und da vom Sturme zerrissen und zerwühlt. In naher Ferne blickt der Spiegel des Haffs durch den Einschnitt des Baudethals. Die Baude würde nun an und für sich nichts sein, als ein unbekanntes Flüsschen, wie es hundert andere giebt, wenn nicht dieses Wässerlein die Aufmerksamkeit eines großen Mannes erregt hätte, der sein »fies nobilium tu quoque fontium« gesprochen. Kein Geringerer als Kopernikus hat nämlich oberhalb Frauenburg neben dem Flüsschen, das sich mit seiner größeren Wassermasse nordwärts in das Haff ergießt, einen Kanal graben und in demselben das Wasser, um einen Berg herum, nach Frauenburg leiten lassen. Da treibt es nun Mühlwerke und belebt und befeuchtet die Gärten der Stadt.

Aber noch ein Phänomen darf ich hier nicht unerwähnt lassen. Als Kind fuhr ich einmal mit meinen Eltern nach Frauenburg. Wie wir nun an den tiefen Thaleinschnitt der Baude kamen und ich sah, wie die Straße sich in die Tiefe senkte und geradeüber fast senkrecht wieder in die Höhe stieg, da ängstete mich die Vorstellung, daß wir so steil hinauf wie auf das Dach unserer Scheune fahren sollten. Als wir aber in die Tiefe auf die Baudebrücke

kamen, da kam uns die Straße gar nicht mehr so steil, sondern ganz mäßig ansteigend vor. Diese damalige Erfahrung fiel mir jetzt ein. In der That erscheint auf einer Höhe eine jede Straße der Art von einer auffallenden Steilheit, gerade wie das Meer, wenn wir es von einem hohen Ufer betrachten, einen Berg zu bilden scheint; am Fuße der Anhöhe oder am Ufer des Meeres entschwindet diese Täuschung fast ganz.

Frauenburg liegt an den Höhenzug gelehnt, darauf der Dom steht, wie wenn es sich in den Schutz desselben begeben wollte. Die Anschwemmungen der Baude haben nach dem Haff zu auch hier, wie an vielen anderen Uferstellen dieses Gewässers, ein Vorland gebildet, welches nun von den Wassern des Baudekanals durchbrochen wird. Da wo sie ins Haff fließen, erweitert sich das Flußbette und bildet einen kleinen Hafen, der mich recht an die Häfen der adriatischen Westküste erinnerte, wo auch fast immer die Mündungen der von den Appenninen strömenden Flüschen den Hafen bilden, darinnen nur Küstenfahrer und Fischerboote ankern. Den beobachtenden Geist erfreut solcher an flachen Küsten immer wiederkehrende Parallelismus.

In Frauenburg kann man keinen Schritt thun, ohne an Kopernikus erinnert zu werden. Der große Astronom lebte hier vom Jahre 1510 bis zu seinem den 24. Mai 1543 erfolgten Tode als Domherr, und wenn er auch oben im Dome begraben liegt, gewisse Menschen sterben nicht; und wenn sie sterben, im Herzen des Volkes feiern sie ihre Auferstehung und leben ein ewiges Leben. Jedes Kind weiß hier von ihm zu erzählen. Sie führen uns an seinen Thurm und behaupten, hier hinauf habe der Schöpfer des Baudekanals das Wasser desselben durch ein Räderwerk gehoben und in Röhren auf die Höhe des Domberges geleitet. Die Historiker zweifeln trotz des noch stehenden mächtigen Thurmes an dieser „Wasserkunst“, denn sie finden darüber nichts in den Urkunden. Das Volk läßt sich seine Helden aber

nicht rauben; es hält sie fest wie ein theures Besizthum, und wo ihm die Geschichte nicht ausreicht, da hilft ihm seine Phantasie. So ist Virgil unsterblich geworden als „Zauberer Virgilius“ und der römische Tiberius als der grausame Timberio. Tell wird dem Schweizervolke nicht entrissen werden können, trotz des Beweises, daß diese Gestalt dem finnischen Volke angehöre; denn die Mythe ist stärker als die historische Forschung.

Fragen wir nach einem Gasthause, so führt man uns in den „Kopernikus“ Treten wir daselbst in das Gastzimmer, so erblicken wir sofort das Bildniß des großen Domherrn, in seinem rothen Gewande, vor ihm einen Globus und Karten.* Im Dome zeigt man uns sein Grabmal, und darüber hängt wieder sein Bildniß. Abends, als ich an den Hafen ging, da erzählte mir ein Fischer, daß Kopernikus sich sogar einen Wagen gebaut habe, in dem er ohne Pferde durch die Straßen gefahren. In Danzig, Marienwerder, Graudenz und andern westpreußischen Städten erblickt man manche kolossale Bauwerke, namentlich Wasserleitungen; die hat — so behauptet das Volk — alle der Kopernikus erbaut. In Thorn steht nun seit einigen Jahren seine Statue, in Warschau eine zweite ältere und ein drittes Denkmal in Krakau. Wie ein französischer Gelehrter eine Dantische, so könnte man eine Kopernikanische Reise unternehmen, zu allen den Orten und Städten, die dieser Unsterbliche geweiht hat.

Vom Hafen habe ich noch etwas zu erzählen. Wie gesagt, er ist klein, fast bekommt man Lust, ihn in die Tasche zu stecken. Zwei kurze Steindämme schützen den Eingang gegen Versandung; auf ihren Spitzen stehen die prächtigsten Weiden, nicht die gekappten, wie sie in ganz Deutschland vorkommen, sondern Weiden in ihrem freien schönen Wachsthum. So erscheinen sie ordentlich

* Vor dem Bilde hängt von der Decke ein Klingelzug herab, der aus lauter großen Bernsteinperlen besteht. Manche derselben schließen Insekten ein.

respektabel. Blickt man durch ihre Zweige landwärts auf den Domberg, so giebt das ein anmuthiges Bild. — Neben dem Hafen lagen verschiedene Steinplatten und Hölzer. Die erstern sind vom Rhein aus dem vulkanischen Brohlthal gekommen und für den Fußboden des Domes bestimmt. Ich fand grauen und schwarzen Schiefer. Der Küster behauptete, der letztere sei schwarzer Marmor, und bemerkte auf meinen Einwand, schwarzer Schiefer sei doch eigentlich Marmor. Mir fingen die Frauenburger an gefährlich zu werden; daß sie soviel von Kopernikus wußten, war mir schon aufgefallen, nun imponirten sie gar mit ihren geologischen Kenntnissen! — Die lagernden Hölzer waren fast schon alle zu Eisenbahnschwellen zugeschnitten und sollten in Pillau in ein Schiff geladen werden, das in Kurzem „nach See“ gehen werde, wie es hieß, nach Aegypten. So erzählten mir ein paar Schiffer. Solche Thatfachen imponiren und geben dem Handel seinen erhebenden Charakter. — Hier traf ich auch einen Schiffer, der mir schon von früher her bekannt war. Er hatte nämlich einem guten Freunde einmal eine Ohrfeige gegeben, und dieser gute Freund war in der Nacht darauf gestorben. Gerichtliche Section der Leiche ergab eine Verletzung im Gehirn. Natürlich hieß es im Gutachten: An den Folgen der Ohrfeige! Der Mann kam in Gefahr, als Todtschläger verurtheilt zu werden. Da erschien vor den Geschworenen ein Arzt aus Königsberg und bewies schlagend, daß der Tod durch eine von der Ohrfeige unabhängige Krankheit herbeigeführt sei. Natürlich erfolgte die Freisprechung. Da ich nun bei letzterer selbst zugegen gewesen, so interessirte mich der Mann. Er stellte sich mir hier am Hafen in seiner Schifferkleidung vor, und zwar, als er eben im Begriff war nach Pillau zu fahren. Der Wind blies bald kräftig in das viereckige Segel und die Abfahrenden riefen ihr: Mit Gott! — Es dauerte nicht lange und sie waren in der Ferne von der Dunkelheit eingehüllt.

II.

Im Dom.

Der folgende Morgen wurde vorzugsweise der Besichtigung des Domes gewidmet. Er steht, wie schon erwähnt, auf einem etwa achtzig Fuß hohen Berge, einer alten Meeressäune, und bildet mit seinen Umfassungsmauern und Thürmen ein befestigtes Kloster nach Art der Marienburg. Als der deutsche Orden Preußen eroberte und seine Burgen mitten in einer feindlichen Bevölkerung errichtete, da war Sicherheit das Hauptaugenmerk der Erbauer. Daher zeigen die erhaltenen Burgen gewaltige Mauern, mächtige Thürme und feste Außenwerke. Selbst die darin befindlichen Schloß- und Kirchenbauten erinnern mit ihren Zinnen und Wandflächen mehr an eine Festung, denn an Wohn- und dem Gottesdienst geweihte Räume, und nach dem Bilde dieser Ordensbauten wurden später selbst die reinen Kirchenbauten errichtet. Es liegt etwas Wunderliches in den aus Granitblöcken erbauten Dorfkirchen des alten Preußenlandes. Roh aneinander gefügt treten diese Steine aus der unebenen Mauer heraus, und die schmalen Fenster erinnern mehr an Schießscharten als an Lichtöffnungen. Die großen Dome von Marienwerder und Frauenburg sind zwar nicht aus Feldsteinen erbaut, ihre Anlage offenbart aber nicht weniger den kriegerischen Charakter des Ordensbaustyls. Eine gewaltige Mauer umgiebt das Kirchengebäude, das Centrum in einem Hofe. Ringsum und in demselben stehen allerlei Gebäude, Thürme, die theils zu Wohnungen, theils zu andern Zwecken bestimmt sind, doch freundlich neben einander existiren, während nach Außen die Mauer dem Angreifenden ihre Stirn weist, und Thürme — sogenannte „Ausfallthürme“ — ihre angreifende Bestimmung genugsam errathen lassen. Ein Graben schützte theilweise das Ganze nach der Landseite, während

nach dem Saße zu die Steilheit der Höhe die Schwierigkeit eines Angriffs vermehrte.*

Gegenwärtig macht die Anlage den Eindruck eines freundlichen Klosters. Der bischöfliche Palast freilich, der östlich hinter der Domanlage steht, erscheint als angemessener Wohnsitz eines Kirchenfürsten; während die einzelnen, in Bäumen versteckten, von Gärten umschlossenen Häuschen der Domherren, die jenseits des Grabens, gewissermaßen auf dem Glacis, sich aneinander reihen, den idyllischen Eindruck behaglicher Beschränktheit hervorrufen.

Der Dom selber ist eine sogenannte Hallenkirche, mit drei gleich hohen Schiffen und einer Choranlage im Osten. Sie werden von einem einzigen Dache bedeckt, an dessen vier Ecken je ein Thurm steht. Ein fünfter Thurm sitzt nach Art eines Dachreiters in der Mitte des Firstes und ein sechster auf der östlichen Giebelspitze. In Folge dieses Thurmreichtums gewährt der Dom ein ganz eigenthümliches Bild, zumal der Hauptthurm ein Ende davon in der Südost-Ecke der Befestigungsmauer steht. Da sich in letzterem auch die Glocken befinden, so erinnert er an die im Süden Europas so häufig von der Kirche getrennt stehenden Campanile.

Das Innere ist einfach und nicht ohne Würde. Sieben Pfeiler theilen den Dom der Länge nach und bilden drei Schiffe. Daran schließt sich im Osten der Chor, welcher in einem geraden (nicht polygonen) Abschlusse endigt. Die Pfeiler bilden ein längliches Achteck und sind plump; dagegen überrascht der Reichtum des Gewölbes mit seinem Netz- und Strahlenwerk. An den Pfeilern stehen Altäre, die meisten aus der Rokokozeit.

An Sehenswürdigkeiten enthält der Dom eine Menge von sil-

* Aehnliche Kirchenburgen kommen in Siebenbürgen vor. — Friedrich Müller: Die Verteidigungskirchen in Siebenbürgen. Ch. Boner: Siebenbürgen. Leipzig, 1868.

hernen und goldenen Gefäßen und die kostbare goldene Statuette des Apostels Andreas, während die übrigen elf längst „in alle Welt“ gegangen sind. Ermüdend wirkt die Fülle reichgestickter Meßgewänder, die man dem Beschauer vorzeigt.

Wir werfen wohl noch einen flüchtigen Blick auf die an der Decke des Chors hängenden Hüte von fünf Kardinalen und die Tiara eines Papstes (Pius II. — Aeneas Sylvius), welche sämtlich einst dem Frauenburger Domkapitel angehört haben. Vor Allem ist es aber doch das Grabmal des Kopernikus, was uns erregt und unser Herz freudiger schlagen macht. Wir vergessen gern den unerquicklichen Streit, ob er von Geburt ein Deutscher oder ein Pole; wir wissen ja, seine Entdeckung, für nationale Schranken zu groß, gehört der Menschheit an, und wird so lange genannt werden, als es eine Astronomie giebt. Mit Recht heißt es auf der Gedenktafel, welche das Domkapitel ihm hat errichten lassen: »Astronomo celeberrimo, cujus nomen et gloria utrumque replevit orbem«, und plastischer noch auf seiner Statue in Thorn: »Terrae motor, solis coelique stator.«

Die wir in einer Zeit der freien Forschung und einer schönen Menschlichkeit leben, wir haben Mühe, uns eine Vorstellung von jenem Kampfe zu machen, „den Götter selbst vergebens kämpfen,“ den Kampf mit der Dummheit und Trägheit. Indem wir jede neue Entdeckung mit freudigem Staunen und Entzücken aufnehmen, welches wiederum auf den Entdecker zurückwirkt und zu weiteren Forschungen begeistert, können wir nur schwer jenes Zögern des Weisen durch dreiunddreißig Jahre — so lange hielt er seine Entdeckung zurück — verstehen. Es mochte die Scheu vor dem Nichtbegriffenwerden sein, wenn auch keine Furcht vor Kerker und Tod, was ihn bestimmte. Vielleicht auch die Neigung, sein System nach allen Seiten hin mehr und mehr auszuarbeiten, neue Entdeckungen sich anzueignen. Da aber die Resultate bei ihm gleich anfangs feststanden und seinen Freunden, auch dem wissenschaftlichen Pu-

blikum bekannt wurden — freilich mit dem Erfolge, daß man ihn sogar auf der Bühne lächerlich zu machen suchte — so wird es jene menschliche Scheu gewesen sein, die ihn immer wieder zögern ließ. Als aber endlich der Entschluß zur Publikation seines Werkes* gefaßt war, da trat er nicht schüchtern auf, sondern mit einer Sicherheit und Kühnheit, daß ihn schon Kepler als den „Mann freien Geistes“ (animo liber) bewunderte. In seiner Zueignung an den Papst Paul III. nennt er die unter den Theologen allgemein verbreitete Meinung von der Unbeweglichkeit und Centralstellung der Erde „ein absurdes acroama«, und greift die Stupidität derer an, welche einem so irrigen Glauben anhängen. „Wenn etwa leere Schwärzer, alles mathematischen Wissens unfundig, sich doch ein Urtheil über sein Werk anmaßen wollten durch absichtliche Verdrehung irgend einer Stelle der heiligen Schrift, so werde er einen solchen verwegenen Angriff verachten. Es sei ja weltbekannt, daß der berühmte Lactantius, den man freilich nicht zu den Mathematikern zählen könne, recht kindisch von der Gestalt der Erde gesprochen und diejenigen verhöhnt habe, welche sie für kugelförmig hielten. Um zu beweisen, daß er, von der Wichtigkeit seiner Resultate tief durchdrungen, kein Urtheil zu scheuen habe, wende er sich aus einem fernen Erdwinkel an das Oberhaupt der Kirche, auf daß es ihn vor dem Biß der Verleumder schütze, da die Kirche selbst von seinen Untersuchungen über die Jahreslänge und die Mondbewegungen Vortheil ziehen werde.“

Hier in Frauenburg hat dieser unerschrockene Mann dreiunddreißig Jahre lang thatkräftig gewirkt und nicht bloß in stiller Zurückgezogenheit sich seinem geisterweiternden Studium hingegeben. Denn wenn man uns noch den Raum zeigt, von wo aus er den Himmel beobachtet, so offenbaren andererseits seine vielfach noch

* Dasselbe erschien zu Nürnberg im Jahre 1543 unter dem Titel: Nicolai Copernici, Torinensis, de revolutionibus orbium coelestium, libri VI. etc.

vorhandenen Briefe, was er als Arzt, was als Politiker gewesen. Als er nämlich 1510 durch die Gunst seines Oheims, des Bischofs Lukas Waißelrode, zum Domherrn in Frauenburg ernannt war, fand er anfangs nicht die gehoffte Muße für seine mathematischen Studien; er wurde vielmehr öfters in die Händel des Domkapitels mit dem deutschen Ritterorden verwickelt, ja sogar von letzterem, dem er als unerschrockener Vertheidiger der Rechte seines Stiftes bald ein Dorn im Auge war, in einer Schmähschrift angegriffen. Gelang es nun auch seiner Klugheit und seinem energischen Auftreten, sich in kurzer Zeit nach dieser Seite hin Ruhe zu verschaffen, so gab doch später gerade seine anerkannte geistige Ueberlegenheit und das Vertrauen seiner Kollegen auf sein richtiges Urtheil noch oft genug Veranlassung, aus der ihm so erwünschten Stille in das geräuschvolle Geschäftsleben heraus zu treten. Bei Abwesenheit des Bischofs versah er häufig dessen Stelle; er wurde in wichtigen Angelegenheiten um Rath befragt und mußte bei der öftern Erledigung des bischöflichen Stuhls mehr als ein Mal das Amt eines General-Vikars und Administrator's der Güter des Bisthums übernehmen. Als er letztere Stelle unter anderm auch nach dem Tode des Bischofs Habion von Losangen, des Nachfolgers seines Oheims bekleidete, legte er ein Zeugniß seiner Unerchrockenheit, Standhaftigkeit und Berufstreue ab, indem er unbekümmert um die Feindschaft der deutschen Ordensritter und polnischen Großen, vom König von Polen einen Erlaß auswirkte, der die Ritterschaft zur Rückgabe aller von ihnen anmaßlich in Besitz genommenen Stiftsgüter zwang.

Nicht weniger zeichnete er sich durch seine medizinischen Kenntnisse aus. Ohne sich für einen praktischen Arzt auszugeben, erlangte er durch seine glücklichen Kuren dennoch einen solchen Ruf, daß man ihn in dringenden Fällen sogar an den herzoglichen Hof nach Königsberg berief. Den Armen gab er seine selbstverfertigten Arzneien stets unentgeltlich.

Haben wir auf dieser geweihten Stelle eine lange Zeit geweiht und uns unsern Betrachtungen hingeeben, — denn zu sehen ist außer dem Grabsteine und dem Bilde des Kopernikus, sowie der erwähnten Gedenktafel nichts, — so richten wir unsere Schritte vielleicht noch zu dem Grabmale des im Jahre 1841 verstorbenen Bischofs Stanislaus von Hatten. Sein Bildniß hätten wir schon früher in manchen Hütten, wenn wir sie betreten, sehen können. Je mehr in demselben eine sprechende Herzengüte und Milde interessirt, um so mehr schauern wir, wenn wir hören, daß dieser ehrwürdige Greis am 3. Januar 1841 von einem gewissen Kühnappel ermordet worden. In der Inschrift seines Grabmals heißt es: *manu nequissima occisus in aedibus suis 3. Jan. 41. hora 6 vespertina.* Ich erinnere mich noch des Entsetzens, das uns erfaßte, als die Nachricht zu unsern Ohren kam. Es ergab sich bald, daß der Thäter ein Katholik war. Nicht Rache, nicht Zorn oder Wahnsinn, sondern einfache Raublust bildete das Motiv zu diesem scheußlichen Verbrechen und trug dem Thäter außer dem Blutgerüst allgemeinen Abscheu ein.

Sonderbar, daß unser Preußenland noch von einem zweiten Morde an einem Kirchenfürsten zu erzählen weiß. Auch Werner von Orseln, der Hochmeister des deutschen Ordens, wurde im Jahre 1330 in der Marienburg, „als er aus seiner Kapellen gar einig ging, recht unter der Thüren erstochen.“ Damals war ein Ritter der Thäter, und beleidigtes Ehrgefühl und Rachsucht hatten ihn zu der That bestimmt; so bleibt für Johann von Neendorpf noch ein Rest von Theilnahme, den Mörder Hattens können wir nur verabscheuen.

Das Grabmal des Letztern ist von weißem Marmor, sonst von großer Einfachheit. Oben befindet sich sein Wappen abgebildet: ein Horn an einem Bande, darüber drei Sterne. Außer den bereits erwähnten Worten lesen wir noch in dem Latein der *vulgata* den schönen Spruch aus dem Römerbriefe:

Leben wir, so leben wir dem Herrn,
Sterben wir, so sterben wir dem Herrn.

III.

Im „Gebirge“.

Doch hinaus aus Mauernenge und Todesgedanken zum Rande der Höhe, darauf der Dom steht! Welch wundervolles Bild! Die Stadt zu unsern Füßen mit der neuen evangelischen Kirche und dem Kopernikusthurm; das Haß in der Beleuchtung des Morgens, klar und duftig; links die blauen Höhen, die uns an ein Gebirge erinnern (nach so langem Entbehren!); am Horizonte das weiße Band der Nehrung. Die Bienen summen in den Linden des nächstliegenden Domherrn-Gärtchens, die Steinhauer klopfen mit ihren Hämmern unten bei ihrer Arbeit; auf dem Vorlande des Haßs ernten sie den zweiten Grasschnitt und muntern die Pferde an, welche die Decke des fast erst in der Bildung begriffenen Landes oft durchbrechen und einsinken; ein paar Angellähne mit hohen viereckigen Segeln kehren vom Fischfange zurück. Wohl sind ihre Segel sonnenbeschienen, weiß, aber die Nehrung da drüben ist weißer, mit ihren welligen Bergformen an ein Schneegebirge erinnernd. Und wer dieses für übertrieben halten möchte, dem gebe ich zu bedenken, daß ich die Autorität Leopold's von Buch für mich habe.

Als ich hinab ging, bemerkte ich, daß man die neue, noch im Bau begriffene evangelische Kirche gegen den ihr im Rücken herabfließenden Sand durch eine steinerne Mauer hat schützen müssen. Das erinnerte mich recht an die Schutzmauern in den schleswig'schen Dünen. Auch habe ich einmal in der Nähe des Chamounithales eine Kirche gesehen, die sich ganz hinter einen gegen die Lawinen errichteten Schutzwall verkroch. Hier in Frauenburg ist zwar keine eigentliche Gefahr vorhanden, wir werden

aber doch daran erinnert, daß der Domberg nichts ist, als eine alte Düne.

Federleicht war mein Gepäck, etwa so leicht als mein Sinn, als ich nun die Wanderung in „die Berge“ antrat. — Wer am Harz lebt oder am Riesengebirge, wer die waldigen Höhen des Thüringerlandes oder Frankens täglich vor sich hat, der weiß nicht, wie es uns hier zu Muthe wird, wenn wir einmal etwas sehen, was uns an jene schönen Berggegenden erinnert. Dieser Bergzug zwischen Frauenburg und Elbing, vier Meilen lang und etwa halb so breit, ist kaum sechshundert Fuß hoch und reicht oben genannten Bergen nur bis zum Knie; aber es ist doch eine Höhe! Man sieht sie meilenweit sich duftig und blau aus der Ebene erheben, in schön geschwungenen Kuppenlinien und sich allmählich abdachend, zum Haff und zur Elbinger Niederung, oder sich in den Höhen des malerischen Oberlandes (Hocherlandes) fortsetzend. Aber was jene Gegenden nicht haben und was diesen Bergzug so wunderbar macht, an seinem Fuße da lebt es und webt es, da rauschen die Wellen des Haffs, das sich küstenlos nach Norden hindehnt, und von drüben weht uns die scharf-salzige Luft des Meeres entgegen und lockt unsern Blick über die weißglänzende Nehrung hinüber auf die Wellen des tiefblauen Meeres, das von einem, auch mehreren Segeln, vielleicht einem Dampfboote belebt wird. Tiefeingeschnittene Waldthäler und Schluchten gliedern den Bergzug; an muntern Flüsschen klappern die Mühlen, und Buchenwälder, so schön wie in dem schönen Holstein, tränken ihre Wurzeln noch in dem Wasser des Haffs.

Es war ein erquickender Morgengang! — Der Weg läuft immer genau auf der Grenze des alten See-Ufers und dem neugebildeten Wiesenvorlande des Haffs. So erfreute von links her die schattige Kühle des steilen Ufers, von rechts aber der Duft des frisch gemähten Heues. Später wird der Weg sonniger; bald aber gelangen wir in das eigentliche „Gebirge“, blicken in dunkle

Waldschluchten und weit über die blaue Wasserfläche. In Quisen-
thal empfing mich lautes Kindergeschrei. Ein Mann, in einem
Kasel (ein langer Rock von dicker Leinwand, mit einer Kapuze,
vor dem Gesicht ein Haarsieb), hatte eben den Bienen ihren Honig
genommen (man nennt das hier: die Bienen brechen) und kehrte
reich beladen in das Haus zurück. In der einen Hand hielt er
die Honigwaben, in der anderen einen Feuerbrand, um die Bie-
nen zu vertreiben. Die Kinder umschwärmten ihn in respektvoller
Entfernung; eine Frau erwartete sie an der Hausthüre mit einem
Korbe voll Semmeln. Ich stand einen Augenblick hinter einem
Baume verborgen und erfreute mich an der lieblichen Scene; dann
zog ich weiter.

Jetzt erst geht es wahrhaft aufwärts. Ein Seitenarm des
Gebirges zweigt sich nämlich vom Hauptzuge ab und endigt in
einem steilen Vorgebirge am Haff. Diesen Arm hat die Straße
zu übersteigen. Als ich die einsame Waldhöhe erreicht hatte, be-
gegnete mir ein Arbeiter von verdächtigem Aussehen, eine Art
auf der Schulter; als er mir vorbeigegangen, und ich ihm durch
eine Waldecke verborgen war, schlug ich mich seitwärts in den
Wald, nach dem Haff zu. Ohne diesen Mann wäre ich nicht
auf die Höhe des Vorgebirges gekommen, das ich soeben erwähnt
habe. Im Walde begraben, ahnt man nicht, welch einen weiten
Blick diese Höhe gewährt. Durch spärliche Bäume überschaut man
das endlose Haff nach Norden, die Küste bis Braunsberg, an
der namentlich der thurmreiche Frauenburger Dom hervortritt,
ähnlich wie Wisby von Högflint aus gesehen; geradeüber aber
die Mehrung und dahinter die See. In steil abstürzenden Terrassen
senkt sich die Höhe zum Strande des Haffs; Birken, Kiefern,
Buchen, Eichen (ein sonderbares Baumgemisch!) bedecken sie und
gewähren den erquickendsten Schatten. Spinnen hatten ihre Fäden
von Baum zu Baum und über das Heidelbeerkraut des Wald-
bodens gezogen. Unten im Haff aber lagen einige mächtige Steine

und ließen sich von den Wellen der leichtgekräuselten Fläche umspielen. Als ich nun im Moose saß und den Südwind hörte, wie er durch die Baumkronen rauschte im gleichmäßigen Strome, da zog ich meinen Dante aus der Tasche und las jene Stelle, in welcher er das irdische Paradies schildert und dabei des Pinienwaldes bei Ravenna erwähnt. Vor zwölf Jahren gerade hatte ich diese Stelle in jenem Walde bei Chiassi gelesen. Was schloß nicht Alles dieser Zeitraum in sich, an Freud' und Leid! In solchen Momenten liegt die Vergangenheit vor uns wie ein ausgebreitetes Stück Erde, das wir von einer Höhe überblicken; nur die Ferne hüllt sich in den Nebel der schwächer werdenden Erinnerung.

Jene Stelle im *purgatorio* (28. 7 bis 21) ist aber so schön, daß ich sie hier wiedergebe.

Von einem Lüftchen, einem sanften, stäten,
Ward leiser Zug an meiner Stirn erregt,
Nicht mehr, als ob mich Frühlingwind' umwehten.

Er zwang das Laub, zum Zittern leicht bewegt,
Sich ganz nach jener Seite hinzuneigen,
Wohin der Berg den ersten Schatten schlägt.

Doch nicht so heftig wühlt' er in den Zweigen,
Daß es die Vöglein hindert', im Gesang
Aus grünen Höh'n all ihre Kunst zu zeigen.

Rein wie der Lüfte Hauch ins Dickicht drang,
Frohlockten sie ihr Morgenlied entgegen.
Wozu, begleitend, Laubgeflüster klang.

So kling't's, wenn Zweig' um Zweige sich bewegen,
Im Fichtenwald an Chiassi's Meergestad',
Sobald sich des Sirocco Schwingen regen.

Nunmehr flog ich die Waldterrasse hinab zum Haffufer. Der Vorstrand (der Raum zwischen Haff und Höhe) ist mit Steinen dicht bedeckt, war es aber früher in einem noch höheren Grade; denn schon seit Jahren bildete die Küste den Steinbruch für die

steinarmen Umgegenden, namentlich für die Nehrung und die Marschen der Weichselniederung. Jetzt ist sie an größeren Blöcken so ziemlich erschöpft. Nur im Haff selber liegen noch einige, darunter der sogenannte Heilige Stein. Derselbe mag achtzehn Fuß lang und eben so breit sein. Ueber das Wasser steigt er anfangs mit senkrechten Flächen, dann schrägen dieselben sich in einem Rücken ab, so daß er den Eindruck eines Grabes macht. Wahrscheinlich hat dieser Stein seine Bezeichnung als „heiliger“ davon, daß die alten Preußen auf demselben ihrem Gotte Kirche die Erstlingsopfer des Fischfangs brachten. Vor sechshundert Jahren mag er auch noch nicht im Wasser selber, sondern auf dem Strande des nun mehr und mehr abgestürzten Ufers sich befunden haben. Wie an die meisten Steine von kolossalen Dimensionen, knüpft sich auch hier eine Sage an. In jener Zeit nämlich, als Riesen die Erde bewohnten, von denen nach Kaspar Stein's (geb. 1592 zu Königsberg) preussischen Memorabilien ein paar Knochenüberreste an der Pfarrkirche der Altstadt Braunsberg aufgehängt gewesen, hauste einer derselben auf der Frischen Nehrung, ein zweiter am gegenüberliegenden Ufer des Frischen Haffs bei Volkemit. Beide hatten nur ein Beil, welches sie sich zum Fällen des Holzes gegenseitig zuwarfen. Als einmal der auf der Nehrung Wohnende das Beil haben wollte, der Andere aber sich weigerte, es ihm zu geben, ergriff Jener den mächtigen Stein und warf nach Diesem. Der Stein glitt aber an dem Daumen um etwas ab, und so erreichte er nicht ganz das dieselbe Ufer. Bei den meisten Steinen spielt freilich der Teufel die Hauptrolle. So erzählt man von einem Steine in meiner Heimath, einem gewaltigen, oben eine Platte bildenden Blocke, daß Leute einst den Sonntag entweiht hätten, indem sie auf diesem Steine Karten spielten. Der Teufel habe sie dabei überläßt und mit sich genommen. Wir Kinder bewunderten mit großer Andacht die eingehauenen Karten, den Abdruck des Pferde-

fußes, mit ganz besonderem Interesse aber die Abbildung eines Tellers mit Kuchen und eines Weinglases. Wahrscheinlich hatten die Kartenspieler auch für leibliche Genüsse Sorge getragen.

Der Heilige Stein würde den Mangel seiner Beziehung auf den Teufel längst gebüßt haben und zersprengt sein, wenn nicht die Regierung jede Beschädigung desselben ausdrücklich untersagt hätte. Dafür hat man die übrigen Steine um so weniger geschont, leider zum großen Verderben des Ufers, das nun abgespült und abgeschält wird. Gewöhnlich glaubt man, daß dieses durch die Wellen des Haßs geschieht; dieselben sind aber eigentlich der am wenigsten thätige und schädliche Faktor. Denn die aus dem steilen Ufer quellenden Wasser, welche dasselbe unterwühlen, lockern und Bergfälle verursachen; das Eindringen der Kälte im Winter und das Aufthauen des Erdreichs im Frühjahre schaden allein schon mehr als alle Fluthwellen. Ganz besonders aber ist es das Eis, welches im Frühlinge, wenn „das Haß aufgeht“, von den Winden zusammen- und an das Ufer getrieben, die auffallendsten Verheerungen anrichtet. Oft wird es in langen Wällen auf das flache Ufer geschoben und zerstört dasselbe durch Aufreißen und Aufwühlen vollständig. Auf diese Weise sind schon ganze Uferstrecken zerstört und zu Haßboden geworden. Wo große Steine auf der Uferbank liegen, wird der schädliche Einfluß dieser Eismälle wesentlich gehemmt, indem die aus nicht großen Schollen bestehenden Massen durchbrochen oder ganz zurückgehalten werden. Fehlt dieser Schutz, so nagt dieses Eis alljährlich an den Uferwänden wie eine Säge. — Das ist nunmehr auch hier der Fall. Ausstürzende Bäume, die in der Tiefe liegen, andere, die wie zum Tode geneigt, sich mit ihren Wurzelfasern noch an das Ufer anklammern, beweisen den schädlichen Einfluß des Winters genugsam. Dafür läßt sich das Ufer wie eine geologische Karte von unten bis oben übersehen, und erkennt man darin die verschiedenen Lehmin- und Sandschichten, zu oberst die Humusschicht

des Waldes. Ganz besonders zeichnet sich der feine weiße Quarzsand aus und eine durch Eisenoxyd zu einem Konglomerat verbundene gelbe Sandschicht, welche auf der Nehrung auch wohl scherzweise Pfeffertuchen genannt wird. Dagegen kommt eine Braunkohlenschicht, die man überall an der samländischen Ostseeküste antrifft, hier nicht vor.*

Soll ich nun noch etwas über das Frische Haff erzählen, so bemerke ich Betreff seines Namens, daß derselbe wohl in der That ein frisches Wasser bedeutet, und weder mit dem Flusse Frisching noch mit der altpreussischen Sprache etwas zu thun hat. Im Sommer freilich, namentlich im Juli und August, verdient es diese Bezeichnung selten. Es entstehen dann nämlich im Wasser eine eigene Art von Pflänzchen von fast mikroskopischer Kleinheit, welche dem Haff eine grüne Farbe geben, und am Ufer ausgeworfen und getrocknet, dasselbe wie mit Vitriol überziehen. Zugleich verbreitet sich ein äußerst widertätiges Miasma, welches tief ins Land dringt und dem Menschen Kopfweh verursacht. Todte Fische werden in großer Zahl ausgeworfen; Enten aber, die von diesen auf das Ufer gespülten Pflänzchen fressen, sollen gar davon sterben. — Wenn das Haff in diesem Zustande, so sagt man: Es blüht. Sonderbar ist es, daß auch die Theiß in Ungarn im Sommer sich mit mikroskopischen Thierchen bedeckt, und daß es dann gleichfalls von ihr heißt, sie blühe.

Nachdem dieses Alles am Haff gesehen und bedacht worden, begab ich mich in einem Thaleinschnitt durch den noch jungen Wald wieder auf die Straße zurück. Bald verläßt man denselben und kommt durch ein sonderbares Hügel- (Höcker-) Land nach dem Städtchen Tolkemit. Vorher sieht man noch am Haffufer Menschen, welche kleine Steine auflesen und in ein Boot schütten.

* Professor Behrendt hat später an diesem Ufer sehr interessante Haufen von Küchenabfällen entdeckt.

Es sind dieses Kalksteine, die kurz vor Tolkemit gebrannt und demnächst verschifft werden.

Tolkemit gehört zu jenen Städtchen, welche das Schicksal haben, wegen ihrer Kleinheit als Zielscheibe des Spottes der Reisenden zu dienen. So erzählt ein Jeder gern die Sage von einem Mal, der einst gedroht habe, die Stadt zu verschlingen, und nur mit Mühe und Noth an eine Kette gelegt worden sei, „allwo er noch jetzt zu sehen.“ Andere wundern sich über die Menge von Scherben, die an ein Scherbengericht erinnern. Und in der That, Tolkemit ist ein wahres *νεραμεινον* (so hieß die Töpferstadt von Athen): denn überall stehen die Töpfertwaaren vor den Thüren auf dem sogenannten Bürgersteige, um zu trocknen und demnächst gebrannt zu werden. Man kann keinen Jahrmarkt tief im Lande besuchen, ohne die Tolkemiter Töpfer anzutreffen, deren Waaren sich durch Sauberkeit und Dauer auszeichnen. Ueberhaupt sind diese verschrienen Tolkemiter fleißige Leute, die sich sogar bis zur Höhe der Selbstironie erheben können; denn von einem dortigen Bürger hörte ich folgendes anmuthige Verslein:

O Tolkemit, du schöne Stadt,
Du bist fürwahr ein Wunder,
Wenn Einer dich gesehen hat,
So ist Paris ein Plunder.

Im höchst einfachen Gasthause lag eine Elbinger und eine Berliner Zeitung aus, und an der Wand hing ein schöner, großer Kupferstich, eine Geburt Christi darstellend. Bedenke ich nun noch, daß Tolkemit die Vaterstadt des Mönches Simon Grunau ist, eines berühmten Chronisten, dessen phantasievolle Erfindungen in der preussischen Geschichte eine so heillose Verwirrung angerichtet haben, so wüßte ich nicht, was ich sonst noch von Tolkemit berichten sollte.

Wir machen uns also auf und kommen in einer Stunde nach Kadienen, dem schönsten Punkte dieses ganzen Höhenzuges, wo

sich Berg und Ebene, Höhe und Tiefe, Wald und Feld mit einander verbinden; wo uns die Natur mit ihrem Zauber umfängt und die Kunst eine Stätte gefunden hat. Läge dieses Kadienen an der großen Heerstraße, es lebte in dem Munde der Reisenden gleichwie der samländische Ostseestrand oder die wundervolle Umgebung Danzigs. Auch so suchen es Freunde einer schönen Natur von nah und fern auf und erquicken sich in dem geschmackvoll angelegten Garten, darinnen die Springbrunnen rauschen und die Orangen blühen, oder in dem Buchenwalde, der die ganzen Höhen gleich hinter dem Garten bedeckt, und daraus das nun verlassene Bernhardiner-Kloster blickt, oder endlich auf der letzten Waldhöhe, zu der man höher und höher steigt, von wo aus das Haff vor der Größe des Meeres zurücktritt. Denn wunderbar ist es, wie die kleine Fläche des Meerespiegels so unendlich größer erscheint, als die weite Wasserfläche des Haffs. So wirkt auch die ferne winzige Spitze des Montblanc erdrückend auf alle die Vorberge, welche ihn verdecken.

So schön ist es hier, daß ich nicht einmal das Kloster kritisiren mag, das den wüsten Eindruck des Verlassenseins macht, ohne bereits zu der Schönheit der Ruine zerfallen zu sein. Ein ähnliches verlassenes Kloster sah ich einst auf der Höhe über Sorrent und empfand ganz denselben Eindruck der Nichtbefriedigung. Ohnehin war die Bauart dieses Klosters so häßlich wie die des unfrigen. Aber die Aussicht ist bei beiden entzückend. Hier erblicken wir drüben namentlich Kahlberg in seinem Kiefernwalde und ahnen seine überraschende Schönheit.

Das Kloster scheint erst gestern verlassen zu sein. Auch ist es in der That nicht so lange her. Am Anfange dieses Jahrhunderts wurde es aufgehoben, und im Jahre 1829 fand der letzte der Mönche, Raphael Voß, seinen Tod in den Fluthen des Pregels. Jetzt wohnt ein Schullehrer darin. — Hunderte von Namen bedecken die Wände, so weit sie der Menschenhand erreich-

bar; selbst ein großes Selbstbild, halb verlöscht, haben die Mitglieder einer Königsberger Studentenverbindung mit ihren Namen beschrieben. Weshalb die Menschen dieses nur thun? Wollen sie einem nachfolgenden Reisenden zurufen: Auch ich war hier! Oder ist es ein Ausdruck jenes im Menschen liegenden Dranges, die Erinnerung an seine schnell vergessene Existenz wach zu halten, etwas für seine Ewigkeit zu thun? Sonderbar ist es wenigstens, daß man solches Schreiben „sich verewigen“ nennt.

Geht man von dem Kloster höher hinauf, so gelangt man zur letzten Höhe bei dem Dorfe Lenzen, von wo man den erwähnten weiten Blick auf die See hat. Bei dem Namen Lenzen denkt natürlich ein Jeder sogleich an Frühling, Duft und Sonnenschein; aber man übereile sich nicht. Dieser Name hat mit dem Lenz nichts gemein; er ist einfach eine Verstümmelung des altpreussischen *Lansania*. So ist es in unserm Preußenlande mit vielen alten Namen gegangen. Braunsberg hängt weder mit braun, noch mit dem Namen des Bischofs Brun zusammen, denn es ist aus *Brusebergun* entstanden. Heiligenbeil bedeutet heiliger Berg (*pile*, *peil* = Berg, Burg). Mehlsack gar hat weder etwas mit Mehl noch mit einem Sack zu thun, und ist aus *Malsjekuce* korrumpirt. — Steigt man von dieser Höhe gerade herunter, so gelangt man durch die „heiligen Hallen“, ein mit Buchen dicht bewachsenes Thal, nach Pantlau. Von hier ist es nach Radienen nicht weit, und vielleicht kehrt man dorthin zurück, um die gewaltige Eiche zu sehen, welche im Innern hohl ist und viele Personen aufnimmt, auch durch eine hölzerne Thür verschlossen werden kann. Vielleicht geht man auch gleich weiter und dann kommt man über Sukase, das wegen seines Obstes berühmt ist, durch Thäler und über Hügel ohne Ende nach Reimannsfelde.

Ich war recht müde, als ich mit Sonnenuntergang dort anlangte. Wir hatten den ganzen Tag über eine fürchterliche Hitze (26° R.) bei einem glühenden Südwinde gehabt, und da wollte

mir nicht weit von Reimannsfelde die Geduld fast ausgehen. Da fiel mir noch bei Zeiten ein, daß ich vor zwei Jahren, als ich den Besuch bestiegen, mir vorgenommen hatte, ich wollte, wenn mir einmal etwas recht schwer würde, an diese schwerere Arbeit denken. Das gab mir neuen Muth. Am folgenden Morgen waren ohnehin alle Beschwerden vergessen.

 IV.

Die Frische Nehrung und Kahlberg.

Der Name Reimannsfelde hat hier zu Lande einen guten Klang. Wer leidend ist und dem Ausspruche: *ἀριστον μὲν ἕδωρ* beipflichtet, der kommt gern auf ein paar Sommermonate her, um in der weitberühmten Kaltwasserheilanstalt zu genesen. Die Temperatur der in einem tiefschattigen Waldgrunde hervorsprudelnden Quelle beträgt nur $6\frac{3}{4}$ Grad, bleibt also hinter der mittleren der Gegend zurück. Die Badegäste empfinden im Sommer diese Differenz zwischen der Wasser- und Luftwärme ($6\frac{3}{4}$ und 15 bis 20 °) als eine besondere Wohlthat.

Haben wir noch einen Blick auf die geschmackvolle Villa des Besitzers dieses Landstriches geworfen, die durch die seltene Schönheit ihrer Verhältnisse nicht weniger überrascht als durch ihre erquickliche Lage auf einer Höhe vor dem dunkeln Waldhintergrunde, so wird es Zeit sein, an den Haffstrand zu gehen, denn es naht das Elbinger Dampfboot, das uns nach Kahlberg bringen soll.

Fröhliche Gesichter blicken uns von dem Verdeck entgegen, die Neuankommenden prüfend, den Aussteigenden ein Lebetwohl zuwinkend. Heiter fließt die Unterhaltung. Ist es doch ein goldener Sonntagmorgen, das Haff schlägt frische Wellen und die Höhen des Südufers hüllen sich in den feinsten Dunstschleier. Die Spitze unseres Dampfbootes aber ist der Nehrung zugerichtet, darauf wir Prebbernuau entdecken mit seiner einfachen Kirche, einzelne

auf Hügeln stehende Kiefern, unter ihnen den dunkeln Streifen des Waldes, der sich bis Kahlberg hinzieht. Kahlberg aber, mit den schmucken Villen der Elbinger, blickt aus dem Walde gerade da, wo er endigt und in ein wunderliches Land, die Dünenwüste der Nehrung, übergeht.

Da das Dampfboot Kahlberg noch nicht erreicht hat, so interessirt vielleicht eine Bemerkung über den Namen Nehrung. Das Volk sagt stets Nehring, und das mögen sich diejenigen merken, die an Nahrung denken und etwa so argumentiren: weil dort wenig Nahrung, drum heiße die ganze Landzunge so. In Urkunden wird sie Nerige, Nergie, Nerigia, Neringia, Neria genannt. Das Wort stammt aus dem Litthischen (Altpreußischen) und so ist auch an ein deutsches Nährung, Niederung nicht zu denken. Professor Nhesa erklärte den Namen aus dem lettischen nereht, auswühlen, und hielt ihn für eine Corruption von nerige zeme, ausgewühltes Land. Nach den neuesten geistvollen Forschungen von Neumann in Elbing hängt das Wort mit dem sanskritischen nâra, Wasser, zusammen und bedeutet soviel als leichtes, verändertes Gewässer, Inselfand, Tauchland. Bedenkt man, daß die Nehrung noch in historischen Zeiten von der See vielfach überfluthet und durchbrochen worden, ferner, daß der Dünenrücken (durchschnittlich etwa 20, 50 und 100 Fuß hoch) erst im Laufe der Jahrhunderte durch den ausgespülten Sand der Weichsel zu der jetzigen Höhe angewachsen ist, so erscheint die Deduktion schon mit Rücksicht auf die Natur dieser Landzunge höchst treffend, ganz abgesehen von den etymologischen Nachweisen, die nicht weniger überzeugend wirken.

Aber schon tauchen die Binsen auf, welche noch tief im Haff wachsen, Schilf und andere Wasserpflanzen. In Folge des in das Haff gewehten Sandes ist dasselbe hier sehr flach. Wir halten also entfernt vom Ufer und haben auf einem hölzernen Stege noch weit zu gehen, bevor wir das Land erreichen.

Ein wunderbarer Ort, dieses Kahlberg! Man wadet in tiefem Sande zwischen spärlichen Kiefern, die alle etwas Verküppeltes und Verkommenes haben; denn der Sturm rüttelte an ihnen von frühester Jugend auf und der magere Sandboden versagte ihnen die spärliche Nahrung. Darum sind sie klein und unbedeutend. Blickt man nach rechts, so starren uns die Dünenberge entgegen, gelblichweiß und von den wenigen Pflanzen, die darauf wachsen, gesprenkelt wie das Fell eines Raubthieres. Die See hört man nicht rauschen, es sei denn, daß ein Sturm die Fluthen an das Ufer wälzt; aber der Wind weht durch die Baumkronen der Kiefern und erzeugt jenes einförmige, melancholische Säusen, das man nicht Rauschen nennen kann. Die Nadeln der Bäume sind mit einem dichten Spinnweben überzogen; blickt man nach der Sonne, so sieht man wie durch einen Silberfächer.

Man geht weiter in das Innere und es währt nicht lange, so wähnt man sich verzaubert. Wie in jenen Märchen, die man uns als Kind erzählte; wie jener von warmen Quellen getränkte Garten in der grönländischen Eisfeldwildniß; eine Oase in der Wüste, so tritt uns eine harmonische Menschenschöpfung, ein kleines Paradies entgegen. Gleichsam im Schooße des Hauptdünenzuges, da blühen die wundervollsten Blumen in erstickender Fülle, da grünt ein Rasen von bezaubernder Frische, da stehen Orangen in großen Kübeln, wachsen Akazien, da legen die Reben sich an das Gestein der Terrassen und hüllen es in ihr liches Grün. Zögernd hebt man den Fuß und wandelt durch tiefe Gänge. Da grüßen uns vertraut lächelnd alte Freunde: der Apollino aus der Tribuna in Florenz, die mediceische Venus und der Paris. Ihr blendendes Weiß kontrastirt wunderbar mit dem dunkeln Blau des glühenden Himmels. Es ist wie ein Traum, ein Stück Italien, es ist selbst der Himmel Neapels! Oder soll ich es mit etwas Anderem vergleichen! — In der Gebirgswüste des Karstes,

im triestiner Küstenlande, wo der Kalkboden jede Feuchtigkeit durchfließen, der Sturm kein Halmchen aufsprießen läßt, da giebt es wunderbare Kratervertiefungen, an deren Felswänden Epheugewinde sich schaukeln und der Wein sich aufrankt, während in der Tiefe, von keinem Hauche der eisigen Bora getroffen, die Feige wächst und die Granaten, und der Mais seine Blüthenbüschel herabwallen läßt. Von oben blickt der blaue Himmel herein, von dem scharfkantigen Kraterande begrenzt, und spendet die Sonne ihre segenvolle Wärme. Dölna heißt eine solche Vertiefung; an sie dachte ich sofort, als ich Kahlberg sah. Dieselbe Stille, dieselbe Wärme; hier herrscht eben jener Frieden, der so wunderbar wirkt, wenn wir uns der Wildniß erinnern, die uns umgiebt.

Steigen wir nun die Terrassen hinauf, so treten wir auf einen Platz vor dem sogenannten Belvedere, dem eleganten Versammlungshause der Kahlberger; wir kehren uns um und blicken über die Anlagen zu unsern Füßen hinweg auf das Haff, das im Morgen Sonnenlichte wie ein blauer Traum daliegt, während die Sonne auf den Wellenspitzen blüht (das tremolar della marina Dante's). Drüben aber lagert sich der Kadiener Höhenzug mit seinen schönen Linien, ein mächtiger Schild, der sich nach Westen und Osten zu seinem Rande leise herabsenkt. —

Wenn die Haffseite so schön, was wird uns nicht auf der Meerseite erwarten! — so denken wir und eilen über die Düne dem Meeresstrande zu. Hier kommt die Enttäuschung. Tiefster Sand, verkrüppelte Kiefern, raschelndes Dünengras. Es öffnet sich der Wald (wenn man ihn so noch nennen darf) und das Meer liegt vor uns. Wohl ist das Ufer flach und ohne alle Schönheit, der Meereshorizont nicht groß, aber ist es doch das ewige Meer, das nun schon die Jahrtausende hier anrauscht, der Schöpfer dieser Nehrung, unseres schönen Heimathlandes! Sind es doch dieselben Fluthen, darauf die ältesten Reisenden der neuen Zeit, Otho und Wulfstan, zum Bernsteinlande segelten, und die

Wikinger ihre kühnen Fahrten unternahmen; ist es doch die Mutter des vielberühmten Bernsteins selber, den es im Kreisen des Sturmes aus seiner Tiefe spendet; ist es doch mit einem Worte das Meer! — Rasch entkleiden wir uns und werfen uns den Wellen entgegen, die uns umarmen. Es ist fürwahr eine zweite Taufe und wir erscheinen uns wie neugeboren.

Wohl ist das Ufer öde und trist, kaum mit Dünengras bewachsen, noch weniger mit Bäumen, von geringer Erhebung, ein Tummelplatz der Winde. Aber öder noch ist der Vorstrand, der Theil zwischen Ufer und Meer, der fortwährenden Wandlungen ausgesetzt und im Winter bei großen Stürmen von den Wellen meist ganz überfluthet wird. Der Sand besteht fast nur aus mäßig großen Quarzkörnern, und wenn man darin geht, sei's mit Stiefeln, sei's barfuß, so knirscht er in dieser Hitze gerade so wie der hartgefrorene Schnee. Weht der Wind darüber, so laufen die Körner klirrend und schwirrend durch einander und bilden Wellenfurchen, ebenfalls wie der Schnee. Größere Steine giebt es auf der ganzen Nehrung nicht, auch an Muscheln ist sie arm, und der Bernstein landet lieber an der samländischen Küste. An Seegras fand ich wenig, noch weniger Tang, und die wundervollen Moose, welche wir so oft am Nordstrande des Samlandes gefunden, fehlten ganz. Dafür lag der Strand voll tochter Käfer und anderer Flügler. Wenn ein starker Landwind weht, dann werden sie mit über die See gewirbelt, ermatten und ertrinken. Der nächste Seewind wirft sie wieder aus. Auch die höchsten Schneefelder der Alpen findet man oft mit Tausenden solcher Thierchen bedeckt, die von dem aufsteigenden Luftstromen mit in die Höhe gerissen worden. Selbst jetzt sah ich einen Schmetterling mit dem starken Südwinde kämpfen, aber es glückte ihm, das Ufer zu erreichen. — Da wo die Wellen an das Ufer spülten, wurden viele Quallen hin und her geworfen. Sie bildeten eine durchsichtige Gallertmasse von etwa drei Zoll Durch-

messer und hatten in der Mitte vier röthliche Halbmonde, von denen röthliche Strahlen ausgingen. — Hier und da stehen ein paar Rähne, die man zum Fischfange braucht; sie vermehren aber noch den Eindruck des Wüsten. Nur das Meer ist ewig belebt und bewegt; wir verlassen nicht gern die „Spülung“, weichen den Wellen aus und sehen lächelnd, wie unsere Fußtapfen verlöscht werden.

Endlich sah ich auf der Uferhöhe ein sonderbares Haus stehen und stieg zu demselben hinauf. Der letzte Sturm hatte das Strohdach dieser Strandhütte abgedeckt und es auf den Boden geworfen. Da lag nun Alles durcheinander. Aus dem kubischen Unterbau erhob sich nur wie ein Riesenfinger der Schornstein, und daran lehnten die Sparren des Daches und die Bretter. Klein war die Thür, klein das Fenster. Auf der einen Seite hatte man die Wand mit den Brettern eines gestrandeten Schiffes beschlagen und auf dem einen stand noch mit großen Buchstaben: Elisabeth. Der tiefe Sand, das raschelnde Dünengras, der Blick auf die See vollendeten dieses sonderbare Bild, das später ein mir befreundeter Maler anmuthig skizzirte.

Von hier schlug ich mich landeinwärts. Eine Heerde Vieh weidete auf der Düne, ich wußte nicht recht — was. Der Weg führt in ein Thal, wo man eine Cisterne für das Vieh gegraben, immer durch Kiefern, auf eine Dünenhöhe, die den Namen Blockberg erhalten hat und über hundert Fuß hoch sein mag. Auf der Spitze hat man eine weite Aussicht nach beiden Meeren, im Süden auf das Haff und die Tolkemiter Höhen, im Nordwesten glaubt man am Meereshorizont ein blaues Land zu erblicken. Mir fiel dabei ein, daß man mir als Kind oft genug gesagt hatte: das sei Schweden, und wenn ich mich recht anstrengte, so würde ich auf einem Thurme in Stockholm eine Fliege sitzen sehen, die gähne gerade und habe einen hohlen Zahn. — Auf dem Blockberge selber steht eine einsame Fichte. Ich weiß nicht, ob es vielleicht

der Heine'sche Fichtenbaum ist, der im Norden auf steiler Höhe sich nach der Palme im Wüstenlande sehnt, und den es schläfert. Begrämt scheint er sich zu haben, denn er ist verdorrt und streckt seine Zweige recht traurig in den dunkeln Himmel. Beim Heruntersteigen interessirte mich noch eine Weile der tiefe Sand, der durch den Humus des Waldes bräunlich gefärbt worden; dann aber wurde die Hitze unerträglich und ich erreichte über Liep, aus dessen Fischerhäusern es unerträglich nach Fischen roch, nur mit Mühe und Noth mein Gasthaus in Kahlberg. — Diese Expedition glich der vesubianischen an Beschwerlichkeiten vollkommen.

V.

Ein Abend in den Dünen.

Als die Hitze gegen Abend nachgelassen, unternahm ich einen weiteren Gang in die Dünen nördlich von Kahlberg. Es dauert nicht lange, da hört der Wald auf, die letzten Bäume stehen bereits in dem herabfließenden Dünenlande. Von der Gestalt dieser Dünen hat man im Lande gewöhnlich eine ganz falsche Vorstellung. Sieht man nämlich die weiße Linie der Nehrung sich am Horizonte hindehnen, so glaubt man, die Nehrung sei ein einziger, ungliederter Höhenzug, der die ganze Breite der Landzunge einnimmt. Parallele Landzüge, isolirte Höhen, tiefe Thäler und Schluchten vermuthet Niemand. Wie bei Gebirgen zieht sich in der Mitte der Nehrung die Hauptkette hin. Dieselbe wird oft von einem äußeren Höhenzug begleitet, der nach dem Haff und der See hin abfällt und mit der Hauptkette ein Längenthal einschließt. Bald zieht sich ein Querriegel von Kette zu Kette, eine Thalkesselbildung einschließend, bald geht dieser Riegel, die Nebenkette durchbrechend (namentlich auf der Haffseite) bis in das Gewässer, ein Vorgebirge, oft auch eine bloße Untiefe (einen Hafen) bildend. Hier und da, wie südlich von Kahlberg, ist der Berg-

rücken in der Mitte niedrig, und nur ein paar Höhen (zu denen der Blocksberg gehört) deuten seine Richtung vorzugsweise an. — Nach der See zu findet man die wenigsten Thäler und Höhen, überhaupt eine nur unbedeutende Gliederung; auf der Haffseite dagegen erscheint der Nebenzug oft bedeutend ausgeprägt, und wir erkennen an den steilen Böschungen und Abhängen, daß die Nehrung von dieser Seite angenagt wird.

Die erwähnte dreifache Gliederung ist am besten da erkennbar, wo die ganze Nehrung noch von Wald bedeckt wird, wo die Dünen also sich wesentlich nicht mehr verändern können. Hier überraschen tiefe Thäler und Kessel, in denen die Bewohner Gärten und Felder (andere Dólinas!) angelegt haben und sorgfältig gegen den herabrinneuden Sand schützen müssen. Wo die Düne nackt und kahl daliegt, sind die Thalbildungen seltener. Gehen wir auf der Höhe der mittlern Düne, so haben wir einen Eindruck, wie etwa auf dem Kamm eines Gebirges. Wo aller Maßstab fehlt, wo auf beiden Seiten ein Meer uns begleitet und kein Baum uns erscheint, da gehört nur wenig Phantasie dazu, um diese Höhe für einen Gebirgszug zu halten und sich ein paar tausend Fuß über dem Meerespiegel erhaben zu wähnen. Reisende, die in den Wüsten Afrika's gewesen, erzählen: daß sie oft einen Geier für eine Windmühle, einen Strauch für ein Gehölz gehalten haben, weil ihnen eben jeder Maßstab gefehlt habe. Gerade so geht es uns hier. Denn um es gleich auszusprechen, der Charakter dieser Nehrung ist vollkommen der der Wüste mit ihrer Einsamkeit und Erhabenheit. Ich stand hier oben, als die Sonne sich bereits dem Meereshorizont näherte. Ein düsterer, verschleierter Himmel bedeckte Meer und Land, und wenn ich mich hinter einen kleinen Hügel stellte und nach Norden sah, so erblickte ich nichts als die Dünentwüste, sich weit, unermeslich weit ausdehnend, zu beiden Seiten von den bleifarbenen Wasserflächen begrenzt. Eine vollkommene Stille herrschte hier oben. Selbst das Dünengras, das

ewig geschwähige, schwieg; nur von Zeit zu Zeit flog ein vereinsamer Falke oder eine Schaar der hier eingewanderten Kormorans nach Südwesten zu; alle in der Richtung der Nehrung. Auch diese Vögel schwiegen, oder sie flogen so hoch, daß ich ihre Stimme nicht mehr vernehmen konnte.* — Der Boden, darauf ich lautlos einherschritt, war nichts als Sand, ewig nur der feinkörnige Quarzsand des Meeres. Darüber zog sich ein wunderliches Netz. Um nämlich den Sand „zum Stehen“ zu bringen, bepflanzt man die Flächen im Herbst oder Frühjahr, also in der feuchten Jahreszeit, mit dem Dünengras (*arundo arenaria*). Denn die Natur, die vieles scheinbar Böse geschaffen, hat gegen das Uebel meist auch das Heilmittel gewährt. Diese Pflanzen werden in Quadraten neben einander gepflanzt, und zwar so, daß die Ecken derselben immer zusammenstoßen; in die Mitte eines jeden dieser Vierecke aber, deren Größe etwa 25 Quadratfuß beträgt, wird eine eigenthümliche Pflanze, *artemisia maritima*, gesetzt, welche sich an einer einzigen Stelle tief in den Boden senkt und von diesem Centrum aus einzelne Strahlen über die Sandfläche hin ausschickt. Denn bei diesen Dünen kommt eben Alles darauf an, ihr Fortschreiten zu hindern, die einzelnen Körner aneinander zu binden. Das geschieht aber dadurch, daß der Boden systematisch befestigt wird. Eine solche Befestigung ist es auch, wenn man bei Flüssen innerhalb der Deiche das Vorland dadurch schützt, daß man Weidenruthen rings im Kreise in die Erde steckt (sogenannte Nesterpflanzungen). Einen ähnlichen Zweck hat es, wenn man den Schnee auf stark geneigten Alpenweiden mittelst eingeschlagener Stäbe gleichsam annagelt, um sein Herabgleiten und die Lawinenbildung zu verhindern. Auf unsern Dünen erreichen diese Pflanzungen ihren Zweck vollkommen. Denn es kommt nicht gerade

* Die Kormorans haben seitdem sowohl die Frische, als auch die Kurische Nehrung gänzlich verlassen.

darauf an, jedes einzelne Korn zu fesseln; die Hauptsache ist, daß der Wind keine Löcher wühle und nicht die Düne wie an einer Handhabe fasse.

Nur erst ein kleiner Theil der Dünen, die sich von Kahlberg bis vor Alttief hin erstrecken, ist auf diese Weise gefesselt; wo dieses nicht der Fall, da sind sie in fortwährenden Neubildungen begriffen und durch ihr Fortschreiten höchst gefährlich für die wenigen Stellen, welche noch bewohnt und kultivirt werden. Wie manches Dorf hat der Sand nicht schon verschüttet hier und auf der Kurischen Nehrung. Die Düne respektirt nicht Schutzwall, nicht Mauern. Auch Kirchen haben sie begraben. Die Chronisten erzählen von einem Ort Narmel und Narmedien auf der Frischen Nehrung: Wo sind sie hin? Das Dorf Schmeergrube (nicht weit von Kahlberg) bestand wahrscheinlich noch im Jahre 1636, im Jahre 1728 wird es schon als versandet bezeichnet.

Einst sollen die beiden Nehrungen von einem einzigen großen Walde bedeckt gewesen sein, darin Heerden edlen Wildes, namentlich das Elen hauste und eine große Zahl von Bewohnern sich nährte. Und zwar behauptete das Volk konsequent, daß es ein Laubwald gewesen, allen Ungläubigen zum Troß, die sich das Gedeihen von Laubholz auf dem reinen Sandboden nicht denken konnten. Durch neuere Untersuchungen ist nun auch diese Sage in ihre Rechte eingesezt worden. Auf beiden Nehrungen ziehen sich nämlich unter der jetzigen Oberfläche in geringerer und größerer Tiefe Erdschichten hin, die sich durch ihre dunklere Färbung auszeichnen und demjenigen Boden gleichen, in welchem die heutigen Wälder wurzeln. Untersucht man diese Schichten näher, namentlich durch das Mikroskop, so findet man, daß die Färbung durch vegetabilische Stoffe (Humus) hervorgerufen ist und in den hellern Schichten von Nadelhölzern her stammt. In der dunkelsten (kaffeebraunen) Schicht sind es die Reste eines Laubwaldes, was man entdeckt, d. h. des dereinst hier untergegangenen Urwaldes.

Man nennt daher auch wohl die von solchen Schichten bedeckten Dünen die der ältesten Formation. Die unter dem jetzigen Waldboden ruhenden gehören der zweiten und die neuesten Sanddünen der dritten Formation an.

Daß erst die Wälder den Dünen vollen Schutz verleihen, und daß alle andern Anpflanzungen nur die Vorbereitung, gewissermaßen nur der Dünger für dieselben sind, bedarf kaum eines Beweises. Um so mehr muß man die Leichtfertigkeit verwünschen, mit welcher man einst diese Wälder vernichtet hat. So weit das Danziger Territorium reicht, ist es zu einer solchen brutalen Verwüstung niemals gekommen. Der Wald bildet hier eine reiche Einnahmequelle für die Kammereikasse. Auf preußischem Gebiete jedoch, d. h. auf der nördlichen Hälfte der Nehrung wurde auf Verathen eines Herrn von Korf, dessen Name neben dem anderer Herostrate genannt zu werden verdient, unter der Regierung Friedrich Wilhelm I. der Wald so vollständig niedergehauen, daß die Dünen entfesselt ihren taumelnden Reigen begannen. Der Untergang mehrerer Dörfer, die Vernichtung alles Kulturlandes, die Ver sandung des Haffs war die Folge dieser unseligen Maßregel. Erst seit wenigen Jahrzehnten hat man sein Augenmerk wieder diesem Landstriche zugewandt. Ein großer Theil ist auch nicht allein zum Stehen gebracht, sondern selbst bewaldet; der größere aber liegt noch in seiner blendenden Weiße da und harret des „rhodischen Genius“, seines Herrn.

Auf der Danziger Seite war im Laufe der Zeiten gleichfalls Manches versehen worden; namentlich die auf der sogenannten Außennehrung, im Weichseldelta liegenden Dörfer hatten von Ver sandungen viel zu leiden. Da trat ein in Danzig eingebürgerter Däne Sören Björn am Anfange dieses Jahrhunderts an die Spitze des Dünenwesens und wußte die entfesselten Gewalten mit so großer Sachkenntniß und so nachhaltig zu bekämpfen, daß sie sich in verhältnißmäßig wenigen Jahren in ihre alten Schranken weisen

ließen. Ihm verdankt man namentlich die Befestigung der Dünen durch Pflanzungen. Früher hatte man meist zu Palliativmitteln seine Zuflucht genommen. So war es namentlich Sitte, daß man auf dem Rücken der Dünen meilenlange Strauchzäune errichtete, um den jagenden Sand aufzuhalten. Er setzte sich wohl daran fest, aber, wie bei einem Schneetreiben, nur so lange, bis der angesammelte Sand die Höhe des Zaunes erreichte. So erzielte man nichts als eine Erhöhung der ohnehin hohen Dünen. — Sören Björn lebt noch jetzt im Munde der Menschen. Er hatte den Wahlspruch: Durch Beharrlichkeit wird der Fels zur Pyramide. An seine Hütte auf der Nehrung, in der er sich vor Wind und Wetter zu schützen pflegte, schrieb man einst die folgenden mehr gutgemeinten als musterhaften Verse:

O Björn! wenn einst nach vielen Jahren
 Ein hoher Wald um deine Hütte steht,
 Dann wird die Nachwelt es erfahren,
 Was Fleiß und Kunst vermag. Dann geht
 Im Schatten der von dir gepflanzten Bäume
 Der Enkel froh und segnet dich;
 Er sieht realisirt die Träume
 Der Vorwelt und fühlt glücklich sich.

Im Kahlberger Album steht auch ein Gedicht auf Härtel, den Schöpfer der wundervollen Anlagen, zu denen im Jahre 1843 Steine und Erde von fernher und zu Schiffe gebracht worden sind, gerade so, wie einst die Pisaner die Erde zu ihrem campo santo aus dem gelobten Lande herholen ließen. Scheiden wir nicht ohne Dankgefühl für dieses Dioskurenpaar von diesem schönen Lande. Der Eine hat es befestigt, der Andere verschönt. Wo feiern Natur und Kunst eine glücklichere Vereinigung!



Wanderungen am Kurischen Haff.

Nicht ohne Bedeutung für mich stand der rothe Mars am Südhimmel! In dem Eisenbahnwagen traf ich eine Schaar von Soldaten, welche an Zahl die der Musen erreichten, und einen so heillosen Lärm verursachten, daß ich anfangs ganz betäubt wurde. Es waren sogenannte Reservisten, die aus den Standquartieren entlassen, in ihre Heimath eilten. Allmählich versuchte ich auf die Lieder zu achten, welche diese Leute sangen; aber freilich: sie sangen entsetzlich. Gewöhnlich setzte der Eine zu hoch ein, die Andern mußten nun folgen, und das gab denn bei den hohen Tönen ein Schwanzen und Beugen und Schweben, daß die Tonleiter nicht nur in halbe, sondern in Viertel- und Achtelöne getheilt schien. Schlugen nun gar die Stimmen über, so empfand man neben dem Biegen noch gar das Brechen. Sie hatten bis dahin Lieder mit deutschem Text gesungen, z. B.:

Granaten treffen allemal
Zum wenigsten in runder Zahl
Von hundert neun und neunzig. —
Der Reiche kann sich helfen,
Der Arme muß ins Feld. —
Wenn ich nach Haus werd' kehren,
Gewiß dann heirath' ich dich. —

Mit einem Male aber sangen sie in einer fremden Sprache. Ich lauschte näher und vernahm nun, daß es littauisch sei. Da ich schon seit Langem gewünscht hatte, einmal littauische Lieder zu hören, auch im Begriff stand, nach einem Theile Littauens zu fahren, so fühlte ich nun auch ein stoffliches Interesse; nur daß von einem Genusse freilich nicht die Rede sein konnte. Die Lie-

der bewegten sich alle in einer höchst sonderbaren Tonart, die weder Dur noch Moll war, sondern an die alten Kirchentönen erinnerte. Die Melodie hatte eine Einfachheit und Starrheit, daß ich sie gewissermaßen nur das Gerippe einer solchen nennen möchte. Sie kam mir vor wie das Netzgeäder eines Eichenblattes, wenn man daraus alles weichere Zellenwerk entfernt hat. Mir fiel namentlich ein Bekannter ein, der nun auch schon verstorben, und von dem es hieß, daß es in seinem Kopfe nicht ganz richtig sei. Der pflegte zu sagen: Unsere modernen Melodien seien viel zu weichlich, dadurch, daß sie zu viele Vorhalt- und Durchgangsnoten hätten; man müsse die streichen und nur eigentliche Akkordnoten geben. Von diesem Standpunkt ausgehend, hatte er bekannte Melodien verbessert; natürlich erkannte sie Niemand mehr in dieser Form.

So ungefähr sind die Melodien der Littauer.

Allmählich verstummten die Sängere. Gasflammen, deren Licht die dunstige Atmosphäre durchleuchtete, verkündeten die Nähe der großen Stadt. Wir hielten in dem belebten Bahnhofs. Glänzender Mondschein ruhte auf den Gassen; der Pregel mit seinen riesigen Seeschiffen muthete mich sonderbar an. Ich schlief spät ein, denn durch mein Ohr bebten noch die fürchterlichen Klänge dieser Littauer, namentlich der Refrain eines ihrer Lieder: „Ja das heißt lustig sein!“

Den folgenden Morgen nach Kranz. Obwohl es der besuchteste Badeort Königsbergs ist, führt noch keine Eisenbahn dorthin. In unserer Journaliere gab es lauter schweigsame Menschen. Es klingt unglaublich, und doch kann ich es verbürgen, daß von den acht Mitfahrenden während der ganzen dreistündigen Fahrt auch nicht ein Wort gesprochen wurde. So sind diese Nordländer. Entweder unterhalten sie sich so laut, daß ein Franzose sie würde in einem heftigen Streit begriffen wähen, oder sie schweigen.

Am Roßgärtner Thore treten uns die gewaltigen Festungswerke entgegen, welche gegen den nordischen Nachbar errichtet sind; links der Obertheid mit Badeanstalten und dem freundlichen Böttchersthöfchen. Vor uns liegt eine weite monotone Ebene, daraus nur der Berg bei Quedenau, eine alte gewaltige diluviale Düne, hervorragt. Solcher Dünen mitten im Lande giebt es hier viele. Der alte Meeresboden ist wahrscheinlich nicht mit einem Male, sondern allmählich zu Tage getreten. So brandete das Meer nach einander an verschiedenen Küstensäumen und bildete Dünen, deren Vorkommen mitten im Lande jetzt überrascht. Auf unserer Fahrt finden wir die zweite dieser Dünenreihen bei Schreitlacken und Rudau. Auf der Quedenauer Düne war mir nun wieder einmal interessant zu beobachten, wie wenig die Wege in einem Flachlande einen Berg respektiren. Wenn ich mich erinnere, wie man in Gebirgsgegenden jeden Berg vermeidet und nur die tiefen Thaleinschnitte wählt; wie die Straße bei Ueberschreitung der Alpen sich den niedrigsten Paß aus sucht und nur in unendlichem Zickzack die Höhe erreicht, so erscheint es mir doppelt auffallend, daß man hier zu Lande fast systematisch die Berge aufsucht, über deren höchsten Rücken fährt, während es nur eines ganz kleinen Umweges bedürfte, um den Berg ganz zu vermeiden. Ich habe das hier hundertfach erfahren und kann es daher als Regel aufstellen. Dazu kommt, daß es hier Sitte ist, jeden Berg im stärksten Trabe hinaufzufahren. Unten werden die Pferde ausdrücklich angetrieben, und erst, wenn man das dritte Viertel der Höhe erreicht hat, gönnt man ihnen einen ruhigen Gang. Hinunter geht es dann anfangs wieder langsam, — aber ohne Bremse und Hemmschuh, — indem die Pferde, und zwar wenn es mehrere sind, die beiden neben der Deichsel angespannten, den Wagen allein mit ihren Halsriemen (Halftern) aufhalten. Das letzte Viertel läßt man die Pferde frei laufen.

Von der Quedenauer Düne kommt man wieder auf die Ebene.

Hier interessirt uns bald der sonderbare Anblick der von der Nonnenraupe verwüsteten Fichtenwälder. Drei Jahre lang hat dieser russische Gast hier gehaust und der Provinz einen Schaden zugefügt, der sich nur nach Millionen berechnen läßt. Nun hat die schädliche Wirksamkeit dieses kleinen Thieres, das ein so großer Feind der Fichte, zwar aufgehört, aber die Wälder stehen noch alle zerfressen und grau da, wie das alternde Haupt eines Menschen. Nur die Laubbäume prangen zwischen ihnen in jugendlicher Schöne. Denn ihnen thut es nichts, wenn auch die Raupe ihre Blätter verzehrt, sie knospen immer von neuem in ewiger Lebenslust. Nur die Fichte erträgt es nicht, wenn man ihr die Nadeln nimmt. Ihre Säfte stocken, sie stirbt. Sogar ihr Holz leidet bei einem solchen unnatürlichen Tode und kann fast nur als Brennholz verwendet werden. — Was die Nonnenraupe nicht verzehrt hat, das hat nun der Borkenkäfer genommen, der sich überall einfindet, wo die Bäume krank; der sich zwischen Holz und Rinde drängt und den Stamm vollends zerrüttet. Vor etwa fünfzig Jahren, als ein furchtbarer Orkan die Wälder dieser Provinz verwüstete, hatte er sich auch eingestellt, und aus jener Zeit erzählt man eine höchst anmuthige Geschichte von einem Oberförster. Seitens der königlichen Regierung war (wie dieses Mal bei der Nonnenraupe) Verordnung über Verordnung erlassen, wie man diesem bösen Feinde zu begegnen habe. Ein alter Oberförster und praktischer Kenner der Forstverhältnisse hatte eine jede dieser Verordnungen kopfschüttelnd, aber pflichtgetreu, befolgt; doch wollte kein Mittel etwas verschlagen. Da schrieb er einen Bericht an die Regierung, worin er das Sachverhältniß erörterte, was er Alles gethan, und wie Alles umsonst geblieben; „nun gebe es, seiner Ansicht nach, nur noch ein Mittel, um dem Borkenkäfer beizukommen: Man müsse die sämmtlichen Verordnungen der königlichen Regierung in den Forsten laut vorlesen, dann würden alle Borkenkäfer vor Lachen bersten.“

Bevor wir von diesen verträdeten Wäldern scheiden, bemerke ich noch, daß die Nonnenraupe nur die Fichte angreift, niemals aber die Kiefer; ferner, daß man in Ostpreußen die Fichte stets Tanne nennt und die Kiefer immer Fichte.

Weit über einem Torfmoor interessirte mich die Bildung einer Windhose. Man konnte sie eigentlich nur ein Windhöschen nennen, das bloß an dem Moorstaube erkennbar war, welcher etwa fünfzig Fuß wirbelnd und in kreisender Bewegung in die Höhe gehoben wurde.

Später, genau auf der Hälfte des Weges nach Kranz, hielten wir vor einem Gasthause, genannt „der Seehund.“ Man fühlt, daß es nach der See geht. Die Fremden gaben hier dem Verlangen nach einem Frühstück Raum (was in ganz Deutschland und namentlich im Norden nicht überrascht, wo man alle drei Stunden etwas genießen muß). Ich aber, der ich mich auf meinen Reisen daran gewöhnt habe, nur drei Mal des Tages zu essen, besah mir die Häuser in der Nähe des Seehundes, in denen nur arme Leute wohnten, in deren Gärten aber die schönsten Georginen blühten. Welch wunderbare Wanderungen doch diese Pflanzen durchmachen! Ich erinnere mich noch der Zeit, als eine Georgine hier zu den größten Seltenheiten gehörte, und nun wachsen sie auf jedem Dorfe, selbst in der Wildniß, wenn ein Knollen sich dorthin verlor. Auch auf den Brettern ihrer Fenster haben diese einfachen Leute stets einen Myrthentopf, ein Geranium, eine Fuchsia, häufig auch einen Kaktus. Was gehört nicht dazu, welche ungeheuren Voraussetzungen, damit eine mexikanische Pflanze an dem Fenster eines ostpreußischen Arbeiters blühe!

Überall erntete man den herrlichen, goldgelben Weizen, der in diesem Jahre in so reicher Fülle gewachsen, und von einer neidischen nassen Witterung so sehr bedroht war. Auf den schon abgeernteten Feldern lasen Frauen die zurückgebliebenen Aehren in ihre Schürze.

An der Chaussee saßen in ganzen Reihen Arbeiter und zerschlugen oder vielmehr „klopfen“ die spröden Granitsteine. Diese Arbeit wird nur von den ältern Arbeitern verrichtet und gilt fast für entehrend. Es ist die Beschäftigung der allerärmsten Menschen, wie früher das Salzbrennen in Schweden. „Da will ich doch lieber an der Chaussee Steine klopfen!“ sagt der Arbeiter, dem man eine schwere Arbeit zumuthet. Sie sitzen hier Einer nach dem Andern auf einem Stein, einen zweiten vor sich, und zerschlagen mit einem eisernen Hammer die kantigen Granitstücke. Um den Daumen der linken Hand, mit welchem sie den zu zerschlagenden Stein halten, haben sie einen dicken Lappen gewickelt, weil der Hammer oft auch den Daumen trifft, gegen den Wind aber eine von Stroh geflochtene Matte aufgestellt. Da sitzen sie den Tag über und pochen und klopfen mit einer sinnverwirrenden Monotonie auf den körnigen Stein. Nur von Zeit zu Zeit wird ihre Arbeit dadurch unterbrochen, daß sie die großen Blöcke mit einem schweren Hammer in kleinere Würfel zerschlagen. Des Nachts schlafen sie in einer Strohbude, die sich im Chausseeegraben gleich neben ihrer Arbeitsstelle befindet, und ihr Mahl kochen sie dicht dabei in einer Erdvertiefung, die sie zum Schutz gegen den Wind noch mit Steinen umstellt haben.

Des Kontrastes halber bringe ich noch eine Geschichte, wie vor Jahren Jemand hier ein Millionär geworden. Ein Rechtsanwält erhielt von Jemand den Auftrag, für ihn auf einen zur Subhastation stehenden Güter-Komplex bis zu einem gewissen Betrage zu bieten. In der Hitze des Bietens übersteigt der Beauftragte diese Summe und sieht sich genöthigt, da der Auftraggeber die Güter für dieses höhere Gebot nicht annehmen will, dieselben nunmehr selber zu übernehmen. Bald darauf verändern sich die bis dahin sehr ungünstigen Verhältnisse, die Landgüter erhalten einen ungeheuren Werth, und der Rechtsanwält wird ein Millionär. War er aber bis dahin schon ein Sonderling, er wird

es nun in einem noch viel höheren Grade. Er überträgt seine starren Rechtsanschauungen auf Verhältnisse, die sich einer solchen Rücksicht entziehen. So trifft ihn sein Sohn, ein hochgestellter Beamter in Königsberg, bei einem Besuche einmal nicht zu Hause. Da derselbe von seinem Vater gewohnt ist, allerlei Lieferungen zu erhalten, so veranlaßt er den Gutsaufseher, ihm zwei Fuder Heu nach Königsberg zu schicken. Wie der Alte das erfährt, fordert er ihn auf, das Heu sofort zurück zu schicken, widrigenfalls er ihn wegen — Diebstahls belangen würde. Der Sohn muß in der That das Heu zurück schicken (vier Meilen weit), um es demnächst als ein Geschenk seines Vaters wieder zu bekommen.

Ein ander Mal fällt unser Sonderling, der bereits sehr alt ist, beim Gange über eine sumpfige Wiese in einen Graben. Glücklicherweise kommt eine Frau vorüber, die ihn aus dieser Gefahr befreit. Dieselbe ist aber auf einem verbotenen Pfade dorthin gekommen; sie muß also sofort eine Strafe von zehn Silbergroschen erlegen; denn dem Gesetze muß nun einmal Genugthuung geschehen. Gleich darauf setzt der Gerettete der Frau aber zur Belohnung ein Jahrgehalt aus. — Dieses und noch mehr hat mir ein Bekannter jenes Sonderlings erzählt.

Bei Laptau, eine Meile von Kranz, öffnet sich eine weite Aussicht nach Norden über die See und das Kurische Haff. Der Himmel hing voll düstrer Wolken und verschwamm mit dem Seehorizont. Nur der weiße Meeresstrand bildete eine scharfe Grenze zwischen Land und Wasser.

Eben komme ich aus dem Bade und fühle mich köstlich erfrischt. Als ich zur gewohnten Stunde an die See kam, war sie nur mäßig bewegt, der Badediener rieth mir daher, noch eine halbe Stunde zu warten, weil wir dann einen bedeutenden Wellengang haben würden. Ich fragte ihn, wie er das voraus wissen

könne. „Sehen Sie nur nach den Pfählen, an denen die Badetaue befestigt sind, erst ragten sie zwei Fuß aus dem Wasser, jetzt nur noch einen; auf der hohen See giebt es einen Sturm.“ Nun begriff ich ihn. Der Druck, den der Sturm in der Entfernung von vielleicht zwei oder drei Meilen auf die Wasserfläche ausübte, hob das Niveau am Ufer um einen Fuß. Es dauerte nicht lange, so langten die Wellen in mächtigen Schwellungen bei uns an und es entstand die herrlichste Brandung. Treffen nämlich die Wellen auf die Sandbank des flacheren Gestades, so bäumen sie sich plötzlich auf, bilden einen spitzen Rücken und schlagen nach dem Ufer zu tosend über. Die muthigen Badenden stehen an einer solchen Stelle und fangen den Wogenschwall auf. Doch muß es nothwendig mit dem Rücken geschehen; denn der Schlag ist sehr heftig und die Brust ihm nicht gewachsen. In diesem Getroffenwerden liegt die nervenbelebende Stärkung eines Seebades. Dabei schäumt und sprudelt es wie Champagner. Mitunter wird man zu Boden geworfen, und es ist nothwendig, daß man sich vor der nächsten Welle aufrichtet, weil man sonst von der rückkehrenden Brandung in die See gerissen wird. Denn unter den anstürmenden Wellen strömen die auf das Ufer geschleuderten Wasser wieder in die See zurück, oft mit einer solchen Gewalt, daß sie dem Badenden die Füße fortreißen. Auch der Seegrund, in dessen Sand wir die Füße stemmen, ist in einer fortwährenden Bewegung und bildet Höhen und Tiefen. Es ist eben ein ewiges Bewegen, Kreisen und Werden.

Es liegt eine Wollust in einem solchen Bade, daß es sich gar nicht ausdrücken läßt. Und doch giebt es Menschen, die auch hier von ihrer kleinlichen Eitelkeit nicht lassen können. So badet ein Herr in älteren Jahren stets mit einer Perrücke, weil er sich scheut einen kahlen Kopf sehen zu lassen.

Der Gang am Seestrande ist hier uninteressanter als anderswo, denn es fehlt die imposante Uferhöhe oder die Wüste. Wie köst-

sich spiegeln sich die steilen Waldhöhen des Ufers bei Warniken in den Wellen; und wie erhaben ist der Blick von den Dünen der Nehrungen! Hier steigt das Ufer vielleicht fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch und macht den klüglichen Eindruck. Dazu wird es von den Wellen fortwährend angenagt und zwar in dem Grade, daß die See hier jährlich drei Fuß erobert. Was hier nämlich den vortrefflichen Wellenschlag hervorruft: die Lage des Ortes in einer Bucht, die alle Strömungen in sich aufnimmt, das bewirkt auch den heftigen Anprall an das Ufer. Man zeigte mir eine Stelle weit in der See, wo vor nicht langer Zeit noch Häuser gestanden haben. Gegenwärtig freilich sucht man das Ufer durch eingeschlagene Palissaden und eine Steinschüttung zu schützen; nach dem Urtheil einiger Sachverständigen aber ohne Erfolg. Denn im Winter schäumen die Wellen bis zur Uferhöhe und reißen Alles mit sich fort. Ich selber sah, wie bei dem sehr mächtigen Wellengange die vorgeschütteten Steine gleich Spielbällen auf- und niederrollten.

Dazu kommt es, daß die Quellen und Tagwasser das Ufer fortwährend angreifen. Ich glaube der alte Frömbling hat Recht, wenn er den Untergang von Kranz für unausbleiblich hält und annimmt, die Wellen werden einst bis an die Höhen bei Rudau spülen.

Und doch ist es um Kranz schade! Die hübschen Häuser, zum Theil in dem beliebten Schweizerstyle, die schattenreichen Straßen und Plätze, welche der Seewind durchkühlt, machen einen freundlichen Eindruck. Eigenthümlich ist eine Erscheinung, die man fast nur in Seebadeörtern findet. Da es nämlich auf den möglichst langen Genuß der stärkenden salzigen Seeluft ankommt, andererseits aber diese Luft oft kalt und rauh ist, so hat jede Familie vor ihrer Wohnung ein Leinwandzelt errichtet, in welchem sie fast den ganzen Tag zubringt. Groß und behaglich eingerichtet, sind manche derselben gar mit Holz oder Steinpappen

gedeckt, so daß sie selbst gegen den Regen einen vollkommenen Schutz verleihen. Man wetteifert förmlich darin, den Andern durch einen zierlichen Zeltbau zu übertreffen. Das eine hat statt der Seitenwände große Fenster, vor denen Gardinen hängen, das andere die schönsten Teppiche nicht bloß auf dem gedielten Fußboden, sondern auch an den Wänden, statt der Tapeten. In manchen hängen große Spiegel, in mehreren gar Vogelbauer mit Papageien. Ein Sopha fehlt fast nirgends. Vorzugsweise aber hält man auf Blumen. In Porzellanvasen stehen sie auf dem Tische und werden täglich erneuert. Der Anblick dieser Zelte ist natürlich ein äußerst wohlthuender und verleiht dem Orte eine eigenthümliche reizvolle Physiognomie. Hier bringt man fast den ganzen Tag zu, hier trinkt man seinen Kaffee, ohne Scheu vor den Blicken der Vorübergehenden; hier empfängt man Besuche. Der Eindruck ist ein ganz südlicher. Die eigentliche Wohnung wird, verglichen mit diesen Zelten, fast vernachlässigt. Manche Familien bewohnen vielleicht nur ein bescheidenes Stübchen, aber ihr Zelt ist geräumig und freundlich.

Daß mir im Uebrigen das Badeleben nicht zusagt, kann man sich denken. Es herrscht hier zwar die vollkommene Freiheit der Bewegung, indem Niemand genöthigt ist, an der allgemeinen Freude theilzunehmen; dafür fehlt aber auch die Einsamkeit und unentweihete Größe der Natur. Wenn ich Abends auf der Uferhöhe am Meere stehe, im Rücken die treibende Menschenchaar, die Hunderte von Campions, die Musik, so kommt mir das Rauschen des Meeres, welches über den Sand rollt, doch wie ein Grollen, wie eine unmuthige Stimme vor, die uns gemahnt, vielleicht gar verachtet. Ein paar Schritte, und ich stehe auf dem Sande, in welchem die Badegäste sitzen; noch einige weiter, und ich befinde mich in einer Einsamkeit, die nicht tiefer gedacht werden kann. Der Sand knirscht unter unsern Füßen, die Wellen lecken darüber; seltsame Gedanken zucken durch unsere Seele, Fra-

gen, Wünsche, Hoffnungen, Alles so verweht wie das Dünenrohr, welches der Wind über den Sand treibt. Und doch, bedenke ich, wie oft ich schon so am Meere gestanden, wie viel wilder die Gefühle damals waren, wie ein gütiges Geschick mich so wunderbar geleitet hat, so mischt sich doch auch ein heißes Dankgefühl in den Schmerz über das Verlorene.

Einmal traf ich hier einen Menschen, der so recht in meine einsame Stimmung paßte, wenn es gleich nur ein — ein polnischer Jude war. Man weiß, daß es hier nichts Verächtlicheres giebt, als einen polnischen Juden. Man hat hier sofort ein Ghetto für sie eingerichtet; sie haben ihre besondern Badebuden, die man scheut wie den Abgrund der Hölle; sie dürfen sich nicht auf dem Korso sehen lassen; d. h. Niemand verbietet's ihnen, aber so was macht sich eben von selbst. In Folge der milderen russischen Passvorschriften giebt es hier eine ganze Menge solcher Juden, aus Warschau, Wilna &c. Der, welchen ich traf, war aus der Gegend von Warschau zu Hause. Er stand an einen Pfahl gelehnt, der im Sande steckte, und sah unverwandt in die schäumenden Wellen. Ich redete ihn an, fragte nach seinen Verhältnissen, und erfuhr nun, daß er an einer Lähmung seiner Finger leide, daß er zu Hause Frau und Kinder habe und daß er sich nach ihnen schmerzlich sehne. Er klagte über den geringen Erfolg des Bades, wobei ich ihn natürlich, gleich einem Badearzte, auf die Wirkung der — Nachkur vertröstete. Da er die langen Locken an den Schläfen nicht trug — man nennt sie Peiffafen — so fragte ich ihn nach dem Weshalb, und er erwiderte mir, daß die russische Regierung sie verboten habe. Ebenso, setzte er hinzu, sei jetzt nur eine gewisse Länge des Raf-tans gestattet. So sprachen wir noch Mancherlei; dann ließ ich ihn allein.

Nun muß ich auch von den Kindern noch ein paar Worte sagen, und zwar von den Kindern im Seesande. Anderfen

schriebe darüber gewiß gleich eine „Historie“ Da der Seesand fast nur aus Quarzstückchen besteht, so ist er so rein wie die See selber. Man könnte sich im Sande die Hände waschen. Die Kinder sitzen nun mitten in demselben und spielen, indem sie bald ein Haus bauen, bald einen Backofen, oder ein Gärtchen, kurz alle die schönen Dinge, über welche eine Kinderphantasie nicht hinaus kann. Das ist dann ein Jauchzen und Jubeln, wenn der Bau fertig, ein Schreck, wenn auf einmal eine türkische Welle denselben überfluthet. Mit einer gewissen Dreistigkeit errichten sie solche Bauwerke in der Nähe der Wellen, und sie lauschen dann gespannt, ob die nächste Welle wohl ihr Werk erreichen werde. Einmal hatten sie eine förmliche Festung gebaut, mit einem Graben ringsherum. Der letztere mußte aber nothwendig mit Wasser gefüllt werden. Wie das nun machen? Die Jungen zogen ihre Stiefeln aus, liefen den Wellen entgegen, lachend und schreiend, füllten die Stiefeln mit Wasser und gossen es in den Festungsgraben aus. Aber ich kann es nicht verschweigen, am Ende kam eine Welle und rasirte die ganze Festung, ja sie nahm sogar einen der Stiefel mit sich fort.

Vor einigen Tagen waren wir in Powunden, das von Franz über eine Meile entfernt ist. Obwohl nichts erhabener ist, als der Anblick der See, und es ein Verlust ist, denselben einen halben Tag zu nißsen, so sehnen sich die Menschen doch nach einer Veränderung und machen Ausflüge in das Innere des Landes, das so unbedeutend ist. Dieses Mal konnten wir aber die Fahrt nicht bedauern. Wir besuchten die dortige Pfarrerrfamilie und empfanden den wohlthuenden Eindruck jener behaglichen Beschränktheit, welche schon Göthe so rühmend hervorhebt. Die dortige Kirche gehört vielleicht zu den schönsten der ganzen Provinz. Sie ist wahrscheinlich vor der Marienburger Schloßkirche, also am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erbaut. Denn sie gleicht ihr

durchaus nicht, während alle nach derselben erbauten Kirchen sich diese Schloßkirche zum Muster genommen haben, und sie bald im Großen und Ganzen, bald im Einzelnen nachahmten. Wie die meisten Dorfkirchen in dem alten Ordenslande ist auch sie von Feldsteinen (Graniten) errichtet, nur der Thurm und die Portale von Ziegeln. Der Thurm gehört zum Gefälligsten, was ich in der Art gesehen. Erst steigt er viereckig auf, dann verjüngt er sich plötzlich in eine mächtige, schiefergedeckte Spitze, während vier Zinnen-Erkerchen, auf jeder der vier Ecken, indem sie den Kontrast zwischen dem Viereck und der Spitze noch mehr hervorheben, zugleich die harmonische Vermittelung abgeben. Auf der Spitze des Chores steht ein Storchnest. Im Innern erfreut ein schönes, strahlenreiches Gewölbe.

Nicht weniger interessant ist die alte Schloßruine, ein aus Feldsteinen errichtetes Fünfundzwanzigek mit einigen räthselhaften Bogen. Denn ist es schon wunderbar, daß man ein so ungeheures Massiv auf lauter Bogen erbaut hat, deren Existenz bei dem festen lehmigen Untergrunde ganz überflüssig erscheint, so verwundern wir uns doch noch mehr, wenn wir darüber, in der Mauer selber, aus Ziegeln gemauerte Bogen entdecken, welche den Ansaß machen sich zu einer Spitze mit einander zu verbinden, jedoch nach zwei Drittheilen des Aufsteigens plötzlich abbrechen. — Ueberall sprossen nun die Bäume dicht an dieser Ruine. Eine Eberesche schlägt ihr Wurzelwerk sogar in die Mauer und erhebt sich auf der Höhe derselben.

Die Urkunden ergeben, daß einst hier ein Rentmeister des deutschen Ordens seinen Sitz gehabt hat. Die Sage hat sich natürlich einen so geheimnißvollen Ort nicht entgehen lassen und erzählt von der Tochter eines der preußischen Häuptlinge, der bei dem Einfall des Ordens gegen denselben ins Feld gezogen war, daß sie durch wandernde Apostel mittlertweile zum Christenthume bekehrt und deshalb von dem rückkehrenden Vater ermordet worden

sei. „O Wunden“ (nämlich Jesu Christi) soll sie sterbend gerufen haben. Daher der Name: (P)owunden.

Leider müssen wir den Glauben an ein so sinniges Märchen zerstören. Erweckt schon die Thatsache in uns einigen Verdacht, daß es auch in der Nähe des Drausensees ein Powunden giebt; können wir uns die Elimination des P. nur schwer erklären (weil wir keine Philologen), so wird unser Zweifel zur Gewißheit, wenn wir erfahren, daß Po altpreußisch bei bedeutet, und Wunden (littauisch vandū — dänisch vand) Wasser. Powunden heißt also: Ort am Wasser. Das Wasser aber ist das nahe Kurische Haff.

Bei unserer Rückkehr Abends überraschte uns ein heller, gleichmäßiger Schein am Südhimmel. Wir erfuhren, daß es der Reflex von den Gaslaternen des drei Meilen entfernten Königsberg sei.

In Folgendem will ich meinen kurzen Ausflug nach Memel beschreiben. Man wird sich vielleicht vorstellen, ich hätte diese Fahrt zur See gemacht, da dieses offenbar der kürzeste Weg dorthin sein würde; doch ist daran hier gar nicht zu denken. Die hiesigen Fischer gehen wohl ein Ende auf die See, um zu fischen, man würde aber ausgelacht werden, wollte man ihnen das Anerbieten machen, mit uns bis nach Memel zu fahren. Die See gilt hier als etwas so Unfreundliches, Berrufenes, daß ein Jeder sie so viel als möglich scheut. Es würde vielleicht anders sein, wenn die Natur nicht eine zweite Wasserstraße nach Memel gebildet hätte, welche alle Vorzüge der Seefahrt ohne deren Nachtheile enthält. Es ist die auf dem Kurischen Haff. Da die Hauptgefahren auf diesen Gewässern von den Weststürmen drohen, die ganze Küste zwischen Pillau und Memel auch durchaus havenlos ist, so vermeidet man alle Bedenken, sobald man längs dem Dünenwalle der Kurischen Nehrung hinfährt, welcher die Gewalt der Stürme bricht, keine großen Wellen aufkommen läßt und die

ganze Fahrt eigentlich zu einer Fahrt in einem Hafen macht. Wohl ist auch das Kurische Haff stürmisch, und eigentlich wegen seiner gefährlichen Wellen, die kurz und schlagend die Schiffe bedrohen, verrufener als die Ostsee selber. Das gilt aber eigentlich nur von dessen Süd- und Ostküste, wo der Schutz der Nehrung sich nicht mehr geltend macht, wo die Winde und Wellen mit voller Kraft anlangen und mit ähnlicher Gewalt auftreten, wie auf der Westküste der Nehrung, im Meere selber.

Während so Alles die Fahrt auf der Ostseite der Nehrung begünstigt, fehlt es für den von Königsberg kommenden Verkehr leider an einer direkten Wasserverbindung mit Memel. Wenn man sich die Karte von Ostpreußen ansieht, so wird man zwar finden, daß ein Wasserweg von Königsberg nach Tapiau in dem Pregel und von hier nach Labiau in der Deime gegeben ist, von wo man nun in das Kurische Haff gelangen kann. Derselbe enthält jedoch einen ganz erheblichen Umweg. Bis vor etwa zehn Jahren fuhr man deshalb von Königsberg nach Schatzvitte am Kurischen Haff zu Lande und von da mit dem Dampfboote nach Memel; seit jener Zeit dient aber Kranz, eigentlich eine Stelle schon vor Kranz, als Hafen für die Memeler Reisenden. Eine Viertelmeile vor Kranz nämlich überschreitet die Chaussee einen breiten und tiefen Fluß, die Beek, ein Fluß freilich mit stehendem Wasser, wie es deren in Niederungen so viele giebt, wo ein von der Höhe kommender Bach, dessen Wassermenge dort nicht der Rede werth ist, hier nun zu einem breiten Kanal wird, auf dem recht gut Seeschiffe fahren können. Mit richtigem Blick erkannte unser Sonderling, von dem ich früher geschrieben, die Bedeutung dieses Flusses, der in das Kurische Haff mündet. In Folge seiner Anregung ließ die Regierung die Beek ausbaggern, breiter machen und einige der schlimmsten Krümmungen beseitigen. Ein Hafen wurde an der Kranzer Straße angelegt, Gebäude entstanden. Der Dampfschiffsverkehr zog sich sofort hierhin; und so

gehen denn nun zwei schöne große Dampfböte täglich von hier nach Memel. Fährt man Morgens um sieben Uhr von Königsberg aus, so ist man des Nachmittags in Memel.

Wie ganz anders war das in frühern Jahren *, als die große Poststraße nach Rußland noch nicht einmal über Tilfit, sondern längs der Kurischen Nehrung ging! Wo man tagelang sich auf der Reise befand, in den erbärmlichsten Gasthäusern nächtigte, und wenn nicht im Triebfande mit Wagen und Pferden versank, so doch mit einer unglaublichen Langsamkeit durch den tiefen knirschenden Sand der Dünen fuhr, wie die Leute hier sagen: „krebste.“ Da gab es eine Posthalterei in Sarkau, eine zweite in Rossitten, die dritte in Nidden, die vierte in Schwarzort, die fünfte erst in Memel. Bis zu jedem dieser Orte hatte man drei bis vier Meilen. Lieft man einen Reisebericht russischer Reisenden aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, so glaubt man sich in einem wüsten, fremden Erdtheile. Wir hören von Gefahren, wie sie bei einem Uebergange über die Pässe der Alpen vorkommen. Stürme, die den Pfad verwehen, so daß man in der Wüste rathlos umher irrt; hier ein Meer, dort das andere, das den Wanderer mit neuen Gefahren bedroht. Im Triebfande versinken Wagen, Pferde, Menschen; einmal ein ganzer Postwagen mit vier Pferden; und das nicht bloß am Ufer der beiden Gewässer, nein, dieser Triebfand kommt mitten in der Nehrung vor. Man hört von Menschen, von Reitern erzählen, die von dem Flugfande verschüttet worden, wie in den afrikanischen Wüsten.

Jetzt kommt nur selten noch ein Anderer als ein Bewohner der Nehrung selber in diese unwirthliche Wüste. Der Düneninspektor von Kranz, ein Regierungsbeamter vielleicht, und zuweilen ein Richter mit seinem Protokollführer. Die Veranlassung zu dem Herüberkommen der Gerichtsbeamten, die den weiten Weg

* Bis zum Anfange der dreißiger Jahre.

bis von Königsberg machen müssen, bilden die Leichen der Verunglückten, der Ertrunkenen, über welche die sogenannte Leichenschau gehalten werden muß. Mir erzählte einmal ein Richter von einer solchen Fahrt nach Rossitten in der Herbstzeit. Abenteuer hatte er nicht erlebt, in den Triebstrand war er auch nicht gerathen, aber er wußte nicht genug zu berichten von der unsäglichen Melancholie, der grenzenlosen Einsamkeit, dem einschläfernden Rauschen der Föhren.

Ja es ist ein wunderbares Stück Land diese Kurische Nehrung! Steht man auf der Höhe der Frischen Nehrung, so winkt uns im Osten doch das Festland mit seinen Höhen und Wäldern, mit seinen Städten und Burgen. Die Dünen dort sind immerhin imposant, die Nehrung nicht schmal. Hier aber ist Alles größer, wilder, wüster. Man sieht das Festland kaum noch; die Dünen thürmen sich zu ungeheuren Gebilden. Nur an wenigen Stellen beherrscht der Mensch den beweglichen Sand, indem er ihn zum Stehen gebracht, gedämmt und bepflanzt hat. Dort bedeckt ein dichter Wald zwei Drittheile der Nehrung, hier bildet er nichts als einzelne Flecken, und in seinem Schutze liegen ein paar verlorene Dörfer, wie in den Alpen unterhalb des Bannwaldes sich die Menschen gegen die drohenden Lawinen geschützt finden. Und wie dort in schlimmen Jahren eine Lawine doch ihren Weg zu den Häusern findet, so reißt ein schlimmer Sturmwind hier die schützende Decke, die „Narbe“, von den Dünen auf, entführt den Sand in gieriger Hast und streut ihn über die Häuser, die Wälder, die Felder der Menschen, daß die Bäume krank und sterben, die Saat nicht bloß zeitig, nein für immer aufhört auf diesen Feldern zu grünen, und der Mensch zum Wanderstabe greifen muß. Doch zu weit geht er nicht. Wie bei dem durch Felsenstürze vernichteten Felsberg in Graubünden die Menschen sich doch gleich wieder dicht dabei angesiedelt haben, wieder unter einer Felswand des Galanda, die vielleicht auch bald den Einsturz droht, so hauen die

Bewohner unserer Nehrung ihre alten Häuser, die sie aus dem Sande ausgraben und abbrechen, an einer andern Stelle, im Schutze eines andern Bannwaldes, einer andern Düne auf. So entstehen die neuen Dörfer, während die alten verwüstet und verlanden nur noch einen Namen aber keine Existenz mehr haben. Auch das kommt vor, daß die Dünen ein altes Dorf verlanden, dann darüber hinwegwandeln und es — ein zweites Pompeji — auferstehen lassen, während sie zu gleicher Zeit das neue verlanden. So ist es mit Alt=Billkoppn gegangen, das jetzt bewohnt wird, während Neu=Billkoppn unter dem Sande liegt. Es verlandet ein Acker. Die Düne darüber ist vielleicht hundert Fuß hoch. Nach einigen Jahren wandert sie weiter, der Acker tritt wieder zu Tage, mit seinen Kohlstunken vielleicht, die unter dem Sande nicht verfault sind. Die Menschen berechnen dann auf ein paar Jahre voraus, wann sie ihren Boden wieder werden bestellen können. Denn das Vorrücken der Dünen, wenn sie einmal eine bestimmte Richtung eingeschlagen haben, geschieht so regelmäßig, wie bei einem Gletscher. Ein neuer Parallelismus mit einer Erscheinung der Alpenwelt.

Solcherlei Betrachtungen gab ich mich gerne hin, bevor wir das Dampfboot (die Terra) bestiegen, die uns nach Memel bringen sollte. Da ich das wunderbare Nehrungsland nur aus Beschreibungen kannte, so freute ich mich inniglich auf Alles, was ich heute sehen würde. An eigentlichen Erlebnissen war unsere Fahrt, wie gewöhnlich bei einem Dampfboote, arm. Denn daß wir in einer Biegung der BEEK auf das Ufer liefen, weil eine Kette am Ruderrade riß, und daß wir nach kurzer Zeit wieder flott wurden, lohnt doch eigentlich kaum der Erwähnung.

Da wo die BEEK in das Kurische Haff mündet, stehen ein paar einzelne Fischerhäuser, an denen mich der Siebelschmud interessirte. Er bestand, wie hier fast bei allen mit Stroh gedeckten Häusern, aus zweien über Kreuz gestellten Pferdeköpfen.

Die Fahrt geht bis Memel hin immer längs der Mehrung; wir haben also die genügende Muße sie zu beschauen. Zwei Meilen weit, bis Sarkau, ist sie mit Fichten und Kiefern bedeckt. Dann werden die Bäume niedriger, seltener: es beginnt die Dünenwüste. Hier ist es noch keine zusammenhängende Kette von Bergen, wie später hinter Kossitten bis ununterbrochen nach Memel. Hier haben sie auch noch nicht die imposante Höhe wie bei Nidden, wo der Urbo-Ralns fast zweihundert Fuß hoch aufragt, und doch ist der Eindruck ein gewaltiger. Ich weiß nicht was mehr interessirt, die herrlichen Formen, die an die schönsten Granitkuppen des Riesengebirges erinnern, die unendliche und darum ergreifende Einförmigkeit, oder die wunderbare Färbung. Es ist sehr unrichtig, die Dünen schneeweiß zu nennen, wie es meist geschieht. So erscheinen sie allenfalls aus weiter Ferne gesehen, verglichen mit dem dunkeln Blau des Himmels. In der Nähe gesehen, haben die Dünen gewöhnlich eine gelbe Färbung; nur selten sind sie röthlich. Ruht der Wolkenschatten auf ihnen, so erscheinen sie fast violett, während Schneefelder im Schatten bläulich aussehen. Wie wundervoll der Kontrast von Licht und Schatten bei ihnen wirkt! Die Grenze zwischen beiden ist messerscharf gezogen; einem Maler, der so malen wollte, würde nicht geglaubt werden. Bald ruht eine ganze Bergmasse im Schatten, während eine einzige leuchtende Spitze wie aus räthselhafter Ferne herüber blickt, bald erscheint der Abhang einer Düne gefleckt wie ein Pantherfell. Oft ist der Schatten nicht vollkommen: es zieht nur wie ein Spitzenschleier über die helle Fläche.

Am Fuße der Dünen, bis fast Kossitten hin, erkennt man den Zug der Landstraße an den einzelnen Weidenbäumen. * Hier und da stehen auch ein paar Kiefern oder man entdeckt einen Fleck, wo vielleicht der Wachholder grünt oder das Dünenrohr. Sonst ist Alles einförmig und monoton.

* Sie sind 1827 gepflanzt.

Wir näherten uns Rossitten. Das ist nun ein ganz wunderbarer Ort, der einzige der ganzen Nehrung nämlich, der auf diluvialen Boden steht und sich durch seine — Fruchtbarkeit auszeichnet. Man erblickt eine Reihe von Häusern, mehrere sogar mit Dachpfannen gedeckt, eine Windmühle, Weizen- und andere Getreidefelder, Pyramidenpappeln und sonstige Zeichen einer glücklichen Kultur. Weit, gleich einer Halbinsel, streckt sich das Gelände in das Haff, um freilich von ihm ausgewaschen und abgespült zu werden, so daß auch hier der einstige Untergang dieser Gasse gewiß ist. Einst reichte sie bis zu der Windenburger Ecke im Nordosten und die Memel ergoß sich hier bei Rossitten in die Ostsee. Später hat dieser Strom dieses Land durchbrochen, um bei Memel in die See zu münden. Rossitten muß auf diese Weise eine Zeit lang eine Insel gewesen sein, bis der Dünendamm der Nehrung sie mit dem Festlande verband. Es ist auch denkbar, daß dieser Dünentwall sich vor dem Durchbruche der Memel gebildet und denselben dadurch gerade hervorgerufen hat.

Daß Rossitten mit dem Festlande einmal in Verbindung gestanden, folgt daraus, daß sich noch jetzt bis zur Windenburger Ecke eine mit Steinen besäete Lehmbank hinzieht, daß Rossitten selber auf Diluvialboden steht, und daß nicht bloß hier, sondern auch noch westwärts tief in die See hinein ein Lager erratischer Blöcke vorkommt, während im Uebrigen beide Nehrungen vollkommen steinlos sind.

Diese Steine im Haff bilden gegenwärtig einen Erwerbszweig, indem sich viele Leute damit beschäftigen, sie mit eisernen Zangen von dem Grunde heraufzuholen. Wir selber beobachteten ein solches Schiff. Die Sage aber erzählt Folgendes: Eine Riesin habe zu Nidden auf der Nehrung gewohnt und ihren Liebhaber in Windenburg oft besucht, weil es ihr möglich war, das Haff zu durchwaten. Doch sei ihr das Ufer bei Windenburg zu sumpfig ge-

wesen. Sie habe sich also mit dem Teufel verbunden und denselben veranlaßt, einen Sack mit Steinen herüber zu schaffen, während sie eine Schürze voll Dünen sand dorthin tragen wolle. Unglücklicher Weise habe aber der Sack des Teufels ein Loch gehabt, und sie habe den Zipfel ihrer Schürze losgelassen. So fielen der Sand und die Steine zum größten Theile schon unterwegs in das Haff.*

Die imposanteste aller Dünen bis Nidden ist der „schwarze Berg“ bei Rossitten, ein Name, der mir unerklärlich ist, da der Dünen sand hier ganz besonders weiß ist. Ganz dunkel erschien er dagegen, als eine Wolke ihn in ihren Schatten hüllte. Zufällig flog eine Mövenschaar an ihm vorüber, deren Gefieder in dem Sonnenlichte wunderbar glitzerte und blitzte wie funkelnder Schnee.

„Wie heißt jener Berg?“ fragte ich einen der Schiffsleute.

„Die stienen immer höher!“ lautete die Antwort.

Ich will es den Leuten nicht übel nehmen, daß sie für die Namen der Dünen kein Interesse haben. Selbst der Schiffskapitän fragte mich verwundert, weshalb ich die Dünen zeichne. Aber auch die übrigen Mitreisenden sahen in diesen grandiosen Bergen nichts als — Sand. Nur Einer machte eine richtige Bemerkung, als er an einem Dörfchen äußerte: „Die wohnen auch wie vom Himmel gefallen!“ —

Bald folgt nun Nidden, ein langhin gestreckter Ort, nur nothdürftig gegen die Dünen durch einen Wald geschützt, besser durch

* Aehnliches erzählt man von einer Kieftin auf Rügen, die von einem Rügenfürsten verschmäht worden. Ergrimmt beschloß sie die Meerenge bei Liebow mit Sand auszufüllen; bei Sagard riß ihre Schürze, der Sand rollte hinaus und bildete den Dubberworth. Bei der Fähre ging die Schürze gänzlich entzwei und dadurch entstand der dortige Sandhügel.

Anklingende Sagen berichtet Maurer in seinen Isländischen Volksagen S. 50 u. flg.

den menschlichen Fleiß, welcher den Sand mit unsäglicher Mühe durch Bepflanzen zum Stehen gebracht hat. Mich interessirte der Ort besonders, weil Bessel im Jahre 1833 mehrere Wochen hier zugebracht hat, um trigonometrische Vermessungen vorzunehmen. Auch jetzt gerade standen auf der ganzen Nehrung von Höhe zu Höhe die dreiseitigen Meßzeichen, da in neuester Zeit wiederum Vermessungen stattgefunden haben.

Besonders imposant sind bei Nidden die beiden Höhen, welche zu beiden Seiten des Dorfes liegen, und von denen die eine Urbo=Kalns, die andere Angiu=Kalns heißt. Kalns, eine Zusammensetzung aus kalmas, bedeutet im Littauischen Hügel und angis Schlange. Dagegen habe ich über die Etymologie von urbo nichts Sicheres erfahren können. Ein befreundeter Kenner des Littauischen stellte die Vermuthung auf, das Wort komme vielleicht von dem kurischen urbti, bohren, ausbohren, und bezeichne, daß der Berg ausgewühlt sei. Vielleicht habe man auch die Spitze des Berges mit der eines Bohrers verglichen! Die Ähnlichkeit des Wortes angis mit dem lateinischen anguis, Schlange, mag nicht auffallen; erinnert das Littauische doch überall an das Griechische und gehören alle drei Sprachen doch dem indogermanischen Sprachstamm an.

Daher will ich gleich noch ein paar littauische, hier interessirende Wörter nennen. Haff und See werden streng unterschieden; ersteres heißt Mares, letzteres Jures. Die Nehrung: Kopai, von kapas Grab, ursprünglich Hügel. Die Dünen bezeichnet man als Kalnai, Berge. In einem littauischen Gedichte werden sie Smil-tates, auch Smiltuzes, genannt.

Vielleicht wundert man sich, daß ich hier überhaupt mich mit dem Littauischen beschäftige. Es ist wahr, es wird unter den heutigen Bewohnern der Nehrung nur wenige geben, welche nicht das Deutsche verstehen, die vorherrschende Sprache derselben ist aber noch immer das Littauische. Eigentlich nicht dieses, sondern

das Lettische;* das letztere unterscheidet sich von jenem aber nur unwesentlich, etwa wie das Dänische von dem Schwedischen, so daß es wohl verstatet ist, die auf der Nehrung versprengten letzten Reste der Kuren als dem littauiſchen Sprachstamme Angehörige zu bezeichnen. Verschieden von beiden Sprachen ist das Altpreußische, welches vor der Ankunft des deutschen Ordens die in Ostpreußen herrschende Sprache war und sich noch bis über das sechszehnte Jahrhundert hinaus erhalten haben muß. Denn noch im Jahre 1561 wurde der lutherische Katechismus in das Altpreußische übersetzt.

Ich fürchte, daß diese trockene Darstellung nicht eben interessiren werde. Man darf sich aber wenigstens nicht über das Interesse wundern, welches ich für die Sprachreste hege. Gehört doch mein eigener Name jener altpreußischen Sprache an, und sollte ich so undankbar sein, meinen Ursprung zu verleugnen? Ist es auch schwer genug, in der Dunkelheit, welche über diesen Dingen ruht, die sicher leitenden Merkzeichen zu entdecken, so liegt doch gerade auch in diesem Tappen ein gewisser Reiz.

Doch nun wollen wir unsere Fahrt nach Memel weiter fortsetzen. Zwischen Nidden und Schwarzort liegen ein paar verlorene Fischerdörfer: Preil und Perwell. Die Nehrung zieht sich nun stets als eine ungeheure Masse hin, doch häufig gegliedert wie eine Gebirgskette. Nach dem Haff zu treten weite flache Ebenen in das Gewässer hinein, darauf die Tausende der Vögel sitzen und lärmen. Oft erstrecken sich diese Flächen als Untiefen auch weit in das Haff, um dann plötzlich aufzuhören. Die Fischer nennen eine solche Bank, deutsch Haken, ragas, Horn. Bei den Dörfern stehen wohl ein paar verlorene Weiden und am Strande

* Hier Kurisch genannt, weil die hiesigen Bewohner ursprünglich „Kuren“, Kurländer, sind. Noch jetzt findet eine Verbindung zwischen den verwandten Landschaften, namentlich durch russische Ueberläufer Statt.

Hie und da erblickt man einen Binsenstreifen; darüber hoch wie etwas Ungeheures, Erdrückendes immer die Dünen. Alle Ortschaften ohne Ausnahme befinden sich auch auf der Haffseite, obwohl die Leute auf beiden Strandufern ihre Fischertähne stehen haben.

Der interessanteste Ort der ganzen Kurischen Nehrung ist vielleicht der „schwarze“ Ort, eine von dem herrlichsten Urwalde umgebene Ansiedelung, über welche ich später sprechen werde. Von der drei Meilen langen Strecke bis Memel ist nur wenig zu sagen. Hie und da steht eine verdorrte, halb versandete Kiefer, zuweilen ein Büschel Dünenrohr; kurz vor Memel hat sich ein Vorland angelegt, die Hirschwiese, darauf Gras wächst und Erlengebüsch, und zahllose Reiher stehen. Aber schon verläßt unser müdes Auge die Dünenwüste zur Linken und wendet sich rechts dem freundlichen Memel zu, das sich, ein „kleines London“, in meilenlanger Breite hindehnt und mit seinen Wind-Schneidemühlen und seinen Seeschiffen, deren Zahl in diesem Sommer besonders groß ist, als eine Handelsstadt ersten Ranges ankündigt.

Die Lage von Memel ist einzig in ihrer Art. Die Form des Kurischen Haffes erinnert an ein rechtwinkliges Dreieck, dessen beide Katheten das Festland bilden, während es von der Nehrung als Hypothenuse geschlossen wird. Genau in der Spitze dieses Dreiecks, da wo es durch das „Tief“ mit der See in Verbindung steht, liegt Memel; doch nicht in der Art wie andere Handelsstädte auf beiden Ufern des Haffs, sondern nur auf dem rechten, östlichen. Indem das Haff, um sich mit der See zu verbinden, ein wenig nach Westen biegt, bildet es einen grandiosen, meilenlangen, halbmondförmigen Hafen, an welchem Memel sich lang hingestreckt ausdehnt. Die eigentliche Stadt liegt von dem Tiefe fast eine halbe Meile entfernt; an diesen Kern schließt sich aber im Norden die Vorstadt Witte und im Süden die Vorstadt Schmelz.

Im Westen legt sich nun, gleichsam als ein kolossaler Wellen-

brecher, vor diesen Hafen die Wehrung. Wenn man hört, welche Kosten und Anstrengungen es macht, um an einer offenen Küste einen Hafen zu schaffen, dadurch, daß man zwei Seitendämme errichtet und diese durch einen vorgelegten Wellenbrecher schließt; wie es fortwährender Reparaturen bedarf, um einen Molenbau zu erhalten, so freut man sich, daß durch eine günstige Naturanlage alle diese Bemühungen hier erspart werden. Freilich kann diese Wehrung das steinerne Wehr eines solchen Wellenbrechers nicht vollkommen ersetzen. Sie besteht aus Sand, aus höchst beweglichem Sand, der fortwährend die Neigung hat in den Hafen zu wehen und ihm die nothwendige Tiefe zu rauben. So entstehen andere bedeutende Kosten, diesen Sand durch Bepflanzung zu fixiren. Die Dünenbauten auf diesem Theile der Kurischen Wehrung gehören daher auch nicht zum Reffort des Dünenbau-Inspektors in Kranz, sondern zu dem der Hafenhaubverwaltung von Memel. In der That ist es nach unsäglichen Anstrengungen allerdings gelungen, diese Wehrungsspitze zu befestigen, doch nicht so vollkommen, daß Weststürme nicht immer noch Sand in den Hafen wehen. Da auch der in die See fließende Haffstrom und der bei Weststürmen rückkehrende Meeresstrom den Grund und Boden des Memeler Hafens fortwährend verändern, so bedarf es einer unausgesetzten Baggerung zur Herstellung einer ausreichenden Tiefe.

Ist der Hafen von Memel durch seine vortreffliche Lage einer der größten und schönsten der Welt, so kann man dasselbe doch nicht in Betreff seiner Sicherheit sagen. Die Einfahrt in denselben gehört vielmehr zu den allergefährlichsten. Leicht und sicher ist eine solche, wo eine tiefe Seebucht das ankommende Schiff mehr und mehr umfängt und es schließlich in den am Ende der Bucht angelegten Hafen geleitet. Von dieser Art ist z. B. der Kieler Hafen. Wo aber an einer offenen Seeküste eine solche Bucht ganz fehlt, wie hier bei Memel, bei Pillau, Libau u., da

muß der Steuermann des Schiffes wohl Acht haben, daß er eine ganz bestimmte Richtung einschläge, weil er sonst die Einfahrt in den Hafen verfehlt und auf den Strand läuft. Immer fahren deshalb Lootsen den ankommenden Schiffen entgegen und übernehmen die Führung derselben. Um nun diese rechte Fahrstraße nicht zu verfehlen, hat man auf dem Lande mehrere hohe Merkzeichen (Baken) errichtet, welche sich decken, so lange man im rechten Fahrwasser ist. Die Kunst der Führung besteht also darin, so zu steuern, daß man immer nur eine einzige Pyramide, bestehend aus den drei (ihrem Aussehen nach verschiedenen) Merkzeichen, vor sich habe. Sobald dieselben sich verschieben, ist die rechte Fahrstraße verloren. Bei ruhigem Wetter mag ein solches Wisiren leicht sein. Bei Stürmen, die das Schiff hin und her werfen und die selbst dem Steuermann seine Herrschaft über das Schiff nehmen, ereignet es sich dagegen nicht selten, daß alle Anstrengungen vergebens sind und das Fahrzeug strandet. So lief im Jahre 1855 ein Dampfboot mit dreihundert belgischen Ziegelarbeitern auf die Nordermole und zershellte. Auch nicht ein einziger aller Menschen darauf wurde gerettet, und selbst nur wenige Leichen warf die See aus.

Doch der Memeler Hafen theilt die Schwierigkeiten der Einfahrt mit andern Welthäfen, wie z. B. dem Hamburger und würde sie überwinden. Die Hindernisse für ein noch großartigeres Aufblühen liegen in den russischen Grenzverhältnissen.

Memel ist mit seinem ganzen Handel auf das Flußgebiet der Memel angewiesen, dieses Flusses, der in den angrenzenden slavischen Ländern Niemen genannt wird und reiche Landschaften durchfließt. Wären nur die natürlichen Verhältnisse die maßgebenden geblieben, so müßte die Stadt Memel genau die merkantile Bedeutung seines Hinterlandes haben. Denn jede Hafenstadt hat nur einen Sinn, wenn sie als Ausfuhr- und Einfuhrort für dieses Hinterland gedacht wird. Dieser natürliche Handelszug,

der — wegen der Leichtigkeit des Transportes — stets die Neigung hat dem Hauptstrom zu folgen, hat nun aber seit Jahrzehnten eine Unterbrechung erfahren durch die russische Grenzsperrre. Rußland, das auf das benachbarte Preußen mit scheelen Blicken sieht, wünscht, daß die Waaren aus dem Flußgebiete der Memel einen der russischen Häfen, also etwa Libau oder Riga auffuchen. Es stellt dem Verkehr mit Memel alle nur möglichen Hindernisse entgegen; es sperrt seine Grenze gegen Preußen, es begünstigt die Ein- und Ausfuhr seiner Häfen, durch Zollermäßigungen, Vergütungen, kurz es schadet dem Verkehr Memels auf alle nur denkbare Weise. Das ist aber wieder nur bis zu einem gewissen Grade möglich. Die aus Rußland auszuführenden Rohprodukte sind Holz, Hanf und Getreide. Diese verbieten einen weiten Landtransport als zu theuer, sie können weithin nur auf dem Wasserwege versandt werden. Namentlich das Holz läßt eigentlich einen Landtransport gar nicht zu. Diese Waaren kommen also trotz aller Beschränkungen doch nach Memel, das in Folge dessen blüht und gedeiht. Wie ganz anders müßte es aber wachsen, wenn es keine russischen Zollschranken gäbe! Das zeigte der russische Krieg von 1853—56. Da nämlich alle russischen Häfen blokirt waren, so ging der ganze Handel nach Rußland über das neutrale Preußen, namentlich über Memel. Diese paar Jahre hoben dessen Handel bis zu einer ganz unglaublichen Höhe, wie er vielleicht niemals wieder erreicht werden wird. Als der Frieden geschlossen wurde, sank das ganze Gebäude wie eine improvisirte Schaubude zusammen, und eine unendliche Reihe von Konkursen bezeichnete den plötzlichen Rückschlag. Dennoch ist der dauernde Gewinn ein bedeutender geblieben. Es waren nun doch einmal Kapitalien angesammelt, weite Handelsverbindungen angeknüpft, das alte Memel in einem neuen aufgegangen. Und das gilt auch von der äußern Physiognomie. Denn mitten in diese Handelsblüthe (im Winter 1855) fiel der Brand Memels,

welcher zwei Drittheile der Stadt einäscherte, worauf es mit einem Male wieder herrlich erstand. Natürlich können die Memeler jene glänzenden Erinnerungen nicht verschmerzen. „Wir sind ein Handelsplatz ohne Hinterland!“ hört man oft äußern. „Und nun bedroht uns gar die Libauer Eisenbahn!“ — Diese Libauer Bahn ist hier gegenwärtig ein wahres Schreckgespenst. Man fürchtet nämlich, daß nach Eröffnung dieser russischen Bahn sich der ganze Handel des Riemengebietes nach Libau ziehen werde. Vergebens macht man geltend, daß das Getreide und der Hanf den Memelern zwar entgehen kann, aber nimmer das Holz, weil der Transport desselben auf der Eisenbahn zu theuer ist. Sie wollen auf keine Begünstigung hören. Man fürchtet absichtliche niedere Frachtsätze für Holz auf der russischen Bahn und andere Tücken des russischen Nachbars! „Ja wenn wir erst eine Eisenbahn von Tilsit hätten, dann könnten wir vielleicht hoffen, den Handel mit Rußland zu behalten! Zum mindesten müßte man uns den Kanal um die Windenburger Ecke bauen!“

Die Memeler sind natürlich nicht so unschlau; sie benutzen die drohenden Aussichten, um die Regierung zum Bau dieser Verkehrsstraßen zu nöthigen. Sie stellen solches Verlangen aber auch mit Recht auf. Die Eisenbahn über Tilsit versteht sich von selbst. Ueber den Kanal zur Umgehung der Windenburger Ecke, vom Ausfluß des Niemen bis nach Memel, ist viel hin- und hergeschrieben. Es hat damit folgende Bewandniß. Das Kurische Haff ist, wie oben schon erwähnt worden, stürmisch und wegen seines gefährlichen Wellenganges berüchtigt. Was die Ostseeschiffer eine „zerschlagene See“ nennen, das zeigt auch unser Kurisches Haff. Namentlich über jener Bank, die sich von Kossitten nach Windenburg quer durch das Haff hinzieht, brechen sich die Wellen mit großem Ungestüm. Das Holz, welches die Memel herunter kommt, wird nun aber in großen Flößen befördert. Auf dem Flusse geht das sehr gut; kommt ein solches Floß aber in das

Haff und wird es von einem starken Winde überfallen, so lösen sich seine Bänder, die Balken schwimmen hierhin, dorthin, kurz es entstehen oft die größten Verluste. Diesen Möglichkeiten soll nun dadurch vorgebeugt werden, daß ein Kanal, durch das Land gezogen, das Kurische Haff ganz vermeidet. Und den möchte die Staatsregierung auch gern erbauen, aber es fehlt an Geld. Die Memeler andererseits wollen ihr Geld auch lieber in Handelsunternehmungen stecken, und so bleibt die Ausführung liegen.* Sie pflegen wohl gar zur Unterstützung ihres Verlangens darauf hinzudeuten, daß im Süden der Memel längst schon ein solcher Kanal gegraben sei, um eine sichere Wasserstraße nach Königsberg zu haben. Und so ist es in der That. Durch den kleinen Friedrichsgraben gelangt man schon seit Langem, mit Umgehung des Kurischen Haffs, in die Deime, den nördlichen Arm des Pregel.

Wir kamen im vollen Regen in unserm Gasthause an. Dennoch machten wir uns sofort auf, um einen flüchtigen Ueberblick zu gewinnen. Die Stadt ist in der That wie ein Phönix aus ihrer Asche aufgestiegen. Prachtige breite Straßen, mit Bäumen bepflanzt, palastartige Häuser bilden die Regel. Quer durch die Stadt, eigentlich die letztere von der Vorstadt Witte (ein Wort, das hier oft vorkommt und wie im Schwedischen: Spize, Ufer bedeutet) trennend, fließt die Dange, welches Wort sie wie Dahn-je aussprechen. Auf diesem Strome stehen die herrlichsten Seeschiffe, deren Anblick nun einmal für mich etwas Großartiges hat. Verfolgt man denselben, so gelangt man an den eigentlichen Hafen, in dem wiederum eine große Zahl von Seeschiffen aller Nationen liegen. Nach links übersieht man die weite Fläche des Haffs, nach rechts aber den Hafen bis zum Leuchthurme, an welchem

* Der Kanal ist seitdem doch gegraben, und auch die Eisenbahn von Tilsit nach Memel gebaut, ohne daß Memel dadurch einen wesentlichen Vortheil erlangt hätte.

sich das Tief nach der See zu öffnet. Geradeüber aber liegt die Nehrung mit ihrem einsamen Sandkrüge. In das gelbliche Licht des Abends getaucht, während der Regen leise niederrauschte, erschien mir dieses Hafengebilde ganz wunderbar. Keine Welle bewegte die Wasserfläche, aber die Seeschiffe neigten und beugten sich in langsamen Schwingungen, gehoben von den unmerklichen Grundwellen, die sich von der See aus noch in weiter Entfernung bemerklich machten. Diejenigen Schiffe, welche dicht am Ufer lagen, waren mit ungeheuren Ketten an eisernen Ringen befestigt, die wiederum in eingegrabene Granitblöcke eingelassen waren. Mir fielen dabei jene hestasteinar auf Island ein, die sich vor den Häusern befinden, und an denen man die Pferde anbindet. Sind nicht auch diese Schiffe Pferde, die über die Wogen im rasenden Laufe dahinjagen?

Am folgenden Morgen ein neuer Gang durch die Stadt nach Osten zu. Die Kirchen sind seit dem Brande zum Theil noch nicht vollendet. Wir werden daran gemahnt, daß wir uns in einer Handelsstadt befinden. Aber ich will die Bewohner Memels nicht schelten. Soll ich aufrichtig sein, so bewundere ich sie, ohne sie eigentlich zu kennen, und zwar wegen eines einzigen kleinen Umstandes: wegen des Schutzes, welchen sie den Schwalben angedeihen lassen. Schon in unserm Gasthause sah ich diesen lieblichen Gast in seine Nester unter dem Dachvorsprunge aus- und einfliegen. Später bemerkte ich fast an einem jeden Hause ein solches Nest, bald unter dem Dache, bald an einem andern Vorsprunge, ja selbst in den Ecken der Fenster und der Thüren. Weit davon entfernt — wie das anderswo geschieht — diese Nester abzustößen und so den Gast zu vertreiben, baut man ihnen förmlich eine Unterlage, darauf sie ihr Nest weiter fortführen, darauf andere Schwalben ihren kunstvollen Bau befestigen können. Wahrscheinlich haben diese Bretter auch den Zweck, dem Loose des Lo-

bias zu begegnen; aber ist es darum minder menschlich schön und köstlich, daß man diese Thiere überhaupt so hegt? Mir fielen schon damals die schönen Worte Banquo's ein, die er bei dem Eintritt in Makbeths Schloß zu Duncan von der Schwalbe braucht:

Dieser Sommergast,

Die Schwalbe, die an Tempeln nistet, zeigt
 Durch ihren fleiß'gen Bau, daß Himmelsathem
 Hier lieblich haucht; kein Vorsprung, Fries noch Pfeiler,
 Kein Winkel, wo der Vogel nicht gebaut
 Sein hängend Bett und Wiege für die Brut:
 Wo er am liebsten heßt und wohnt, da fand ich
 Am reinsten stets die Luft.*

Um einen kleinen Ueberblick nach der Landseite hin zu erhalten, bestiegen wir neben einem Thore den Wall und trafen dort einen Müller, der uns einlud, von seiner Windmühle aus uns die Gegend anzusehen. Die Aussicht war von nicht großer Bedeutung, dagegen interessirte mich der Bau einer solchen Mühle, die aus einiger Entfernung gesehen, immer so winzig erscheint, während sie doch eine solche Fülle von Balken, Böden, Treppen, Rädern und andern Dingen enthält, daß man es gar nicht begreift. Der Besitzer mochte uns für Kauflustige halten, wenigstens pries er uns seine Mühle an und bat uns, ihm einen Käufer zuzuweisen. Er hob dabei besonders die günstige Lage seiner Mühle hervor, die auf dem Stadtwalle stehe; und da Memel früher oder später doch Festungswerke erhalten mußte, so würde die dann zu beseitigende Mühle sehr theuer vom Staate bezahlt werden.

Die Müllerburschen hatten die Mahlkasten mit verschiedenen bunten Bildern besetzt, alle mit der berühmten Firma: Neukuppin, zu haben bei Gustav Kühn; und merkwürdigerweise traf

* Die Schwalbennester habe ich bei spätern Besuchen Memels, 1869 und 1875, leider nicht mehr vorgefunden.

ich auch hier jenes schöne Bild, welches ich nun schon in so vielen Mühlen gesehen habe, einen Mann darstellend, der einen Knüttel wie zum Schlage erhebt, mit den Worten darunter:

Ein Jeder mach' die Thüre zu!

Ich bitt' darum — sonst schlag' ich zu!

In die Stadt zurückkehrend, verweilten wir uns auf dem Markte, der mir durch die eigenthümliche Erscheinung der Landbewohner interessant wurde. Da Memel von allen Seiten auf dem Wasserwege leicht zu erreichen, da hier ferner für alle Lebensmittel weit höhere Preise gezahlt werden als in den andern Städten, so findet man auf dem Wochenmarkte Leute aus allen Theilen der ringsum des Kurischen Haff liegenden Landschaften. Da sind die eigentlichen Littauer aus dem Memeldelta, die Männer mit weiten Pluderhosen, nach Art der griechischen Fustanella, hellblauen Westen, reich mit Knöpfen besetzt, und einem langen grauen Friesrock. Vor Allem merkwürdig ist die Mütze, künstlich zusammengesetzt und dabei durchaus praktisch, die zu beschreiben kaum möglich ist. Ganz entfaltet stellt sie einen Helm dar, der den Hals und selbst noch einen Theil der Schultern bedeckt, und nur eine Oeffnung für das Gesicht läßt, darüber sich dann noch ein Visir zum Schutze legt. Sieht man einen solchen Littauer, so wird man an Ritter, mindestens an Bauern erinnert aus dem frühesten Mittelalter. Sie gleichen namentlich jenen Schweizern, welche die Schlachten von Granson und Murten schlugen.* Eben diese Mütze läßt sich aber auch zusammenlegen, so eigenthümlich, daß nun der größte Theil derselben verschwindet und sie im Ganzen einer gewöhnlichen Mütze gleicht. Sie besteht ohne Ausnahme aus blauem Tuch mit Scharlach eingefasst und bildet im Winter eine Kopfbedeckung, die besser gar nicht gedacht werden kann. Im

* Ganz ähnlich ist auch die spanische montera, aus den Don Quigote-Bildern bekannt.

Sommer, so sagen die Leute, hält sie die Hitze ab. Eine ähnliche Anschauung haben sie von den Pelzen, die sie zum Staate tragen, namentlich wenn sie die Kirchen besuchen, gleich, ob es Sommer ist oder Winter. Auch diese sollen im Winter wärmen und im Sommer die Hitze abhalten. Dabei ist mir nur das Eine merkwürdig, daß die Boers am Kap von der Wirkung des Pelzes im Sommer ganz dieselbe Anschauung haben.

Die Bewohner des flachen Landes um Memel unterscheiden sich in der Tracht zum Theil von den Littauern und werden Szamaiten genannt; sie reden einen besondern Dialekt, gehören aber im Uebrigen der littauischen Sprachfamilie an.

Die Kleidung der Männer ist bei allen so ziemlich dieselbe, oben beschriebene; die Frauen tragen meist einen kurzen, äußerst faltenreichen Tuchrock, bald dunkelblau, bald grellbunt, mit rothen, grünen und gelben Streifen; auf dem Kopf ein künstlich verflochtenes rothes Tuch, nach Art eines Turbans, wie es die Frauen auf Ischia haben. Andere schlingen um den Kopf ein ganz dunkles Tuch, das sie im Nacken knoten, nach Art der Altenburgerinnen, an die auch der kurze faltenreiche Rock erinnert.

Diese Darstellung mag nun aber nicht verleiten, zu glauben, Memel habe eine littauische Physiognomie. Alle Städte in dieser Provinz, sie liegen nun in Littauen oder inmitten des polnischen Masurens, sind durchaus deutsch; ich wünschte sogar, die verschiedenen Nationalitäten unterschieden sich wie in ihrer Kleidung so auch in der Physiognomie der Städte. So ist es aber nicht. Die Littauer und Masuren erkennen die Herrschaft des deutschen Elementes an und es fällt ihnen nicht im Entferntesten ein, ihre Nationalität ihm gegenüber geltend machen zu wollen. Deutsch zu reden und sich zu kleiden gilt als vornehmer, deshalb als wünschenswerth, und so verschwinden die beiden Nationalitäten jährlich mehr und mehr. Nach einigen Jahrzehnten wird es nur selten noch einen Littauer geben, der nicht deutsch versteht, und

nach hundert Jahren wird man sich wundern, wenn in irgend einem verlornen Winkel noch littauisch gesprochen werden sollte. Die Gelehrten sind deshalb auch eifrig bemüht, die Sprache vor ihrem Aussterben (wenigstens in dem preußischen Littauen) zu lernen und festzustellen. Es erscheinen Grammatiken, Wörterbücher, Gedicht- und Sagensammlungen. Kein noch so geringes interessantes Moment entgeht dem Blick der Forscher. Vor einigen Jahren kam sogar Professor Schleicher aus Prag zu diesen Littauern und lebte mit ihnen monatelang, um die Sprache, die Sitten, die Lieder, Märchen und Räthsel des Volkes zu studiren. Professor Nesselmann in Königsberg, schon früher als Verfasser eines littauischen Wörterbuches bekannt, sammelte die littauischen Lieder mit ihren interessanten Melodien. Professor Kurschat in Königsberg lehrt die littauische Sprache an der Universität.* Dr. Gisevius in Tilsit theilt in den Preußischen Provinzialblättern die Sagen der Littauer mit und ihre Lieder. Ein Gelehrter schreibt über die Kantles, ein eigenthümliches nationales Instrument, ein anderer über die Krivule. Und damit man sieht, wie fesselnd solche kleine Mittheilungen sein können, will ich über diese Krivule etwas erzählen.

Krivule ist mit Priester- oder Krummstab zu übersetzen, je nachdem man es von Krivie (Oberpriester) oder vom littauischen kreivias (krumm) ableitet, welches Beides in naher Beziehung steht. Noch jetzt werden in Littauen damit die Bauern eines Dorfes zur Versammlung berufen. Der Schulze schickt nämlich die Krivule zum Nachbarn; dieser befördert sie weiter, bis so der Reihe nach der zuletzt Bestellte den Stab wieder zum Schulzen bringt. Doch nicht irgend welcher gewöhnliche Stock darf als Krivule benutzt werden, sondern man wählt dazu eine eigenthüm-

* Er hat seitdem ein ausgezeichnetes littauisches Wörterbuch herausgegeben.

lich geformte, verschlungene Baumwurzel, oder in deren Ermangelung einen von zwei Nebenästen in Schlangenform umwundenen, dem Merkurstabe ähnlichen Stock.

Einem ähnlichen Zwecke dient in Pommerellen (bei Danzig) die Klucke. In Masuren aber habe ich selber ein solches gewundenes Holz gesehen, das auf polnisch *kunna* hieß. Füge ich noch hinzu, daß man in Holstein zu solchen Vorladungen des Schulzen einen Stab braucht, in welchen ein jeder Bauer als sein »*vidi*« einen Kerb schneidet, und daß man in Schweden den ganz ähnlichen „Budstok“ hat, so erhält diese unbedeutende Sache eine Perspektive, die wirklich überraschend ist.

Da es nicht in meinem Plane liegt, auch nur eine Uebersicht über das heutige Littauen zu geben, dagegen nicht vermeiden mag, hie und da eine Notiz mitzutheilen, die mich gerade interessirt, so erzähle ich noch Folgendes: Die Stadt Memel nennt der Littauer *Klaipeda*, was lettisch so viel bedeutet wie flache Gegend. Ihm ist diese Stadt aber eine sehr liebe, vielfache Freuden verursachende, und in seiner Erinnerung gar lieb und werth. Den Ort also bloß nach seinem einfachen Namen zu nennen, erscheint ihm kalt und unnatürlich. Er sagt also in einer Daina (so heißen die Lieder) »*Ei eisiu eisiu i Klaipeduze*,« *Ei* ich will gehen, ja gehen nach Memelchen, d. h. nach dem lieben und schönen Memel. Auch die Stadt Tilsit nennt er in seiner zärtlichen Stimmung gern: das liebe Tilsit, nämlich *Tilzyte* (statt *Tilze*), und daraus haben die Deutschen ihr Tilsit gemacht.

Es ist ein gutmüthiges Volk, diese Littauer, in der Jugend oft mädchenhaft weich, als Soldaten kräftig, ausdauernd und tapfer; durch und durch poesievoll, der Heimath ergeben. Darum feuerte die Soldaten auch ein Offizier mit den Worten an: „Nur muthig auf den Feind, dann kommt ihr auch bald nach Hause!“ Als Nation dem Untergange geweiht, erwecken sie eine wehmüthige Stimmung; es liegt über ihnen ein Schein wie das Roth des

scheidenden Tages. Sie selber fühlen etwas davon. Durch ihre Lieder weht ein melancholischer Ton wie vom Sterben. Sieht man sie freilich auf dem Markte, bei ihren Schiffen, auf dem Felde, da erschrickt man oft vor ihrer Verbtheit, da entsetzt uns ihre Trunkenheit, der Fuselduft, in welchem sie als einer heimatlichen Atmosphäre athmen, und oft eine weit verbreitete Unsittlichkeit.

In der Erkenntniß eines solchen Zustandes ist der Littauer gegen sich selber bitter genug. Er nennt sich einen Ochsen, den Szameiten einen Pfahl, den Juden einen Strick (zum Anbinden des Viehes), den Polen grünes Gras, den Deutschen eine rothe Rose.

Sonderbarer Weise stehen die Kuren bei dem gemeinen Volke in Memel in dem Verdachte, sie könnten Jemand „festmachen“ Kommt nämlich etwa ein Dieb zu dem unbeaufsichtigten Wagen des Kuren, so fühlt derselbe sich plötzlich festgehalten; er kann nicht fort und muß bis zur Ankunft des Kuren warten.

Solcherlei Mittheilungen geziemen einem Reisenden, der den Memeler Markt durchwandert. Wir hielten uns auf demselben freilich nicht viel länger auf, als man Zeit brauchen wird, meine Bemerkungen zu lesen, und begaben uns über den in der Nähe des Hafens gelegenen Marktplatz, auf welchem gerade ein bewegter Jahrmart abgehalten wurde, zu dem alten Fort, welches im Jahre 1670 erbaut und nun vollkommen verfallen dasteht. Die Gräben sind versumpft, die Wälle zertreten. Als Wächter des Einganges stehen alte zerklüftete Weiden, auf der Höhe der Wälle die schönsten Linden, manche schon klaffend und auseinander gefallen. Das giebt ein wunderbares Bild. Die den Ecken des viereckigen Forts gegenüber außen aufgeschütteten Lunetten sind jetzt bepflanzt und zu Gartenanlagen verwendet. So trägt Alles den Charakter einer friedlichen Idylle

Von der Höhe dieses Forts aus übersieht man das ganze Memel und erkennt den Umfang des großen Brandes vom Jahre

1855 an dem lebhaftern Roth der Dächer. Man sieht aber auch den Hafen im Westen von dem Leuchtthurm im Norden bis dahin, wo er sich in der größern Breite des Kurischen Haffs verliert, mit den unzähligen Seeschiffen, den Dampfern, deren Zweck es ist, die einlaufenden Schiffe rasch und sicher in den Hafen zu bringen. Uns gegenüber liegt die Mehrung, verbrannt und dürr, eine vollkommne Wüste, mit ihrem einsamen Sandkrüge.

Aber begnügten wir uns gestern mit diesem Anblicke, so gingen wir heute zu dem Hafen und fuhren in einem Boote über das flußartige Haff. Nur mit Mühe kamen wir noch an einem Dampfer vorbei, der unsern Rachen auf den durch seine Schaufelräder erregten Wellen tanzen machte, und landeten in einem kleinen, steinumwallten Hafen auf der Mehrung. Von dieser Stelle führt ein Pfad geradeaus zur See, ein anderer rechts auf die Höhe, welche von dem Sandkrüge eingenommen wird. Den letztern besuchte ich eigentlich einer Anekdote halber. Man hatte uns in Memel gesagt, daß Kozebue auf seiner russischen Reise hier einen Tag und eine Nacht habe verweilen müssen, weil das Uebersetzen wegen des Eisganges unmöglich gewesen. Die Stunden dieser unfreiwilligen Muße habe, er denn benützt, sein berühmtes Lied zu dichten:

Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond.

Unbedenklich gehört dieser Dichter nicht gerade zu denjenigen, auf welche wir stolz sein können, und doch genügte diese Nachricht, um mir den sonst höchst gleichgiltigen Sandkrug zu einem interessanten Orte zu machen. Ein solcher Zauber liegt in jedem Persönlichen.

Ich mied bald dieses einfache, fast dürftige Gasthaus; denn ein gefährlicher Gast hatte darin sein Quartier aufgeschlagen: das Scharlachfieber, an dem zwei Kinder der Wirthin erkrankt waren. Das eine hatte das Bett bereits verlassen, das andere kämpfte

aber noch mit dem fürchterlichen Feinde. Es war eine schlimme Zeit für Memel; manches Kinderleben mit seinen Hoffnungsblüthen war der bösen Seuche schon erlegen; auch zwei Kinder eines Schiffskapitäns, der uns später zu dem schönen Kirchhofe im Osten Memels führte, wo sie mit vielen andern Kindern zusammen begraben lagen, deren Gräber, mit Erikenkränzen geschmückt, recht traurig ausfahen.

Ich ging von dem Gasthause quer durch die Dünen, die in ihrer Mannigfaltigkeit einem Gebirgslande gleichen, nach dem Seestrande. Obwohl man den Sand hier durch allerlei Pflanzen zum Stehen gebracht hat, und Sandweiden, Erlen und Birken schon lustig grünen, so ist der Eindruck doch stets ein wüster. Hier und da findet man kleine Steine, die der Sturmwind hierher geweht hat, auch Torfstücke, die zum Theil dem alten, jetzt unter dem Sande begrabenen Waldboden der Nehrung angehören.

Die Kurische und auch die Frische Nehrung haben ihre größte Erhöhung auf der Haffseite, die man auch mit einem Schifferausdrucke als Leeseite bezeichnen kann, weil die Winde doch vorzugsweise aus Westen wehen. Nach der See zu dacht sie sich allmählich ab, so daß der Raum zwischen den ersten Dünenhügeln und der See, den die Dänen Vorstrand nennen, bis zu der außergewöhnlichen Breite von 280 Fuß (nach meiner Messung) anwachsen kann.

Auch hier steht eine Reihe von hölzernen Badebuden, jedoch dicht an den Vordünen, weil es vorkommt, daß bei einem Sturme die Strandbreite wie ein Tuch aufgerollt wird. Auf dieser Fläche, die ich in der Richtung nach Norden durchschritt, giebt es allerlei sonderbare Erscheinungen. Bald interessiren uns die schwarzen Torffladen, welche die See ausgeworfen, bald die Muscheln, die Holzstücke, die verirrtten Thierchen. Da hüpfen Heuschrecken, liegen Schmetterlinge verweht im Sande. Ein Käfer ist auf den Rücken gefallen und streckt seine Beine zappelnd gen Himmel. Ich richte

ihn in einer mitleidigen Wallung meines Herzens auf, gehe aber bei andern vorüber. Freilich fliegen Schwalben geschäftig hin und her, und ich fürchte, daß sie den zappelnden Käfer mittlerweile in ihrem Schnabel davontragen werden, wenn sie sich nicht an den Marienpferdchen genügen lassen, die zu Hunderten umherkriechen. — Nun erinnert an Menschen ein einsamer Handschuh, eine Jacke, deren Taschen mit Sand gefüllt sind, ein struppiger Schiffsbesen. Ein Ende weiter und ich bemerke links im Wasser einen sonderbaren Gegenstand, den mir ein paar entgegenkommende Bernsteinfischer als das versunkene Wrack eines „Engeländers“ deuten.

Verfehltes Leben — Wrack im Sand —

Im Winde kreist der Dünenand,
Er kreist und deckt es zu für immer.

(M. Hartmann.)

Ja dem einsamen Wanderer am Strande kommen solche und noch ganz andere Gedanken. Links die ungeheure Wasserwüste rechts die öde Dünenwelt. Doch nicht ganz öde; da steht ein großer hölzerner Schuppen, in welchem man die Rähne aufbewahrt, die zum Bergen der gestrandeten Menschen und Güter bestimmt sind. Das vervollständigt dieses sonderbare Strandbild.

Jetzt umrauscht uns eine ungeheure Schaar kreischender Möven, die aufgeschreckt durch unser Kommen sich in die Luft erheben, ein Ende weiter fliegen und sich wieder niederlassen. Das wiederholt sich noch mehrere Male, bis wir den südlichen Hafendamm erreichen. Wie eine ungeheure Moräne erstreckt er sich vom Strande bis tief in die See hinein auf seinen Unterlagen von Flechtwerk (Faschinen), durch welches die Wasser fließen. Ich setzte etwas drein, diesen Damm entlang bis zu seiner Spitze zu gelangen, obwohl es nicht leicht war, da die Steinblöcke ganz willkürlich auf einander gewälzt sind und man von Spitze zu Spitze

springen muß. Am Ende des Moloß fand ich eine junge todte Möbe. Sie stimmte mich nicht sentimental, wie man sich im Stillen denken mag, ich riß ihr nur ein paar Federn aus und steckte dieselben an meinen Hut.

Die Spitze der Mehrung heißt übrigens die Hut; auch in Memel giebt es eine solche Straße. Dieses Wort würde nun an und für sich nichts Merkwürdiges sein, wenn es nicht auch im Dänischen vorkäme, wo es Spitze bedeutet. Noch jetzt werden in Sütlund die Landspitzen Hut genannt, ebenso manche in Island.

Ich verweilte auf dem Molo nicht lange, sondern kehrte zum Sandkrug zurück, wobei sich das Spiel mit den aufstiegender kreisenden Möben wiederholte. Hier traf ich einen Schiffskapitän, der mir durch die Einfachheit und Sicherheit seines Auftretens und seine gesunden Urtheile recht wohl that. Er hatte den Untergang jenes Dampfbootes mit den dreihundert Arbeitern selber gesehen. Das Schiff sei — so sagte er — wie ohne vernünftige Lenkung auf die Nordmole gelaufen und sofort gesunken. Er habe eben noch das Schiff in vollem Laufe gesehen, und im nächsten sei es vollkommen verschwunden gewesen, wie ein Mensch, „der in ein Butterfaß fällt.“

Als wir über den Hafen fuhren, bezeichnete er dieses Schiff als einen Schooner, jenes als einen Klipper, eine Brigg zc.; auch erkannte er schon an ihrem Bau, welcher Nation sie angehörten. Breit und tief liegt der Holländer da, so daß man annehmen müßte, er habe einen langsamen, schwerfälligen Gang, gleich einer Ente; und doch gehören die Holländer zu den schnellsten Seglern. Man pflegt scherzweise von diesen Schiffen zu äußern, daß sie unter den Wellen durchgingen, und daher kommt die Redensart: „Er geht durch wie ein Holländer.“ — Ueber manches Schiff gerieth unser Kapitän Hermann in ein wahres Entzücken. „Der hat eine Figur!“ Jedes Schiff schien ihm ein belebtes Wesen, daher nannte er es auch ein „Er“, gerade wie die Engländer

das Schiff als eine „Sie“ bezeichnen. Gines hatte rings um seinen Rand einen breiten hellblauen Streifen gemalt. Das bedeutet: das Schiff trauert. Eine solche Schiffstrauer wird aber für nöthig gehalten bei dem Tode des Kapitäns, eines Rhebers oder einer andern dabei interessirenden Person. Das ist nun wieder ganz charakteristisch. Hat ein Schiff als Individuum ein gewisses Leben und Empfinden, so muß es auch Trauer anlegen. Auch wenn die Person stirbt, nach welcher das Schiff den Namen führt, deren Bild gewöhnlich am Vorderende angebracht ist und Gallion heißt, trauert das Schiff. So sah ich vor nicht langer Zeit den „Humboldt“ im Danziger Hafen in Trauer.

Durch die schattige Alexanderstraße, die schönste Memels, gehend, besuchten wir noch den herrlichen Kirchhof, der eigentlich ein Park mit Gräbern genannt werden kann, und später den Leuchtthurm im Norden von Memel. Auch an diese Stelle knüpft sich eine Erinnerung an Bessel. Den 20. Januar 1835 schreibt er an Olbers*: — — „Ich hatte mir in Memel den Anfang eines Uebels zugezogen, von welchem ich gleich fürchtete, daß es nicht ohne heftigen Ausbruch vorübergehen würde. Ich war in den Hundstagsferien in Memel, um die Polhöhe und das Azimuth daselbst zu bestimmen; mein Observatorium hatte ich am Meeresstrande neben dem Leuchtthurme errichtet in einer Entfernung von einer halben Meile von der eigentlichen Stadt. Um nicht unnöthige Zeit zu verwenden und die Pferde nicht ohne Noth anzustrengen, hatte ich meine Wohnung auf dem halben Wege, am Ende einer Vorstadt genommen, welche nur hölzerne Häuser, Blockhäuser enthält. Nun fiel die gewaltige Hitze ein, welche

* Briefwechsel zwischen Olbers und Bessel, herausgegeben von Adolf Erman. Bd. 2 S. 387.

meine gegen Süden gelegenen Zimmer desto unmäßiger erhitzte, da sie zu ebener Erde und unmittelbar an einer vor dem Hause vorüberführenden Chaussee lagen. Es war durchaus nicht auszuhalten und eine Schwächung des Körpers mußte darauf folgen; die Hitze war aber von immer heiterem Himmel begleitet, und obgleich die Kühlung am Wogenschlage der Ostsee mir angenehm war, so war doch das Durchwachen von zwölf heiteren aufeinanderfolgenden Nächten zu viel für angegriffene Kräfte. Ich bekam Brustkrämpfe, behauptete aber das verderblich gewordene Schlachtfeld so lange es nöthig war.“ — —

Jetzt freilich besteht die Vorstadt Witte nicht mehr aus Blockhäusern, namentlich seit dem mehrfach erwähnten Brande, der hier seine Entstehung fand. Die Navigationschule stellt sogar einen imposanten Bau dar. Die „Plantage“, durch welche die Straße sich hinzieht, hat ganz den Charakter der Dünenflora. Da wo sie sich öffnet, steht der 97 Fuß hohe eiserne Leuchtturm, jetzt schon weit von dem Meere entfernt, da im Schutze der beiden Molen das Ufer sich immer mehr verbreitert.

Der Thürmer wollte mich nicht allein hinaufsteigen lassen, obwohl er von dem ewigen Auf und Nieder brustkrank geworden war und mir recht leid that. Es pflegen nämlich unnütze Menschen ihre Namen in die dicken Glasscheiben der Laterne zu ritzen oder gar in die spiegelnden Flächen der Reberberen (Lampen), und da hat man denn ein Hinaufsteigen der Fremden ohne Führer allerdings verbieten müssen. Diese Unart der Menschen ist doch eigentlich unerhört. Arthur Schopenhauer hat unbedenklich Recht, wenn er es sich dadurch erklärt, daß dem Erhabenen gegenüber Menschen mit kleinem Geiste sich in ihrer Kleinheit fühlen, und um sich von diesem niederschlagenden Eindrucke zu befreien, nun das Objekt in gewissem Sinne verunstalten. Wie will ich es mir sonst erklären, daß ich in der Antikensammlung des Vatikan den belvederischen Apollo, den Laokoon und andere Meisterwerke

mit Namen und albernen Bemerkungen beschrieben fand. Vive l'empereur — lautete eine Inschrift am Apollo, ein Anderer hatte in Parenthese: »Soulouque« beigefügt. Auf dem griechischen Löwen in Venedig, dessen ungeheurem Anblick kaum ein Mensch gewachsen ist, lasen wir den Namen eines österreichischen Soldaten, und gar noch eingemeißelt!

Der Sprung von Memel nach Rom ist ein weiter, aber die Schwächen der Menschen sind überall dieselben.

Eben kam ein Schiff durch die Wasserstraße des spiegelglatten Tief's, ruhig und stolz wie ein Schwan. Es hatte, so hörte ich, spanisches Salz geladen und wollte mit Holz ausgehen. So etwas weiß hier sofort Jedermann. Da es ein ostpreussisches Schiff war, so hatte es natürlich folgende Tour gemacht: es war mit Getreide oder Holz nach England gegangen, von hier mit Kohlen nach Alexandrien, mit Baumwolle nach Odessa, mit Getreide nach Spanien und kam nun mit Salz in seine Heimath. Manchmal fahren sie auch von England nach Archangel, zuweilen nach Aden, Ostindien; gewöhnlich machen sie aber jene mediterraneische Tour.

Als ich früh Morgens vom Dampfschiffe in das kleine Boot stieg, um in Schwarzort zu landen, war mir doch zu Muth, als ob ich auf einer wüsten Insel ausgesetzt würde. Eine alte Frau, die kaum deutsch verstand, und ein Blödsinniger ruderten mich an das Ufer, und ich stand mit meiner Reisetasche fast unschlüssig da, wohin mich wenden. Doch fand ich nach einigen Umwegen das Gasthaus, in welchem noch Alles schlief. So setzte ich mich denn unter den Lindenbaum vor der Thür und würde träumend bald eingeschlafen sein, wenn mich nicht zwei Damen geweckt hätten, deren Entrüstung sich laut und eindringlich äußerte. Man denke! Einer der Badegäste war Nachts in ihr Zimmer gedrungen und hatte sich ihrer an der Thür hängenden Kleider

bemächtigt, um sich, eines Scherzes halber, zu verkleiden. So bekam ich gleich die heitere Seite des Schwarzorter BADELEBENS zu sehen. Bald kam ein vortrefflicher KAFFEE, andere DAMEN, ein paar HERREN — ich ließ mir die wüste Insel schon gefallen!

Doch hielt es mich nicht lange. Hatte ich doch um Schwarzort willen die ganze Fahrt unternommen und der Himmel drohte mit unendlichem Regen. So machte ich mich denn auf und ging längs dem Haff, bald am Strande, bald auf der steilen Uferhöhe, nach Norden zu, der Dünenwelt entgegen, in die ich schon vom Dampfboot aus einen Blick geworfen hatte. Die Eichen und Kiefern des Waldes, den man als einen Urwald wohl bezeichnen kann, zeigen die schönsten Formen, so daß ich mir das Entzücken eines Malers denken darf, der hierher käme, um zu studiren. — Am Strande haben Arbeiter Erdhütten aufgebaut und kochen ihr Frühstück; dicht dabei im Haff liegen die Bagger, auf welchen sie beschäftigt sind, um den Boden aus der Tiefe zu holen, der bedeutende Quantitäten von Bernstein enthält.

Ich ging weiter durch das dichte Wachholdergebüsch des Waldes; ich wußte, was ich zu erwarten hatte, und doch, da ich nun an die letzte Waldecke kam, der Wald nach links zurücktrat, einen bewaldeten Cirkus, die Grefinn bildend, und mir gerade gegenüber ein ungeheurer Dünenwall sich bis in das Haff zur Rechten niedersenkte, da war mir doch zu Muth, als ob sich mir ein Unerhörtes, Ungeesehenes, Ungeahntes vor das Auge stelle; etwas so Erhabenes und Erdrückendes, daß es durch meine Nerven bebte und ich erschüttert stille stand. Und glaube man nicht, daß es ein zufälliger Eindruck von dieser Größe war. Ich behauptete, nachdem ich ruhig geworden, daß ich mit diesem Anblicke nichts vergleichen kann, als den des Meeres oder der Alpen.

Man denke sich folgende Scene: Der Urwald bildet zur Linken einen grandiosen Cirkus, dessen steile Wand er bis zu zwei Drittheilen behauptet. Den Grund dieses Cirkus bildet

eine Wiesenfläche mit Laubbäumen und Buschwerk von dem bezauberndsten Grün. Das letzte Drittheil des Halbkreises nimmt eine vollkommen kahle, weißlich-gelbe Düne ein, die in einer Höhe von fast hundert Fuß, steil abfallend, sich hinlagert wie ein schlafendes, fattes Raubthier, das mit den Zähnen seine zer-rissene Beute noch gefaßt hält. Weit dehnt sie sich vor bis zu dem Haff, das an ihren Fuß spült und kaum einen Raum läßt für die schmale Straße. Ich sage, sie komme uns wie ein Raub-thier vor, und mit Recht; denn ihre Beute, die sie getödtet, das ist der Urwald, den sie Schritt für Schritt vernichtet, mit einer Sicherheit, die so gewiß ist wie das Schicksal. Dreißig Fuß be-gräbt sie jährlich, und wenn man ihr nicht Einhalt gebietet, so wird einst das schöne Schwarzort auf Karten auch nur als „ver-sandet im Jahre —?“ bezeichnet werden. Die nächsten Bäume, die sie erfassen wird, sind an ihrer Spitze und schon dicht an ihrem Fuße stehend, zwei alte Kiefern und eine Eiche. Nach einigen Jahren werden nur noch deren höchste Spitzen aus dem Sande ragen und nach einer Reihe anderer Jahre werden sie aus ihrem sandigen Grabe auferstehen, aber zerbröckelnd, ver-modert, ein Spiel der Winde, wie die Todtenreste, welche der Gräber aus einem alten Grabe auswirft. Es ist mir kaum jemals etwas interessanter gewesen, als dieser Kampf des Waldes mit der Düne. Die glasharten Quarzkörner spielen erst um den Fuß des Baumes, fressen seine Rinde an und bedecken ihn all-mählich vollkommen. Die meisten Bäume ertragen diesen Tod aufrecht stehend wie ein Held. Manche sinken, andere brechen unter der ungewohnten Last. Hat doch selbst der Schnee diese Wirkung, wenn er Bäume verschüttet, wie viel mehr also nicht der Dünenfand! Keiner aber entgeht dem sicheren Tode. Denn pulst das Leben des Baumes auch noch eine Zeit lang, die Rinde wird immer mehr zerfressen, der Splint vertrocknet und mit ihm die Zweige, welche über den Sand ragen. Wir halten

sie anfangs für Buschwerk, aber es ist die Krone des tief vergrabenen Baumes.

Ich betrat diese Düne nicht ohne Bedenken. Steil wie ein Dach, mit einer Neigung von nur dreißig Graden fällt der Dünenwall ab. Könnte der Sand, wenn man seinen Fuß darauf setzt, nicht herniedergleiten, staublawinenartig, und uns verschütten? Aber bald erkannte ich, daß dieser Sand festliegt und nicht gleitet; nur die Körner auf der Oberfläche laufen umher, vom Winde getrieben, der allein über die Veränderung der Düne gebietet. Unser Fuß läßt tiefe Spuren zurück; aber im Ganzen ist die Anstrengung keine große. Oben angekommen, liegt nach Norden und Westen die vollkommene Wüste vor uns, aber keine ebene Fläche, sondern ein bewegtes Sandmeer mit einzelnen Erhöhungen. Selten steht ein Büschel Dünengras, nur die Hügel sind meist damit bedeckt und danken ihnen ihre Existenz.

Von der Höhe des ersten Hügels, gleich über dem bedrohten Walde, giebt es eine wunderbare Umschau. Nach Norden, bis nach Memel hin erstreckt sich die unübersehbare Sandwüste, begrenzt von den beiden Meeren. Nach Süden sieht man weit über den Schwarzortter Wald, der sich fast eine halbe Meile lang hindehnt, bis dahin, wo sich die Dünen der Nehrung im Horizonte verlieren, wahrscheinlich bis Ridden; ein gewaltiger Anblick. Ich traf noch dazu folgende Scenerie: Ueber dem Haff zur Linken glänzte die Sonne, so daß die ganze Wasserfläche glitzerte und das Auge geblendet den Anblick kaum ertragen konnte; in weiter Ferne verlor sich die Fläche und man erblickte das jenseitige Ufer des Haffs, flach und ohne hervortretende Punkte. Zur Rechten aber über dem tiefdunkeln Meere standen Gewitterwolken, die allmählich den hellen Himmel bezogen und nun mit der Sonnenhelle im Osten einen Kontrast bildeten, der schärfer gar nicht zu denken. Die Nehrung bildete gerade die Wetterscheide. Bald wurde sie in tiefsten Schatten gehüllt, bald glänzte der

Dünen sand grell im Sonnenlichte. Einmal war es ganz dunkel um mich, aber ein paar hundert Schritte davon strahlte ein Dünenhügel im Sonnenlichte wie eine Erscheinung, in einen wunderlichen leuchtenden Nebel gehüllt. Ich konnte mir den letztern anfangs gar nicht erklären, bis ich sah, daß es Millionen von — Mücken waren, die den Hügel umschwärmten. Es dauerte nicht lange, so rauschte der Regen nieder. Nun setzten sich die Mücken auf die Rohrhalme, daß diese sich unter dem Gewichte beugten. Ich ging weiter zu der Stelle, welche Schumann als die einer schreckhaften Auferstehung bezeichnet. Die Dünen halten, wie ich schon früher bemerkt habe, das eroberte Terrain nicht immer fest. Sie wälzen sich oft wie eine Heerfäule weiter und weiter und lassen das Land in ihrem Rücken wieder freiliegen. Freilich in welchem Zustande! — Hier kommt man nun zu jener Stelle, wo die begrabenen Bäume wieder hervortreten; morsche, zerbröckelnde Skelette! Dieser ragt noch ein paar Fuß aus der Sandfläche, jener nur ein paar Zoll; das ganze Innere des Stammes bildet eine schwammige, braune Masse, nur mühsam von einem härtern Holzcylinder zusammengehalten. Ueberall liegen Trümmer umher, die der Fuß aufstößt und der Wind verweht. Hier und da trifft man auch auf harte Holzstücke, die der Zerstörung widerstanden haben; es sind die untern Enden der Aeste, die dem vermoderten Stamme entfallen sind, aber ihre alte Härte bewahrt haben. Sie gleichen inmitten des pulverartigen Moders den Knochen der Gräber. Zum Theil sind die Stämme, soweit sie über die Sandfläche hervorgetreten, vollkommen verweht, nur ein brauner Ring bezeichnet dann ihren Standort; und wenn man mit dem Fuße in das sandbedeckte Innere dieses Ringes tritt, so versinkt er in der Tiefe. Denn die im Sande vergrabenen Stämme sind im Innern meist längst vermodert, wenn noch die äußere Hülle der Zerstörung widersteht. Es kommt wohl auch vor, daß selbst ein solcher kaum sichtbarer Ring von einer Sand-

decke verhüllt wird, und daß darüber gehende Menschen in den Baumstamm hineinfallen und in Gefahr kommen in demselben zu „ertrinken“ Ich selber habe es nicht erlebt, aber hier auf der Kurischen Nehrung ist es wiederholt vorgekommen, auch eine Zeitung berichtete über einen solchen Vorfall, der sich bei Kahlberg zugetragen.*

Nachdem ich mir eine Zeichnung von diesem Kirchhose entworfen, wanderte ich weiter. Wieder schien die Sonne auf die Sandfläche, die hier ihre eigenthümliche gelblich=weiße Farbe hatte, aber weiter nach der See schimmerte sie röthlich. Denn zum größten Theile besteht dieser Dünen sand zwar aus glashellen Quarzstücken, zum Theil aber auch aus rothen Feldspath=Porphyren, und da diese letztern weit größer sind als die Quarzstücke, so nehmen sie gern die Oberfläche ein und verleihen ihr diese eigenthümliche, überraschende Färbung. Wenn ich von einer Fläche spreche, so denke man aber nicht an die Gleichmäßigkeit einer Wasserfläche, vielmehr ist dieses Sandmeer durchweg mit einem Wellenneze bedeckt. Gleichen die größern Erhebungen den Bogen des Meeres, so erinnern die Wellenlinien, welche wieder diese Erhebungen überziehen, an jenes Netzwerk, welches, wie auf einer Melonenschale, den Meeresswogen nicht zu fehlen pflegt. Ja ich habe an manchen Stellen sogar wahrgenommen, daß noch ein anderes feineres Netzwerk diese Dünenwellen überzog, so daß man eigentlich ein dreifaches Wellensystem unterscheiden konnte.

Indem ich nach Norden einer Höhe zuschritt, auf der noch

* Aehnliche Baumhöhlen finden sich zuweilen in der — Lava. Beim Ausbruch des Vulkans Kilauea auf Hawaii schloß die fließende Lava, als sie in die Wälder kam, oft die Stämme von einzelnen Bäumen ein. Da der Baum allmählich verzehrt wurde, ließ er ein cylindrisches Loch zurück, das bisweilen zwei Fuß im Durchmesser hatte und entweder leer oder mit Holzkohle gefüllt war. — Dana Geology of the United States Exploring Expedition p. 191.

eine abgestorbene Kiefer in voller Größe steht, erschrak ich fast, als ich einmal zufällig zur Linken sah und meinen Schatten erblickte, der sich ganz schwarz und mit den schärfsten Rändern auf dem Sande abzeichnete. Ein schattenloser Schlemihl dürfte sich auf diesen Dünen am allerwenigsten blicken lassen. Aehnliche scharfe Schatten habe ich nur noch auf den Schneefeldern der Alpen gesehen und auf einer ganz stillen, leuchtenden Wasserfläche.

Die einsame Kiefer steht auf der kahlen Höhe wie ein Gespenst da. Wahrscheinlich ist die Düne nur über ihren Fuß gegangen und hat sie so getödtet. Vom Sande bedeckt kann sie niemals gewesen sein. Man blickt von hier nach allen Seiten in die unbegrenzteste Ferne. Der Wald von Schwarzort tritt hier schon ganz zurück, und nur nach dem Haff zu stehen noch einige Kiefern, der Rest des Schwarzorter Waldes, der sich noch vor wenigen Jahren bis hierhin ausgedehnt hat. Der von Nadeln entblößte Baum macht den wunderbarlichsten Eindruck. Denn die Laubholzbäume sind wir gewöhnt so entkleidet zu sehen, und in ihren Nesten und Zweigen liegt doch noch ein gewisses System, eine wohlthuende Grazie. Ein nackter Nadelholzbaum erscheint uns aber so unnatürlich, und in der Stellung seiner Zweige so verdreht zickzackartig, ungraziös und willkürlich, daß es unmöglich ist, diesen Linien zu folgen, die Zweige uns mit Nadeln bedeckt zu denken. Ich glaube, daß die Natur aus bloßer Rücksicht auf die Schönheit der Nadelbäume auch im Winter ihr Gewand nicht auszieht.

Weiter zum Haffe hinschreitend, gelangte ich an eine dieser Dünen eigenthümliche Bildung, die ich die Cirkusbildung nenne. Auf der Seeeseite stellt nämlich die Düne einen niedrigen, gleichmäßigen, selten unterbrochenen Wall dar, der sich weiter höher und höher erhebt, bis er in der Nähe des Haffs eine Art von Hochebene bildet, die erst allmählich, dann plötzlich nach dem Haff zu abfällt.

Kommt nämlich der weiße Sand aus der See, die ihn auf die Strandbreite auswirft, von wo der Wind ihn auf die Nehrung treibt, so ist es natürlich, daß er nach dem Haff zu einen immer höhern Dünenwall bildet, der an den Wassern des Haffs seine Grenze findet. Gelangt der vom Winde getriebene Sand über den höchsten Punkt der Nehrung, so muß er ruhig liegen bleiben, weil die treibende Kraft hinter der Höhe aufhört. So geschieht es, daß die Düne nach dem Haff zu nicht allmählich, sondern plötzlich abfällt, mit einer Böschung von etwa dreißig Grad. Giebt es auf der Höhe der Dünen eine Erhöhung, die aus der Hochfläche ein wenig heraustritt, und wäre sie noch so gering, so hält dieselbe den Sand auf, während er an ihren beiden Seiten vorübertreibt; es bilden sich zwei Wälle, die sich nach dem Haff zu erstrecken, während zwischen beiden, da wo die Erhöhung den Wind und den Sand aufhält, eine Rundung entsteht, die in Verbindung mit den beiden vorspringenden Wällen (Hörnern) wohl ein Cirkus genannt werden kann.

Die Halbkreise wiederholen sich auf der Kurischen Nehrung unzählige Male und sind für den Beschauer von großem Reiz. Manche glauben, diese Cirkusbildung sei eine Folge des Haffstromes, welcher von Nidden aus längs der Nehrung geht, und dieselbe durch Abspülen verringere. Es ist möglich, daß dieses hie und da geschieht; doch kann die Wirkung dieses Stromes nur eine geringe sein; und in keinem Fall sind jene immensen Halbkreise, in denen Schwarzort liegt, durch Wasser entstanden, vielmehr sind sie wesentlich Luftbildungen.

Bestände der Dünen sand aus vollkommen gleichen Körnern, so gäbe es keine Wellenfurchen, und käme auf der Düne nichts vor als gleichmäßiger Sand, so gäbe es keine Hügel und keinen Cirkus. Die Nehrung wäre nichts als ein einziger Gebirgsrücken. Nun genügt aber auf diesem Rücken ein Rohrpfänzchen, um einen Knoten zu bilden. Aus dem Knoten wird durch weiteres An-

wehen des Sandes ein Berg. So entsteht eine Gebirgskette von Bergen und Thälern; so entstehen die wunderbaren Cirkusbildungen. Auch beim Schnee genügt ein kleinstes Hinderniß, um einen Schneewall zu Stande zu bringen. Von dem größten Einflusse aber ist beim Schnee wie beim Sande die Ungleichheit in dem Boden, über welchen er treibt, weil die Wirkung des Windes, also des eigentlich bewegenden Faktors, sofort nachläßt, wenn er eine Vertiefung vor sich hat, während er auf jede Höhe mit voller Kraft zu wirken vermag. So ist der Wind der größte Gleichmacher, der sich denken läßt, und indem er nivellirt, erschafft er sofort von Neuem wieder.

Man wird vielleicht noch fragen, weshalb die Nehrung nur nach Osten hin plötzlich abfällt, während sie im Westen unmerklich aus der See aufsteigt. Das kommt von den hier vorherrschenden Westwinden. Wehen die Ostwinde am stärksten, so müßte es umgekehrt sein. Gäbe es hier nur Westwinde, so möchte die Nehrung schon längst an dem Ostufer des Haffs angelangt sein; Thatsache ist es, daß sie allmählich immer weiter in das Haff vorrückt. Was sie aufhält, das sind die Ostwinde, die ihrem Weiterwandern wenigstens zu Zeiten ein Ziel setzen. Die Wirkung dieser letztern Winde auf den Dünen sand ist um so stärker, als sie von Osten auf die steile Wand des Walles treffen, also den Sand mit dreifacher Gewalt erfassen.

Zufällig wehte damals ein solcher Ostwind, und so war es ein höchst interessanter Anblick, wie der Wind den Sand über den steilen, achtzig Fuß hohen Abhang blitzschnell hinaufwehte. Gewöhnlich fuhr es wie ein Schleier aus der Tiefe in die Höhe, etwa in der Art, wie ein Windstoß den herniedertwallenden Schleier des Staubbachs in der Schweiz seitwärts zu wehen pflegt; immer liefen die Körner den Abhang hinauf, um klirrend auf der Fläche weiter zu eilen. Flügler suchten sich vergebens im Sande fest zu halten, der Wind riß sie mit sich fort. — Auch ich hielt es

nicht lange aus, da mir der Sand wie Stednadeln in das Gesicht fuhr, und kehrte, indem ich den Wald auf den Dünen im Westen umging, nach Schwarzort zurück.

Das O in Schwarzort sprechen sie lang und hell; ganz richtig las ich daher auch auf der Ortstafel: Schwarzohrt. Ohrt bedeutet nämlich eine Spitze. Ein „Schusterohrt“ ist ein bekanntes Instrument der Schuhmacher. Dieselbe Bedeutung hat Ohrt in dem Namen: Brüsterort, Landsort, Steinort zc. Alle diese Ortschaften liegen auf einer in die See, das Haff gehenden Landspitze. Wir treffen dieses Wort in dem ganzen germanischen Norden; ich vermüthe sogar, daß das skandinavische Odde, Udde (Spitze, Vorgebirge) nichts ist als unser Ort. Dabei will ich gleich erwähnen, daß noch ein zweites Wort durch den ganzen Norden von Europa, selbst noch auf Island zur Bezeichnung einer Spitze, eines Vorgebirges gebraucht wird, das Wort Haupt nämlich, z. B. Danziger Haupt, dänisch Hoved, schwedisch Hufvud; Høft kommt ferner in Vorpommern, Rügen, Mecklenburg wiederholt vor. Wir sagen in Ostpreußen auch: ein Høft Kohl. Capo, Cape, Cap, Cabo bedeutet bekanntlich ganz dasselbe, und so ist es interessant zu sehen, wie so viele verschiedene Völker ihre Vorgebirge mit einem Haupte verglichen haben. Auch die Araber nennen ein Vorgebirge ras (Haupt), dem das phönizische rus entspricht. Sehr hübsch ist auch die Vergleichung eines solchen Vorgebirges mit einer Nase (dänisch Näs). Die Römer haben ihr nüchternes promontorium und wir nach ihnen unser Vorgebirge, die Italiener und Spanier aber gar nur ein simples punta (Spitze).

Sollten diese Bemerkungen interessiren, so füge ich noch hinzu, daß man es überhaupt liebt, die einzelnen Theile eines Berges nach einem Menschen zu bezeichnen: Berg= Rücken, Seite, Fuß, Rückgrat, Stirn, Hals u. s. w. Auch die Araber reden von einer

Schulter des Berges (Schkem) und sogar von einem Rockshooß desselben (Ctek*).

Gewiß verlangt man aber auch eine Erklärung, wie ich zu diesen Wunderlichkeiten in Schwarzort gekommen. Man denke mich in einem Stübchen sitzen, das eben ein Badegast verlassen, die Wände von Brettern zusammengeslagen; ein Tisch, zwei Stühle das ganze Ameublement. Doch nein, ich vergesse einen runden Spiegel, der gerade zwei und einen halben Zoll im Durchmesser hat, und eine Reihe erschrecklich großer Nägel in den Wänden. Ein Bett fehlt noch.

Glücklicherweise wurde ich bald zum Essen gerufen. Meine ethnologischen Geister kamen zur Ruhe.

Die Badegesellschaft blieb nach der Tafel noch eine Weile zusammen; auch ich ertrug es eine Weile und lief erst nach dem vierten Gedichte davon, welches eine sentimentale Dame zum Besten gab.

Geradesweges ans Haff! Während ich die Pferdeköpfe auf dem Giebelfirste des dort stehenden Hauses abzeichnete, kam ein bejahrter Mann zu mir heran und stellte sich als den Lehrer von Schwarzort vor. Wir wurden rasch bekannt. Er führte mich in das Haus mit den Pferdeköpfen, das er bewohnte und welches gerade so gebaut ist wie alle Fischerhäuser des Ortes. Die Wände bestehen aus Bohlen, das Dach aus Rohr; ein Schornstein fehlt, und so hat der Rauch genügenden Grund sich in dem ganzen Hause auszubreiten und alle Gegenstände mit einem konfervirenden Ruß zu überziehen. Wie die alten Griechen hängen auch die Kuren ihre Fischergeräthschaften in den Schornstein, d. h. über dem Herde auf. Aber mein Gastfreund billigte dieses Verfahren nicht und meinte, der Rauch schade nur dem Geräthe.

* Noch andere eigenthümliche Benennungen giebt Masius in seinem Geographischen Lesebuch. Halle 1874. Bd. 1 S. 130.

Die Hälfte des Hauses nimmt die Küche ein; hier befindet sich die Handmühle und alles zur Wirthschaft Erforderliche. Es ist der gemeinsame Hausraum der Bewohner, aber zu diesen gehören nicht selten allerlei Thiere, wie Hühner und Ferkel. In der andern Hälfte des Hauses befindet sich die Wohn- und zugleich Schlafstube der Familie und die Vorrathskammer. Nirgends vermisht man in der Ecke den großen hölzernen Tisch mit Bänken längs den Wänden, das Himmelbett und die Schwarzwälder Uhr.

Der alte Mann erzählte mir, daß er nun schon sechsundzwanzig Jahre in Schwarzort wohne, daß er dreißig Schüler habe, im nächsten Jahre aber hoffe, es auf fünfunddreißig zu bringen. Er bestätigte mir, daß die Kinder gern Deutsch lernten, daß aber im Uebrigen das Kurische noch ganz vorherrschte. Das Schulhaus ist vor einigen Jahren abgebrannt und bildet eine wenig malerische Ruine, ein neues ist bis jetzt nicht erbaut, weil man sich über die Baustelle nicht einigen kann. Er zeigte mir auch einen Brief des alten Dinter, vom Jahre 1822, den er von demselben noch in „der Sandwüste von Ridden“ erhalten hatte, und erzählte mir von seinem Sohne, der jetzt als praktischer Arzt in einer kleinen Stadt nicht weit von Königsberg lebe. Eben war er von einer Besuchsreise zu diesem Sohne zurückgekehrt und berichtete nun mit Stolz über die Wirksamkeit seines einzigen Kindes, das von sechsen allein am Leben geblieben. Ach wenn die Söhne das wirklich wären, wofür ihre Eltern sie halten, dann gäbe es lauter bedeutende Menschen auf Erden! — Mein Gastfreund schien übrigens selber ein talentvoller Mann, der keine Arbeit scheute. So erzählte er mir, daß er sich mit der edlen Kunst des Schneiderns beschäftige und noch heute einen Rock „umwenden“ wolle. Früher seien die Lehrer auf die Ausübung eines solchen Handwerks angewiesen gewesen. Der habe Bücher gebunden, der geschneidert, der Klumpen gemacht. Jetzt aber seien sie durch den Staat alle so gestellt, daß sie ein solches Handwerk nicht mehr

nöthig hätten. Als ich nach der Bedeutung des Wortes „Klumpen“ fragte, zeigte er mir ein Paar Schuhe, die ganz und gar aus Holz geschnitzt waren, und an unsere „Kloßstorken“ erinnerten, nur daß bei den letztern doch wenigstens der obere Theil aus Leder und nur die Sohle aus Holz besteht.

Indem ich aus dem Hause trat, bemerkte ich einige Geräthschaften. Sie dienten zum Brauen eines eigenthümlichen Bieres, das die Littauer Mus, oder vielmehr in der Genitivform Maus (unser Del, englisch Ale, schwedisch und dänisch öl) nennen, das eigentliche Nationalgetränk derselben, welches bei keiner festlichen Gelegenheit fehlen darf. Es ist dem Bier ähnlich, doch unterscheidet es sich von demselben durch eine blaßgelbe, fast ins Weißliche fallende Farbe, indem die Gerste, aus der es bereitet wird, nur gelinde gedarrt ist. Der Mus berauscht leicht und ist vermöge seines lieblichen, süßen Geschmacks sehr verführerisch. Das in den Gasthäusern (Krügen) verkaufte dunkle Bier heißt zur Unterscheidung von diesem Mus: Pywas, wie noch heutzutage im Polnischen. Der Littauer schwärmt für sein Mus in Worten und Versen.

Mus trinken wir heut,
Morgen wollen wir wandern
Nach dem Ungarlande,
Wo voll Wein die Ströme,
Wo die Kessel golden
Und die Wälder Gärten.

Ein Mädchen klagt:

Du liebe alte Mutter,
Du hast mich junge Maid
So lange großgezogen
Und Keinem mich gefreit.

Nun hast du mich dem Säuser
Im Kruge zugebracht,
Der täglich Mus trinket
Und nächtlich Händel macht.

Der täglich zu dem Glase
Am Schenkentische eilt,
Der nächtlich in dem Walde
Mit blanker Flinte weilt.

Ach liebe alte Mutter,
Lieb' altes Mütterlein,
Wirf lieber mich ins Wasser,
Ins tiefe Meer hinein.

Scherzhaft ist folgendes Gedicht:

Es sprach die Gerste,
Lag in der Scheune:
Bin doch ein Kerlchen
Von Schrot und Korne.

Es sprach der Hopfen,
Stieg an der Stange:
Bin doch ein kluger
Und flinker Bursche.

Es sprach der Hefe,
Humort' im Fasse:
Nichts mit euch Beiden
Dhn' unser Einen.

Geh'n wir zusammen
Ins bunte Krüglein,
Dann sind wir Brüderchen
Uns alle gleich.

Wir machen müde
Und matt die Leute,
Die Alten taumeln,
Die Jungen baumeln.

Uebrigens heißt nur der erste Aufguß Mus; der folgende wird Paßukai genannt und erinnert an das sonst in Ostpreußen übliche „Tafelbier“, das man im Scherze auch wohl „Schemper“ (Champagner) nennt.

Man folge mir noch auf meinem Gange bis zum südlichen Ende von Schwarzort. Man braucht dazu fast eine halbe Stunde, denn das Dorf zieht sich lang am Strande hin und besteht dabei aus mehreren Abtheilungen. Diese Eigenthümlichkeit ist eine Folge der Lage zwischen dem Haffe und den Dünen, die sich bald dicht an das erstere drängen, bald zurücktreten. So entstehen namentlich drei Cirkusbildungen, die zum Ueberraschendsten gehören, was ich in der Art gesehen.

In dem zweiten dieser Halbkreise liegt so ziemlich in der Mitte das Pfarrhaus und ein Ende davon, dicht am Strande, die Kirche. Schwerlich wird man das aus Holz errichtete Gebäude beim ersten Blicke für ein Gotteshaus halten, es wäre denn, man erinnerte sich der Kirchen in Norwegen, die aber doch immer etwas Tempelartiges haben, oder der protestantischen Kirchen im Weichseldelta,

die oft von einer Scheune nicht zu unterscheiden sind. Auch diese ist mit Rohr gedeckt (wie die meisten Häuser in Schwarzort) und macht im Ganzen den Eindruck eines Blockhauses. Aber am Giebel hängt eine Glocke, und das Innere erfreut durch seine überraschende Zierlichkeit. Nicht wenig verwundert war ich, die Thüre offen und die Kirche leer zu finden. Wer sollte sich auch an diesen einfachen, geweihten Dingen vergreifen!

Am Strande stehen Eichen und Weiden, alle auf hohen Wurzeln wie die Mangrovebäume; denn die Wellen des Haffs spülen oft bis an den Stamm und entblößen die Wurzeln, die sich nun an das Sonnenlicht gewöhnt haben und dafür um so tiefer in die Erde gedrungen sind. Die Thalfläche dieses Cirkus ist durchaus mit Bäumen bepflanzt und macht den behaglichsten Eindruck. Die bewaldeten Cirkuswände legen sich rings um das Thal; nur vorn öffnet sich der Blick auf das spiegelglatte Haff. Die feuchte, dunstige Atmosphäre hing schwer an dem Waldfranze. Als aber die Sonne im Untergehen noch einmal die Wolken durchbrach, da leuchtete der Wald und der ganze Himmel in einem gelblich-rothen Nebel, ganz wunderbar und geisterhaft. Aehnliches erblickte ich einst auf der Schneekoppe, mitten in einer Gewitterwolke stehend, durch welche die Blitze lautlos zuckten.

Ich suchte das Pfarrhaus auf und fand so liebe Menschen, daß ich noch lange an die kurze dort verlebte Zeit denken werde. Ein glückliches Elternpaar, vier Kinder, ein kleiner aber bedeutender Wirkungskreis, Zufriedenheit und Stille — was giebt es Schöneres!

Der Giebelschmuck an den Häusern in Schwarzort besteht wie in ganz Deutschland und vielen andern Ländern aus zweien über Kreuz gestellten Pferdeköpfen, und zwar so, daß sich die Nacken derselben verbinden. Ich hatte dieselben schon wiederholt in unserer Provinz gesehen; neu war mir nur in Schwarzort, daß

auch die Mähne sorgfältig ausgearbeitet war und zwar getrennt von dem Nacken des Pferdes, also freistehend, und selbst der Zaum. An andern Orten scheint man kaum noch zu wissen, daß die Köpfe Pferdeköpfe sind, so stillos ist die Behandlung; in Schwarzort sind sie durchweg ganz getreu. Um so mehr verwunderte mich, statt der Ohren hie und da etwas Anderes zu finden, z. B. eine Lilie, einen Vogel.

Mäheres über diese Pferdeköpfe findet man in Band 4, Seite 19 der Westermannschen Monatshefte und in Allmers' trefflichem Marschenbuche.

Ich zog Erkundigung ein, ob man auf der Mehrung (wie an der samländischen Küste) schon bei Lebzeiten seinen Sarg anschaffe, und erfuhr, daß dieses wegen Kleinheit der Häuser hier nicht Sitte sei, wohl aber in dem Memeldelta.

Die Ruder der Kuren haben an dem breiten Ende, welches ins Wasser gesteckt wird, noch zwei Spitzen, ganz und gar so wie die der alten Römer.

Den zweiten Morgen, als ich Schwarzort verließ, besuchte ich vor der Ankunft des Dampfbootes noch den kleinen, wenig gepflegten Kirchhof, mit einem frischen Grabe. Aber die Föhren rauschten darüber und der glänzende Spiegel des Haffs blickte durch die röthlichen Stämme. Die Kreuze standen — wie Lenau singt: —

geneigt

Auf den Gräbern, schlafestrunken.

In den littauischen Liedern wird dieser Kreuze gleichfalls gedacht.

1.

Es ging hinaus der Vater
Wohl in den Wald zu jagen,
Ließ heim die kleine Tochter
In ihrem bunten Bette.

Der Vater kehret wieder
Wohl aus dem Wald vom Jagen,
Er trifft die kleine Tochter
Im Walde an dem Kreuzweg.

„Wo gehst du hin mein Kindchen,
Du arme kleine Waise?“ —
„„Dort auf den hohen Berg hin
Zu meiner Mutter Grabe.““

Sie geht zum Grabeshügel,
Umarmet dort das Grabkreuz:
„Steh' auf geliebte Mutter
Und kämme mir das Köpfchen!“

„„Du hast ja eine andre
Hast wieder eine Mutter!““ —
„Wenn die den Kopf mir kämmt,
Reißt sie mir an den Haaren.

Zieht sie mir an das Hemde,
Ist's schwärzer als die Erde.
Knüpft sie mir um den Gürtel,
So preßt sie mir mein Herz ein.“

2.

Ich mähte, mähte
Auf der Wief' das Heuchen;
Da spielten lieblich
Drei Musikanten.

Die Sense warf ich
Alsbald bei Seite,
Und schnurstracks ging ich
Zur Tanzgesellschaft.

Da schmähete, schmähete
Der Schwiegervater,
Daß ich so lange
Beim Tanz geblieben.

„D schilt nicht, schilt nicht
Lieber Schwiegervater,
Ich hab' ja Niemand
Der für mich redet.

Der für mich redet
Liegt auf hohem Berge,
Auf hohem Berge,
Tief unter'm Rasen.

Ich möchte hingeh'n
Zum Grabeshügel,
Ich möcht' umarmen
Des Vaters Grabkreuz.“

Es dauerte nicht lange, so klang der schrille Pfiff des Dampfbootes durch die Föhren. Als ich in dem Nachen mit der alten Frau und dem Blödsinnigen zum Boote fuhr, kam noch der alte Lehrer mir auf die Landungsbrücke nachgeeilt und rief mir die Worte zu: „Der heilige Raphael beschütze Sie auf Ihrer Reise!“ Der befreundete Kapitän reichte mir die Hand beim Aufsteigen, die Räder setzten sich in Bewegung, und nicht lange, so erschien der Wald des schönen Schwarzort mir nur noch als eine ferne „schwarze Spitze.“



Von der Kurischen Nehrung.

Von Kranz bis Rossitten.

Der Rasen wie verbrannt; die Bäume und Büsche gelb oder entlaubt; die Luft ein von Wasserdunst und Moorrauch getrübbtes Fluidum, in welchem die Sonne strahlenlos hing gleich einer feuerrothen Lampenkugel; die Teiche und Bäche vertrocknet, die Ernte beendigt: das die Physiognomie des Monats August im denkwürdigen Jahre 1868. In Trutenau und Schugsten — halbweges zwischen Königsberg und Kranz — brannten Moore und wälzten ihre Rauchsäulen nach Norden. Mitten zwischen den aus dem Boden züngelnden Flammen, auf Ackerinseln gleichsam, pflügte man den Boden und bereitete ihn für die Winterfaat. An einer andern Stelle wurde unablässig Wasser aus einem entlegenen Teiche geholt und in einen sechs Fuß tiefen Graben gegossen, um die weitere Verbreitung des Moorbrandes zu hindern und den angrenzenden bedrohten Wald zu retten. Ob sich in einem solchen Falle nicht Sand als ein besseres Mittel bewähren würde? Ein damit ausgefüllter Graben müßte eine undurchdringliche Feuermauer bilden. — In Laptau pflegt man den ersten Anblick der See zu haben, den salzigen frischen Hauch zu athmen, den der Nordwest auf seinen Schwingen in das Land trägt. Der Städter „riecht“ sie hier, wie der Araber seine Wüste „schmeckt“ Dieses Mal aber reichte der Blick kaum bis zur Hälfte des Weges. Selbst nahe Gebäude und Bäume traten schemenhaft aus dem trockenen Nebel; die Ferne, Meer und Horizont flossen unsichtbar in einander.

Ich fand in Kranz die Bäume beinahe entlaubt, die Menschen muthlos, schon in der Tagesfrühe dem Kartenspiele hinge-

geben. Daß man in dieser Stimmung meinen Plan, eine Wanderung längs der Kurischen Nehrung zu unternehmen, als unausführbar erachtete, konnte mich nicht wundern. Andererseits wird ein Reisender, der im Begriff steht der Stadt, der Civilisation und den Genüssen der Kultur, wenngleich nur auf kurze Zeit, zu entsagen, die Zurückbleibenden immer mit einem gewissen Bedauern betrachten, etwa wie der Seefahrer auf den Landbewohner blickt.

Vielleicht war ich selber nicht frei von Bedenken. Der unermüdlische Schumann hatte für die Kurische Nehrung eine „bedeutende Wanderkraft“ verlangt; die Beschwerden, welche der Landschaftsmaler Petereit ausgestanden, waren oft bis zur Erschöpfung gegangen. Aber ich wußte aus Erfahrung, daß die Dinge ihre Schrecknisse einbüßen, wenn man nur nahe an sie herantritt. Ueberdies war ich bereits zu zweien Malen in Schwarzort gewesen, hatte einen Dünensturm während einer mehrstündigen Wanderung ertragen und durfte hoffen, auch über alle andern Hindernisse zu triumphiren. Ist doch das Reisen dem Araber ein Sieg, und dem Engländer eine „Arbeit.“* —

Der Dünencharakter der Kurischen Nehrung beginnt gleich hinter Kranz; die Dünen selber, ich meine die Dünenberge, nehmen erst eine Meile nördlich von Sarkau ihren Anfang. Doch unterscheidet man auch bis Sarkau hin zwei beinahe scharf getrennte Theile der Nehrung: an der See und mit ihr parallel den Dünenwall, welcher zum Theil noch auf diluvialen Boden ruht, nach dem Haff hin ein Sumpf- und Bruchland, das durch einen Sandwall von dem Haff geschieden ist. Von beiden Seiten dringt der Sand in die Nehrung ein, von Norden wie von Süden wird sie von den Fluthen aufgerollt.

Ein dichter Wald bedeckt diesen Theil der Nehrung, anfangs

* travel, travail.

als Plantage von Weiß- und Schwarzerlen, Birken, Pappeln und Weiden; weiter in einen Urwald übergehend, der aus Kiefern, Birken und Erlen besteht; später herrscht die Fichte vor.

Auf zwei Arten wird dieser Wald von der Seeseite her vernichtet: durch den Sandflug und durch das Auswaschen der Wellen.

Der Sand, theils aus dem Steilufer der samländischen Küste fortgespült und durch den von Westen nach Osten gehenden Meeresstrom weiter geführt, theils durch das Zerreiben der Geschiebe entstanden und auf den Vorstrand ausgeworfen, wird von dem Winde getrocknet und in das Land geweht. Zwar ist — und nicht ohne Erfolg — der Versuch gemacht, den Sand durch Anpflanzen von *arundo*, *elymus*, *plantago*, Sandweide und andern Sandpflanzen zu fesseln, zwar verfängt er sich in den Pflanzen und staut den Wall höher und höher, doch hindert dieses Alles nicht, daß der Wall von unten angegriffen, ausgeweht, der Sand darüber getrieben wird. Hie und da hat der Wind tiefe Höhlungen in den Wall geweht, thal förmige Vertiefungen, die man durch Strauchzäune versperrt, wahre Breschen, welche die Zerstörung des Dünenwalles vorbereiten. In Wahrheit wird aber der Wall nicht dauernd zerstört; er wird nur weiter geschoben, aufgerollt; er wandert. Wandernd aber vernichtet er den Wald, der in seinem Schutze freudig aufgewachsen ist, indem er ihn begräbt.

Weiterhin, wo der Dünenwall in das Steilufer übergeht — den diluvialen Boden — wird die Uferhöhe von den Winterfluthen ausgewaschen; die Wellen dringen über den Vorstrand, lecken an dem Abhange hinauf und reißen die gelockerten Erdtheile mit sich fort. Der Rasen aber, der sich seit Jahrhunderten darüber gebildet hat, die dichte filzartige Decke, hängt nun in mächtigen, oft sechs Fuß langen Lappen über den Abhang, ohne ihm doch einen wesentlichen Schutz zu gewähren, da die Zerstörung immer von unten her sich vollzieht.

Mit dem weichenden Boden fallen auch die Bäume. Sie

stehen ohnehin, den Stürmen preisgegeben, entblättert und zerzaust und stürzen schließlich auf den Vorstrand, wo sie entweder von den Menschen fortgeschafft werden, oder verrotten.

Wir werden später sehen, in welcher Weise auf der Südseite der Nehrung das Haff den Wald vernichtet. — —

Der Hauptreiz einer Wanderung längs der Kurischen Nehrung besteht in dem pfadlosen Weiterkommen. Die Hauptrichtung ist durch die Landzunge selbst vorgezeichnet, im Uebrigen kann der Wanderer nach Behagen rechts und links abschweifen. Schon eine halbe Stunde hinter Kranz wird die Einsamkeit fühlbar. In der Erinnerung des Wanderns versinkt sehr bald das Verlassene, die Kultur, der Mensch mit seinem erwärmenden Wirken. Er sieht im Geiste die fünfzehn Meilen lange Wüste (nur von wenigen Oasen unterbrochen) vor sich liegen, er hört auf der einen Seite das Meer an das Ufer rauschen, auf der andern trennt nur ein Bruchwald ihn von einem andern Gewässer. Der Geist löst sich langsam los von dem Althergebrachten und wagt kaum rückwärts zu schauen. —

Aber die Einsamkeit wird immer fühlbarer. Ich werde es nicht vermeiden können, diese Worte auf unserer späteren Wanderung immer von Neuem zu wiederholen. In einer Natur, wo der Hauptreiz in der Einförmigkeit, in der Wiederholung derselben Erscheinungen besteht, kann die Darstellung sich nicht begnügen die unendliche Kette anzudeuten, sie muß die einzelnen Glieder derselben hervorheben; sie kann es sich nicht versagen, immer wieder es auszusprechen, daß die ungeheure Dünenkette nur aus einzelnen Sandförmern besteht. — —

Der Wald lag lautlos da. Kein Singvogel war zu hören. Nur in den zerzausten Bäumen auf der Seeseite saßen Falken mit langen spitzen Flügeln und erfüllten die Luft mit ihrem Gekreisch.

Ging ich im Seesande, so knirschte er unter meinen Tritten wie hart gefrorener Schnee. Kleine Böcker deuteten das Vor-

handensein von Springkrebschen an, welche am Abend ihre Wohnungen verlassen und dann zu Hunderten vor den Füßen des Wanderers hin- und hertanzen. Sie nähren sich von animalischen Stoffen, daran in der Spülung niemals Mangel ist, und präpariren manchen ausgeworfenen Fisch so vortrefflich, daß man ihn nur aufzunehmen hat.

Die kleinen Löcher in dem Sande neben der Spülung rühren nicht von diesen Thierchen her, sondern von der Luft, welche aus dem lockern Sande zischend und brisierend entweicht, sobald eine Welle darüber fluthet. Sie kommen daher nur an solchen Stellen vor, welche nur selten von einer Welle überströmt werden. —

Im Schutze des Dünenwalles, der hier mit Kiefern bedeckt ist, halb in denselben eingegraben, trifft man zwei Hütten, aus Bohlen erbaut, der Form nach Särgen zu vergleichen, in welchen zwei Brüder Holstein wohnen. Als Holzschläger sind sie den ganzen Tag über auf Arbeit; aber die Frau und die Kinder bleiben in ihrer Troglodytenwohnung und treiben und denken — wer kann es sagen. Alles starrt hier in Schmutz und Rauch. Auf einem traurigen Lager befand sich ein am Scharlachfieber erkranktes Kind, die Augen mit Fliegen besetzt, wie es die Megpiter haben; ein jüngeres Mädchen mit einem „Kognäschen“ kante an einer Rinde; ein Knabe versprach ein gesunder kräftiger Mann zu werden. Die Mutter dieser Kinder wollte mir aus dem nahen „Brunnen“ — ich hatte das Wasserloch für eine Pfütze zum Tränken vorüberziehender Thiere gehalten — Wasser holen, auch besaß sie in der That ein paar bunt gemalte Töpfe. Aber — ich weiß nicht ob ich der guten Frau Unrecht thue — sie schien nicht bloß das Bewußtsein ihrer Lage zu haben, sondern auch den Willen, daraus den möglichsten Vortheil zu ziehen. Ihr war mindestens nicht die Naivität der Armuth gegeben.

Ich hatte einige Jahre vorher ein Bild von dem Innern dieser Hütte gesehen, das ein Maler gemalt, Alles in jener con-

ventionellen Weise, die keinen Unterschied zwischen Süden und Norden, Reich und Arm, Realem und Ideale macht. Das Mädchen, welches so grazios Kartoffeln schälte, und der Mann ihr gegenüber erinnerten an Figuren aus einem modernen Ballet. Auf einer gewissen Stufe geistiger Entwicklung geben Künstler nicht die Dinge an sich oder in dem ihnen eigenen Lichte, sie ver-künsteln und verzieren sie und nennen es wohl idealisiren. —

Die Sonne brütete über dem nur selten dicht bestandenen Walde, auf dessen Boden Farrenkräuter in den verschiedensten Farben, oft grün, gelb und roth neben einander, prangten. Ein Wegweiser zeigte nach Grenz, einer am Kurischen Haff gelegenen Unterförsterei. Im rechten Winkel mit der Hauptstraße — wenn man den Waldweg so nennen darf — führt ein „Gestell“ in zwanzig Minuten dorthin. Wie die schöne geologische Karte von Behrend ausweist, tritt hier älterer Alluvialsand zu Tage und bildet einen mäßig ergiebigen Ackerboden. Die Häuser des Försters stehen ziemlich charakterlos auf der Waldlichtung, aber die kleine Windmühle am Haff und die weite Wasserfläche, an deren Rande das jenseitige Ufer aufsteigt mit Dörfern und Kirchtürmen, geben diesem Fleckchen Erde einen eigenthümlichen Reiz. Das Meer bildet zur Enge des Menschendaseins einen Gegensatz, den wir als Ergänzung suchen; aber auf die Dauer erdrückt uns die Unendlichkeit. Nur wo der Mensch seine Spuren eingezeichnet hat, fühlen wir menschlich und werden wir erwärmt.

Es ist auf der Kurischen Nehrung wie in allen von der Kultur seitabwärts liegenden Regionen Sitte, in das Haus irgend eines Bewohners zu treten und zu erbitten was man in Gasthäusern zu fordern pflegt. So auch in Grenz.

Während man mir das Wünschenwerthe bereitete, hatte ich genügend Zeit, in dem traulichen Zimmer umherzublicken, dessen Einrichtung einen wohlhabenden Besitzer verrieth, während mehrere Albums und Bücher („Blätter und Blüten“ — „Bezauberte

Rose“ — „Ueber Land und Meer“) zeigten, daß der Sinn für Poesie auch in der Wald- und Sandwüste der Kurischen Nehrung lebendig sein könne. Auch daß eine Reihe von blanken Thalern ruhig auf dem Tische liegen blieb, zeugte von feinem Taktgefühl. Freilich erzählte die Dienerin, der Herr und die Frau Förster seien in Schlessien zu Hause und erst seit kurzer Zeit hier; so konnte das für die deutsche Nation so charakteristische Wort: „es ist nicht weit her“ — auf diese Bewohner allerdings keine Anwendung finden.

Der Herr Förster beaufsichtigte am Haff einige „Holzdefraudanten“, welche am Haffufer Weidenstämme in Kreisen — sogenannten Nestern — in den Boden steckten, um dadurch eine weitere Abschälung des Landes zu verhüten. Diese Arbeiter waren Fischer aus Sarkau, welche aus dem Staatswalde Holz entwendet hatten und für jeden Thaler der zuerkannten Strafe einen Tag im Interesse des Staats arbeiten mußten. Eine unzweifelhaft weise gesetzliche Maßregel. Gäbe es nur auch die Möglichkeit, den Leuten die Ueberzeugung beizubringen, daß der Holzdiebstahl etwas an sich Strafbares sei! Der Baum im Walde, das Wild im Felde ist nach der Ansicht des Volkes nicht Gegenstand des Besitzes; der Holzdefraudant, der unbefugte Jäger empfindet bei der Aneignung daher keine Gewissenskrupel; und wird er gefragt, weshalb er bestraft worden, so antwortet er einfach: „wegen Holz“ Die Beschuldigung des Diebstahls weist er als eine Beleidigung zurück.

Die Weidenpflanzung wird schwerlich den Fluthen und dem Eise des nächsten Winters Widerstand leisten. Es giebt wohl nur die eine Möglichkeit die weitere Abspülung zu verhindern, indem auf jede Weise der Wuchs der „Kampen“ — der Schilf- und Binzeninseln — im Haff begünstigt wird. Nun weidet aber das Vieh den ganzen Sommer über in dem flachen Haff, frißt den Aufwuchs ab und zetrtritt die Wurzeln der jungen Pflanzen.

So schreitet denn das Haff ruhig vor und greift die Nehrung von Süden an. Schon dringt es hinter Grenz in den dichten Bruchwald ein, und es ist ein sonderbares Schauspiel, wie es auf weite Entfernungen hin die Erde zwischen den Erlen fortgewaschen hat, die nun alle auf ihren bloßgelegten Wurzeln wie auf hohen Stelzen stehen, und den Sand weiter nach dem Walde in einem Walle aufhäuft. Wie auf der Seeseite der Wind den Sand in den Wald treibt, so auf der Haffseite das Wasser. Auf beiden Seiten bildet er einen Wall. Aber ob eine Luftformation oder ein Resultat der Wasserfluthen — in beiden Fällen ist es eine eigentliche Dünenbildung, die auf der Seeseite nur darum großartiger auftritt, weil dort das bedeutendere Material zu Gebote steht.

Die ausgewaschenen Erlen bilden einen wahren Mangrove- oder Manglewald, wie ihn die Reisenden an der westafrikanischen Küste oder Humboldt an dem Meeresgestade Venezuelas schildert. Es sind gleichsam Bauminselfn in einem aestuarium. Meist erhebt sich eine Gruppe von Stämmen aus dem dichten Wurzelgeflecht. Hier ist eine Gruppe geneigt und lehnt sich an einen Nachbar, dort liegt eine andere am Boden und verwittert. Nach der Haffseite zu sind die Wurzeln in vertikaler Richtung oft wie mit einem Messer durchgeschnitten; ich vermuthe von dem Eise. Manche Wurzelstöcke sind, nachdem die Stämme abgeschlagen worden, neu ausgegrünt und bilden einen üppigen Busch.

Für gewöhnlich wird der fette Haffboden zwischen den Wurzelstöcken mit Wasser bedeckt sein; in dem heißen Sommer, welcher den Wasserstand des Haffs erheblich erniedrigt hatte, lag der Boden trocken da, zerborsten und zerklüftet, oft dunkelbraun, fast eisensteinfarbig. Ueberall steckten Wurzelreste heraus, aber verrottet und jedem Tritte weichend. Wo Wasserlachen den Boden bedeckten, waren sie von einem zähen gelben oder vitriolgrünen Schlamm erfüllt.

Unsern Vorfahren war „frisches“ Wasser das süße, als Gegen-
satz zu dem salzigen des Meeres. Darum nannten sie auch das
zweite unserer Haffe das frische. Wir verstehen dagegen unter
frischem Wasser kühltes, wohlschmeckendes und wollen den übel-
riechenden, „blühenden“ Fluthen der Haffe diese Bezeichnung
nicht gönnen.

Nach einer kleinen Stunde, am Ausgange des Waldes traf
ich eine sogenannte Räucherfaule, in welcher Fische über „schwehlen-
den“ Rieferzapfen geräuchert werden. In der viereckigen Boden-
vertiefung hängen die Fische an Holzlatten, während ein über
die Grube (Kaule) gedecktes altes getheertes Segel den Rauch zu
entweichen hindert.

Hier wohnt der erste der Sarkauer Wirths, Namens Lange,
der von dem südlichen Ufer des Haffs aus Schmiedehnen herüber-
gekommen und unter einem Ziegeldache, in Gemeinschaft mit
einer unendlichen Zahl von Fliegen haust und den Preis für
ein großes Glas Milch und einen „Rümmel“ (der Nehrungs-
wanderer muß sich zu solchen Kombinationen verstehen) mit sechs
Pfennigen berechnet.

Da die Sonne noch hoch am Himmel stand, so kreuzte ich
die Nehrung nochmals, und erreichte den Seestrand, indem ich
erst über die mit viel plantago bedeckten Sandflächen, auf wel-
cher Röhre weideten, dann durch angepflanzten Wald und endlich
über die fast kahle Bordüne ging. Hier, wo weniger zu schützen
war, hatte man es geduldet, daß der Wind tiefe Löcher in die
Dünen gerissen hatte. Dieser Saum ist die immer blutende
Wunde, die zeitweise benarbt, doch nicht heilt.

Obwohl nur zwei Meilen von Kranz entfernt, das in dem
glühenden Dunste des Augustabends ferne auftaucht, glaubt sich
der Wanderer hier schon losgelöst von Allem, was ihn mit der
Welt verbindet. Im Osten erblickt er in noch weiter Entfernung
die Fischerbote der Sarkauer, die bald auf der Haff-, bald auf

der Seeseite ihre Angeln und Netze stellen, dahinter erscheint der spärliche Strandwald, der sich von hier noch weiter als eine Meile fortzieht, und darüber ein bleiches, gelbliches Gebilde, das mit dem Nebel verschwimmt, die ersten — Dünen.

Die Häuser der Sarkauer Fischer liegen ziemlich dicht neben einander an einer nach Osten offenen Bucht des Haffes. Wie die meisten Häuser auf der Kurischen Nehrung sind sie aus Holz erbaut, mit Rohr gedeckt und ohne Schornstein. Auf den Giebelspitzen erblickt man bei vielen den Schmuck der geschnittenen Pferdeköpfe und auf den Fensterladen Blumen und Verzierungen mit lebhaften Farben gemalt. In dem seichten Haff, den Häusern gegenüber ankert die Fischerflotte, Rähne mit einem Mast und flachem Boden. Die Fischer kommen und gehen. Die Kinder suchen nach Fischen in den Wasserlachen. In einer andern wälzt sich ein Schwein. Die heimkehrende Heerde wird vorbeigetrieben. Vögel laufen flink in der Spülung auf und ab und spähen nach Beute.

Die Elemente, aus denen das einfache Bild zusammengesetzt ist, prägen sich leicht ein, aber sie stehen in Harmonie mit einander. Selbst die einfache Kirche mit ihrem hohen Ziegeldach gehört in diese Umgebung.

Der landschaftliche Charakter ist der des Oeden und Wüsten. Eine sandige Haide, hie und da ein Busch, ein vom Sande oder den Eisfluthen des Haffs angenagter Weidenbaum; nach der See zu der spärliche Strandwald von Kiefern, Birken, Erlen. Keine bestimmte Straße. Der Fahrende nimmt seinen Weg, wo es ihm oder seinen Pferden gefällt, am liebsten in der Spülung des Haffs oder auf dem trocken gelegten Haffgrunde. Mitten in der sandigen, bald flachen, bald hügeligen Haide bezeichnen Pfähle die Richtung — nicht die Straße — welche der Reisende einzu-

schlagen hat, wenn der Schnee auch die letzte Spur vertweht, wenn das Gaff den Vorstrand überfluthet oder mit Eisschollen bedeckt hat.

Es ist der Charakter einer unsaglichen Leere. Der Wanderer, der später die Wüste der Dünen betritt, athmet auf, befreit von dem herzbelkemmenden Eindrücke.

Wir sprachen schon früher bei dem Wirth Lange an, der am Ausgange des Waldes, eine Viertelmeile vor dem Dorfe, in dem alten Posthause wohnt. Ich erwähnte nicht, daß dasselbe vor Kurzem abgebrannt, neu aufgebaut ist und mit seinem rothen Ziegeldache die Einförmigkeit der Landschaft gar sonderbar unterbricht. Diese rothen Dächer erscheinen in dem harmonischen Gemälde der Kurischen Nehrung wie ein Zinnoberfleck, den eine muthwillige Hand auf die Leinwand gespritzt, oder wie Schönplästerchen auf einem würdigen Antlitz.

Etwas zehn Minuten vor dem Dorfe wohnt mitten in der wüsten Gaide, die ihm zugehört, dicht neben dem Gaff, der jetzige Posthalter, Namens Seddig, und gewährt dem Reisenden freundliche, fast behagliche Aufnahme. Sein Haus ist zwar auch nur mit Rohr gedeckt, aber ein Schornstein deutet auf eine civilisirte Küche. In seinem Stalle stehen sechs Pferde, mit welchen er (drei Mal wöchentlich) den Postdienst zwischen Sarkau und Rossitten unterhält, der längsten und schwierigsten Station auf der Kurischen Nehrung. Doch werden gegenwärtig nur Briefe und Pakete befördert auf leichten Postkarren. Das gesammte Futter für die Pferde wird gekauft, nur im Sommer bietet ihnen, wie dem Rindvieh, die Weide der Nehrung eine spärliche Nahrung.

Obwohl die Menschen dem magern undankbaren Boden kaum etwas anderes abgewinnen als ein paar Kartoffeln im umhegten Gärtchen, sind sie doch keinesweges arm. Indem sie Tag und Nacht auf den Fischfang ziehen — das Recht dazu ist mit den Grundstücken verbunden — und bald im Gaff, bald in der See ihre Netze auswerfen, erlangen sie nicht nur reichliche Nahrung,

sondern oft einen so bedeutenden Gewinn, daß wir Mühe haben es zu glauben. Mir erzählte mein freundlicher Wirth, daß ein Fischer kurze Zeit vorher bei zweien Zügen in der See für drei- undachtzig Thaler Fische gefangen, namentlich Störe, und der betreffende Fischer bestätigte es später. Nicht weniger ergiebig war die Fischerei in diesem Sommer im Haff gewesen. Tausende von Brassen (Bleie) waren in ganzen Wagenladungen auf den Markt nach Königsberg geführt, aber meist zu Spottpreisen verkauft und bei der großen Hitze oft verdorben. Sobald die Fischer Abends von dem Fange zurückkehren, wartet schon der angespannte Wagen, um die Fische aufzunehmen, welche nach einer Nachtfahrt (die Entfernung bis Königsberg beträgt sechs Meilen) sich am andern Morgen schon in den Händen der dortigen Fischhändler befinden können. Denn meist verkaufen sie die Ladung im Ganzen. An sehr heißen Tagen tritt der Prozeß der Fäulniß beinahe schon auf dem Fischerkahne selber ein, da die Kurischen Rähne nicht wie die des Frischen Haffs mit Fischkasten versehen sind. Auf meine Frage hieß es, solche Fischbehälter seien nur dann praktisch, wenn die Fischer mit ihren Rähnen unmittelbar bis auf den Markt fahren könnten, wie die Bewohner des Frischen Haffs längs dem Pregel. Sie vertrösteten sich auf den Kanal, den — früher oder später — die Regierung von Kranz oder Schaken nach Königsberg werde bauen lassen!

Im Frühling und Herbst, wenn die Fischerei schwierig und die Wandervögel längs der Nehrung ziehen, beschäftigen die Sarkauer sich gerne mit dem Krähenfang. Das Fleisch, gesotten, soll wohlschmeckend sein, und die Federn, die man zum Stopfen der Betten verwendet, werden gern gekauft. So lange noch überall Gänse gehalten wurden, kam der Preis für ein Pfund Krähenfedern auf zwei bis drei Silbergroschen zu stehen, seitdem aber die Gänse an vielen Orten ganz abgeschafft worden, wird das Pfund mit sieben bis acht Silbergroschen bezahlt.

Der Fang der Krähen geschieht in folgender Art. Es wird auf der Seite ein langes Zugnetz ausgebreitet und an einer der beiden Langseiten mit Pfählen an dem Boden befestigt. Die beiden schmalen Seiten werden durch Stangen ausgedehnt. Es gehen von diesen schmalen Netzen Tauere aus, welche an dem einen Ende an einem Pfahl befestigt sind. An der andern Seite laufen die Tauere in eine aus Nadeln gebildete Hütte, in welcher sich der Vogelfänger befindet. Auf das ausgebreitete Netz werden als Köder Fische geschüttet, oder im weitern Verlaufe des Fanges, neben diesem Köder auch Krähen angebunden. Sobald die ziehenden Krähen sich auf die Fische niederlassen oder zu den gefesselten Genossen gesellen, zieht der Fänger in seiner Hütte die Stricke mit einem starken Ruck an; die an den Enden befindlichen Stangen bewirken, daß sich das Netz, seiner ganzen Länge nach, erhebt, überschlägt und die überraschten Krähen bedeckt. Auf diese Weise fangen sie an einem Tage nicht bloß eine große Zahl von Krähen, oft zwei Schock und mehr, es kommt auch vor, daß Adler sich auf das Netz niederlassen und in die Hände des „vielbegabten“ Menschen fallen.

Auf der ganzen Nehrung geben sich die Bewohner gerne dem Krähenfange hin und müssen es sich dafür gefallen lassen, als „Krähenfresser“ verschrieen zu werden, während ihren Genossen auf der andern Seite des Hafens von den reichen Bewohnern der Niederung die Bezeichnung pükü skrandei, Kaulbarschpelze, zu Theil geworden ist. Seit ich aber weiß, daß Krähen auch auf Bornholm gefangen werden und daß ihr Fleisch dem junger Hühner gleicht, glaube ich, daß die Lacher auf der Seite der Krähenesser sein dürfen.

Wir saßen vor der Thüre neben einem Mörser von Eisen, den Riddener Fischer von einem gestrandeten Schiffe geborgen und für den Düneninspektor in Kranz hieher gebracht hatten. Vor uns stand ein mächtiger Haufen Rohr, welches zum Decken des

Wohnhauses bestimmt war. Bevor ein „Gang“ ganz vollendet worden, war der Decker vom Dache gestürzt und hatte die Arbeit einstellen müssen. Plötzlich ertönte durch die stille Luft des Abends ein Krach, wie wenn in weiter Ferne eine Kanone abgeschossen würde. Mein Wirth sagte, es gebe an Sommerabenden, wenn See und Haff ganz ruhig, oft einen solchen „Ruden,“ er wußte ihn mir aber nicht zu erklären. Ich glaube er rührte von einer Schaar ziehender Vögel her, welche bei plötzlicher Schwenkung diesen seltsamen Laut erzeugen.

Es kamen andere Personen hinzu; es handelte sich um einen Pferdekauf. Ob Diplomaten im Stande sind, eine größere Schlaueheit zu offenbaren, als diese einfachen Fischer, wird mir immer fraglich bleiben. Meine Wirthin schälte mittlerweile die für mich bestimmten Kartoffeln und betheiligte sich lebhaft bei den diplomatischen Verhandlungen.

Es wurde dunkler. Vögel liefen geschäftig am Haffstrande hin und her und achteten kaum der Wellen, welche von dem stärker werdenden Südwind über die Sandbänke und Zungen geweht wurden. Farblos, fast unkörperlich lag Land und Wasser, Himmel und Sand vor mir. Ich hatte die Empfindung, es könne über diese Einsamkeit die Sonne nicht wieder aufgehen.

Meine Weiterreise von Sarkau nach Rossitten war schon am Abend der Gegenstand weitläufiger Erörterungen und vielfacher Bottschaften gewesen. Zwar beträgt die Entfernung in gerader Linie nur etwas über drei Meilen. Aber gezwungen immer neben der vielbogigen Spülung des Haffs zu gehen, werden aus drei Meilen mindestens vier, auch schien die Hitze ein entschiedenenes Veto einzulegen.

Nun hätte mein gefälliger Wirth mir gerne ein Pferd gegeben (etwas Anderes als reiten stand gar nicht in Frage), aber

von seinen sechs waren vier mit der Post unterwegs, das fünfte krank und das sechste vor Kurzem verkauft. Freilich stand noch eine Frau Mannéé im Hintergrunde mit einem sehr brauchbaren Braunen, aber sie wußte nicht, ob sie nicht lieber mit Fischen in die Stadt fahren solle zc. Kurz ich ging zu Bette, ohne meines Schicksals Spruch zu kennen. Um so freudiger wurde ich in der Frühe des folgenden Morgens mit der Nachricht erweckt, daß mein Brauner vor der Thüre stehe.

Ich erzähle diese Dinge nur, um eine Vorstellung davon zu geben, daß der Reisende auf der Kurischen Nehrung so abhängig von Personen und Verhältnissen wird wie ein afrikanischer Wüstenwanderer. Das Alles zwingende Geld büßt hier einen Theil seiner Macht ein.

Bei einer solchen Reise kann die Darstellung es daher nicht vermeiden, über Dinge zu reden, welche mitten in der civilisirten Welt kaum eine Andeutung verdienen. Im Zeitalter der Eisenbahnen spricht man nicht darüber, wie man Raum und Zeit überwindet. Auf der Kurischen Nehrung aber tritt der Reisende in eine Art von Naturzustand im guten und im schlimmen Sinne. Es wird ihm zum Beispiel in den Gasthäusern niemals einfallen zu bestimmen, was er aufgetragen haben wolle; er wird mit dem zufrieden sein, was man ihm vorsetzt. Denn der gute Wille der Leute ist immer vorhanden, und das ist genug.

Ueberall giebt es grobes schwarzes Brod, gute Fische, Kaffee und wohl auch ein Huhn. Und wenn das harte Brod einem civilisirten Gaumen anfangs wenig behagt, so erinnert man sich dafür gern des littauischen Sprüchwort: Jūda dūna nè bāds — Schwarzbrod, keine Noth.

Ein Ritt am frühen Morgen, wenn der Wind frisch über die Fluthen des Haffs weht und die Sonne noch hinter dem Dunstmeer des Horizontes verborgen, ist dem Kulturmenschen wiederum etwas ganz Neues. Und doch ist das Reisen zu Pferde

vielleicht die älteste und am meisten naturgemäße Art des Weiterkommens, da der Mensch als eines der langsamst schreitenden Geschöpfe auf fremde Hülfe angewiesen ist. Mein freundlicher Wirth revidirte noch Zaum- und Sattelzeug, reichte mir — schon aufgestiegen — eine Gerte und bat mich, das Pferd in Rossfitten beim Gastwirth abzugeben. Dabei fragte er mich weder nach meinem Namen, noch verlangte er irgend eine Kaute!; ich glaube, dem Manne ist nicht der entfernteste Gedanke gekommen, ich könne unredlich verfahren. Auch das Vertrauen tritt hier in sein altes Recht.

Ich solle nur immer längs dem Haffstrande reiten, hatte er mir gesagt, Triebland gäbe es in diesem Jahre nicht. Es hätte dieser Anweisung kaum bedurft. Rechts die Fluth, links der tiefe Sand der Haide: es blieb nur der schmale, angefeuchtete Saum zwischen beiden. Wenn aber der Strand auf den Landkarten eine einzige gerade Linie bildet, so besteht er in Wirklichkeit aus tausenden von Bogen, die etwa fünfzig Fuß lang sind und sich dicht an einander schließen. Die Zwickel zwischen diesen Bogen werden durch Strandzungen gebildet, welche sich als kleine Sandbänke meist noch in das Haff erstrecken. Da nur der Strandsaum genügend feucht und hart ist, der Fuß des Wanderers wie des Pferdes aber in dem ausgetrockneten Sande der Zungen tief einsinkt, so bleibt dem Reisenden keine Wahl, als diesen ermüdenden Bogen geduldig zu folgen. Vergebens versucht er es hie und da sie abzuschneiden, indem er von Spitze zu Spitze durch das Wasser, oder von Einsenkung zu Einsenkung über den sandigen Zwickel reitet: er ermüdet nur sein Pferd und kommt nicht schneller vorwärts. Auch der mit zwei Pferden bespannte Postkarren folgt unausgesetzt den ewigen Einbiegungen.

Diese Strandbogen wiederholen sich bei der Kurischen Nehrung aber auch im Großen, oft in einer Ausdehnung von einer Meile. Wenn man eine Karte der Nehrung ansieht, so erkennt man

diese Bogen, deren Spitzen Haken genannt werden, und der Offseite der Nehrung die Gestalt einer Säge oder des Gebisses eines Haies verleihen. Sie schließen sich ebenso an einander wie die beschriebenen kleinen Strandzungen und bilden die Endpunkte der großen Einbiegungen. Von Sarkau bis zur diluvialen Insel Kossittens zählt man vier solcher Vorsprünge: den Langen Haken, den Möben-, den Martisch-Haken und den Weißen Berg. Nur selten gestattet es das Terrain, welches zwischen dem eigentlichen Dünenzuge und dem Haff in einer sandigen Ebene sich ausbreitet, diese Haken abzuschneiden. Fast immer ihnen und den tausend kleinen Einbiegungen zu folgen genöthigt, wird der Weg um ein Bedeutendes verlängert. Erst bei der alten Dorfsstelle Kunzens verläßt der Reisende diese ermüdende Straße und biegt in das Innere der Kossitten'schen Insel ein.

Nirgends auf dieser weiten Strecke treten die Dünen bis unmittelbar an das Haff heran. Hat man Sarkau hinter sich, so bedarf es des Rittes einer Stunde, bis überhaupt die ersten Dünen auftauchen. Es setzt sich der traurige Charakter von Sand, Wald und Heide fort, ein farbloses, trübes, charakterloses Durcheinander, das eigentlich eine Negation ist. An einer Stelle — wahrscheinlich einem einstigen „Tiefe“, — die Kolk genannt, sinkt der Nehrungsboden beinahe zum Niveau der beiden Meere herab; die Sage erzählt sogar von einem Seehunde, der an dieser Stelle über die Nehrung seinen Weg gefunden.

Hat man den Langen Haken erreicht und reitet man bis zu der Spitze, die sich in dem heißen Sommer bis weit in das feuchte Haff erstreckte, so erblickt man im Nordosten zum ersten Male die Dünenkette, noch halbverschleiert in dem Dufte des heißen Morgens, aber geheimnißvoll und unvergleichbar. Vergebens sucht die Phantasie unter den vergangenen Bildern nach einer Parallele. Weder die Schneefelder der Alpen noch die Kreideabhänge des Rügen'schen Hochlandes gestatten eine Parallele. Im Nebeldufte

wasserblau und atlasglatt; von einem Sonnenstrahle getroffen aufglühend wie flüssiges Gold oder verfließend zu einem elektrischen Gelb; wenn dichte Wolfenschatten über die schillernden Flächen gleiten, tief violett; immer aber durchsichtig, ätherisch, fast körperlos: — der tief einsame Wanderer hat Mühe sich dieser geisterhaften Erscheinung gegenüber zu behaupten.

Anfangs tritt noch eine Pflanze, ein Busch aus dem Sande heraus, sei's daß sie versucht haben in der Düne Wurzel zu schlagen oder von der wandernden Welle bis auf eine kleine Spitze bedeckt worden. Später hört jedes vegetative Leben auf. Es reiht sich Hügel an Hügel, Rücken an Rücken, zu einer unabsehbaren Kette, zu einem Walle sich schließend, der von der See aus langsam aufsteigt, um nach dem Haff zu abzufallen in hundert und mehr Fuß hohen steilen Abhängen.

Der Wind treibt die Sandkörner die mäßig ansteigende Fläche auf der Seeseite hinauf, bis sie im Schutze des Dünenwalles auf der Haffseite hinabrieseln und so in tausenden von Sandfällen die Dünenkette weiter schieben, die weiter wandert, gleich einer einzigen Welle.

Das Seltsamste aber ist das Fehlen jeden Maßstabes. Wohl stehen am Fuße des Dünenwalles Büsche und Weiden, die letzten Zeugen des einstigen lebhaften Verkehrs auf dieser Nehrung; aber die Sandabhänge selbst sind kahl und einförmig wie die Schneedecke im Winter. Nur der Sand selbst bildet oft Flecken, Adern und Figuren, die an den Marmor erinnern. Zuweilen sitzt ein Adler auf einer Kuppe und erscheint wie ein seltsames, räthselhaftes Thier. Auch der kleinste Vogel, eine Schwalbe oder Drossel ist auf der Sandfläche deutlich zu erkennen, und oft bezeichnet eine feine Spur die Stelle, wo der Vogel gefressen oder spielend weiter gehüpft ist.

Den ganzen vollen Eindruck der Dünenkette empfängt der Wanderer erst vom Mövenhaken. Sie begleitet ihn, unausgesetzt,

ununterbrochen weiter. Es vergeht Stunde um Stunde, aber es tritt kein anderes Bild vor sein Auge. Zuletzt wirkt sie auf seinen Geist wie eine fixe Idee, oder wie ein einziger lang gehaltener Ton, der wohl zuweilen anschwillt oder nachläßt, ihn aber festhält, verfolgt, fast bis zur Erschöpfung.

Meine Darstellung erhebt nicht den Anspruch einer objektiven Wahrheit. Der Mensch kann den Erscheinungen der Natur gegenüber überhaupt nur subjektiv empfinden. So darf mir das Geständniß erlaubt sein, daß ich bei jenem Morgenritte den lebhaftesten Wunsch hatte, es möchte ein Ende nehmen.

Mich rettend vor dem vernichtenden Eindrucke des Dünenwalles, betrachtete ich das Haff, über dem der Wasserdunst wogte, sichtbar und fühlbar. Stätig — nicht intermittirend, wie bei einem Sturme — wehte der heiße Wind über die Wasserfläche und trieb die Wellen an das Ufer, wo der Schaum in langen Streifen, gleichsam Rollen, sich nebeneinanderlegte, bis ihn zuletzt der Wind ergriff und die Flocken in das Land wehte. Die Sonne glitzerte nur leicht in dem kräuselnden Wellenspiel; wo aber von zweien Zungen umschlossen, eine Wasserfläche unbewegt vom Winde dalag, erschien das leuchtende Sonnenbild immer blendend und plötzlich. Ich erinnerte mich eines Bildes von Hugo Knorr, auf welchem dieser Effect sehr glücklich dargestellt war.

Der ganze Strand lag mit Tausenden von Fischen bedeckt und mit Schnecken (*Helices*), welche der Huf meines Pferdes zertrat. Derselbe Südwind, der die Fische in die Netze der Sarkauer Fischer getrieben, hatte die junge Brut und oft auch größere Fische, auf das Land geworfen, nachdem die lange anhaltende Hitze das Wasser verdorben. Man wußte sich eines gleichen Fischesterbens nicht zu erinnern.

Die unermessliche Einsamkeit wurde nur selten unterbrochen. Am Mövenhafen begegnete ich einem Reiter aus Kossitten, der mein Pferd sofort als das der Frau Mannéé erkannte. Später

traf ich auf eine Pferdeheerde ohne den Hirten, der ein paar flüchtige Fohlen zurückgeholt hatte und mir auf seinem Pferde wie ein römischer Campagnareiter erschien, nur daß er statt der Lanze eine Peitsche in der Hand hatte. Wäre mir auf dieser einsamen Straße ein Räuber entgegen getreten, ich würde ihn für eine ganz natürliche Staffage in der öden Landschaft gehalten haben.

Aber nicht immer wurde mein Brauner angespornt. Am Martischhaken band ich ihn an eine Weide, — die einzige in weiter Entfernung — und verzehrte mein mitgenommenes Frühstück. An dieser Stelle soll das mythische Stangentwalde gestanden haben; jetzt ruht es wie Alt- und Neu-Lattenwalde tief unter der hohen Düne und harret seiner Auferstehung auf der andern Seite des Dünenwalles, wenn er weiter und weiter gewandert sein wird, bis das begrabene Dorf wieder bloß daliegt und der Wind mit den Trümmern sein Spiel treibt. So ist Kunzen untergegangen und wieder auferstanden; so wird das freundliche Piskoppen einst verschüttet werden.

Tausende von Mücken umschwärmen den Wanderer, der den Haffsaum verläßt und sich dem Dünenwalle nähert. Selbst das Pferd wird ungeduldig und will dem Zügel nicht gehorchen. Noch liegt ein breites Weideland zwischen den Dünen und dem Haff. Aber wie die Dörfer, so wird der Sand auch diese Hügelsebene überwehen und die wenigen Weidenbäume, welche einst die Poststraße begleiteten. Jetzt sind an ihre Stelle zum Theil die Holzpfähle getreten, welche von Sarkau bis Nidden den Reisenden zurechtweisen, nach Art der „Fusen“, mit welchen man im Winter die Richtung der Bahn auf dem Haff bezeichnet. So viel Tage als das Jahr hat, so viele Pfähle sind auf der gedachten Strecke eingegraben und warnen den Wanderer, die vorgezeichnete Richtung nicht zu verlassen, damit er nicht in den Trieb sand gerathe. Später ruft eine Tafel mit dem Worte „Trieb sand“, eine andere mit „Vorsicht“ ein bedeutungsvolles memento zu.

Am weißen Berg, dem letzten der Haken vor Kunzen, dehnt sich das flache Vorland zu einer weiten Wiesenfläche aus, auf welcher die Heerden der Bewohner Rossittens weiden. Ueber eine Meile weit wird täglich das Vieh hierher und wieder zurück getrieben, damit die Kühe Abends und Morgens gemolken werden, während die Pferde, denen wir früher begegneten, auch die Nächte über auf ihrer magern Weide bleiben. Ein paar Hirten lungerten unter einem Weidenstummel. Nicht weit davon stand ihre aus Zweigen errichtete Hütte. Am Strande des Hafens schritten einige Kraniche auf und ab, mit jener Gravität, welche schon Walthers von der Vogelweide als Kranichentritt charakterisirt. Den Littauern ist dafür die komische Ruhe des wartenden Kranichs aufgefallen, und sie sagen deshalb von einem faulen Menschen: *láuikia kaip gérwé gédros* (er wartet wie der Kranich auf gut Wetter).

Bald nimmt der Strand eine entschiedene Wendung nach Nordosten, um sich mit dem weit nach Osten vorspringenden diluvialen Boden Rossittens zu verbinden; die Straße wendet sich dafür nach Norden und führt durch einen Dünenpaß (die erste Einsenkung des Dünenwalles) in das Innere der Rossittenschen Insel. Hier läuft sie eine Weile nach Norden neben den Bruchbergen hin und wendet sich am Walgun scharf nach Osten auf das erstrebte Ziel hin.

Mitten in der Einsenkung der Dünen, welche nach Osten flacher und flacher werden und sich gleichsam in die Ebene verlaufen, trifft der Reisende auf die bloßgelegten Trümmer des einstigen Dorfes Kunzen.* Die Physiognomie eines solchen verwehten Dorfes hat nichts gemein mit den großen Ruinenstätten der Wüsten Mesopotamiens, mit Palmyra oder gar mit dem verschütteten Pompeji. Die Bewohner haben vor dem langsam einbrechenden

* Der Name hängt wahrscheinlich mit dem polnischen *chowiec*, die Lichte, zusammen.

Verderben nicht bloß ihre Habseligkeiten gerettet, sondern auch ihre bedrohten Hütten, die fast alle nur aus Bohlen erbaut und mit Rohr gedeckt waren, abgebrochen und an einer andern Stelle wieder aufgerichtet. So trifft der Wanderer hier nichts weiter an als die Spuren eines einstigen menschlichen Daseins; er erblickt die Stätten wo ein Haus gestanden; er findet Scherben von Glas und Thon und erkennt den Umfang der Kirche, welche hier gestanden, an dem Trümmertwall, der jetzt an die Stelle der Mauern getreten. Die aus Ziegeln erbaute Kirche ist nicht vollkommen unter den einbrechenden Sandwehen zerbröckelt. Die Menschen haben das Dach, die Mauern — bis auf einen kleinen Rest — abgebrochen und das Material nach Midden geführt, wo der damalige Posthalter sich ein Haus daraus erbaut hat. Und in diesem Hause — so wunderbar kehrt Alles wieder zu seinem Anfang zurück — feiern die Bewohner Middens jetzt ihren Gottesdienst.

Gleich hinter der Kirchenstelle im Osten liegt das ganze Sandfeld mit Menschenschädeln und gebleichtem Gebein bedeckt und bezeichnet den einstigen Kirchhof Kunzens. Die Sandwoge, welche das Dorf und die Kirche vernichtet, hat auch den Gottesacker begraben. Aber die Düne ist weiter gewandert, der Wind hat das Leichenfeld aufgewühlt, und nun liegen die traurigen Reste entblößt und treiben mit dem Sturme und dem heizenden Sande. Aber die Zahl der Schädel verringert sich jährlich. Ein vorüberziehender Naturforscher nimmt den einen oder den andern mit sich, ein paar werden von den Rädern der Wagen oder den Pferdehufen zerbrochen; alle zersezt, zerfrißt der Regen, Frost und Wind. An manchen fand ich handgroße hellgrüne Flecken, die ich mir nicht zu deuten mußte. Später erfuhr ich, daß sie von Metallplatten herrühren, womit der Kopf des Todten geschmückt worden. Man hat einen Schädel gefunden, an welchem ein breiter ringsherum gehender grüner Streifen auf einen Me-

tallring schließen ließ, der einst den Todten geziert. Ich weiß nicht, ob sich ein solcher Todtenschmuck bei den Littauern und Letten historisch nachweisen läßt. Da die hier Begrabenen schwerlich älter als hundert Jahre sind, so würden diese Grünspanflecken für das späte Vorkommen einer solchen Sitte zeugen.

Bei einem in Westpreußen ausgegrabenen Schädel hat man das Innere der Mundhöhle grün gefärbt gefunden, wahrscheinlich von einem der kupfernen Geldstücke herrührend, die neben dem Todten lagen. Vielleicht, daß die Bestattenden dem Todten das Geldstück als Obolos in den Mund gesteckt haben wie die Griechen; eine Sitte, die sich bei den Littauern noch bis in die neuere Zeit erhalten hat.

Das Kunzener Trümmerfeld liegt am Anfange einer weiten sandigen Ebene, über welche die Dünen gezogen sind gleich einem Heuschreckenschwarm, nur daß die Verwüstung hier eine dauernde geblieben. Die Humusdecke ist zerstört und an ihre Stelle eine Sandschicht getreten, in welcher das Pflanzenleben nur dürftigste Nahrung findet. Weiter erblickt man die Sandhügel, welche zerstörend über Kunzen gezogen sind und dahinter Rossitten in freundlichem Baumgrün. Die See ist, wie auf dem ganzen Wege von Sarkau nicht sichtbar. Erst verbarg sie der Kieferntwald, dann der Dünenwall, jetzt liegt sie hinter der Bordüne, der künstlichen Neubildung, welche sich beinahe längs der ganzen Nehrung hinzieht und bestimmt ist, den von der See ins Land gewehten Sand aufzufangen. Diese Bordüne wächst daher allmählich zu einem zweiten Dünenwalle an. Vorläufig bepflanzt, „befestigt“, wird auch er einst seine Wanderung nach Osten antreten. —

Ich ritt über das Todtenfeld, auf dem Trümmerwall der Kirche und zu deren Thor hinaus, um noch die Korallenberge zu erreichen, den Rest der diluvialen Insel an der Seeseite. Hier hat einst ein Schloß, mindestens eine Burg gestanden, die jetzt in die Fluthen versunken. Und wenn noch heute die Bewohner von

den Unthaten der einstigen Burgherrn zu erzählen wissen, so sind diese Mythen nichts anderes als der Versuch, das Naturereigniß mit menschlichen Motiven zu umgeben. Der Name der Berge stammt aus einer Zeit, da die Bewohner Rossittens noch lettisch redeten, denn Korallenberge kommt von karälus (König, Herr, slav. krol), hat also mit einer Korallenbildung nichts zu schaffen.

Ich erreichte diese Berge nicht. Indem ich mitten durch die Dünen ritt, ermüdete ich mein armes Thier bis zur Erschöpfung. Dafür kam ich an eine Stelle, wo ich mich rings von den Dünenhöhen umgeben fand; auf eine Fläche, wo der Triebsand sonst Ross und Reiter verschlungen haben würde. Aber in diesem Sommer war selbst der Triebsand ausgetrocknet. Rings um mich starnte eine entseßliche Wüste; die Sonne glühte über dem Dünenkrater; nirgends auch nur ein vertrockneter Halm. Am Strande des Hafes liegt doch die weite, feuchte Fläche vor dem Reisenden, wenn ihm zur Seite der Dünenwall entgegenstarnt; hier aber war jede Ferne versunken, auch der letzte Lufthauch verstummt. Nur ein Adler zog mit schwerem, müden Fluge dicht über den heißen Sand und das Rauschen seiner Flügel war der einzige Ton in der Stille

R o s s i t t e n.

Ich habe schon wiederholt Rossitten als eine diluviale Insel bezeichnet. Nach Schumanns Ansicht, welche Wukte schon im Jahre 1831 mit der größten Bestimmtheit ausgesprochen hatte,* ist sie nichts anderes als der Rest einer Halbinsel, die sich einst von dem Festlande im Nordosten, nördlich von den heutigen Nermelmündungen in die See erstreckt und sich den Küsten Samlands genähert hat. Nachdem diese Halbinsel durchbrochen worden, blieben

* Preussische Provinzialblätter 1831. Bd. 5, S. 298 fg.

von ihr nur noch die Insel Rossitten übrig und die jetzige Halbinsel, welche als Windenburger Ecke in das Haff vorspringt. Der zwischen beiden befindliche Damm, reich mit Steinen bedeckt, auf welchen die „Steinfischer“ die auf dem Grunde liegenden Geschiebe mit einer Art Zange heraufholen, um sie zu den Molenbauten Memels zu verkaufen, bezeichnet noch den einstigen Zusammenhang. Zwischen Rossitten und Kranz hat dagegen eine freie Verbindung zwischen Meer und Haff stattgefunden. Durch diese Oeffnung flossen die Fluthen des Memelstromes so lange ab, bis sie die Windenburg-Rossittensche Halbinsel durchbrachen und die Sandbänke der Nehrung die Oeffnung zwischen Kranz und Rossitten verschlossen.

Man darf eben so gut annehmen, daß das Kurische Haff ursprünglich ganz vom Festlande im Westen umschlossen war und daß sich in demselben an einer oder an mehreren Stellen „Tiefe“ befanden, durch welche das Haff — oder vielmehr die Memel — einen Abfluß in die Ostsee fand. Solche Tiefe befanden sich wahrscheinlich gleich hinter Kranz, „wo das fast ganz grundlose Bruch sich vom Haff bis an die schmale Düne ziehet,“ — Wukle — nördlich hinter der Posthalterei bei Sarkau, und vor allem zwischen diesem Dorfe und den weißen Bergen, wo wiederholte Durchbrüche und Ueberfluthungen noch am Schlusse des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts auf den einstigen Zusammenhang von See und Haff hindeuteten. Diese Tiefe werden sich später mehr und mehr erweitert haben. Es wurde erst das Festland zwischen Rossitten und Samland in der Art zerstört, daß es sich in eine Inselreihe verwandelte, Inseln, welche bei der spätern Nehrungsbildung in diese aufgenommen wurden. Solcher Inseln sind noch heute mehrere vorhanden: eine kleine zwischen Kranz und Sarkau, dann die Korallenberge und Rossitten. So lange diese Inseln bestanden, floß die Memel zwischen ihnen hindurch. Als aber später die Windenburg-Rossittener Halbinsel von den

Fluthen des Meeres — nicht der Memel, die ihren Abfluß südlich von Rossitten hatte — durchbrochen wurde, versandeten die Kanäle („Tiefe“) zwischen jenen Inseln, der längs der samländischen Küste fließende Seestrom warf reichlichen Sand an das diluviale Ufer, der hier erst Bänke, dann Dünen bildete. So entstand die Nehrung.

Wir wissen nicht wie viele und welche Inseln ursprünglich in die Linie der Nehrung aufgenommen worden sind. Da die Nehrung unaufhaltfam von Westen nach Osten wandert und auf der Seeseite an Terrain einbüßt, während sie auf der Haffseite breiter wird, so läßt sich nicht ermessen, wie viel von den ursprünglichen Resten des festen Landes verloren gegangen ist. Unzweifelhaft werden auch die jetzt noch vorhandenen diluvialen Inseln in kurzer Zeit verschwunden sein, erst die zwischen Kranz und Sarkau und die Korallenberge. Aber auch Rossitten wird an die Reihe kommen, obwohl es gegenwärtig noch garnicht in, sondern nur neben der Nehrung liegt. Denn der unmittelbare Zusammenhang zwischen Rossitten und den Korallenbergen ist bis jetzt nicht nachgewiesen. Im Norden und Nordwesten ist es noch jetzt ganz verschieden von der Nehrung getrennt. Dieses erkennt man leicht. Wenn man den Weg von dem alten Kunzen nach Norden verfolgt, so gelangt man bald zu einem reich- und feereichen Bruchlande, westlich begrenzt von den Bruchbergen, einer abgerissenen Dünenkette, welche jetzt zwar nothdürftig bepflanzt und zum Stehen gebracht ist, allmählich aber durch die Sümpfe und Teiche wandern wird, die im Osten das Rossittensche Ackerland von der Nehrung trennen. Dieses Bruchland ist nichts anderes als ein Theil des Haffes, nach Dr. Berendts geistvoller Ansicht, sogar ein altes Tief, welches zwar allmählich versumpft und vertorft, auch durch das Ueberwehen mit Sand verflacht ist, aber immer Ueberschwemmungen ausgesetzt bleibt und keinen Abfluß nach dem Haff hat. Nur weiter im Süden steht die diluviale Rossittensche Insel im dauernden Zusammenhang mit den Dünen der Nehrung. Es

läßt sich indessen nicht erkennen, bis wie weit der diluviale Boden sich erstreckt, und wo die Dünen beginnen, da jetzt Alles mit einer mehrere Fuß hohen Sandschicht bedeckt ist.

Trotzdem also Rossitten nur neben der Nehrung liegt, wird es dennoch seinem Untergange nicht entgehen. Erst werden die Dünen die schützenden Sümpfe und Teiche ausfüllen, darauf sich über das fruchtbare Ackerland wälzen; die Meerfluthen aber werden den Strand weiter und weiter aufrollen und die schöne Insel ebenso verzehren wie die andern kleineren im Süden, die denn schon lange dem Andränge des Meeres gewichen sind. —

Freilich noch ist Rossitten ein blühendes Dorf! — Nach dem stundenlangen Ritte durch die ermüdende Wüste der Dünen blickt der Wanderer erfrischt auf freundliche Fruchtgefilde, auf das erquickende Grün der Wiesen und alle jene erwärmenden Zeichen, welche das Walten der Menschenhand andeuten. Es ändert sich die Physiognomie der Pflanzenwelt und mit ihr das Thierleben. Während an dem Haffstrande und auf den Dünen die Möven hausten, die Reiher und Adler, ertönt hier der Sumpf von dem Quaken der Frösche und dem Rufen des Geflügels; wieder trillert die Lerche, und der Sperling deutet uns die Nähe der Menschenwohnungen an. Auf dem meilenlangen Wege erblickten wir kaum ein Hausthier (halb verwildert laufen die Pferde den Sommer über umher), selten einen Menschen; die Spuren, welche vor uns getreten waren, haben nach wenigen Stunden die Wellen ausgelöscht, die Sandkörner ausgefüllt und verwischt; keine Straße geleitete den Wanderer. Hier aber überall Leben, zurechtweisende Spuren und Arbeiten des Menschen. Warnungstafeln neben den tiefen Teichen oder Triebsandstellen; Wegweiser mit den ausgestreckten Armen; ein neuer Wegedamm durch den Sumpf geschüttet und seine Böschungen zierlich mit Rasen belegt; vorläufig zwar geschlossen, aber in der schlimmen Jahreszeit eine erwünschte Straße neben der bodenlosen Fläche.

Hat der Wanderer die letzte Begegnung überwunden, die weite Rasenfläche, auf der die Spuren der Wagenräder wieder ungezählt neben einander herlaufen — denn der Rasen bewahrt den Eindruck oder Einschnitt lange Zeit — so erreicht er endlich das freundliche Dorf Rossitten, das sich neben der Schwarzenberg-Bucht von Westen nach Osten hinzieht und nicht bloß aus Wohnhäusern und einigen Ställen besteht, wie die Fischerdörfer der Nehrung, sondern aus Bauerhöfen, auf denen die Scheune neben dem Hause steht, der Viehstall und der Schuppen. Rossittens Bewohner sind Ackerleute. Die Fischerei betreiben sie zwar auch, aber doch nur nebenbei, „zu Tisches Nothdurft“, gerade so wie der Gastwirth — der einzige im Dorfe — Gäste aufnimmt, „obwohl er es nicht nöthig hat.“

Ein Freund hatte es sehr übel genommen, daß man ihn hier nach seiner „Legitimation“ gefragt. Mir wurde gesagt, daß die Sicherheit der Nehrung solche Vorsicht heische. Wie die Zugvögel im Frühlinge und Herbst ihren Weg längs dieser sechszehn Meilen langen Zunge nehmen, so ziehen auch jene zahllosen „Reisenden“, welche als dunkle Ehrenmänner die Länder Europas überfluthen, gern auf der Nehrung von Süden nach Norden und umgekehrt, betteln sich von Ort zu Ort und hoffen hier jene Ungebundenheit zu finden, welche ihnen in Kulturländern so oft verleidet wird. Aber der „Flügel Schlag einer freien Seele“ erleidet selbst in dieser Wüstenregion nicht selten eine unerwartete Störung. Jedes Dorf hat seinen Schulzen und „Halbschulzen“ (Stellvertreter) und in Rossitten thront gar ein Rentmeister, der zugleich Oberfischmeister, also Herr ist zu Wasser und zu Lande.

Ich besuchte Herrn Döpner und fand freundliche, erfreuliche Auskunft. Der Fremde darf auf der Nehrung, des guten Empfanges sicher, in jedes Haus treten; denn der hier Wohnende, zumal wenn ihn Kulturinteressen mit der Welt verbinden, schaut gern ein neues Menschenangeficht „mit seiner lichten Wärme“

und freut sich des Gastes. Der Beamte in Rossitten nimmt unzweifelhaft die erste Stellung auf der Nehrung ein, dafür lebt er aber auch einsam, wie kaum ein Zweiter. Im Sommer geht zwar das Dampfboot täglich vorüber und führt die Bewohner der Nehrung zu andern Menschen. Im Winter aber, wenn die Schifffahrt geschlossen und nur der Weg längs der Nehrung offen ist, oder auf der meilenweiten Eisfläche des Hafens, oder gar in jener Zeit, welche die Littauer den „Schaktarp“ nennen, wenn es weder friert noch thaut, „weder hält noch bricht“: dann ist er einzig auf den Verkehr mit der Post angewiesen, welche drei Mal in der Woche von Kranz abgeht und an denselben Tagen dorthin zurückkehrt. Und es gab Zeiten, da die Post nur ein Mal in der Woche nach Rossitten kam. Damals verwaltete das Rentamt ein feingebildeter Mann, der später als Landrath und zu einer Zeit als der Hungertyphus in Littauen herrschte, überall helfend und eingreifend, dieser Krankheit erlag. Wenn damals Nachts der Postbote mit seiner Tasche ankam, weil er sich oft in Wind und Wetter verspätete, so stand er jedes Mal auf und durchwühlte heißhungrig die Briefe und Zeitungen. Waren sie doch der einzige Faden, der ihn mit der Welt verband!

Herr Döpner führte mich freundlich durch seinen Garten, in dem die schönsten Blumen (trotz der versengenden Gluth des Sommers) und reichbeladene Obstbäume standen. Er erzählte mir auch von dem Kunzener Kirchhose, und daß er einst von dort einige Schädel mitgenommen und in seinem Hause aufgestellt; er habe sie aber nach einiger Zeit wieder zurückbringen müssen, weil seine Leute, die anfangs sich vor den Schädeln nur gescheut, allmählich behauptet hätten, es spuke in dem Hause, und nicht zu betreten gewesen wären, Abends an der Schädelstätte vorüber zu gehen.

Die Einsamkeit muß die Menschen doppelt abergläubisch machen. Ich erinnere mich von einer Frau aus Rossitten eine

Sage von einem Schätze gehört zu haben, der in den Dünenbergen verborgen liegt. Zuweilen leuchten sie dann unheimlich mit seltsamem Glanze. Wenn nun Jemand in solchem Augenblicke ein Stück Eisen hineinwirft, dann ist der Schatz gebannt und er kann gehoben werden. Diese Sage kommt allerdings auch anderswo vor; sie ist aber auf der Nehrung recht eigentlich zu Hause. Denn wenn der Himmel trübe und voller Wolken ist, dann ein plötzlicher Sonnenstrahl einen Dünenberg trifft, so leuchtet und glüht er auf in geisterhafter Lohe, und ich habe oft Mühe gehabt diese Erscheinung mit der Erde zu verbinden. Zumal an einem Oktobertage, als nach anhaltendem Regen plötzlich Frostwetter eintrat, kam zu dieser Erscheinung noch eine Art Fata Morgana. Die von der Sonne beleuchteten Dünen verzogen und verschoben ihre Linien und Formen, in der Ferne lösten sie sich von der Kette los und schwebten nun in der Luft oder über dem Wasser wie eine Art Meteor, bis ein darüber gleitender Wolken Schatten sie gleichsam auslöschte.

Noch eine andere Geschichte von einem Schätze spielt in Rossitten, aber eine wahrhaftige. Vor einigen Jahrzehnten, als noch die große Poststraße von Königsberg nach Memel längs der Nehrung ging, vermißte eine vornehme Reisende in Rossitten ihre Chatouille mit Gold. Es wurde nach dem Gelde gesucht, aber vergebens. Vor etwa zwanzig Jahren nun entdeckte man bei einem Umbau der Krugeneinfahrt die Chatouille sammt dem Gelde unter der Schwelle. Der Finder eignete sich den „Schatz“ an, ohne die gesetzlichen Theilnehmer an demselben davon in Kenntniß zu setzen; es kam zu weitläufigen Prozessen und das Ende war, daß der ganze Schatz von den Kosten so ziemlich aufgezehrt wurde.

Sonderbarer Weise mußte ich später in Ridden noch eine Geschichte von einem Schätze vernehmen. Denn in den Köpfen einfacher Leute spielen Schätze bekanntlich eine große Rolle. Der

Knecht eines Fischerwirthes findet eine Truhe mit Geld, beginnt flott zu leben und verräth in der Trunkenheit die Existenz des Schazes seinem Herrn. Dieser macht seinen Knecht noch mehr trunken und — entwendet den Schaz. Von dem Gelde baut er sich ein schönes Haus, lebt herrlich und in Freuden und trinkt — so erzählen seine Nachbarn — wenn er nach Memel kommt, an Stelle des Tafelbieres zuweilen wirklichen Champagner, wobei ihm seine Freunde redlich helfen.

Man sieht die Menschen sind überall dieselben, auch in der Wüste der Kurischen Nehrung. — —

Ein Gang durch das Dorf und längs der Küste Rossittens zeigt uns, welches das einstige Geschick dieser Insel sein wird. Im Westen ist sie von den Dünen umstellt. Bei Runzen sind sie schon hereingebrochen in langen, flachen Bergen und haben das Dorf begraben, das theilweise schon wieder aufersteht. Diese flachen Hügelrücken sind es, welche die Versandung einer Flur am schnellsten bewirken, da der Wind den Sand leicht nach allen Seiten treiben kann und die Düne dem Sandfluge keine Schranken setzt, wie bei den Sturzdünen, den nach Osten hin steil abfallenden Bergen, an deren Abhange der vom Winde über den Kamm der Düne getriebene Sand niederrieselt. So wandert die Sturzdüne zwar unaufgehalten weiter, indem bei den herrschenden Westwinden immer neuer Sand sich auf dem östlichen Abhange anhäuft, aber die Wanderung geschieht doch so langsam, daß Jahrzehnte vergehen können, ehe der Dünenwall das an seinem Fuße ruhende Dorf oder das Haff erreicht.* Die flachen Dünen, die Sandberge mit geringen Steigungen, werden dagegen vom Winde auseinandergeweht wie ein Spreuhaufen zerfliebt. Hier hilft nur

* Nach Berendts Berechnung hat die Wanderung der Dünenkette — nicht der Nehrung oder Nehrungsplatte — in den letzten fünf und zwanzig Jahren jährlich durchschnittlich siebenzehn Fuß betragen.

die Dünenkultur, die den beweglichen Sandflächen eine Pflanzendecke schafft und den Boden empfänglich macht, einst einen Wald zu erzeugen. Am besten ist es, wenn die wandernden Dünen eine Richtung auf das Haff hin nehmen. Dann weht der Wind den Sand allmählich in das Haff, die Wellen führen ihn fort, und zuletzt ist von dem ganzen Berge nichts übrig als ein Haken, der oft den Namen des Berges, aus welchem er entstanden, beibehält. So heißt der erste Haken südlich von Kunzen noch immer der „weiße Berg“ Der „schiefe Berg“ und der „Pfarrberg“, die vor mehren Jahren die Fahrt störten, sind jetzt weit im Haff drinnen und gar nicht mehr zu sehen. (Zachmann.) Die Fischer sagen von solchen Dünen sehr bezeichnend: „Sie erläufen sich.“

Aber nicht bloß die wandernden Dünen bedrohen Rossitten von Westen her, auch der Sandflug verwüftet ihre Felder allmählich. Wenn die Stürme aus Westen wehen, dann erscheint die ganze Insel, ja selbst das Haff wie in einen Nebel gehüllt, von den Sandwolken, welche durch die Luft gewirbelt werden. Unmerklich verschlimmern sie den Boden; der Pflug vermischt den Sand mit dem fetten Erdreich; auf den Wiesen überdeckt ihn das Gras und verschlingt ihn. Aber schließlich versandet doch der Boden, der Graswuchs wird spärlicher, der Acker verlangt eine stärkere Düngung, die hier nur schwer zu beschaffen, wo die Stallfütterung noch nicht an Stelle der Sommerweide getreten ist.

Noch rücksichtsloser als von Westen wird aber Rossitten von der Ostseite angegriffen. Der Sand überdeckt nur den Boden, ohne ihn zu vernichten. Wenn die Düne über ihre Gärten wandert, berechnen die Menschen den Zeitpunkt, da sie in den Boden ihres freigewordenen Landes wieder werden ihre Kartoffeln pflanzen. Es kann eine Zeit kommen, da man den Sandacker wieder zu bebauen beginnt, oder den versandeten Boden Kunzens umkehrt („rijolt“), wie man einen alten Rock umwendet. Der Acker

krankt, seine Ertragsfähigkeit ist verringert, aber der Grund und Boden ist nicht vernichtet. Im Osten Kossittens aber nagt die Hafffluth an der acht bis zwölf Fuß hohen Uferwand, unterwäscht sie und zerstört sie rettungslos.* Bis weit ins Haff hinein erblickt man die erraticen Gesteine, welche von dem zerstörten Lande übrig geblieben sind, die unzerstörten Zeugen der einstigen Ackerflur. Man erzählt, daß noch die Trümmer des alten Schlosses weit im Haffe sichtbar, des Schlosses, welches einst hier gestanden und der Schauplatz der Hoffmannschen Erzählung, „das Majorat von Kossitten“ sein soll. Es steht uns auch frei, die Schauer Geschichte in das Schloß zu verlegen, welches einst auf den Korallenbergen gestanden hat, den einsamen Hügeln am Meeresstrande, in welchem eine ähnliche graufige Geschichte von einem Schloßherrn spielt, der die Schiffer durch falsche Feuerzeichen ins Verderben gelockt, um sie auszuplündern. Nach der Ueberlieferung haben die Schweden hier vor Jahren ihre Hütten aufgeschlagen, wenn sie den Heringfang betrieben. Wo der Wind die Erdschichten aufblättert, entdeckt man jetzt oft bronzene Schmuckstücken, Geräthschaften und eiserne Beile in den bekannten Formen.

Die Regierung hat in neuerer Zeit auf der nordöstlichen Spitze Kossittens eine Feuerbake errichten lassen, dessen Leuchte eine nicht unerhebliche Summe gekostet hat, und daneben ein Wärterhaus, das in einigen Jahren das Schicksal des Schlosses auf dem Haffgrunde haben wird. Ich glaube, eine Befestigung des Ufers hätte die erste Sorge sein müssen. Denn von der Ostseite wird Kossitten am unmittelbarsten und unwiederbringlich zerstört.

* Im Frühjahr 1821 brachen die Sturmfluthen des Haffes bei Kossitten das Ufer in einer Länge von sechszig Ruthen und zehn Fuß Breite ab.

Wenn ich früher die Nehrung als eine einzige wandernde Welle bezeichnete, die sich dem Haff ziemlich schnell nähert, während die See ihren Saum im Westen langsam aufrollt, so findet dieser Vergleich doch nicht auf eine jede Stelle der Nehrung Anwendung. Der Dünenwall bricht bei Kunzen plötzlich ab und findet erst in dem Bergücken der „Bruchberge“ eine kurze Fortsetzung. Er läuft auch eine Stunde später in einer ununterbrochenen Linie bis Pilskopen, wo der Zug bis beinahe zum Niveau des Meeres hinabsinkt. Später finden bis Memel hin nur noch Einsenkungen Statt, — Pässe gleichsam — in deren Nähe die Fischer sich angesiedelt haben, aus Gründen der Bequemlichkeit, da ein Ueberstreiten des steilen Dünenwalles äußerst schwierig ist.

Zwischen den Bruchbergen und der eine Stunde später beginnenden Kette löst sich der Dünenwall in eine Reihe von einzelnen Bergen auf, welche wie die Trümmer einer geschlagenen Armee über das weite Schlachtfeld fliehen. Denn auch die weite Ebene einer Wahlstatt fehlt nicht. Man kann sogar sagen die ganze Nehrung sei nichts als eine einzige Platte, auf deren größeren östlichen Hälfte sich die Dünen tummeln, bald in geschlossener Reihe, bald in einzelnen Haufen, nördlich von Nidden sogar durcheinander gewälzt, wie in rathloser Verwirrung. Diese Platte, die auf der Seeseite die kleinere Hälfte der Nehrung einnimmt und hier *Palwe* genannt wird, tritt auch auf der Ostseite noch zu Tage in einem schmalen Saume oder Vorlande. Oft ist dieser Saum überfluthet, die Dünenkette setzt ihren Fuß unmittelbar in das Haff und preßt durch ihr ungeheures Gewicht den Mergelboden desselben zehn bis zwölf Fuß in die Höhe, so daß sich am Fuße der Düne eine Art Gegenwall bildet, der sich der Sturzdüne gegenüber steil aufrichtet und allmählich nach dem Haffe zu abfällt. Es haben sich auch andere Theile der Dünenkette von derselben losgelöst, als rekonoszirende Truppenmassen gleichsam. Indem solche Vorläufer über die Fläche am Haff

eilen, erreichen sie die Fluth ziemlich schnell, bestehen hier eine Weile als ein Berg, der weiter und weiter in das Haff vordringt, aber auch mehr und mehr auseinander geweht wird und zuletzt verschwindet, bis von ihm nichts übrig bleibt als ein flacher sandiger Vorsprung, ein Haken, darauf die Möben gern zu Taufenden sitzen.

Dieser Untergang in der Hafffluth wird auch das Loos der Berge sein, welche jetzt, nordwestlich von Kossitten, vereinzelt weiter wandern. Zwar der niedrige Walgun ist durch Bepflanzung gebannt; schon umzieht ihn rings der aufsprießende Kiefernwald, und nur sein kahler Scheitel glänzt noch hell im Sonnenlicht. Aber die weiter nördlich folgenden Berge: der schwarze Berg, der lange Plik*, der Perwell und der runde Berg stehen noch unangetastet da und wandern unaufhaltsam nach Osten. Schon stehen der lange Plik und der Perwell unmittelbar am Haff und pressen den Mergelboden in die Höhe. Auch der schwarze Berg hat den Ufersaum beinahe erreicht. Der runde Berg aber folgt dem langen Plik und dem Perwell und scheint sich durch die Lücke zwischen beiden drängen zu wollen.

Von allen Dünenbergen der Kurischen Nehrung kommt keiner an Schönheit und Charakter dem schwarzen Berge gleich. Er steht nicht bloß einsam und majestätisch da wie ein König, er erfreut auch durch die unsagbare Feinheit seiner Linien, die mit nichts besser zu vergleichen, als mit den Formen einer antiken Statue. Der Sand duldet keine scharfen, gebrochenen Linien. Nur wenn er naß ist, kommt es zur Bildung von Spizen und Kanten, die zuweilen an Felsen erinnern. Indem er überall einfließt, ausgleicht, vermittelt, sind ihm recht eigentlich die weichen Formen nothwendig. Dennoch darf man die Gebilde des Sandes keineswegs einförmig oder charakterlos nennen. Schon das allmähliche

* plikis bedeutet Kahlkopf.

Aufsteigen der Dünen auf der Westseite und der plötzliche Absturz im Osten bilden einen stets neuen, überraschenden Gegensatz, einen Klimax und Antiklimax. Ich möchte dieses rhythmische Auf- und Niedersteigen am ehesten mit dem melodischen Leben des Pentameters vergleichen. Meist erscheinen die Flächen monoton, durch nichts unterbrochen, aber beim aufmerksamen Betrachten tritt ein reizendes Wellenspiel vor das Auge, ein oft unmerkliches Auf- und Niederwallen, das der Ausdruck eines feingeistigen inneren Lebens scheint. Was die Maler Modulation nennen, die Unterscheidung von Höhe und Vertiefung, Licht und Schatten, — nicht durch bestimmte Flächen — sondern durch ein oft unmerkliches Abstimmen, Abtönen der Lichter und Schatten, kann vielleicht nirgends mehr empfunden, gelernt werden, als bei den Dünen. Auch bilden die Flächen nicht immer eine ununterbrochene Ebene. Wie auf der Wassermelle ein zweites Leben sich entwickelt: die kleinen Wellen und Wellchen, welche sich kräuseln, entstehen und vergehen, so überzieht oft ein seltsames erstarrtes Wellenneß die öden Flächen und deutet das Leben dieser Welt des Sandes an. Gegenwärtig und doch der Vergangenheit angehörig, ein Resultat des letzten Wehens, das über diese Sandwogen gegangen, erscheint uns dieses erstarrte Leben so grauenvoll wie das Antlitz einer Medusa, so ertödtend wie ihr kaltes Lächeln. Der nächste Wind, der aus einer andern Richtung weht, wird diese Wellen auflösen, zerstören, die Körner in alle Winde streuen. Aber bis dahin bleiben sie, fest und unbeweglich, mit dem lebenshöhnenden Ausdruck der marmornen Todtenmaske.

Auch an Farben sind diese Bildungen nicht arm. Wohl geht durch diese Sandflur ein einziger Ton, der im Schatten bläulich, in den Mittelönen graulichgelb, im Sonnenlichte hellgelb, fast goldig erscheint; aber mit jeder leisesten Luft- und Lichtveränderung wandelt sich die Farbe. Während der Sand von jeder Lichteinwirkung so abhängig bleibt wie das Wasser, bewahrt er

zugleich sein individuelles Leben, seinen „Vokalton“, und erscheint uns darum in einem unbegreiflichen und seltsamen Doppelleben. Ich möchte daher sagen, ich habe bei den Dünen noch niemals eine oder die andere Farbe in gleicher Wiederholung gesehen. Auch bei wochenlangem Aufenthalt und in den verschiedenen Jahreszeiten findet man diese Welt ewig sich wandelnd und immer überraschend neu, wie das ebenso vielgestaltige Meer, das die Griechen ihre Sage vom Proteus erfinden ließ. Ich müßte die ganze Skala der Farben=Töne und =Stimmungen erschöpfen, wollte ich eine Vorstellung geben von diesem Leben der Düne, deren Schatten Licht sind, während ihre Lichter oft nur einen Augenreiz hervorrufen. Vielleicht genügt es, wenn ich später einzelne Erscheinungen, als Beispiele gleichsam, vorführe.

Der schwarze Berg, dessen Namen ich mir nicht zu erklären vermag, da die helle, fast strahlende Erscheinung diese Bezeichnung nicht rechtfertigt, weshalb ich eher an das slavische czarny (schwarz) denken möchte, das bei den Littauern für „Zauber“ vorkommt* — dieser Berg trägt nicht bloß alle jene seltsamen Farbephänomene zur Schau, er stellt auch jene Form dar, welche ich für die den Dünen am meisten charakteristische ansehe. Zwar kommen hier die verschiedensten vor, vom abgeflachten Hügel bis zur Kette und zum monotonen Wall; es herrscht allerdings die Kuppe vor; aber zuweilen bringt es der Sand auch zu Bildungen, zu Spitzen, die ein Alpenbewohner unbedenklich als „Hörner“ bezeichnen würde. Zumal dann, wenn wir in der Richtung einer scharfen Kante blicken — und eine solche ist bei allen Sturzdünen vorhanden — verläuft und gipfelt dieselbe schließlich in einem solchen Horne. Wenn aber ein Dünenberg isolirt auf einer weiten Fläche steht, wie der schwarze Berg, so werden von dem herrschenden Westwinde seine beiden Flanken stärker getroffen und der

* czártnygyés, Zauberbuch; czarnebog, schwarzer Gott, Teufel.

Sand an ihnen schneller fortgeweht als sein Rücken. Dort dürfen die Körner einfach nur vorwärts eilen, hier aber werden sie erst den ganzen Rücken hinaufgetrieben, was eine bei weitem größere Kraft des Windes voraussetzt. Die Flanken müssen sich also schon bei einem schwächeren Winde weiter bewegen, während der Rücken des Berges noch in Ruhe verharret. Es werden sich also nothwendig — immer in der Richtung des herrschenden (West-) Windes — zwei Flügel vorschieben, die der Hauptmasse des Berges vorausseilen, ohne sich von ihm loszulösen. Mit dem Hauptkörper zusammen werden sie aber eine circusartige Vertiefung bilden, die man am ehesten mit den Sitzreihen eines offenen antiken Theaters vergleichen könnte. Da nun die der Hauptwindesrichtung abgewandte (östliche) Seite eines Dünenberges zur Sturzdüne werden muß, weil die vom Winde über den Gipfel des Berges geführten Sandkörner hier, wo die Kraft des Windes sofort nachläßt, nur ihrem Gewichte folgend, hinabrieseln, also einen vollkommen gleichen Abhang bilden, und die beiden vorgeschobenen Flanken sich diesem Absturze unmittelbar anschließen, so besteht ein solcher Dünencircus immer aus einer rings steil abfallenden Fläche. Dieses Gesetz der Bildung bleibt dasselbe und immer erkennbar, obwohl der ganze Berg sich in einer dauernden, vorschreitenden Bewegung befindet. Es ist denkbar, daß der eine Flügel sich einmal schneller vorschiebt als der andere, sich wohl gar von der Hauptmasse löst und nun auf eigene Hand hastig weiter eilt, — und als einen solchen losgelösten Flügel möchte ich den flachen Dünenhügel ansehen, welcher sich gegenwärtig östlich von dem schwarzen Berge befindet, — in den meisten Fällen wird der ganze Berg aber in geschlossener Ordnung wandern. Ruhig schiebt sich die Masse weiter; und wie gleichmäßig dieses geschieht, erkennt man daran, daß der untere Saum des Circus eine stete scharfe Grenze gegen den frischen Rasen bildet, über welchen die Düne wandelt. Man glaubt kein Spiel des Windes, sondern ein mathematisch konstruir-

tes Menschenwerk zu sehen.* — Bei vielen dieser Dünenberge hat sich in der Mitte des Cirkus, wahrscheinlich von dem Drucke, welchen der Berg auf den Sandboden ausübt, ein Teich gebildet, von Schilf umkränzt, die gefährlichsten Triebfandstellen bildend, sobald das Wasser verdunstet. In diesen Teichen spiegeln sich die hellen Abhänge und erzeugen ein sonderbares Doppelbild. — —

Das Schicksal des schwarzen Berges ist unschwer zu erkennen. Er wandert wie alle Sturzdünen, zwar nur langsam, aber er nähert sich mehr und mehr dem Haff, von dem er nur noch wenige hundert Fuß entfernt ist, und wird sich einst in ihm ertränken, wie die Berge vor ihm, wie die ganze Dünenkette, die dem Untergange geweiht ist. Dann werden auch die Weidenbäume der alten Memeler Straße wieder zum Vorschein kommen, welche der schwarze Berg begraben, und von denen noch ein paar an seinem südöstlichen Fuße stehen geblieben sind, zwei noch freundlich grünend, der dritte aber vertrocknet und der vierte im Sande vergraben.

Von der anhaltenden Hitze hatte sich über dem lockern Sande eine Kruste gebildet, welche zuweilen von dem Fuße zerbrochen wurde. Auch auf dem Schnee kommt eine solche Kruste vor, als Produkt starker Kälte. Leicht ließ sich der schwarze Berg vom Rücken aus ersteigen. Wohl befindet sich der Wanderer nur 170 Fuß über dem Niveau der See; aber nicht die Dinge an sich bestimmen den Eindruck, sondern die Vorstellung von ihnen, und der Fremde wird sich mit eigenthümlichen Empfindungen gegenwärtigen, daß diese Masse, darauf er steht, aus unzähligen Sandkörnern, also aus Individuen besteht, welche aus dem Meere aufgetaucht, weiter gewandert, sich aneinander geschlossen und endlich diesen Berg gebildet haben. Ein jedes dieser Körner ist eine Stunde lang gewandert, hat Flügel gehabt, ist von der Luft da-

* In den Wüsten Boliviens sind diese wandernden Einzeldünen als medianos berüchtigt.

vongetragen und nach kurzem Leben zu Boden gefallen und von den nachfolgenden Genossen begraben worden. So ruht es Jahre lang, erst dicht unter der Oberfläche, dann weiter, tief im Schooße des Berges. Aber wie die Jahre verrinnen, nähert es sich mehr und mehr seiner Auferstehung auf der andern Seite des Berges. Es fällt die Hülle. Der Wind stürzt in den Berg. Wieder das kurze Traumleben. — —

An dieses Schicksal eines Sandkornes wird der Wanderer gemahnt, wenn er auf der Gipfelfante steht und den Blick rings um sich schweifen läßt. Dort ein Meer, hier das andere. Ein reiches Fruchtkland ringsum bedroht von Unholden, die in dem glühenden Nebeldunst verschleiert, verschwommen daliegen. Die nächste Nähe wird zur Ferne.

So stieg ich denn in gerader Linie den ungeheuren Sand-
 abhang zur Mitte des Cirkus hinab. Und wie ich stieg, rutschte es vor, hinter und neben mir; in ganzen Wogen rutschte das Sandmehl hinab und begrub mich bis zu den Knien. Hier wo jedes Sandkorn wie auf der Schneide des Schwertes ruht, genügt der leiseste Druck, um eine Sandlawine fallen zu machen. Als ich wieder auf festem Grunde stand und den Abhang hinaufblickte, rieselte es noch hie und da mit leichtem Tönen. Jetzt war das gestörte Gleichgewicht wieder hergestellt; keine Fußspur mehr sichtbar. — Ich wußte damals noch nicht, daß vor langer Zeit eine von dem Berge Bleß bei Kunzen herabgleitende Sandlawine vierzehn vom Jahrmarke in Memel heimkehrende Wanderer begraben hat.

P i l l f o p p e n .

Zwischen den Dünenbergen im Nordosten Rossittens erstreckt sich, wie schon oben angeführt, eine einzige grasbedeckte Ebene, der man es jetzt kaum noch ansieht, daß die Dünen über sie hinweg-

gewandert sind. Zwar besteht ihr Boden durchweg aus dem Dünenfande, einer Mischung von Quarzkörnern mit wenigen Grünsandknöllchen, aber die Winde haben die weite Fläche so rein gefegt, Pflanzen den Sand so sicher befestigt, daß die Ebene fast den Anblick einer Prärie gewährt. Schwellungen, Senkungen des Bodens kommen trotzdem häufig vor. Man erkennt, daß an einzelnen Stellen Wasseransammlungen sich befunden haben, die während des heißen Sommers verdunstet sind. Das Wasser hat das Eisenoxydul aufgelöst, das jetzt den Grund der verdunsteten Pfüge mit einer dünnen rostbraunen Schicht bedeckt.

Die See ist von der Ebene aus nirgends sichtbar. Nicht bloß die Plantage verdeckt sie, der junge Wald, der das Hereinbrechen des Sandes und das Aufreißen der Ebene hindern soll, sondern auch der künstliche, am Strande angelegte Wall, die Bordüne, welche den aus der See ausgeworfenen Sand auffängt. Eine solche Bordüne wird dadurch angelegt, daß man einen Strauchzaun errichtet und später den sich bildenden Sandwall mit Dünenpflanzen, besonders mit *arundo arenaria* bepflanzt. Je mehr Sand zuströmt, um so freudiger wächst das sonderbare Rohr, dessen Saugwurzeln sich in dem Knoten dicht über der Sandfläche befinden. Wird die Pflanze immer neu vom fliegenden Sande umspielt, so entwickeln sich diese Wurzeln, der Pflanzenschaft wächst höher und schießt aus neuen Knoten neue Wurzeln prüfend aus. Der Sandflug bedingt daher recht eigentlich das Leben der Pflanze. Hört er auf, kommt die Sandfläche zum Stehen, bedeckt gar ein ganzer Pflanzenteppich die Düne, so verkümmert das Rohr und geht schließlich aus. Eine vollständige Verschüttung durch Sand verträgt die Pflanze nicht, aber sie spriebt freudig weiter, wenn auch nur ein paar kleine Spitzen frei bleiben. Ihre Wurzeln müssen, dem Wachsthum der Pflanze entsprechend, länger und länger werden. Sie verfilzen im Laufe der Jahre den Dünenhügel und geben ihm erst die rechte Festig-

keit. Andresen, der genaue Beobachter der jütländischen Dünen, hat Arundowurzeln von hundert Fuß Länge gemessen. So hat die Natur gegen den vernichtenden Sandflug selber das wirksamste Mittel geschaffen: eine einfache, fast zarte Pflanze, deren Gedeihen von dem Leben des Sandes abhängt und dieses Leben schließlich hemmt, wenngleich mit dem Verlust ihres eigenen. Ich würde mich nicht wundern, wenn Dichter in diesem Pflanzendasein ein tief sinniges Räthsel verborgen wähten. —

Ich wanderte weiter über die Ebene nach Nordosten auf den Rücken des langen Plicks. Die Sonne stand über dem schwarzen Berge und seine „Schultern“ glänzten in sonderbarer Reinheit wie weißer Sammet, der Abhang des Cirkus aber lag im tiefblauen Schatten ganz traumhaft. Der kalte farblose Schnee der Alpen vermag nicht mit der Wärme des Dünenandes zu wetteifern. Er empfängt Eindrücke und Stimmungen und giebt sie wieder. Der Düne aber entquillt das Leben gleichsam von innen aus, wie der Pflanze.

Weiterwandernd und zu meinen Füßen blickend erstaunte ich über die Reinheit und Schärfe des Schattens, den meine Gestalt auf den glühend heißen Sand warf. In der Sandkruste zeigten sich hie und da kleine Löcher. An manchen Stellen ruhte die Kruste nur ganz lose auf dem ausgedörrten Sande. Es ist nicht neu, daß der Sand die Feuchtigkeit leicht zurückhält und selbst bei anhaltender Hitze kaum bis zu einem Fuß Tiefe trocken wird. In diesem Sommer jedoch, wo der Regen nicht bloß wochen- sondern monatelang ausgeblieben war, hatte der Sand die Feuchtigkeit bis auf eine solche Tiefe abgeben müssen, daß es mir nicht gelang, bis zur feuchten Schicht vorzudringen. Ich suchte allerdings auf der Westseite des Berges, wo die im Sommer vorherrschenden Ostwinde den trockenen Sand über einander gehäuft hatten. Denn später fand ich auf der Ostseite den Sand schon in einer geringen Tiefe wasserhaltig. Die Feuchtigkeit schwindet aus der Düne aber

nicht bloß durch Verdunstung. In dem lockern Sandgemenge sinkt sie schnell in die Tiefe, bis sie auf die von dem Drucke der Sandmasse zusammengepreßten Schichten trifft und dann seitlich als Quelle zu Tage tritt. Am Fuße der Sturzdünen trifft man daher oft auf solche Rinnäle. Nöthigt der Druck der Düne eine solche Quelle als Springquelle ans Tageslicht zu treten, das heißt dringt die Quelle aus der Tiefe der Erdschichten neben der Düne in die Höhe, dann durchweicht und durchsickert sie den Sand, hält ihn in der Schwebelage und erzeugt eine Triebsandstelle. Strömt das Wasser sehr reichlich, so wird es ein Teich, die Sandkörner sinken in dem Wasser zu Boden. Fließt die Quelle zu spärlich, so wird der Sand nur feucht, aber nicht zu einem dünnen Brei, zum Triebfande. Der letztere verlangt also einen mit der Sandmasse, die getränkt werden soll, in rechtem Verhältniß stehenden Wasserzufluß. Da dieser mit der Witterung wechselt — denn die Quellen sind hier weit mehr als in einem Hügel- oder gar Gebirgslande von den Wettererscheinungen abhängig — so kann es nicht Wunder nehmen, daß Triebsandstellen sich neu bilden, alte vergehen, in heißen Sommern aber ganz eintrocknen.

Der ganze Haffstrand lag auch hier mit unzähligen Fischen, namentlich Stinten bedeckt, die von der Sonne getrocknet unter meinen Füßen platzten und knirschten. Längs der Spülung zogen Fischer ihre Klipp-Neze. —

Bei einer solchen Wanderung müssen die unbedeutendsten Dinge die Aufmerksamkeit des Wanderers in Anspruch nehmen, sonst versinkt er in ein Traumleben, das mit der Bewußtlosigkeit verwandt ist. Ich wiederhole diese und andere Bemerkungen absichtlich, um eine Vorstellung davon zu geben, wie diese Welt auf den Menschen wirkt.

Die weite Wasserfläche des Meeres ist gewiß einsam, aber die Nehrung, diese Welt des Sandes, ist um Vieles einsamer. Wo das Leben vollkommen schweigt, verlangen wir seine Spuren nicht.

Hier aber wo es sich leise regt, in schüchternen Anfängen gleichsam; wenn wir den Blick auf die Pflanzen werfen, die aus dem dürren Sande keimen, in elementaren Formen; wenn wir den Vogel wahrnehmen, der einen Fisch erhascht, oder den Menschen, der sein Netz in die Wasserfluth wirft; hier wo das Leben nur das Leben des Sandes ist, das Wandern der ertödtenden Düne, das Leben des Todes; hier wo die Erde noch nicht fertig, sondern sich in einem Werden, einem Kreisen befindet, unwissend was sie gebären werde: — hier überkommt uns entweder ein grenzenloses Grauen, oder eine empfindungslose Apathie. Es vergeht eine Stunde und eine zweite. Hinter jedem Vorsprunge erwarten wir etwas Neues, etwas Anderes wenigstens. Haben wir ihn erreicht, so erblicken wir immer dasselbe Bild vor uns. Stehen wir auf einem Haken, so liegt die Dünenkette panoramartig ausgedehnt, in der Ferne schimmert vielleicht eine kurze dunkle, gebrochene Linie: ein verlorenes Dörfchen. Stehen wir dicht am Fuße der Düne, so schließt uns eine cirkusartige Vertiefung ein. Der Dünenwall hängt grausenregend über uns; der Blick eilt über die Wasserfläche des Hafens. Wie um uns zu höhnen, fährt in der Ferne ein Dampfboot vorüber. —

Wir sitzen vielleicht am Fuße des Sandabhanges im Sande und ergehen uns mit einer gewissen schauernden Lust in der Vorstellung, daß eine Sandlawine hinabrutschen und uns begraben könne. Aus der Ferne kehrt unser Auge zu der nächsten Nähe zurück. Große Wegeblätter sind den starren Sandabhang mehrere Fuß hinaufgekrochen und heucheln ein kurzes Leben. Ein Schmetterling fliegt um ein paar Gräser; ein Marienpferdchen kriecht auf dem Sande und müht sich vergebens. Uns ist es, als müßten wir die Körner hören, die unter seinen Füßen den Abhang hinabrollen. Denn die Stille ist grenzenlos. Das Dampfboot ist seit einer starken Stunde an uns vorüber; wir sehen seinen Rauch nur noch sehr schwach; das Schiff selber gar nicht

mehr, aber wir vernehmen noch deutlich die schnellen Schläge der Räder. — —

Wir schließen die Augen eine Weile. Wie wir sie öffnen, wirbelt nicht weit von uns ein Schneewetter; die ganze Luft ist erfüllt mit Flocken, die auf und nieder und seitwärts durch einander schwirren. Eine Mövenschaft zieht vorüber und sie erfüllt die Stille mit einem Schreien, einem Kreischen, daß wir verlegt unser Ohr abwenden. Schumann schätzte einen solchen Schwarm einst auf fünfzigtausend Möven und berechnete, wie viele Fische täglich sie verzehrten. Ich kann nur bestätigen, daß die Zahl unfasslich erscheint, unbegreiflich. Später sah ich einmal einen ganzen Dünenberg von Möven bedeckt, daß es nicht möglich war die Farbe des Sandes zu erkennen. Auf einem andern, den sie verlassen, erblickte ich die Tausende ihrer Fußspuren.

Da die Möve schwarze Flügel hat, welche unten weiß sind, so ist sie bei ihrem Fluge, gegen den dunklen Himmel gesehen, bald kaum wahrnehmbar, bald — sobald das Weiß von den Sonnenstrahlen getroffen wird — erglänzt sie hell wie ein aufflammendes Licht. Daher macht eine solche schwärmende Schaar oft den Eindruck eines Schneegeflöbers. — —

Zwischen Rossitten und Pillkopen treten zwei Haken — die Weizenzeiger der Nehrung — weit in das Haff hinein: der Predin- und der Stielwithaken. Predin heißt soviel als Kiefernwald. Das letztere Wort kommt in der Form Skirwiet auch drüben im Memeldelta vor. Zwischen beiden Haken nähert sich der Dünenwall unmittelbar dem Haff, so daß für eine Straße kein Raum übrig bleibt. Aber auf der Haffseite nimmt auch nur der Fußgänger seinen Weg, die Fahrstraße läuft längs der Grasebene zwischen der See und dem Dünenzuge.

Weiter nach Pillkopen zu dehnt sich die Ebene auch auf der Haffseite freundlich aus; zuletzt verläuft sie in ein grasreiches Weideland, darauf die Herde der Fischer, ohne Hirten, — denn

Haff und Düne schließt sie auf dreien Seiten ein — friedlich weidet.

Das Dorf selbst liegt mit seinen reinlichen Holzhäusern wie ein Alpendorf auf der dunkelgrünen Matte, am Fuße und im Schutze des Dünenwalles, der hier im „Altdorfsberg“ eine Höhe von 186 Fuß erreicht und sich einst ruhig und gelassen über das Dörfchen wälzen wird.

Ich will an dieser Stelle zuvörderst zwei Fragen beantworten: Warum die Nehrung überhaupt von Menschen bewohnt wird, und warum dieselben sich gerade auf der gefährdeten Haffseite niederlassen?

So viel wir wissen, war einst die ganze Kurische Nehrung mit Wald bedeckt. Dieses bezeugt nicht bloß der braune Waldboden, welcher jetzt unter den Dünen liegt und überall zu Tage tritt, sondern auch eine Reihe von Namen.

Eine Haide bedeutete in älterer Zeit einen Wald. Noch jetzt heißt der meilenlange Wald zwischen Königsberg und Fischhausen die Capornische Haide. Wir dürfen daher annehmen, daß auch die Falkenhaide in der Gegend von Sarkau einst ein solcher Wald gewesen. Auf der großen Henneberger'schen Karte vom Jahre 1576 finden wir an der Stelle nordöstlich von Sarkau, wo jetzt die weißen Berge beginnen, einen Ort Kahlland. Dieser Name beweist, daß die Stelle eine Ausnahme von der Regel gebildet hat, eine Blöße, „Reute“ (littauisch trakėnai) in dem umgebenden Walde. In seiner Erklärung dieser preussischen Landtafel sagt Henneberger: „Kahlland ist auf der Kurischen Nehrung ein Ort, hinter der Sarkau, einer halben Meilen lang, lauter Sand, niedriger denn die andern Orter, hat wenig Bäume, derhalben man da viel zeunen's und themmen's hat, auf das die offenbare See, in großen Sturmwinden nicht durch-

reiße und Schaken und Labiam zc. verseufe. Man fehet auch an diesem Orte viel schöner Falken.“

Wir wissen wenig von den Dörfern Lattenwalde und Stangenwalde, die zwischen Kahlland und Kunzen gelegen haben, und längst verfanget sind. Ihre Namen beweisen aber unwiderleglich, daß die jezige zwei Meilen lange Strecke, die sich zwar nicht durch die höchsten aber doch die ödesten und gefährlichsten Dünen auszeichnet, früher bewaldet gewesen sein muß. Bei Kunzen sind die Reste des einstigen großen Waldes noch vorhanden. Ein Theil der Nehrung nördlich von Rossitten hieß, — wenigstens im Jahre 1825, da Sachmann die Nehrung besuchte — die Präden. Präde bedeutet im Lettischen, das auf der Nehrung noch jezt gesprochen wird, eine Kiefer. Der Ort, an welchem damals ein Begräbnißplatz hervorgewehet war, hat also einst einen Kiefernwald* getragen. Die Bewohner wußten Sachmann noch von einer großen Kiefer zu erzählen, welche in heidnischer Zeit verehrt worden.

Wir werden nördlich von Billkoppn eine ähnliche einsame Kiefer besuchen. Hier stand noch im Jahre 1825, südwestlich von dem nahen Neu-Billkoppn, ein schöner Wald, in welchem die Bewohner ihre Kartoffeln vergruben und die Kinder nach Erdbeeren suchten.

Bei Nidden deutet der vorhandene Waldrest auf den frühern Zustand hin. Das jezt untergegangene Regeln hatte noch im Anfange dieses Jahrhunderts mehrere Morgen Wald. Schwarzort endlich — „die schwarze Spitze“ — führt den Namen lediglich von dem dunklen Walde, der sich einst weit nach Norden und Süden hin ausdehnte. Ist doch die ganze nördliche Hälfte, welche durch eine von Nordwesten unaufhaltsam vordringende

* Predýnas; es befand derselbe sich wohl in der Nähe des Predin-
hakens und der Predinberge.

Düne von der südlichen getrennt wurde, erst in den letzten dreißig Jahren vollkommen verlandet. Bezeugen diese Verhältnisse das einstige Vorhandensein eines großen die Nehrung bedeckenden Waldes, so stimmen auch alle geschichtlichen Nachrichten mit dieser Thatsache überein. Der Orden besaß nicht bloß in Kossitten, sondern auch in Neuhaus — dem heutigen Altpillkoppfen* — eine Burg und sicherte die Nehrung gegen die Einfälle der feindlichen Littauer von Norden her durch sogenannte „Hagen“, das heißt durch Berhaue, zu welchen das Material aus dem nahen Walde genommen wurde. Die Menschen erzählen, daß nicht bloß die Bewohner der Nehrung, sondern auch die Bewohner des Memeldelta's, des „andern Ufers“ ihren Holzbedarf aus diesen Wäldern entnommen und durch ihre Rücksichtslosigkeit zu dem Ruine beigetragen hätten. Die Russen verwüsteten ihn zum Theil im siebenjährigen Kriege.

Aus allen diesen Thatsachen folgt, daß die Ansiedelungen der Kurischen Nehrung einst Walddörfer gewesen, — wie noch jetzt Schwarzort und theilweise Nidden — deren Bewohner sich von der Fischerei, aber auch von der Viehzucht genährt haben. Der ruhige, zum Theil humose Boden gestattete ihnen überdies den Anbau von Kartoffeln und Zwiebeln. Nur Getreide — mit Ausnahme von Runzen und Kossitten, die nur zufällig zur Nehrung gehören und durchaus nicht auf Nehrungsboden stehen — werden sie, wie noch jetzt, gegen Fische eingetauscht haben.

Erwägen wir, daß die Bewohner der Nehrung selbst heute noch, wo sie ausschließlich auf den Fischfang angewiesen sind, — mit Ausnahme der Bewohner von Preil und Perwell — sich in einem glücklichen Wohlstande befinden, so dürfen wir von ihren einstigen Zuständen uns ein freundliches Bild entwerfen. In ihrer insularen Abgeschlossenheit, auf Wald, Weide und das

* pilis litt. Burg, kápas Berg (Grab).

Wasser angewiesen, dessen Ernte niemals versagt, muß uns ihre Lage fast beneidenswerth erscheinen.

Aber dieses Paradies sollte zerstört werden. Ich halte nicht dafür, daß der Wald allein durch den Unverstand und die Rücksichtslosigkeit der Menschen vernichtet worden. Ich werde später noch ausführen, warum das Leben der Nehrung — wenn ich so sagen darf, — immer aus Katastrophen, die einem längern friedlichen Zustande ein Ende machen, bestehen muß. Eine solche Katastrophe — und daß es nicht die einzige ist, lehren uns die Spuren der über einander gelagerten einstigen Wälder — hat den Wald im vorigen Jahrhundert angegriffen, im gegenwärtigen aber, bis auf geringe Reste, vernichtet.

Wir können uns nur schwer eine Vorstellung von dem Eindrucke machen, der diese stillen Bewohner der Nehrung überkommen sein muß, als erst der Sand in die Wälder brach und sie verschüttete; wie dann die Sandberge weiter und weiter wanderten und Haus um Haus begruben, die freundlichen Gärten, ja selber die Kirche, die Stelle an welcher sie ihre Andacht verrichteten, und die Gräber ihrer Eltern und Kinder. Es ist gewiß ein grauenvolles Ding um ein Erdbeben, wenn die festgegründete Erde schwankt, sich wohl gar öffnet und den Menschen sammt seinen Werken verschlingt. Ein wandernder Berg aber, ein Ungeheuer, das den Menschen lebendig, gleichsam von unten auf, allmählich, rettungslos begräbt, erscheint mir nicht weniger verhängnißvoll. Der Nomade haftet nicht an der Scholle, er schlägt sein Zelt auf, wo er Weide findet. Aber sein Haus verlassen, der freundlichen Herdstelle den Rücken wenden müssen, erzeugt sicher ein bitteres Gefühl. Dem Menschen beginnt das Ewige zu entschwinden. Ich weiß nicht, ob einst ein Dichter den Untergang eines solchen Nehrungsdorfes, den Auszug seiner Bewohner, den letzten Blick auf die verlassene Stätte, den Weiterzug mit dem geretteten Hausrath, den Wiederaufbau der neuen Siedelung, zum

Gegenstände seiner Dichtung machen wird: mir will es scheinen, daß es ein Vorwurf sei, des Genius würdig.

Wer sich der Bewohner des Vesubs erinnert, die sich neben und auf den verwüsteten Trümmerstätten immer wieder ansiedeln, wird auch den Wunsch dieser von ihrer Heimathstätte vertriebenen Menschen verstehen, lieber ein gleiches Geschick an einem andern Orte der Nehrung zu erdulden, als die ihnen so lieb gewordene Küste zu verlassen. So schlugen sie denn — und wie oft wird es sich nicht wiederholen! — ihre Baupfähle an einer andern Stelle, die ihnen von der Regierung angewiesen wird, auf; ihr Kahn, ihr Fischergeräthe ist leicht mitgenommen, ihr Vieh weiter getrieben. Nur in den alten Kirchhof, wenn er nicht auch bedeckt und unzugänglich gemacht worden, begraben sie ihre Todten nach wie vor, und die dichtgedrängten Denkmäler von Holz erheben sich gar seltsam in der Sandwüste. So machen es die Bewohner Alt=Billkoppens, die ihren Kirchhof eine halbe Stunde nördlich vom Dorfe haben, in der Nähe des neu gegründeten, jetzt vollkommen zerstörten Dorfes Neu=Billkoppens; so die Bewohner Preißs, die noch immer den nahen Kirchhof des längst versandeten Dorfes Kartwaiten benutzen. Denn am schwersten trennen sich Naturvölker von ihren Todten.

Diese Darstellung beantwortet zugleich die Frage, wie es kommt, daß die Nehrung verhältnißmäßig so stark bevölkert ist; was die Menschen auf dieser gefährlichen Zunge zurückhält. Es ist das starke Heimathsgesühl. Darum kommt es auch wohl vor, daß ein Bewohner der Nehrung seine Frau von der andern Seite holt, es ist aber ganz ungewöhnlich, daß er jemals seine Heimath verlasse, und sich auf dem „festen“ Lande ansiedele.

Aber auch die zweite Frage, warum die Nehrungsdörfer sämmtlich auf der Haffseite liegen, beantwortet sich leicht. Es ist von Schumann die Behauptung aufgestellt worden, das mangelnde Trinkwasser auf der Seeseite sei der Grund, weshalb die Dörfer

nicht auf dieser erbaut werden, wo doch gar keine Gefahr der Versandung vorhanden, da die Dünen unausgesetzt nach Osten wandern. Andere haben gemeint, der größere Umfang der Fischerei im Haffe — die meisten Dörfer haben Fischerstellen auf beiden Küsten — bedinge die Lage der Wohnstätten auf der Haffseite. Beide Ansichten sind nicht richtig. Denn auf der Seeseite giebt es ein ebenso gutes, ja besseres Trinkwasser als auf der anderen Seite, wo das Wasser des Haffs im Sommer fast immer ungenießbar ist, und die weitere Entfernung vom Fischplaz würde niemals einen Grund abgeben, die größere Sicherheit des Wohnplazes zum Opfer zu bringen. Uebereinstimmend erklären die Bewohner, nur der Schutz vor den Weststürmen sei der Grund, weshalb sie nur auf der Haffseite wohnten. Denn wie sehr der Dünenwall auch ihr Dorf bedrohe, so gewähre gerade er eine warme, ruhige Lage und ein behagliches Daheim.

Um aber einen Zugang nach der See offen zu haben, siedelt man sich an solchen Stellen an, wo die Dünenkette entweder ganz unterbrochen oder doch erheblich eingesenkt ist. Letzteres ist bei Preil und Nidden der Fall; Ersteres bei Piskoppen. Der Wanderer, der stundenlang längs dem starrenden Walle gegangen, erstaunt, wie derselbe mit einem Male abbricht und einen Blick beinahe bis zur Oberfläche des Meeres gestattet. Erstickend war die Luft zwischen Düne und Haff; nun weht ein frischer salziger Hauch aus Westen und die Brust erweitert sich wieder freudig.

Aber auch der Anblick des Dörfchens erfrischt. Die reinlichen, von Holz erbauten Häuser mit Rohrdach, ohne Schornstein, erscheinen uns traulich, fast wie alte Bekannte. Kommen sie ähnlich doch auch an der samländischen Seeküste vor, wo die Namen Groß-, Klein- und Kranz-Kuren daran erinnern, daß der Stamm der Kuren, welcher sich auf dieser Nehrung nur noch mühsam behauptet, einst eine viel weitere Verbreitung gehabt, ja auch weiter an den Ufern des Kurischen und des Frischen Haffes

überall gehauft hat. Es scheint eine Art von Ur-Haus zu sein. Die Wände durchweg von Bohlen erbaut („im Gehrsatz“, littauisch *sasparà*), darüber ein weit vorspringendes Dach von Rohr. Ein strohgedecktes Dach würde dem Kuren ebenso unnatürlich erscheinen wie uns eines von Pfefferkuchen. Auch beide Giebel treten weit vor über die Bohlenwände. Die Giebelwand steigt zu drei Vierteln senkrecht auf und neigt sich dann im Winkel von etwa sechsunddreißig Graden dem Firste des Daches zu. Das zwischen First und Giebelwand gebildete Dreieck ist gleichfalls mit Rohr gedeckt, die Giebelwand dagegen mit Brettern verschlagen, welche bei den meisten Häusern parallel mit den beiden Dachflügeln laufen. An manchen Häusern ist dagegen die Giebelwand in Felder getheilt und diese mit Brettern ausgeschlagen in verschiedenen Richtungen, so daß eine Art von angenehmer Holzmosaik im Großen entsteht.

Auch die Wände des Hauses zeigen ein auf diesem Kontraste beruhendes Linienpiel. Die Bohlen laufen horizontal, aber sie werden von einer Art Pilaster in senkrechter Richtung unterbrochen. Oft sind diese mit einer dunklen Farbe hervorgehoben, während die Wand im Uebrigen nur jene satte Färbung hat, welche ihr Wind und Wetter verleihen. Immer sind die Fensterladen mit irgend einer entschiedenen Farbe gestrichen, am häufigsten mit einem dunklen Blau, der Leib- und Lieblingsfarbe der Kuren und Littauer. Weiter aber haben sie auf die Fensterladen Figuren und Blumen gemalt, die dem Hause etwas Geschmückt-Trauliches verleihen. Zwar zieht der Rauch durch die Thüre und reizt die Augen, aber ein jedes Haus scheint Dir ein *salve* zuzurufen. Denn der Holzbau zieht an, während das steinerne Haus abwehrt. Ein Stroh- und Rohrdach aber ist seiner Wirkung immer sicher.

Im Littauischen heißt eine Wand, gleichviel ob von Holz oder Lehm und Ziegeln, *séna*. Da nun im Griechischen *σavis* Bohle,

Holz, Holzgestell bedeutet, so möchte ich annehmen, daß die Littauer ihre Häuser ursprünglich nur von Holz gebaut haben. Erst später ist ihnen *sēna* allgemein zu „Wand“ geworden. Solche Etymologien sind wie ein Senfblei, das in die fernste Vergangenheit getaucht wird.

Pillkoppen hat nur ein einziges Haus, das nicht von Holz erbaut ist, das *buon ritiro* des Schullehrers und seiner acht Schulkinder. Sein Wohnhaus aber besitzt eine andere Merkwürdigkeit: einen Schornstein.

Herr Döpner hatte mir eine Unterkunft bei ein paar Fischerwirthen vorgeschlagen — es giebt sechszehn in Pillkoppen — und bei dem Pädagogen. Ich fand bei Letzterem ein behagliches Stübchen, von einer künstlerischen Wärme, die mich in dieser Welt eigenthümlich berührte. Der freundliche Lehrer in Pillkoppen ist nämlich zugleich Alterthümer und Sammler, seine Ehefrau, aus Memel stammend, aber eine vortreffliche Hausfrau, die nicht bloß schneeweiße Gardinen an den Fenstern hat, nebst vollblühenden Rosen, Myrthen und Balsaminen, sondern auch einen guten Kaffee bereitet und Waffeln bäckt.

Mir wurde ganz sonderbar zu Muthe in dem traulichen Stübchen. Rings umher alte Delbilder, Kupferstiche nach Raffaelischen Bildern, Leuchter, Vasen und andere antiquarische Gegenstände, ein eichenes *clavicembalo* — Teppich, Sopha, — eine tickende Uhr: — nach der ermüdenden Dünenwanderung erschien mir das Alles wie ein Traum, ich möchte sagen: ganz homerisch. Und da zu einem solchen Eindruck auch nothwendig eine gute Mahlzeit gehört, so muß ich auch der geschäftigen Thätigkeit des Pädagogen gedenken — in seinem langen Frack und lockigen Haar erinnerte er mich an seine euripideischen Kollegen, — wie er das „Unmögliche wirklich“ machte und mit Beihilfe einer Schaffnerin — seine gute Frau war seit acht Tagen in Memel und wurde jeden

Augenblick erwartet — ein Mahl bereitet, das ich mit einer Wurst amendirte.

Trotz der großen Ermüdung machte ich mit meinem Pädagogen noch einen Gang auf die Dünen. Das Schulhaus steht dicht neben ihnen, und wenn sie nur noch ein paar Jahre weiter wandern, so muß es sammt seinen Weidenbäumen, von denen es freundlich umstanden, fast eingehüllt ist, begraben werden, und es wird eine trauliche Stelle weniger auf der Welt sein. Eine von Holz erbaute Scheune gehört dazu, in welcher die beiden Kühe des Lehrers und das Winterfutter untergebracht werden, und ein Kartoffelgarten. Auch die übrigen Bewohner Piskoppens haben kleine Gärten, und die Kartoffel gedeiht in dem feuchten Sandboden vortrefflich.

Wir steigen die Dünen hinauf von der Seite der Einsenkung, welche hier quer durch die Nehrung geht. Schon war die Sonne untergegangen. Der Wind wehte aus Südosten und trieb den Sand über die Flächen, Wellen bildend und zerstörend. Ueber die Kanten hin stäubte es wie beim Schnee, wenn er über einen Abhang hinaus getrieben wird.

Wir erreichten die Höhe, ein wenig südlich von Piskoppen. Im Westen lag bleichen Glanzes das Meer, in jener unermeßlichen Ausdehnung, die gleichsam nur dieser öden Küste eigen. Die Nehrung zog sich nach Norden und nach Süden, eine einzige leicht geschwungene Sehne, ein flatternder Wimpel zwischen zweien Meeren. Im Osten das Haff; zu unsern Füßen der grüne, fast schwarze Rasen, darauf das friedliche Dörfchen steht, zunächst ein Haus mit zerbrochenem Dach, gesenkter Giebelwand, „ausgewohnt“, verkommen. Es gehörte einem Wirth an, der lüderlich gelebt, das Seinige verloren, vertrunken hatte. In Schwarzort fand ich später einen seltsamen, stillen Menschen, Namens Kurpeit, eine halb komische, halb rührende Erscheinung, mit zerrissenen Kleidern, aber einer rothumbränten Soldatenmütze;

der hatte bei diesem Fischer gebient, zwei Jahre lang, und seinen Lohn die ganze Zeit stehen lassen, um sich auf ein Mal des sauer verdienten Besizes zu erfreuen. Aber er hatte nichts empfangen, darauf zwar gegen den »gaspadorus« geklagt, aber nichts erlangt, denn der Exekutionsbericht lautete, wie so oft, „exequendus besitze nichts, als die Kleider auf dem Leibe.“

Auch ein solcher Zug gehört in das Leben dieser Landschaft. Glücklicherweise ist er selten. Denn die Menschen leben im Ganzen schlicht und arbeitfam, rastlos aber zufrieden. Sie bedürfen wenig und haben was sie brauchen. Nach der Arbeit der sechs Werkstage eine Fahrt zur Kirche auf ihren Fischerkähnen und dazu ein Glas süßgemachten Bieres in dem Krüge erfüllt den Kreis ihrer Wünsche.

Wir standen eine Weile, leicht schauernd in dem kühlen Abendwinde. Es wurde dunkler. Die Mondsichel trat am Abendhimmel hervor. Der Pädagoge war barhäuptig mit mir gegangen, sein Haar flog im Winde. Dann rutschten wir den ungeheuren Sandabhang hinab, der noch achtzehn Fuß höher ist als der des schwarzen Berges. Nicht bloß die Morgenschuhe des Pädagogen füllten sich mit Sand, sondern auch die Taschen unserer Kleider. Welle um Welle umrauschte, trug uns. Ich mußte des Aschenabhangs am Besub gedenken, den auch der Kaiser Maximilian so freudig hinabgetaumelt ist. —

Die durch widrige Winde zwei Tage lang aufgehaltene Gattin des Pädagogen kehrte in Begleitung Memeler Freunde zurück, eben als ich einzuschlafen gedachte. Man hatte mir ein Bett mitten unter den Alterthümern neben dem Klavier aufgestellt. Trotzdem wurde „der fremde Herr aus Königsberg“ ebenso unbefangen vorgestellt, als ob wir uns in gewähltester Gesellschaftstoilette begegnet hätten.

Als ich am andern Morgen erwachte und zum Fenster hinausblickte, hätte ich wähen können, mich in einer weiten Winterlandschaft zu befinden. Unbehindert schweifte der Blick über die Sandflächen und Hügel, welche Piskoppen von Norden her bedrohen; kein Gegenstand gemahnte an freundliches Wachsthum; und über dem Ganzen lag der Schein der Frühsonne, kalt und bleich wie im Dezember. Der Wind vom Abend war fast zum Sturm geworden. Es rauchte, es stob über den kahlen Flächen, wie ein Schneetreiben. Dieses Mal wehte der Wind von Südosten und trieb den Sand von dem Dorfe fort. Aber wie lange kann es währen, dann dringt er mehr und mehr in das Dorf ein, dessen Ager er theilweise schon bedeckt hat, und wird die Wohnstätten ebenso vernichten wie er es in Neu-Piskoppen gethan hat. Und sonderbar, daß die Gefahr zunächst nicht von Westen, von der hohen Dünenkette droht, sondern von den flachen Sandbergen, vor Allem von dem Sande, welcher durch das „Tief“ des Dünenzuges gewirbelt wird. Wenn der Wind von Westen weht, so steht ihm der Dünenwall wie eine Schutzwehr entgegen; aber durch die Einsenkung bläst er ungehindert und mit vermehrter Kraft, weil zusammengepreßt und von den Dünen seitwärts eingeengt. So wirbelt er den Sand vor sich her und verschüttet die Ebene bei Piskoppen.

Der Dünenwall rückt, wie wir schon früher gesehen haben, nur um so viel vor, als sein Ostabhang durch den darauf lagernden Sand vorgeschoben wird. Es muß also, damit ein solches Vorschreiten wirklich erfolge, der ganze Abhang mit einer neuen Schicht gleichmäßig bedeckt werden, mit einem sehr bedeutenden Material, das selbst bei anhaltenden Weststürmen doch nur langsam zusammenkommt. Auch liegt es in der Natur dieser Bildung, daß der von Westen gewehrte Sand, wenn er auf der Ostseite — der „Leeseite“ gleichsam — niederfällt, zubörderst den oberen Theil des Sturzabhanges erhöht, so lange bis die

ganze Masse sich loslöst und, das Gleichgewicht herstellend, in die Tiefe rutscht. Mir erzählte mein freundlicher Wirth, wie grauenvoll es in stürmischen Herbst- und Winternächten sei, wenn die Dünen „sich rollen“ Donnerähnliches Krachen begleitet das Ereigniß, die Erde erbebt und die Fensterscheiben klirren.

Ich machte noch einen Gang durch das Dorf, während die Hausfrau die Waffeln für mich buk. Fast alle Häuser haben auf den Giebelspitzen die auch anderswo in den slavischen Ländern und in Norddeutschland vorkommenden Pferdeköpfe. Auf der Kurischen Nehrung aber treten sie mit einem so reichen Beiwerk auf, daß sie auf den Beschauer mit dem Reize eines Räthfels oder Rebus wirken. Ursprünglich mochte nichts anderes vorhanden sein als die Enden der beiden Bretter, welche man kreuzweise der Giebelspitze anfügte, um das Loslösen des Deckstrohs oder Rohres zu hindern. Indem man die Enden zierlich ausschweifte, nahmen sie die Gestalt von Pferdeköpfen an, wurden typisch und bildeten einen unentbehrlichen Schmuck. Ich weiß nicht, ob man diesen Pferdeköpfen mit Recht eine symbolisch-religiöse Bedeutung beilegt. Tacitus berichtet im zehnten Kapitel seiner Germania allerdings von dem Ansehen, in welchem Pferde bei den Deutschen standen, und den Pferdeorakeln; doch kann die Bildung auch rein empirisch entstanden sein, und nichts anderes vorstellen als eine Zierrath, ähnlich wie die Kurischen Arabesken und Blumen auf den Fensterläden, die sich überall in ähnlichen Mustern und Formen wiederholen und selbst in Schweden auf den Truhen der Hausfrauen vorkommen.

Die Pferdeköpfe auf der Kurischen Nehrung haben aber noch eigenthümliche Zugaben. Es fehlt niemals der Zaum, welcher vom Gebiß ausgehend sich an den Hals schließt, ebenso die Mähne, die — wahrscheinlich um das Flattern auszudrücken — sich von dem Kopfe geschwungen, loslöst. Auf der Spitze des Kopfes und zwar hinter den Ohren steht, immer mit einer

leichter Neigung nach Außen, das heißt nach den Ohren, eine Figur, deren Charakter schwer zu bestimmen ist. Sie könnte ein Engel mit erhobenen Flügeln sein, oder eine Blume oder sonst etwas. Wahrscheinlich stellt sie eine Blume dar; denn bei manchen sind Blütenkelch und Blätter — wenn auch in naiver Weise — erkennbar gemacht.

Bei vielen Köpfen folgt auf diese etwas zweifelhafte Blume noch ein Vogel, immer in der Stellung, wie wenn er etwas vom Boden aufspicken wolle. Vielleicht nähert er sich der Blume. Sein Schnabel ist wenigstens stets derselben zugekehrt.

Zwischen den beiden Pferdeköpfen, deren Hals meist stark nach Außen gebogen ist, nach Art eines Schwanenhalses, befindet sich, vielleicht bloß um die Lücke auszufüllen, ein seltsames Gebäu, das auf mich am ehesten den Eindruck eines Baumes gemacht hat. Man erkennt die parallelen Zweige, wie auch Kinder sie schnitzen, wenn sie eine Tanne darstellen wollen. Bei andern sind die Formen dunkel, zweifelhaft. Oft stehen neben dem Baume auf beiden Seiten noch zwei kleinere, entweder wie der mittlere, senkrecht, oder von ihm abgeneigt. Ob diesen Bäumen eine Bedeutung beizulegen, weiß ich nicht. Jedenfalls war dieses Mittelstück dazu bestimmt eine pyramidenartige Aufgipfelung zu erzielen und die von einander sich abwendenden Pferdeköpfe durch ein drittes, sie überragendes Moment zu einem Ganzen zu verbinden.

Die lettisch redenden Bewohner der Mehrung nennen diesen Giebelschmuck in deutscher Nachbildung *göwelis*, in Littauen ist der Ausdruck *gaidýs* (der Hof) oder *zirgai* (die Pferde) üblich.

Während ich die Köpfe betrachtete, hatte sich eine Menge kleiner Hunde um mich versammelt, impertinente Rötter, die mich wie toll umbellten. Niemals seit dem Lande Tirol habe ich so böseartige und zudringliche Hunde gesehen. Da half kein Zuruf, wie er aus den benachbarten Häusern erscholl, kein: *Spetsis, Karaus,*

Citrone, Mopfis, Bergmann! — da half nur der Knüttel und — bald hätte ich gesagt — die Steine; aber die ganze Nehrung hat wie das Nildelta keine anderen Steine, als die paar Brocken, welche der Seestrom längs der Küste auswirft.

Ich äußerte, daß diese Äbter von ganz verwerflicher Gesinnung zu sein schienen, da sie nicht einmal die Heiligkeit des Sonntagmorgens achteten. Einer der Fischer erwiderte aber gelassen: Szüns bālsas nē eit í dāngu — eines Hundes Stimme dringt nicht zum Himmel! — Und freilich, was ließe sich dagegen erinnern!

Die Häuser haben außer dem Giebelschmuck einen andern, seltsamern: die Gallionen der gestrandeten Schiffe, welche man gern über den Hausthüren anbringt. Bald erblicken wir eine Laura, bald einen Martin; dort liegt noch eine OCEAN QUEEN am Boden, weil sie über keiner Thüre Raum hat; daneben ruht ein Schwein und schläft den Schlaf des Gerechten.

Die Zahl der Schiffe, welche jährlich auf der Nehrung stranden, ist groß. Auf sechsundzwanzig Meilen Entfernung zwischen Pillau und Memel kein einziger Hafen, und nur die eine Leuchte bei Brüsterort! Mindestens müßte ein Leuchtturm bei Nidden oder bei Kossitten erbaut werden.*

An den Hausthüren erblickt man zuweilen ein Kreuz gezeichnet, das allem Bösen den Eintritt verbietet. *Μηδέν εἰσότω κακόν* — nichts Böses komme hinein! — wie über der Thüre eines Hauses in Rudolstadt steht. Manche, denen ein solches Zeichen draußen mißfällt, haben es drinnen an der Thür angebracht, von der Voraussetzung ausgehend, daß das Kreuz dadurch nichts an Kraft einbüßen werde.

Sie bemalen ihre Sachen und Häuser gern und bringen überall Schnitzwerk an. Selbst auf die Flaggen ihrer Fischerkähne stellen

* Ein Leuchtturm ist seitdem bei Nidden errichtet.

sie oft allerlei aus Blech geschnittene Figuren: einen Reiter, Menschen oder Pferde, Häuser mit mehreren Stockwerken. So hat ihre Phantasie einen Anhalt, wenn sie stunden- ja tagelang draußen auf der weiten Wasserfläche sitzen.

Der Oberfischmeister von Rossitten hatte am Tage vorher meine leichte Wandertasche nach Pillkoppen mitgenommen und sie mir Abends zustellen lassen. Leider war ihm diese Gefälligkeit verhängnißvoll geworden. Denn der Sturm hatte seine Abfahrt am späten Abend verhindert und ihn genöthigt, die Nacht auf seinem Kahn zuzubringen. Und es befanden sich außer ihm auf dem Schiffe seine Gemahlin und einige Freunde!

„Wir haben den Oberfischmeister soeben flott gemacht!“ äußerte ein junger Mensch, indem er auf den Kahn deutete, der dem Ufer nahe auf den Wellen tanzte. Er sprach, wie alle diese Leute, das gebildete, weil angelernte Deutsch und erging sich in Borwürfen über die schlechte Bauart des in Labiau gebauten Kahnes, der nicht einmal mit Wind segle, geschweige gegen Wind. Ja, wenn er hier oder drüben auf der littauischen Seite gebaut wäre! —

In der That hatte Herr Döpner selbst über den schlechten theuren Kahn Klage geführt, was um so schlimmer, da der Kahn des Oberfischmeisters ein Schnellsegler sein muß, um im Nothfalle jeden andern Fischerkahn zu überholen. Jeder Fischer soll zwar die bestimmte Flagge seines Wohnortes und noch dazu seinen Namen neben dem Steuer führen; auch ist er gehalten, beim Aufziehen der rothen Flagge des Fisch- und Oberfischmeisters beizulegen. Denn die Fischplätze, die Art und Weise des Fischens; die Größe der Maschen und die Gestalt der Netze; die Zeit, in welcher die Fischerei überhaupt ruhen muß, — ist gesetzlich vorgeschrieben und wird überwacht. Aber der Uebertreter, der mit den ungeeigneten Netzen, oder zur unpassenden Zeit, oder an den verbotenen Stellen fischt, oder überhaupt unbefugt die Netze auswirft, wird sich nicht in der Lage sehen, den vorgefetzten Beamten

an sich herankommen zu lassen, wenn er auf ein Entweichen rechnen darf. Darum müssen die Kähne der Beamten nothwendig Schnellsegler sein, wollen sie sich nicht so despektirlich behandelt sehen, wie der Pfarrer auf dem Kaulbach'schen Bilde, da Heinecke ihm das Huhn davonträgt.

Pillkoppen gehört zu dem Kirchspiel Kossitten=Sarkau, das, von der Kranger Grenze ab gerechnet, sich in einer Ausdehnung von beinahe sieben Meilen hinzieht. Die Bewohner dieses Dorfes aber haben die Wahl, ob sie die Kirche von Nidden oder von Kossitten besuchen wollen, denn von jeder sind sie eine und eine halbe Meile entfernt. Als ich in Pillkoppen war, hatte sich indessen Niemand für Nidden entschieden, ich mußte mich also allein auf den Weg machen; und da ich am Tage vorher fast immer auf der Haffseite gewandert war, so wählte ich dieses Mal den Weg auf der Seeseite.

Wenn wir einen Blick auf die Karte werfen, so erscheint uns die Kurische Nehrung zwar als eine einsame Land- und Sandzunge, aber sie schließt sich doch an das Festland im Süden an, und wird von Memel nur durch eine schmale Wasserrinne getrennt; wir halten sie für ein verbindendes Band. In der Wirklichkeit hat die Nehrung aber einen ganz andern Charakter. Sie besteht aus einzelnen, ganz winzigen Däsen, die durch eine Wüste von einander getrennt sind. Es ist eine Reihe von Inseln in einem Sandmeere. Da diese Inseln aber zugleich zwischen zwei Wassermereen liegen, und die Verbindung zu Schiffe viel leichter herzustellen ist, als durch den Sand, so verkehren die Bewohner der einzelnen Insel-Däsen hauptsächlich zu Wasser mit einander. Das dazwischen liegende Land wirkt eher als eine Scheide, wie ein hohes Gebirge, das zwei Thäler trennt. Nur in der schlechten Jahreszeit, wenn Stürme die Fahrt auf dem Haff nicht gestatten, oder dasselbe zu gefrieren beginnt, wählt man wohl den Weg

zu Lande. Bedeckt eine Eisdecke die Wasserfläche, so tritt der Schlitten an Stelle des Rahnes.

Auf der See findet niemals ein Verkehr von Ort zu Ort Statt. Nur selten wirft hier der Hafffischer seine Netze oder Angeln aus; meist feiern die Boote an der öden Küste. Die See ist ihm „das Unbetretene, nicht zu Betretende“

Wie einförmig auch der Charakter der Nehrung sein mag, so ist doch ein überraschender Gegensatz zwischen der Haff- und See- seite vorhanden. Nach Osten hin stürzen die Dünen bald steil ab, bald schicken sie Ausläufer voran, bald bilden und umschließen sie Wasserbuchten. Hier stürzt ein Berg kopfüber in das Haff und wird zu einem Hafen. Auf der Grasebene liegt hie und da ein Dörfchen, zwar durch meilenlange Zwischenräume von einander getrennt; aber doch sichtbar dem suchenden Auge. Rossitens Pappeln steigen in dieser Wüste förmlich grandios in die Höhe. Fischerkähne furchen das Haff; Dampfboote ziehen vorüber, unendliche Schaaren von Vögeln beleben die Luft. Selbst die vernichtende Düne blickt nach dieser Scenerie, wenngleich mit den Blicken der Medusa.

Auf der Seeseite aber ist diese ganze Welt mit einem Male versunken. Nichts als die unbelebte Meeresfläche, meist von der Bordüne verdeckt; die unabsehbare Dünenkette, form-, gestaltlos, in ewig denselben Linien, deren Charakter die Negation ist; dazwischen die vollkommen einförmige Grasebene, die „Palwe“, deren Leben nur in den Triebsandflächen besteht, darin der Wanderer versinkt. Kein Mensch wird sichtbar, kein Hausthier, wie viele Stunden man auch zurücklegt. Vielleicht tritt ein Weidenbaum auf; es folgt später ein zweiter, ein dritter; das ist Alles. Auf der stundenlangen Wanderung habe ich einen Hasen dicht vor meinen Füßen aufgeschreckt; später kreuzten zwei Schwalben meinen Pfad; ich blieb in der meilentweiten Ferne das einzige lebende Wesen.

Es wehte der Wind von Osten her, aber unten im Schutze des Dünenwalles war es stille. Nur dann und wann huschte ein Sandschleier den Abhang hinab. Weiter oben schien der Wind den Berg zerstäuben zu wollen. Die Sandabhänge hatten nirgends mehr den gelben, warmen Farbenton. Bläulichweiß schienen selbst die nächsten Flächen, immer schleier- und gazeartig, ein Mittelding zwischen Luft und Erde. Denn der Wind duldet nirgends eine dauernde feste Oberfläche. So bekamen die Berge den Anblick von Gespenstern, die durch die Luft schwebten. Jede Vorstellung der Entfernung ging dabei verloren. Ein Berg vor mir schien stundenfern, und doch hatte ich ihn in wenig Minuten erreicht. Aber eben so schnell versank er hinter mir. Trotz des langsamen Schreitens hatte ich daher die schwindelnde Vorstellung einer überschnellen Bewegung.

Ich kann es nicht genug betonen, daß an die Erscheinungen der Nehrung der Maßstab des sonst Gesehenen nicht gelegt werden darf. Es ist eine vollkommen andere Welt. Wir erhalten erst hier eine Vorstellung von Einsamkeit und Wüste.

Man stelle sich irgend eine bekannte Stelle der Heimath vor und denke sich rings einen Kreis von mehreren Meilen Durchmesser, in welchem jedes Leben, an dessen erwärmende Spuren wir uns gewöhnt haben, schweigt. Wir vermögen dem grauenvollen Gedanken kaum zu folgen. Auf der Nehrung treten aber zu der meilenlangen Sandwüste noch die beiden Meere und schließen sie von beiden Seiten ein.

Zuletzt konnte ich den Anblick länger nicht ertragen; ich stieg die Düne hinan, welche, wie überall im Westen, zwar nur mäßig steil ist, aber doch bis zur Erschöpfung ermüdet. Bis etwa fünfzig Fuß hoch über der Palwe fand ich eine Menge faustgroßer Steine, welche nicht vom Winde hinaufgetrieben, sondern wahrscheinlich von Urbewohnern hieher gebracht worden sind. Ueberall ragte, oft in seltsamen, zackigen Formen, der alte Waldboden aus den

Sandflächen, wie dunkle Felsgrate aus einem Schneefelde. Auf diesem Boden hat einst ein üppiger Laubwald gestanden; dann hat die von der See eindringende Düne ihn verschüttet; und jetzt, da sie weiter wandert, wird auch der Waldboden mit seinen Stubben und Wurzeln wieder bloßgelegt. Eine Weile schützt die harte Humuskruste die darunter befindliche alte Düne, — dann wird auch sie von den fliegenden Sandkörnern zerrieben, die alte Düne erwacht, beginnt zu leben und folgt im Sandfluge der schon weiter gewanderten neuen Düne.

Ich hatte zufällig die höchste Kuppe der Nehrung erreicht, 189 Fuß über der See. So heftig war der Wind hier oben, daß der fortgetriebene Sandstrom mich nur bis zum Gürtel umfloß. Dann und wann hob er sich und trieb mir die Körner gleich Stednadeln in das Gesicht. Die Wirkung des Südostes auf den Sturzabhang war eine sehr starke. Ganze Wolken Sandes jagten in einem Husch den Abhang hinauf. Der trockene Sand war längst fortgetrieben; nur der zusammengebackene feuchte leistete Widerstand, wurde aber nicht bloß von dem Winde schnell getrocknet, sondern auch von den fliegenden Körnern mitgerissen. Das Haff, lebhaft bewegt, erschien in dem hellen Sonnenlicht wie ein Meer von Gold. Die littauische Küste war nicht sichtbar. Aber die Dünenkette lag in geisterhafter Helle rauchend und dampfend vor mir und verlor sich in dem Dufte des Horizontes. Ich erblickte zu meiner Rechten unten Kreuze, den Piskoppener Kirchhof, und stieg den Abhang hinab. Der feuchte Sand nahm den Eindruck der Füße auf, ohne hinab zu rutschen, der fliegende trockene Sand aber füllte die Spuren schnell wieder aus.

Nach wenigen Minuten befand ich mich in einer Scenerie, die selbst auf der Nehrung ihres Gleichen nicht hat.

Ein mächtiger länglicher Cirkus wird von der Hauptdüne, welche sich im leicht geschwungenen Bogen westlich hinzieht, und

einer kleineren Düne gebildet, die uns den Anblick des Haffs entzieht. Es schieben sich auch im Süden und Norden Ausläufer vor, so daß wir uns rings eingeschlossen finden von starrenden Sandwänden und sandigen Abhängen. In der Mitte dieses Dünenthales erhebt sich ganz frei, mit etwa zwanzig Fuß hohen, fast senkrechten Wänden, ein Hügel, der an ähnliche Bildungen in Sandstein- und Kalkgebirgen erinnert und in dem Centrum des Kesselthales so isolirt dasteht, wie die Erhöhungen inmitten der Ringgebirge des Mondes. Dieser rings von den Winden angegriffene, zerbröckelnde Hügel trägt oben auf seiner Fläche den Kirchhof des Dorfes Billkoppen. Etwa ein Duzend Kreuze und Denkmäler ragen weit in die Luft, umgrünt von bläulichem Elymus und Arundo, den einzigen Pflanzen, welche ihr Leben in dem Sande fristen. Kaum ist ein Grab erkennbar. Der Wind hat den aufgeworfenen Hügel nach kurzem Bestehen verweht, dem Boden gleich gemacht. Nur die Denkmäler deuten die Ruhestätte der Menschen an. Und welche seltsame Denkmäler! Immer sind sie ganz roh aus Holz geschnitten, manche mit zierlichen Schnitzereien versehen; die Buchstaben mit einem Messer in die Tafeln gerigt. Einige erheben sich kaum über den Boden, andere ragen weit über Menschenhöhe hinaus, aus rohen Holzpfehlern bestehend, mit einer Tafel oder einem Kreuze. Zuweilen ist über den Kreuzestamm bloß ein Querholz genagelt, ohne Inschrift, ohne Verzierung. Keines der Denkmäler steht gerade; der Sturm hat sie in dem lockern Boden geneigt, viele umgebrochen. Das erschrecklichste war aber die schnelle Verwitterung, welcher diese Kreuze ausgesetzt sind. Die ältesten, welche ich fand, vom Jahre 1856 waren während ihres zwölfjährigen Bestehens beinahe ganz zerfressen; aber selbst die nur wenige Monate alten erschienen — wenn ich es so sagen darf — wie junge Greise, ergraut, mit tiefen Furchen. Jedes Ding scheint uns hier gemahnen zu wollen, daß wir uns im Gebiete des Todes befinden. Alles was der

Mensch hinein verpflanzt in diese Welt des Sandes, verkommt, löst sich in kurzer Zeit in die Atome auf. Wie das Leben das Leben verzehrt, so duldet der Tod selbst das Todte nicht neben sich. — Aber die Menschen haben dennoch diese Denkmäler auf ein paar Jahre errichtet und die Namen der Begrabenen darauf gesetzt, zuweilen auch einen frommen Spruch und eine Sonne oder etwas Aehnliches darüber gemalt. Die naive Orthographie erhöht den Eindruck. Johanna Gulbis 1857. — A. Pudickes. — Fridrig Jakait aus Pilkupin 1868. Gott mit auns, — las ich mit Mühe. Denn die Bewohner Pilskoppens arbeiten alle diese Denkmäler selbst und schneiden die Buchstaben mit einem bloßen Messer in die Tafeln, wie Schüler, die sich auf ihrer Schulbank „verewigen“ Und wenn sie in der Familie auch noch littauisch reden (nicht kurisch, in Folge der vielfachen Heirathen der Männer mit littauischen Frauen), so bedienen sie sich auf den Denkmälern doch immer der deutschen als der vornehmeren Sprache, geben ihre Nationalität freudig auf und lernen das Deutsche mit Hast.

Der Begräbnißhügel ist derselbe, welchen schon die Bewohner Neu-Pilskoppens benutzten. Zschmann berichtet, daß sie früher einen andern Begräbnißplatz gehabt, der aber so vom Sande bedeckt wurde, daß man nicht mehr seine Stelle zu bezeichnen vermochte. Als sie diesen neuen Kirchhof anlegten, stand hier noch ein freundlicher Wald, „die jetzt so gefährlichen Berge waren mit Bäumen bepflanzt, der Boden reichlich mit Gras benarbt, von einer unglaublichen Menge Erdbeeren prangend, und der Wald durch einen starken Rothwildstand belebt.“ Der Gastwirth Blode in Ridden erzählte mir, wie er als Kind hierhin oft nach Erdbeeren gegangen. Zschmann fand (1825) „nur noch einige Morgen ganz lichten Kiefernbestand — das Holz, welches nach der Behauptung der älteren Einwohner etwa neunzig Jahre alt sein sollte — schwach, und im Nordwesten wo es an die Berge grenzt,

bis am Wipfel versandet.“ Die Einsassen, im Verouftsein des drohenden Verderbens, mißbrauchten die ihnen anvertraute Beaufsichtigung dieses „Bannwaldes“ nicht, und erlaubten sich nicht einmal ganz vertrocknete Stämme abzuhauen.

Als einziges Ueberbleibsel dieses Waldes steht südwestlich von dem Kirchhofshügel, zur Hälfte in dem herabrieselnden Sande der Sturzdüne vergraben, eine einzige Kiefer und sieht ihrem langsamen Tode entgegen. Bläulich fällt der Schatten ihrer Krone auf den gelben Sand.

Aber auch der Hügel selbst wird in wenigen Jahren verschwunden sein. Die vorherrschenden Südwinde des heißen Sommers 1868 haben ihm mehr geschadet als jahrelange Stürme von Westen her. Sie haben emsig an dem steilen Abhange gewühlt und manchen Todten aus seiner Ruhe gerissen; denn rings liegt es voll von Knochen, die aus den seitwärts geöffneten Gräbern gefallen sind und nun im Regen und Sonnenschein schnell ausgelaugt und gebleicht werden. So stehen hier auch die Todten auf, und sie mögen nächtlich ihre über die Sandflächen gewehten Gebeine zusammensuchen, und ihre Tänze aufführen, gleich dem „Sturmnarren“, der nach dem Glauben der Indianer über die Dünen des Oberrhein-See's in Nordamerika tanzt.

Ich weiß nicht, wie die Scenerie dieses Kirchhofes und seiner Umgebung sich darstellen mag, wenn der Sturm über die Berge zieht, der Kirchhof ruhig im Grunde liegt, und der Mond zuweilen hinter den flatternden Wolken hervortritt. Ich habe ihn im strahlenden Sonnenlichte gesehen, das grell von der glühenden Sturzdüne reflektirt wurde und darüber den Himmel in einem so unerhörten Lichtblau, daß die größten Farbenefekte Hildebrands dagegen matt und abgeschwächt erschienen. Selbst der Himmel Südeuropas kann mit dieser Erscheinung nicht wetteifern. Aber der Optiker wird es sofort wissenschaftlich erklären, warum

die glühend gelbe Düne ganz von selbst ein solches kontrastirendes Blau des Himmels erzeugen mußte.

Ich wanderte weiter am Fuße der Düne auf der Ostseite, die hier und da einen Ausläufer nach dem Haffe zu sendet und die Ebene ganz mit Sand bedeckt hat. Kein Leben, kein Ton in der Stille, nicht einmal eine Möve.

Das Haff selbst liegt an den Sonntagen schiffelos da, weil es den Fischern untersagt ist, an Feiertagen vor beendigtem Gottesdienst auf den Fang zu gehen. Hier und da trifft man eine Rundpflanze, welche mit ihren hängenden Halmenspitzen, beinahe ringsum, einen oder mehrere Kreise in den Sand gezeichnet hat. Bei vollkommener Stille bleiben diese Halme unbewegt, im Sturme peitschen sie den Sand und erzeugen keine Kreise; wenn aber nur zeitweise leichte Windstöße über die Pflanze fahren, dann wendet sie sich hierhin, dorthin, und bildet jene sonderbaren wie von Menschenhand gezogenen Kreise, welche die Dänen zu der Sage von einer Sandmare veranlaßt hat, als der Urheberin dieser Erscheinung. Darum heißt die Pflanze im Dänischen auch Marehalm (Marestroh).

Etwa eine Viertelmeile von dem Begräbnißhügel entfernt kommt man zu einer versandeten Ebene, auf welcher Neu-Billkopp gestanden hat. Eine große einsame Weide, welche — wie mir Gastwirth Blode mittheilte — von dessen Vater angepflanzt worden, bezeichnet die Dorfstelle. Sonst deutet nichts auf das einstige Vorhandensein von Menschenwerk.

Jachmann — der einzige Schriftsteller, welcher sich zuerst mit einer Geschichte der Kurischen Nehrung beschäftigt hat, berichtet, daß vorrückende Sandberge einen Theil der Bewohner Alt-Billkoppens genöthigt hätten, sich eine halbe Meile weiter im Norden anzubauen und dadurch Neu-Billkopp zu gründen. „An diesem letztern Orte“ — so schreibt er 1825 — „haben aber der Sand und das eindringende Haff seit einigen Jahren

so überhand genommen, daß die Bewohner sich theils wieder in Alt=Billkoppfen oder anderweit anbauen wollen.“ Und so ist es in der That geschehen. Neu=Billkoppfen besteht schon lange nicht mehr.

Auf der schönen Karte des Preussischen Generalstabes und der Geologischen der Provinz Preußen von Dr. Berendt, die sich beide sonst durch Genauigkeit auszeichnen, ist die einstige Dorf=stelle Neu=Billkoppfens da eingezeichnet, wo sich der jetzige Kirchhof befindet. In Wahrheit befand sie sich etwa eine Viertelmeile nördlich zwischen dem Grabster Hafen und dem eigenthümlichen Teiche, welcher den Grund eines steil abstürzenden Dünencirkus bildet. Ich halte es für möglich, daß Neu=Billkoppfen seinen Untergang dem schanzenartig geformten Berge verdankt, welcher jetzt auf dem Caspalegehafen angelangt ist und sich in kurzer Zeit im Haffe „ertränken“ wird. Doch habe ich allerdings nichts als eine Vermuthung für mich, da der Gang einzelner Dünen ein willkürlicher ist, weil abhängig von wandelbaren Voraussetzungen, vor Allem von der Gestalt des Dünenwalles und den herrschenden Winden.

Der Dünenwall stürzt hier nicht überall steil ab; es gehen hie und da von ihm Ausläufer aus, auf denen man — wenn auch mit Mühe — auf den Kamm des Zuges gelangen kann.

Die Vorstellung, daß eine Wanderung auf den Sandflächen und namentlich auf der Höhe des Dünenwalles besonders schwierig sei, weil der Fuß in dem Sande versinke, ist nicht richtig. Der grobkörnige Quarzsand liegt beinahe überall fest, unaufgerührt von Tritten der Thiere und den Rädern der Wagen, und nimmt nur schwache Eindrücke an. So wandert es sich verhältnißmäßig leicht, ja angenehm gerade auf der Höhe. Nur auf Abhängen, wo der Fuß einen seitlichen Druck auf die Fläche ausübt, weicht der Sand und ermüdet außerordentlich.

Der Südostwind, welcher in der Tiefe kaum zu merken gewesen, erschien auf der Kante des Dünenabsturzes beinahe als Sturm.

Indem er mit ganzer Kraft auf den Absturz im Osten wirkte, trieb er den Sand in die Höhe, führte ihn über die Kante in einem Bogen durch die Luft, über den Kamm der Düne hinweg und ließ ihn auf der Westseite zu Boden fallen. Ich bemerke dabei, daß bei allen Sturzdünen die obere Kante derselben niemals mit dem Kämme des Dünenzuges zusammen fällt. Der Absturz beginnt nicht unmittelbar von der Kammlinie, sondern erst ein wenig tiefer, so daß die Kammlinie von der Kante des Absturzes stets durch einen Sandabhang getrennt ist.

Wenn die Wanderung der Dünen von Westen nach Osten die Aktion dieser Sandwelt darstellt, so darf man den Einfluß des Ostwindes auf den Dünenwall als eine Reaktion bezeichnen. Ohne diese Rückwirkung würde die Nehrung viel schneller nach Osten wandern als es gegenwärtig geschieht. Die Frühlings- und Herbstzeit, wenn die Stürme aus Westen vorherrschen, ist die Zeit der Aktion, die Sommer- und Winterzeit mit ihren trocknen Ostwinden die Zeit der Reaktion. Es wirken aber zwei Momente mit, um die Aktion abzuschwächen und die Reaktion zu verstärken. Die Westwinde treten fast immer mit Regen auf. Die Feuchtigkeit aber bindet den Sand und hemmt den Flug, wenn auch nur theilweise. Die Ostwinde sind fast immer trocken. Die Westwinde wirken ferner immer nur auf die leicht aufsteigende Westseite des Dünenwalles, haben also die Neigung über denselben hinweg zu streichen; die Ostwinde treffen fast durchweg auf den steilen Absturz des Walles, wirken also mit ihrer ganzen Kraft darauf ein und reißen den Sand im heftigsten Strome in die Höhe. Indem der Luftstrom gegen die Wand stürzt und sandbeladen, blitzschnell hinauffährt, erlangt er eine solche Kraft, daß er einen Menschen umzuwerfen vermag.

Dennoch ist die Arbeit, die der Sommer und Winter bringt, selten von nachhaltiger Wirkung. Der Sand, welcher durch die Ostwinde über den Kamm des Dünenwalles geführt wird, schlägt

sich nicht auf dem ganzen flachen Westabhange nieder, er bildet vielmehr, wie der vom Westwinde fortgetriebene, eine kleine Sturzdüne, deren Abhang, hinter der Kammlinie, nach Westen gerichtet ist. Diese eigenthümlichen Gebilde, das Produkt des Ostwindes, erscheinen in der vorherrschenden Bildung des Dünenwalles ganz anomal; sie machen gleichsam den Eindruck eines zurückgeschlagenen Rodkragens; der Westwind aber zerstört sie leicht, da er bei ihnen, statt auf eine leicht geneigte Fläche, auf einen steilen Absturz wirkt.

Eine solche Sturzdüne der Reaktion, oder der Rodkragen — wenn das Bild gestattet ist, — war oben in lebhafter Bildung begriffen. Kam der mit dem Luftstrome fortgeführte Sand über den Kamm der Düne auf die Seeseite, so fiel er zu Boden und rieselte den Abhang der neuen Sturzdüne hinab. Aber auch längs dem Boden flogen und tanzten die Sandkörner im hastigen Laufe, der sofort ein Ende nahm, sobald sie an die Kante des Absturzes gelangten; hier fielen sie augenblicklich nieder und gelangten zur Ruhe. Weil aber Korn auf Korn sich häuft, so schiebt sich der Abhang weiter und mit ihm die obere stets scharfe Kante. Steckt man einen Stock in diese Kantenlinie, so kann man messen, wie schnell die Kante und der Sandabhang weiter wandert. Die Schnelligkeit hängt nicht bloß von der Stärke des Windes, sondern auch von der Größe der Sandkörner ab. An jenem Tage schritt die Kante in zehn Minuten neun Zoll weiter, also in einer Stunde einen halben Fuß. Wäre der Wind von doppelter Stärke gewesen, so würde das Vorschreiten das Doppelte betragen haben, vorausgesetzt, daß er schon damals im Stande war, jedes der dort befindlichen Quarzkörner zu bewegen. Ist der Wind dagegen so schwach, daß er nicht im Stande ist größere Sandkörner aus ihrer Ruhe zu bringen, so muß eine Verdoppelung seiner Kraft ein ganz anderes Resultat zur Folge haben.

Man muß sich nämlich erinnern, daß der Rauminhalt zweier

Körper sich zu einander verhält wie der Kubus ihrer Radien, ihre Oberflächen dagegen wie die Quadrate ihrer Radien. Ein Wind, der ein Sandkorn von einer Linie Durchmesser nur mit Mühe bewegen kann, wird eines von einer Zehntel-Linie mit Leichtigkeit vor sich hertreiben.

Denn setzen wir des gröberen Kornes Kubik-Inhalt = 1 und dessen Durchschnittsfläche = 1, also das Verhältniß beider = 1 : 1, so wird bei dem kleinern Korn der Kubik-Inhalt zur Durchschnittsfläche im Verhältniß von 1000 : 100 stehen. Nehmen wir nun den Durchmesser zu $\frac{1}{50}$ an, — ein kleineres Korn würde das Auge kaum noch wahrnehmen — so würde das Verhältniß zwischen Inhalt und Fläche sein wie 125,000 : 2500. Während also im ersten Falle der Körper 1000 Mal kleiner als die Einheit, ist die Fläche nur 100 Mal kleiner als die Einheitsfläche, mithin ist des kleinern Körpers Angriffsfläche verhältnißmäßig zehn Mal größer als die der Einheit, im zweiten Falle aber sogar fünfzig Mal so groß. Wäre das Verhältniß zwischen Fläche und Inhalt bei allen Körpern dasselbe, so müßte der Wind ebenso leicht ein Staubkorn wie den größten erraticen Block vor sich hertreiben können.

Hienach ist es klar, daß wenn ein Wind nur gewisse leichte Sandkörner zu bewegen vermag, einer von zwiefacher Kraft nicht schon Sandkörner von doppelt so großem Gewicht aus ihrer Ruhe stört; seine Wirkung bleibt beschränkt. Die Düne, der Sandabhang wird also nicht doppelt so schnell weiter wandern, wie in dem Falle, wenn der Wind überhaupt stark genug ist, alle Körner zu bewegen.

Dieses eigenthümliche Gesetz erklärt zugleich eine andere Erscheinung. Man findet auf den Dünen oft breite Wellen, die ganz aus grobkörnigem Sande — meist von dunkelrother Farbe, Feldspath — gebildet werden. Sie sind das Produkt eines starken Sturmes, der den leichten Sand wie Staub fortgeblasen

und die schweren Körner nur zu einer langsamen Bewegung und dadurch zur Wellenbildung veranlaßt hatte. Die Wellen verharren oft wochen- ja monatelang in ihrer starren Ruhe. Ich habe welche gesehen, die von Wellenkamm zu Wellenkamm sechs Fuß maßen, während der Höhenunterschied zwischen Wellenthal und Wellenberg einen Fuß betrug. Ein solches erstarrtes rothes Sandmeer gehört zu dem Sonderbarsten, was man auf der Nehrung sehen mag. Nur ein Sturm kann es wieder zerstören; die Sommerwinde gleiten machtlos darüber hin. Aber sie führen den leichten gelben (eigentlich farblos, glashellen) Quarzsand über die weiten Flächen. Wird er über ein solches Wellenmeer getrieben, so bleibt er in den Wellenthälern liegen, weil ihm die Wellenberge Schutz gegen den Wind gewähren, und erzeugt eine eigenthümliche Mischung von Roth und Gelb; oder er bildet kleine Wellen und bedeckt die großen wie mit einem Neze. An einer andern Stelle kommt es wohl vor, daß der leichtere Sand über ein solches Meer seitlich getrieben wird, das heißt in einer Richtung, welche die des ältern Windes, der das starre Meer gebildet hat, im rechten Winkel durchschneidet. Dann kreuzt das neue Wellensystem das ältere, wie es wohl auch auf der See geschieht, daß ein neuer Wind Wellen erzeugt, welche die ältern, vom frühern Winde herrührenden in einem Winkel schneiden.

Der heftige Sturm, der jedes, auch das schwerste Korn in jäher Hast entführt, zerstört alle diese Wellen wieder. Die kleineren Körner wirbelt er wolkenartig in die Luft oder zieht sie in langen, nebelstreifartigen Zügen den Boden entlang. Die großen Körner vermag er wohl aus ihrer Ruhe zu bringen, aber nicht in die Höhe zu heben. Indem sie vor dem Winde gemächlich dahin treiben, bilden sie Welle um Welle, deren Kämme weiter und weiter wandern. Denn der Wind treibt die Körner von der Windseite bis über den Kamm, wo sie auf der Leeseite u Boden fallen und daher den Abhang weiter und weiter

schieben. So wandert mit den Körnern auch die Welle weiter, bis sie zum Schlusse ihre ganze Breite durchmessen hat.

Und gerade so wie diese Wellen im Sande, wandert die ganze ungeheure Dünenkette der Nehrung nach Osten; denn auch sie ist nichts Anderes als eine einzige Welle und ein Resultat desselben einfachen Naturgesetzes. —

Wir haben uns lange hier oben aufgehalten, auf der sturmumbrausten Höhe, und das „Werden“ dieser Welt betrachtet. In Wahrheit habe ich nur wenige Minuten hier gestanden, da der Sand mir in Augen und Ohren drang und fast den Athem benahm. Ich eilte weiter, erst durch die Einsenkung, in welcher einst die Bewohner Neu=Willkoppens ihren Weg zur See werden gefunden haben, dann wieder einen Berg hinauf, der auf den Karten als Rotherwaldberg bezeichnet wird. Hier erfaßte mich der Sturm und warf mich kopfüber in die Tiefe, daß ich bedacht sein mußte, dem wüthenden Sandfluge heil zu entinnen. Bald stand ich wieder unten, auf der grünen, ruhigen Palme.

Saussure erzählt einmal von den bewaldeten Höhen des Maggiathales im Tessin, daß sie den Eindruck einer größeren Einsamkeit erzeugten, als die wildesten Gebiete der Alpen. So ermüdend wirkt auch diese Palme gegen das interessante Leben der Düne.

Der Weg neben ihr bietet bis Nidden indessen einige bemerkenswerthe Erscheinungen. Wir treffen zerstreut Kreise an, von Steinen eingefast, in denen sich Scherben, Knochen, Steinhämmer und allerlei Geräth und Schmucksachen befinden. Es sind die Kirchhöfe eines alten Volkes, das einst auf der Nehrung gehaust hat; aber wir wissen nicht, welchem Stamme es angehört haben mag. Wahrscheinlich haben die Menschen damals auch auf der Ostseite gewohnt. Und wenn dieses der Fall, dann muß seitdem die Nehrung so weit nach Osten gerückt sein, daß die Kirchhöfe nun auf der Westseite des Dünenwalles hervortreten,

schon nahe der See, in welcher einst auch die letzten Reste verschwinden werden. —

Ein Wald tauchte auf, die Plantage Niddens, ein Triumph der Menschenhand.

Ein Wegweiser zeigte längs dem Saume des Waldes nach Nidden. In dem üppigen Grase war kaum eine leichte Spur erkennbar. Diese Natur nimmt den Eindruck des Menschen auf, wie das Meer. — Der angebliche Weg endigte vor einer steilen fahlen Düne. Hier keine andere Spur als einige Pferdeexkremente, die auch im Winter auf den meilenweiten Eisfeldern des Hafens oft allein den Pfad andeuten. — Fast wollte die Kraft versagen nach der langen Wanderung; aber die Grate des alten schwarzen Waldbodens, wenn auch im Zickzack aufsteigend, bildeten willkommene, feste Steige durch den weißen lockern Sand. — Links ragte der Urbo-Kaln auf, der „ausgehölte,“ „ausgeborte“ Berg, jetzt bepflanzt und unschädlich gemacht, aber noch immer drohend über dem Dorfe Nidden hängend. — Wieder liegt das Haff vor uns; der grüne Wiesenstreifen erscheint; ein Hafen voller Rähne. Noch eine Ecke und wir sind am Ziele.

N i d d e n.

Wenn wir Sarkau als Haidedorf und Rossitten (nebst den geringen Ueberresten des alten Kunzen) als Ukerdorf unberücksichtigt lassen, so finden wir auf der Kurischen Nehrung fünf eigentliche Dünenendörfer. Bei ihnen sind aber wiederum zwei scharf unterschiedene Gruppen vorhanden: die Cirkus- und die Stranddörfer.

Die Cirkusdörfer sind zu einer Zeit gegründet worden, als die Nehrung noch mit Wald bestanden war, die alten Dünen unter der Walddecke ruhten, die Wanderperiode der Nehrung beendigt schien. Wenn wir uns erinnern, daß bei der Wanderung

der Dünen — wie beim Schwarzen Berge — gern einzelne Ausläufer vom Dünenstamme ausgehen, ohne sich von demselben loszulösen, so werden zwei solcher Ausläufer mit dem sie verbindenden Dünenwall nothwendig eine Art Cirkus bilden. Denn gerade wie die Wellen des Haffes am Strande lauter Bogen erzeugen; wie die „Hafen“ die größern Einbuchtungen einschließen: so hat auch der Dünenwall der Nehrung, zur Ruhe kommend, solche Vorsprünge und Buchten gehabt. Jetzt wo die ganze Nehrung sich in einer Auflösung, einer Revolutionsperiode gleichsam, befindet, sind alle Cirkusbildungen zerstört; es herrscht der gleichmäßige, mauerartige Abfall vor, und nur hie und da kommt es zu neuen versuchsweisen Gestaltungen jener Art.

Als die Cirkusbildungen in langer Reihe sich an einander schlossen, ein dichter Urwald die Abhänge und die Gipfel der Sandhügel bedeckte, war nichts natürlicher, als daß die Menschen sich in der umschlossenen Ebene eines solchen Cirkus, der Arena ansiedelten. Hier traf kaum der Ostwind ihre geschützten Hütten; die Westwinde wehten über den Wald hinweg, hörbar aber nicht fühlbar. Der feuchte Sandboden einer solchen Arena gewährte ihnen Weide und Ackerland. Vor ihnen lag das Haff mit ihren Fischerfähen.

In jener Urzeit der Nehrung — und für uns ist diese an sich naheliegende Kulturperiode der Nehrung eine Urzeit — mögen alle Dörfer diesen Charakter gehabt haben, vielleicht mit Ausnahme von Pillkoppen, das von jeher an dem Dünentief gelegen haben muß. Das Schicksal hat uns glücklicherweise eines dieser Cirkusdörfer noch vollkommen erhalten: das in die Urwald-bedeckten Dünen gebettete Schwarzort, und ein anderes noch kurz vor der Zerstörung gerettet: das seltsame Nidden. Wahrscheinlich ist einst auch das vor wenigen Jahrzehnten verschüttete Karwaiten und Regeln (beide zwischen Nidden und Rossitten gelegen) ein solches Cirkusdorf gewesen; wir vermögen es aber nicht zu bestimmen,

da die Nachrichten über die Existenz dieser Ortschaften sehr dürftig sind, von ihrer Gestalt und Lage uns aber nichts überliefert worden ist. Von Stangenwalde, Alt- und Neu-Lattenwalde, sowie Kahlland wissen wir kaum mehr als die bloßen Namen. Kahlland wird indessen, wie jetzt noch Sarkau, ein Haidedorf gewesen sein.

Ganz verschieden von den Dünenendörfern, welche der Urzeit angehören, sind die in der neueren Zeit, der Revolutionsperiode, entstandenen Stranddörfer. So lange die Dünen fest dalagen, suchten die Menschen Schutz in den tiefen Einbuchtungen; als die Dünen zu wandern begannen und die Wohnstätten verschütteten, bauten die Menschen sich so ferne als möglich von dem Dünenwalde, in der Nähe des Hafses, auf dem Vorlande an, welches so häufig zwischen beiden gefunden wird. So entstanden die Stranddörfer, eine Reihe von Wohnstätten neben dem Haff; der eine Giebel des Hauses gegen das Gewässer, der andere gegen den Dünenwall gerichtet; die Häuser von einander durch Plätze oder Gärtchen getrennt. Eine solche neue Ansiedelung war unzweifelhaft das jetzt zerstörte Neu-Billkoppn, ist es noch das Dorf Preil und Perwell, nördlich von Nidden. Naturgemäß wird auch jede fernere Ansiedelung ein solches Stranddorf sein, so lange nicht die Dünen zum Stehen gebracht und bewaldet sind, oder der ganze jetzige Dünenwall sich im Haffe verloren haben wird.

Diesen Stranddörfern droht aber eine doppelte Gefahr. Der Dünenwall wird sie unzweifelhaft einst erreichen und verschütten; es kann von ihm ein Ausläufer ausgehen, die Graसेbenen überwehen und das Dorf versanden. Diese Gefahr liegt aber doch in einer gewissen Zukunft. Unablässig nagt indessen das Haff an dem Strande, darauf die Häuser stehen, und nöthigt die Bewohner weiter landeinwärts zu rücken. Wir finden an solchen Orten daher oft Bäume, die mit ihren Wurzeln hoch über das Wasser ragen, weil die Fluthen den Sand fortgespült haben. Wie an dem Ellernwalde zwischen Grenz und Sarkau hat das Eis die

Wurzeln zerstört, die Bäume umgestürzt. Von dem „armseligen“ Negeln berichtete Sachmann: „Borne geht das Gaff dicht bis an die Häuser, gleich hinter denselben liegt ein Ellernbruch, das aber schon meistens durch sehr hohe Sturzberge versandet ist. Besonders liegt im Südwesten ein ganz flacher Berg, der baldigen Untergang droht.“

Alt=Billkoppen stellt in sofern auch ein Stranddorf dar, als es wie Neu=Billkoppen, Preil und Bertwell auf der Grasebene zwischen dem Dünenwalle und dem Gaff liegt; es unterscheidet sich von ihnen aber ganz bestimmt dadurch, daß es nicht dem Gaffe und dem Walle parallel liegt, sondern auf einer zwischen beiden im rechten Winkel gezogenen Linie, beinahe in der Richtung der Spalte, welche hier den Dünenwall durchschneidet. Dieses Billkoppen ist unzweifelhaft ein altes Dorf der Nehrung, eine Ansiedelung am Fuße und im Schutze der einstigen Ritterburg Neuhaus. Das Dünentief muß von jeher versandet gewesen sein, wie die kahlen Zwischenräume zwischen den umherirrenden Bergen nördlich von Rossitten, weil der Wind solche Spalten unausgesetzt fegt und von Sande rein hält.

Die eigenthümliche Lage Alt=Billkoppens wird bestimmt durch die Richtung des Dünentiefes (vielleicht war hier einst ein wirkliches Bassertief, als Ausfluß des Memelstromes) und den traditionellen Einfluß der einstigen Burg. Denn ohne diese Umstände bleibt es unerklärlich, warum das Dorf sich dem gefährlichen Dünenwalle nähert und nicht lieber zu einem Stranddorfe geworden ist.

Ridden ist ein ausgebildetes Cirkusdorf. Es liegt in dem weiten Amphitheater, weich und warm gebettet, wie in einem Neste, und darf jetzt mit Ruhe auf die beiden Berge, den Urbo- und Angiu=Rains blicken, welche noch vor vierzig Jahren Sachmann zu dem Ausspruche bewogen, „daß hier kaum noch möglich Rettung zu verschaffen.“ Im Südwesten stehen nur noch ein

paar Bäume als die Reste des einstigen Waldes. Im Nordwesten aber erfreut ein kleiner, köstlicher Duft spendender Kiefernwald, begrenzt von den weiß schimmernden Sandabhängen des „Schlangenberges“ (angiu kálnas), den Wanderer. Als die Sandberge über den Rand des Cirkus flossen und das Dorf vollständig zu vernichten drohten, haute sich ein Theil der Einwohner im Schutze dieses Waldes an. Etwa ein Duzend ihrer Häuser steht hier neben einander, alle mit dem Giebel gegen das Haff gerichtet. Dieser Theil von Nidden wird die Krusdyne genannt. Eigentlich müßte er Skrusdyne (Ameisendorf) heißen, sei's daß hier früher viele Ameisen gelebt, sei's daß die Einwohner, nach gewohnter littauischer Art, der neuen Ansiedelung diesen Scherznamen gegeben haben.

Ein Sandausläufer, der vom Angiu-Kálnas ausgegangen, trennt, wie ein Lavaström, die Krusdyne vom eigentlichen Dorf; auf ihm liegt der Kirchhof mit seinen einfachen Holzkreuzen.

Hinter dem „Ameisendorf“ liegt zwischen dem Walde, der sich weiter nach Norden hinzieht, und dem Haff wiederum ein Sandhügel; und gleich dahinter, halb im Sande vergraben, stehen fünf Häuser, die mit ihren schwarzen Rohrdächern, ohne Schornsteine vollkommen den Eindruck von Särgen machen. Auch sie haben die Giebel nach dem Haffe gekehrt und liegen in fast gleichen Zwischenräumen parallel neben einander. Hier wohnen geflüchtete Einwohner des verschütteten Dorfes Negeln, das die hier ansässigen Kuren (Letten) Ugele oder Uigela nannten. Der Spott verschont selbst das Unglück nicht. Die Niddener nennen diese fünf Sarghütten Purvien (purvynas), das heißt Schmutzdorf, von den kothigen Wasserlachen des nahen Waldes. Die sozialen Verhältnisse der Bewohner sollen damit keinesweges bezeichnet werden; denn purvas ist immer nur der Koth als Mischung von Wasser und Erde, während der üblere Schmutz szúdas heißt, und ein beliebtes Schimpfwort daher szúd-vabalís (Schmutzfäßer) lautet.

Ganz verschieden von den neben einander gereihten Häusern der Krusdiene und Burmiens liegen die Häuser in dem eigentlichen Dorfe Nidden alle bunt durcheinander, obwohl auch hier die Richtung des Hauses mit dem einen Giebel nach dem Haffe zu im Allgemeinen festgehalten wird. Fast alle sind von Holz erbaut, nur wenige mit Dachpfannen gedeckt, darunter die Kirche — ursprünglich Posthalterei — das Pfarrhaus, ein sauberes Haus in der Krusdiene und das Wohnhaus des Gastwirths. Das letztere ragt gleich beim Eintritt stolz in die Höhe, unter all den einfachen Genossen mit der Bedeutung eines „Schlosses.“ Aber sein Herr weiß auch zu repräsentiren! Er besitzt — der einzige Mann in Nidden — hinter seinem Hofe ein Ackerfeld von einigen Morgen (den flachen, niedrigeren Theil des Dünencircus), in welchem er nicht bloß Kartoffeln sondern auch Getreide baut, labbiba „das liebe gute“, wie es die Letten nennen; er besitzt ferner eine Reihe von Pferden und Kühen, Fischerkähne und Geräthe; er ist vor Allem der einzige Gastwirth im Dorfe, der den Leuten den Branntwein mischt, damit er ihnen nicht schade; und wehe wer ihm ein einzig Wörtlein drein zu reden wagte! In der Kirche prangt sein „Stand“, natürlich dunkelblau gestrichen, mit einem vielbedeutenden: „Blode“, dicht neben dem Altar, während allen anderen Kirchenbesuchern, als bloßen „Nummern“, die gewöhnlichen Holzbänke angewiesen sind. Hinter seinem Hause steht auf einem Pfahle eine kolossale Schiffsgallion, eine Dame mit lockigem Haar und seegrünem Gewande, Ellen Crawford — die abgeschlagene Nase hat ihr ein reisender Künstler restaurirt — und blickt gar melancholisch in das Fenster des glücklichen Mannes. Der Reisende aber ist ganz in seine Hand gegeben. Indessen, wie sehr er seiner Macht bewußt, er weiß von ihr einen diskreten Gebrauch zu machen. Er wies mich in ein freundliches Zimmer mit dem Blick auf das weite Haff; und wenn an den Wänden auch nicht die vollendetsten Gemälde prangten, so versprach dafür

ein Band Shakespeare in der Ursprache, das Vermächtniß eines gestrandeten englischen Kapitäns, Unterhaltung nach den weiten Gängen durch die Sandwüsten.

Und im Ernst, ich habe über meinen Wirth nicht zu klagen gehabt; wenn auch nicht „wundermild“, so war er mir doch ein aufmerksamer Gastgeber, ein freundlicher Erzähler und treuer Rathher. Er tischte das Mögliche, und oft selbst Unmögliches auf: den feinsten Stör, gebratene Hühnchen und vortrefflichen Thee. Jeden Morgen erschien ein Teller voll des fettesten Gebäcks und auf dem Grunde der gemalten Platte las ich immer mit Genugthuung den freundlichen Wunsch:

„Jeder Morgen
Ohne Sorgen!“

Das Sopha bildete allerdings einen entschiedenen Kontrast zu dem weichen Dünenande, aber die „Krähensfedern“ des Bettes mit den bunt-gestreiften und „karrirten“ Bettstücken — ein jedes hatte ein anderes Muster! — waren dafür tadellos. Nur der „Himmel“ über dem Bette, unter dem noch meine neuesten Vorgänger so sanft geruht, war verschwunden.

Doch warum ich dieses Alles darstelle? — Weil ich auch einmal „des trockenen Lones satt“ und meinen Nachfolgern, die sich vor den Schrecken (darunter den Krähensfedern) Niddens fürchten, ein wahrheitsgetreues Bild zu geben verpflichtet bin.

Wenn mir vor Jahren ein Freund ein Gemälde von dem Dorfe Nidden entworfen hätte, wie ich es in Wahrheit gesehen, von der einsamen, insularen Lage, den arbeitsamen, glücklichen, fast wunschlosen Menschen, ihrer rührenden Naivetät und dem gläubigen Gottvertrauen, das ihnen eine Zufriedenheit und Heiterkeit gewährt, wie sie nur Dichter träumen, indem sie uns die Zustände des goldenen Zeitalters zu schildern versuchen; wenn er mir erzählt hätte von den imposanten Erscheinungen dieser Fischer,

namentlich der Frauen, die in ihrer statuarischen Ruhe nur mit reichgesegneten Völkern des fernen Südens verglichen werden können; von ihrer eigenthümlichen Tracht, die an die Frauen Capri's gemahnt; ihrem unerhörten Gesange, vor welchem gefeierte Kompositionen ihre Wirkung einbüßen; wenn er mir erzählt hätte von dieser Natur, diesen wandernden Bergen und verschütteten Wäldern, in deren Mitten diese Menschen wohnen, unbekümmert, abgeschlossen, selig, wie die Lotophagen des griechischen Dichters: — ich würde ungläubig mit dem Kopfe geschüttelt und gewähnt haben, die Schilderung eines Dichters, mindestens eines Entdeckers zu vernehmen, der die Dinge nach den ersten subjektiven Eindrücken beurtheilte und das Verlangen stellte, es sollten auch Andere durch ähnlich gefärbte Gläser sie betrachten.

In diese Lage, in welcher ich mich solchen Erzählungen gegenüber befunden haben würde, werde ich wahrscheinlich den Leser versehen, der sich für meine Darstellung interessirt. Um so mehr aber fühle ich die Verpflichtung mich nur bei Thatfachen zu verweilen und von meiner Auffassung nur so viel hinzuzuthun als das künstlerische Kolorit es verlangt.

Als ich um eine Ecke trat und das Dorf vor mir lag, saßen neben einem ärmlichen Hause zu meiner Linken zwei Frauen; die eine, eine Großmutter, in der Hausthüre, ganz in dunkle Gewänder gehüllt, den Kopf von einem ähnlichen schweren Tuche umwunden, blickte mit starren Augen in die Luft, als sei sie erblindet oder so tief in geistige Betrachtung versunken, daß die Welt vor ihren Blicken zerfließe. Die andere, eine jüngere Frau, wahrscheinlich ihre Tochter, kauerte in einer Stellung am Boden, die ihr den Eindruck einer Betenden gab. Die Augen zu Boden geschlagen, die Hände um die Kniee herum gefaltet. Auch sie war ganz dunkel gekleidet. Die scharfen Formen, die starre Ruhe gaben beiden Gestalten etwas so Versteintes, daß ich an ägyptische Götterbilder, mindestens an eine Sphinx denken mußte.

Sie achteten meiner nicht. Auch ich schritt leise vorüber, ohne Gruß, um sie nicht zu stören.

Wenige Tage darauf war das Bild vor dieser Thüre verändert. Zwei Kinder saßen davor, ein holdseliges Mädchen, das wohlgeformte Köpfchen fest mit einem dunkelblauen Tuche umschlungen und neben ihr ein Knabe mit einer rothumbränten Soldatenmütze. Sie schälten emsig Kartoffeln und warfen von Zeit zu Zeit einen Blick auf eine Katze, die schnurrend neben ihnen saß. So einfach war diese Scene, man hätte sie für ein lebendes Bild nach einem gemalten halten können.

In früheren Zeiten war es dem Wanderer, noch mehr dem Pilger, eine liebe Pflicht, sobald er einen Ort betrat, in die Kirche zu gehen und seinen Dank für das glückliche Erreichen des Tageszieles auszusprechen. Folgen wir dieser so natürlichen Mahnung. Werden doch in dieser Natur, unter diesen Menschen unsere Gedanken andere Gedanken, als da draußen in der lebhaften Welt, die sich der Einsamkeit nicht mehr bewußt wird.

Der deutsche Gottesdienst, welcher um neun ein halb Uhr beginnt, war zu Ende; um elf ein halb Uhr versammeln sich die nur lettisch oder littauiſch redenden Bewohner; Viele, die des Deutschen ebenfalls mächtig, besuchen beide Hälften des Gottesdienstes, ohne zu ermüden.

Als ich in die Nähe der Kirche kam, welche beinahe nur durch den ihr gegenüber stehenden hölzernen Stapelthurm mit seiner Glocke als Gotteshaus erkennbar gemacht ist, schlug mir ein vollstimmiger kräftiger, polyphoner Gesang an das Ohr. Noch ganz in hergebrachten Vorstellungen befangen, meinte ich, der Kantor habe die Menschen so vortrefflich singen gelehrt. — Ich trat hinein. — Der niedrige Raum, die Decke von hölzernen Ständern getragen, die oblongen Fenster an dreien Seiten gemahnten an eine große Landschulstube. Aber der reichgeputzte Altar mit sechs Wachslichten, gestickten Decken, darüber die Kanzel,

betonte doch die Bestimmung des Saales. Kronen von Bändern und Flittergold, Glaskügelchen und kleine Gegenstände, die ich als Kinderspielsachen bezeichnen darf, hingen von der Decke um den Altar. Die Menschen hatten ihn als eine ihnen liebe, ehrwürdige Stelle in kindlicher Art geschmückt. Kein Bild, kein Denkmal an den vollkommen kahlen Wänden.

Ich nahm auf einer der hölzernen Bänke Platz; der ganze Raum war mit Menschen gefüllt; die Männer saßen auf der linken, die Frauen auf der rechten Seite, durch einen mittleren Gang von einander getrennt. Jeder Eintretende machte erst eine Verbeugung gegen den Altar, dann kniete er auf seinem Platze nieder und sprach ein kurzes Gebet.

Mitten unter den Singenden umrauschte mich der Gesang wie die Wogen eines vom Sturme aufgewühlten Meeres. Keine Orgel begleitete ihn.

Ein Mann neben mir mit blondem Haar und blauen Augen sah mich treuherzig an und reichte mir, das gesungene Lied aufschlagend, ein deutsches Gesangbuch; die Gemeinde sang die littauische Uebersetzung. Während des Gesanges hatte ich Zeit, die sonderbare Versammlung zu überschauen.

Ich habe einmal gelesen, wie ein verirrter Weltmann in einem tiefen Walde auf eine Gemeinde frommer, wegen ihres Glaubens verfolgter Menschen trifft; wie er eine Stunde unter ihnen verweilt; wie eine Wandlung in seiner Seele vorgeht, nachdem er anfangs mit spöttischer Empfindung auf die sonderbaren Formen und eigenthümlichen Lieder geblickt; wie aus dem Weltkinde ein anderer geistiger Mensch ersteht, der sich zu dem Glauben der Verfolgten bekennt und ihr eifrigster Apostel wird.

Ich hätte mich in einer ähnlichen Lage glauben können.

Schon die Tracht der Männer wie der Frauen berührte mich gar sonderbar.

Es trug nicht wenig zu dem Eindrücke bei, daß die Männer das Haar rund geschritten trugen, oft bis auf die Hälfte der Stirn reichend, wie wir es auf Bildern von Puritanern zu sehen gewöhnt sind, oder auf dem schönen Gemälde von Bautier, welches das Innere einer Schweizer Kirche darstellt. Keiner der Männer trug einen Rock. Entweder waren sie mit einer Tuchjacke bekleidet, an welcher der Kragen immer in die Höhe stand, oder bloß mit einer Tuchweste, die oft mit rothen oder blauen seidenen Bändchen am Rücken zusammengeschnürt war. Bei Keinem fehlte die saubere Wirkung eines weißen Hemdes — wenn auch von grober selbstgewebter Leinwand — mit breit übergeschlagenem Kragen. Viele hatten über dem weißen Hemde noch eine gestricke wollene Jacke, weiß mit blauen oder schwarzen Blümchen. Der Stoff, aus welchem Jacken und Westen verfertigt, war entweder dunkles, meist blaues Tuch, oder ein anderes, oft bunt karrirtes wollenes Zeug. Um den Hals trug ein Jeder ein dickes wollenes oder baumwollenes Tuch.

Bei den Frauen ließen sich die Mädchen von den verheiratheten Frauen und diese wieder von den Wittwen unterscheiden. Die Mädchen hatten ein dunkles Tuch, die sogenannte Muturas, so fest und so tief um den Kopf gebunden, daß auch nicht eine Haarflechte sichtbar wurde. Ein auffallend feines und weißes Hemde bedeckte Brust und Hals und die Arme. Es wurde von einem Nieder umschlossen, ungefähr wie es die Schweizerinnen noch heute tragen. Immer besteht das Hemde aus dem obern, sichtbaren, feinen, das in Littauen *pápetés*, hier aber, in verdorbenem Lettisch, *virspusse* genannt wird, während der untere, verdeckte, gröbere Theil littauisch *padürkai* heißt. Der Rock, die sogenannte Marginne (von *margas*, bunt) besteht aus einem buntgestreiften wollenen Zeuge in allen nur denkbaren Farben, von bedeutender Weite und daher hundertfach gefaltet. Hiedurch tritt aber eine Vermischung der kontrastirenden Farben ein, welche

schließlich ganz harmonisch wirkt. Feine weiße Strümpfe (zekes) und Schuhe (kürpes) bedecken den Fuß. In Littauen pflegen die Mädchen haarfuß ihr Dorf zu verlassen und erst kurz vor dem Betreten des Kirchdorfes die Schuhe und Strümpfe anzulegen; hier machen die Bewohner der Dörfer Preil und Bertwelt, welche zu Nidden gehören, es vielleicht eben so; doch habe ich es nicht gesehen.

Die verheiratheten Frauen haben niemals ein Nieder, sondern immer eine wollene Jacke, meist von dunkler Farbe; zuweilen aber ist sie ganz weiß. Um den Hals tragen sie ein dickes gefaltetes wollenes Tuch geschlungen, in der Weise, daß die beiden Zipfel auf dem Rücken mit einander verbunden sind. Dieses Tuch, zumal wenn es dunkel ist und mit der weißen wollenen Jacke kontrastirt, giebt ihnen den Ausdruck einer gewissen förmlichen Würde, raubt aber auch die Grazie, und erscheint fast wie ein bloßer Schutz gegen Erkältung. Man würde aber die Absichten dieser Menschen mißverstehen, wollte man annehmen, sie trügen ihren Sonntagsstaat zum Schutze gegen Wetter und Kälte. In der Hauptsache ist er ein Gegenstand des Putzes. Gerade so tragen in manchen Gegenden Littauens die Männer die schwersten Pelze, sobald sie zur Kirche ziehen, gleichviel, ob die Thermometerskala 25 Grade unter oder über Null steht.

Die Tracht der Wittwen entspricht im Ganzen der Kleidung der Frauen; nur tragen sie unter dem großen dunklen Kopftuche eine helle Mütze von Rattun, welche am Hinterhaupte sichtbar bleibt.

Der Eindruck, welchen diese Gemeinde auf mich machte, war ein würdevoll feierlicher. Unbeweglich, als wären es Steinbilder, saßen Männer wie Frauen in ihren Bänken, den Blick fest auf das Buch geheftet, aus dem sie die Worte zu ihrem Gesange entnahmen. Ein Jeder sang, sang mit einer Hingebung, fast Inbrunst, wie es nicht oft zu finden; vielleicht schon darum, weil

keine Orgel den Gesang begleitete oder ergänzte. So fühlte jeder gleichsam die Verpflichtung, durch seine Stimme zum Gelingen beizutragen. Ueberdies sind die Littauer wie Letten ein gesangseliges Volk, die keine Arbeit ohne eine dabei gesungene Daina verrichten und am Singen selber ihre Freude haben. Nur würde man einen argen Verstoß begehen, wenn man das Singen in der Kirche als ein dainūti — Daina-singen — bezeichnen wollte; das Singen eines geistlichen Liedes (gėsmė) kann nur ein gėdōti sein.

Und da sie an die Begleitung von musikalischen Instrumenten — wie alle Naturvölker — nicht gewöhnt sind, so singen sie am liebsten auch ohne Orgel. Ja, es ist der Fall vorgekommen, zum Beispiel in dem Dorfe Inse, — im Memeldelta — daß eine durch ihren Gesang berühmte Gemeinde ihre Gesangeskunst einbüßte, als in ihre Kirche eine Orgel eingeführt wurde.

Wo sie noch frei und aus eigener Kraft ihren Gesang anstimmen, da haben sie aus den überkommenen Chormelodien etwas so Wunderbares gemacht, daß ich noch jetzt vor der Erscheinung wie vor einem Räthsel stehe. Sie haben gleichsam ein krystallinisches Gebilde geschaffen, das uns in ein ähnliches Erstaunen setzt wie eine Krystallhöhle mit allen ihren zarten Zaubergebilden mitten in dem starren, formlosen Granit des Urgebirges.

Sie singen die Melodie niemals langsam, schleppend, gleichsam zögernd, wie in unsern protestantischen Kirchen. Fest und rhythmisch scharf, wie der Tritt eines dem Feinde entgegenziehenden Heeres, schreitet die Melodie einher, ergeben, aber bestimmt, und beinahe freudig. Keine Pause unterbricht den Gang des Liedes; es rauscht dahin wie ein Gießbach, der schäumend über Klippen bricht. Aber die Melodie wird von den gesangkundigen Menschen gleichsam nur als ein musikalisches Thema behandelt. Sie variiren es in jedem Augenblick; die verschiedenen Männer-

und Frauenstimmen werfen es einander zu, nehmen die Melodie auf, balanciren sie gleichsam mit einer unglaublichen Verwegenheit, aber furchtlos, fest, weil des Gelingens sicher. Jetzt führt der Männerchor den *cantus firmus*, und die anderen Stimmen umranken und umspielen die Melodie mit Figuren und seltsamen Triolen. Ein paar Frauenstimmen wagen ein jubilirendes Aufjubeln, wie Lerchen, und wirbeln und trillern in einer erstaunlichen Höhe, so daß ich zwischen den Bässen und dem höchsten Sopran einen Unterschied von fast vier Octaven zu vernehmen glaubte. Dann ergreift der Alt — die verheiratheten Frauen etwa, denn von einer wirklichen musikalischen Stimmeneintheilung ist hier, wo es sich um einen reinen Naturgesang handelt, nicht die Rede — die Melodie. Nun ist an die Männer die Reihe gekommen sich in Variationen zu ergehen, und sie singen in mehr würdiger Weise als der leichte Sopran, fast immer in Triolen, die mich an die berühmte Tassomelodie der venezianischen Gondoliere erinnerte. Eine Weile scheint wohl der Gesang zu schwanken. Da setzt eine Stimme kräftig ein, die andern folgen ihr, und nun erhebt sich ein Unifono von einer so gewaltigen Wirkung, daß uns jede Fiber erzittert.

Ich kenne nichts, was ich dem Gesange dieser Niddener Fischer vergleichen könnte. Hier ist kein Kunstprodukt, kein Resultat ungeheurer Anstrengungen, keine raffinirte Berechnung. Wie eine Pflanze, oder wie ein Baum mit seinen Ästen, Zweigen, Blättern und Blüthen, ist der Gesang aufgegangen und aufgewachsen und Keiner hat etwas dazu gethan oder von ihm abgenommen. Dort ist Menschenwerk, hier ein Werk der Natur. Man kann sie vielleicht eben so wenig mit einander vergleichen, wie eine gemalte Pflanze mit ihrem Urbilde.

Aber ich glaube ein geistvoller Musiker würde sein Glück machen, wenn er den eigenartigen Gesang studirte und künstlerisch zu bilden versuchte. Er müßte freilich von Allem, was er bis

dahin gehört, absehen; er müßte sich in diese Tonwelt versenken können, mit der ganzen liebevollen Hingebung, mit der eine neue Sprache gelernt sein will, oder die Musik des Meeres begriffen. Vielleicht daß hier in der That ein Kunstwerk der Zukunft verborgen liegt, kein bloßes Traumbild. — —

Wie der Pfarrer in Nidden zugleich Schullehrer, so ist der Küster Kantor und Kirchendiener in einer Person. Als alter „Ausgedinger“, der sein Besitztum an den Sohn oder die Tochter abgegeben hat, widmet er sich seinen Pflichten mit ganzer Hingebung. Wenn ein Lied anzustimmen, steht er, der freundlich würdige Mann mit weißem Haar, silberner Brille und blauer Jacke —, auf, nennt das Lied und setzt sofort mit klarer Stimme ein. Naht der Gesang dem Ende, so ruft er den Pfarrer. Er geht während des Singens auch mit dem „Klingbeutel“ umher. Aber die Schellen, womit man früher Schläfer oder lässige Zahler zu ermuntern pflegte, indem der Küster den klingenden Beutel vor ihren Ohren schüttelte, sind längst hier abgeschafft, und unser freundlicher Altler ist so feinführend, daß er mit dem Beutel nicht einmal zu jedem Einzelnen, sondern nur an das Ende der Bank tritt und einen Augenblick abwartet, ob Jemand ihm spenden werde.

Tritt der Pfarrer ein, so stehen die Jünglinge und Mädchen auf; beginnt er die Liturgie, so knieet die ganze Gemeinde nieder. Wiederholt intonirt der Prediger den Gesang und die Gemeinde fällt voll und kräftig ein.

Auch während der Predigt und nach ihr wurde unermüdet und mit ganzer Freude gesungen, obwohl viele der Anwesenden sich bereits seit länger als drei Stunden in der Kirche befanden.

Als der letzte Vers verklungen war, trat der Pfarrer noch ein Mal auf den Altar und ertheilte der knieenden Gemeinde den Segen. Auch nach seiner Entfernung verharrte sie im tiefsten Schweigen, knieend, betend, eine lange Zeit. Es war so stille,

daß sich auch nicht ein Laut im Gotteshause regte. Nur die Schwalben flogen draußen zwitschernd an den Fenstern vorüber. — Auf dem Fußboden zitterten die Sonnenstrahlen. — Hier ging in Wahrheit ein Engel durch den geweihten Raum.

Es liegt ein unsagbarer Friede über dem Dorf und den Menschen. Sie sprechen leise mit einander; die Kinder spielen ruhig auf der sandigen Straße. Ich habe während meiner Anwesenheit kein einziges lautes Wort gehört, noch weniger eine Roheit. Es kam mir sogar vor, als ob sie selbst der Neugierde baar wären. Wenn ich sie fragte, so antworteten sie ruhig und bescheiden und ohne jede Verlegenheit, obwohl ihnen die deutsche Sprache nicht leicht wurde. Vielleicht hätten sie in der religiösen Sphäre sich leichter auszudrücken vermocht, wengleich ich auch hier Schwierigkeiten begegnete, indem ein Fischer z. B. malóné (Gnade) mit malúnas (Mühle) verwechselte; Fragen, die über das Gewöhnliche hinausgingen, machten ihnen zu schaffen. Sprachen sie untereinander in dem halbverdorbenen Lettisch, so floß es von ihrem Munde; die deutsche Sprache handhabten sie aber wie einen seltenen, vornehmen Gegenstand. Sie redeten langsam und bewegten sich nur in gebildeten, weil angelernten Reden und Wendungen. Sie machten ungefähr den Eindruck, wie ein deutscher Professor, der sich mit einem altrömischen Lazzaroni unterhalten sollte und statt der volksmäßigen Ausdrücke bloß ciceronianische Phrasen im Munde führte. Noch sonderbarer klang es, wenn ein deutscher, der verwilderten städtischen Weise angehöriger Ausdruck, den sie etwa in Memel aufgeschnappt haben mochten, von ihnen gebraucht wurde. Wenn ich Reden vernahm, wie: „Der Wind beginnt bereits mäßiger zu werden“ — oder: „Wie, der Engellien ist noch nicht da? Ist der Kerl toll?“ so sah ich jedesmal unwillkürlich den Sprechenden an, ob er sich nicht etwa bloß

verkleidet habe, ein Städter in Fischertracht. Es muß dieses um so mehr auffallen, als die einfachen Landleute, die Fischer, sonst nur plattdeutsch reden. Die Kuren sprechen aber niemals plattdeutsch, sondern immer nur das reinste Hochdeutsch, wie sie es in der Schule lernen. Sie haben kaum ein Bewußtsein ihrer Nationalität und noch weniger das Verlangen sie zu bewahren; das Deutsche vertritt ihnen die Kultur, die Vornehmheit; sie hören diese Sprache in den Städten. So lernen sie es gern und freudig. Viele von den Söhnen gehen auf die Kriegsmarine, kehren nach einigen Jahren als vollkommene Deutsche zurück und führen die Sprache wohl gar in ihrer Familie ein. Der Unterricht in der Schule ist deutsch. Denn das Littauische liegt den Leuten fast eben so fern als das Deutsche, der Lehrer aber versteht das Lettische nicht; so bleibt nur der deutsche Unterricht als der naturgemäße übrig. Die alten Männer, wenn man sie fragt, wo sie das Deutsche so gut reden gelernt, erwiedern freudig: „Das danken wir dem alten Dimzait, der jetzt in Schwarzort lebt; der hat uns das Deutsche gut eingebläut und wir wünschen, daß auch unsere Kinder es lernen mögen!“ — Zwar wird in den Familien noch allgemein lettisch gesprochen, die Frauen verstehen oft kaum ein paar Worte deutsch, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß schon in wenigen Jahrzehnten das lettische Idiom so gut wie ausgestorben sein wird. In Sarkau, Rossitten tritt das Lettische nur noch als Ausnahme auf, so daß man diese Orte bereits als rein deutsche bezeichnet. Und doch sagt Sachmann (1825): „In Sarkau fängt auch die kurische Sprache an und erstreckt sich über die ganze Nehrung, jedoch untermischt mit deutsch und littauisch, wodurch die Kultivirung der Einsassen sehr erschwert wird. Sie wird für ein Ueberbleibsel der altpreussischen Sprache gehalten.“ Letzteres ist bekanntlich nicht der Fall. Wir entnehmen indessen aus dieser Mittheilung, daß die lettische Sprache damals die herrschende war. Jetzt beginnt schon Piltkoppn, das noch vor we-

nigen Jahren ausschließlich lettisch redete, sich in dem Grade zu verdeutschten, daß der Gottesdienst in Rossitten, wohin das Dorf zur Kirche gehört, nur noch in deutscher Sprache gehalten wird. Der Lehrer in Willkopen versteht kein Wort lettisch oder littauiisch, und unterrichtet seine neun Schulkinder nur in deutscher Sprache. Ja das Deutsche beginnt sogar in den Familien den Vorrang vor dem mißachteten Lettisch zu behaupten.

Auch das Littauiische, die alterthümlichste aller lebenden europäischen Sprachen, macht dem Deutschen Platz. Schon reden ganze Kreise, in denen man im vorigen Jahrhundert kaum ein Wort verstand, nur das Deutsche, und es läßt sich die Zeit absehen, wo das Littauiische eben so ausgestorben sein wird, wie die ihm nahe verwandte Sprache der alten Preußen. Glücklicherweise hat man noch in der zwölften Stunde die Sprache wissenschaftlich fixirt und ihren interessanten Bau, das Gesetz ihrer Entwicklung dargelegt. Die Grammatik Schleicher's, die von Nesselmann und Rhesa gesammelten Dainas und das prachtvolle Gedicht von Donalitius „das Jahr“ bilden einen Schatz, der als ein reicher Gewinn noch von der fernen Nachwelt bewundert werden wird; während von dem Altpreußischen kaum etwas Anderes übrig geblieben ist als die Uebersetzung des lutherischen Katechismus aus der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts und eine in neuester Zeit edirte Sammlung von Volabeln. Ich glaube es wäre an der Zeit, auch die letzten Reste der lettischen Sprache, wie sie sich auf der Kurischen Mehrung noch erhalten haben, vor dem gänzlichen Untergange zu retten.

Auf dieser Mehrung ist offenbar Alles in einer Umwandlung begriffen. Wie die Dünen ihren Platz wechseln, so macht die lettische der deutschen Sprache Platz, und an Stelle der hölzernen, mit Rohr gedeckten Häuser tritt das Kulturhaus mit seinem feuersichern Dachpannendach und dem Schornstein.

Der Kure wehrt sich heftig gegen dieses deutsche Haus, das

ihm so kalt, so unheimlich erscheint wie dem Lappländer jedes feste Haus. Und in der That, es liegt in dieser kurischen „Troba“ etwas so Ursprüngliches, Behagliches, daß wir den Widerwillen gegen einen Wechsel begreifen.

Ueber die äußere Physiognomie, die Giebelverzierung, die blau gestrichenen Fensterladen sprach ich schon bei Pillkoppen. Das Innere besteht immer aus zweien scharf gesonderten Hälften, einem großen, die ganze Breite des Hauses einnehmenden Vorraume, und der zweiten Hälfte, in welcher sich die Stuben befinden. Die große Hausflur dient zur Versammlung und zu den wirthschaftlichen Verrichtungen der Hausgenossen. Genau in der Mitte des ganzen Hauses, also auf der mittlern Seite der Hausflur, neben der Wand, welche sie von der Stubenhälfte trennt, befindet sich die Küche, das heißt ein von einer niedrigen Mauereinfassung umgebener Raum, welcher ein wenig tiefer liegt, als der Boden der Flur. Die Einfassung umschließt diesen Küchenraum nicht vollkommen; es befinden sich zwei Eingänge neben der Scheidewand. Mitten in der vertieften Küche brennt das Herdfeuer. Gerade über ihm hängt von dem Balken der Decke ein Haken herab, daran die Kessel zum Sieden befestigt werden. Er befindet sich an einer eisernen Stange, welche — beweglich — mit einer zweiten parallelen Stange verbunden ist, die in eine sägeartige Zahnreihe ausläuft. Auf diese Art wird es möglich den Haken mit dem Kessel nach Bedürfniß höher und tiefer zu stellen. Dieses Hakengestell heißt *Kniebis*, der Haken selbst aber *báse* (lithauisch *vászás*). — Neben dieser Küche (*kükne*), mitten zwischen den Eingängen zu derselben, in der Mauer befindet sich der Backofen und die Oeffnung zum Heizen der Stubenöfen.

Der Rauch von dem Feuer sucht sich einen beliebigen Ausgang. Ursprünglich war wohl der ganze Vorraum (*nàms*, d. h. Haus, lithauisch *namaí*) nicht mit einer Zimmerdecke versehen, wie jetzt. Der Rauch stieg also in die Höhe bis zu dem Rohr=

dache und verzog sich durch die Ritzen und Fugen. Das Haus hat also in dieser Beziehung Aehnlichkeit mit dem altsächsischen gehabt, wie es Walter Scott im Iwanhoe schildert. Jetzt steigt der Rauch zuvörderst bis an die Decke, die geschwärzt und mit Ruß überzogen, metallisch glänzt (daher bei den Römern ‚atrium‘), und weiter durch eine Oeffnung zu dem obern Raume, den die Deutschen Lucht, die Dänen loft nennen. Der Boden der Lucht (virszuvėjas grydis) ist von Holz, der Boden der Flur (apaczovėjas grydis) von Lehm-Estrich, zuweilen auch gebleit.

Die Kuren hängen ihre Geräthschaften, namentlich auch Netze, gern in dem Vorhause oder auf dem Boden auf, damit der Rauch sie durchziehe und vor Verrottung bewahre. Ihr Haupteinwand gegen einen Schornstein besteht daher immer darin, daß sie mit seiner Einführung des konservirenden Rauches verlustig gehen würden.

Die zweite Hälfte des Hauses wird von einer Stube und Kammer eingenommen. Beide dienen zum Wohnen und Schlafen. Meist werden sie durch einen gemeinschaftlichen Ofen erwärmt. Die Fenster- und Thür-Einfassungen sind geschnitz. Der obere Theil steht ein wenig vor und dient dazu, Teller und Tassen und dergleichen Gegenstände aufzunehmen. Die Betten sind sogenannte Himmelbetten, mit leinenen oder kattunen buntgestreiften Vorhängen versehen und seitwärts auszuziehen, so daß zwei Personen darin Raum haben. Zimmer ist das Bett bis hoch unter den „Himmel“ mit Betten und Kissen angefüllt, die vor dem Zubettegehen bis auf die wünschenswerthe Zahl vermindert werden. Da die Kuren das Bett himmelbett, die Gardinen ferhenges und die Unter- und Oberbetten pele nennen, so liegt die Vermuthung nahe, daß sie diese Dinge überhaupt erst von den Deutschen empfangen haben. Für das Kopfkissen haben sie indessen den Ausdruck spilvens und für das Laken pällags.

In einem solchen Hause wohnen und schlafen oft mehrere Generationen mit einander. Der „alte“ Fröse zum Beispiel, der

seinen Vater im Hause hat, seinen Sohn und seine Enkel. Jeder der drei Männer ist verheirathet, jeder schläft mit seiner Frau in dem großen Himmelbette, und alle vertragen sich mit einander, friedlich und gefällig. Der Urgroßvater ist ursprünglich ein Deutscher und hier vor Jahren eingewandert; dann aber ist er „verlittauert“, wie mir sein Sohn, der „alte Fröse“, sagte, und dieser Sohn hat später mit großer Mühe wieder deutsch lernen müssen. Der Enkel spricht deutsch und kurisch, und die Urenkel werden bald nur noch deutsch verstehen.

Kein „Ausgedinge=Vertrag“, keine „Verschreibung“ bestimmt das Verhältniß dieser Menschen zu einander. Während auf der littauischen Seite diese Verträge die Quelle der hartnädigsten Prozesse werden, ja zu Verbrechen Anlaß geben, leben diese Menschen still und ruhig mit einander und essen an demselben Tische. Der erwachsene Sohn, wenn er seiner Militärpflicht genügt, seine Jahre auf der Marine abgedient hat, kommt nach Hause, wählt sich eine Frau, schlägt sein Himmelbett auf, fährt auf den Fischfang, erhält seinen Antheil am Verdienste. Es versteht sich das Alles so sehr von selbst, daß es Keinem einfällt, darüber noch besonders zu reden. Höchstens wird das Haus vergrößert, indem man — immer auf gemeinschaftliche Kosten — auf der andern Seite des Vorhauses ein paar Stuben anbaut, und so das Haus um ein Drittheil verlängert. Dann wohnen Groß- und Urgroßvater mit ihren Frauen auf der einen Seite, der Sohn mit seinen Kindern auf der andern Seite des Hauses. Sind mehrere Söhne vorhanden, so gehen sie „zur See“, oder „heirathen sich irgend wo ein“; oder sie erbauen sich auch, wenn es angeht, ein neues Haus und lösen sich von dem Elternhause los. Alle Fischer haben einen oder mehrere Rähne, mit denen sie Tag und Nacht auf den Fischfang gehen; und da das Haff sehr fischreich ist, so haben sie nicht bloß reichliche Nahrung für sich, sondern auch einen guten Verdienst. In der Herbstzeit, wenn gefährliche Stürme

das Haff aufwühlen, verdient ein mit zwei bis drei Fischern bemannter Kahn oft sechszig bis achtzig Thaler in einer Woche. Darum leben alle diese Menschen zwar einfach, aber nicht eigentlich dürftig. Arbeiten müssen sie immer; aber ihre Arbeit ist keine vergebliche. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn man auf der Nehrung so wohlhabende, freundliche Dörfer antrifft wie Billkoppen und Nidden. Preil und Perwell starren allerdings in Schmutz und Armuth. Doch walten hier besondere ungünstige Umstände ob.

In jedem der Häuser, die ich besuchte, fand ich ein Wand-schränken mit einer großen Zahl deutscher und litthauischer Gesangbücher, Bibeln und geistlicher Erbauungsbücher. Alle standen in dem Schränkchen mit dem Schnitt nach Außen (wie in Persien) oder lagen, soeben benutzt, auf dem großen Tische. Keines erschien neu oder zur Schau hingestellt; die deutlichen Spuren fleißigen Lesens verriethen den religiösen Sinn der Bewohner. Ein bretagnisches Sprüchwort sagt: Wenn Du beten lernen willst, so gehe aufs Meer. Diese Fischer in ihren flachgebauten Rähnen auf dem gefährlichen Haffe mögen wohl ein gleiches Bedürfniß zu beten haben, wie ihre bretagnischen Genossen; sie lesen und singen ihre Kirchenlieder mit Ernst und Hingebung und kennen ihre Bibel aus- und inwendig. Ist es doch kaum möglich, eine verbesserte Uebersetzung der Bibel herauszugeben, da diese Menschen an dem einmal überlieferten Texte mit Zähigkeit festhalten und auch nicht die geringste Abänderung zulassen wollen. Alles was gedruckt ist, halten sie für unfehlbar und wahr. Warum es also nicht lassen, wie sie es von Jugend auf zu lesen gewöhnt gewesen? Kann das Neue auch wahr sein, oder gar wahrer?

Ich fand in einem Hause den „Kelewis“ („Wanderer“, „Pilger“), ein Wochenblatt, das Professor Kurtschat in Königsberg herausgibt. Vorherrschend mit religiöser Färbung und streng konservativ, entspricht die Haltung des Blattes dem Bedürfniß

dieser Menschen durchaus. Ich gestehe, daß ich dieser Richtung nicht angehöre; wenn ich aber diese Fischer betrachte in ihrer sozialen und sittlichen Einfachheit, so erscheint mir jedes auf demokratische Begriffserweiterung und religiöse Aufklärung gerichtetes Bestreben wie eine Verflüchtigung an ihrem reinen, schuldlosen Empfinden. Wenn man sieht, was ihnen Religion und Sitte ist, wie ihr ganzes Dasein von konservativen Anschauungen getränkt ist; welche Hingebung und Treue sie mit den Worten König und Obrigkeit verbinden, so möchte es selbst einem Fanatiker schwer fallen, diesen Frieden mit Bewußtsein zu stören und den Menschen jene Befeligung zu rauben, die ihnen ein möglicherweise falscher Begriff gewährt.

Sechs Tage der Woche sind unfehlbar der Arbeit zu widmen; es sind auch ihnen Werkstage, *dárbo diénos*, während der Sonntag *svè dièna*, der heilige oder Feiertag (*szvènta dièna*), genannt wird.* Sie zählen die Wochentage von eins bis fünf und nennen den Montag *pírma dièna*, den Dienstag *útra dièna*, den Mittwoch *trészia*, den Donnerstag *cèttare*, den Freitag *pík* (wahrscheinlich von *penkì* [lett. *pìts*], fünf) *dièna*; für den Sonnabend (lett. *subatà*) haben sie keinen eigenen Namen. Der Sonntag beginnt aber nicht erst mit Mitternacht, sondern schon am Sonnabend um sechs Uhr Nachmittags. Es ist der heilige Abend (*szvèntas vákars*), der den Fischer vom Wasser, jeden Menschen von seiner Arbeit ruft. Sie waschen sich, sie ziehen reine Hemden und bessere Kleider an und bringen den Abend mit lautem Singen und Beten zu. Kein Familienglied wird sich von dieser Andacht ausschließen. Der Marinesoldat, der auf seinem Schiffe fluchen gelernt hat und ein Freigeist geworden, wird unzweifelhaft mit ganzem Ernst in diesen Gesang einstimmen.

* Die Littauer nennen den Sonntag und nach ihm die ganze Woche *ned'elè*, vom polnischen *ne-dielo*, Nicht-Arbeit.

Man geht früh zu Bette, aber am frühen Sonntagsmorgen vernimmt man wieder die lauten Gefänge der Andächtigen, bis zum Beginne der Kirche. Nach Beendigung derselben wird die Andacht bis zum Abend um sechs Uhr fortgesetzt. Mit dieser Stunde endigt der Feiertag; die Männer werfen ihre Sonntagskleider ab, rüsten den Fischerfahn; die Frauen sitzen auf der Düne am Strande und schauen in die Weite, so lange bis es dunkelt oder die häuslichen Arbeiten sie rufen.

Manche Fischer stehen in dem Rufe ganz besonderer Religiosität. Sie versammeln sich Sonntags Nachmittags bei einem der Genossen, empfangen wohl auch Besuch von dem andern Ufer und bringen Stunden betend und singend hin. Eine solche Versammlung wird *surinkimas* und die Theilnehmer daran *surinkimeninkai* genannt, d. h. die Versammelten. Oft tritt unter ihnen ein „Verkündiger“, *apsakytojis*, auf, der mit gesenkten Augen das Wort Gottes auslegt, und — wie mir ein Geistlicher mittheilte — nicht selten durch scharfes Urtheil, immer aber durch ein vorzügliches Littauisch sich auszeichnet. Das Ohr des Littauerers ist so fein, daß er den geringsten Verstoß gegen seine Sprache übel empfindet. Darum bedarf ein *apsakytojis* vor Allem einer feingebildeten Sprache.

Donalitiüs erzählt: — „Die Littauer haben wirklich keinen schlechten Geschmack und empfinden das geringste vitium in der Konstruktion oder Aussprache des Accents ungemein genau. Ich habe Proben aus der Erfahrung. Es sagte mir einstmal ein angesehenener Mann, der wohl aus dem Grunde littauisch versteht: Ich habe einmal eine Predigt gehört, die Worte waren alle littauisch; aber ich weiß nicht, was er gesagt hat.“ —

Ich fand bei dem „alten Fröse“, der übrigens zugleich „Fischer-schulze“ ist, noch die Zurüstungen von der letzten Versammlung, lange Holzbänke für die gläubigen Besucher. Er sprach über alle Verhältnisse, nach denen ich fragte, frei und sicher, ohne einen

Schein von Befangenheit. Er hatte auch mehrere Jahre hindurch das Amt eines Schiedsmannes verwaltet, zu dessen Pflichten es gehört, streitende Personen, bevor sie sich auf einen Prozeß einlassen, zu vergleichen. Indessen hatte er dieses Amt wegen der Menge der vorgekommenen Fälle niedergelegt. Als ich meine Bertwunderung darüber ausdrückte, daß die Niddener so streitsüchtig, erwiederte er, es seien in manchen Jahren allerdings fünfzehn Fälle vorgekommen, meist aber doch nicht mehr als fünf.

Auf meine Frage, ob sich hier auch Ehetrennungen ereigneten, erwiederte er: „So lange ich denken kann, hat sich noch kein Mann von seiner Frau geschieden. Denn, sehen Sie, lieber Herr, wenn Mann und Frau sich nicht vertragen, dann müssen sie Beide hungern, und da ziehen sie es doch lieber vor, sich zu vertragen.“

Ich lernte später den freundlichen Geistlichen kennen, der mich schon in der Kirche durch seine Stimme — ein schönes Organ thut vielleicht noch mehr wohl als ein schönes Gesicht — und durch seinen Vortrag erfreut hatte. Er theilte mir Folgendes über seine in den Dörfern Nidden, Preil und Perwell lebenden Pfarreingesessenen mit.

Das Kirchspiel enthält 750 Personen. Von diesen besuchen in Nidden 50 bis 60 Kinder die Schule, in Preil, wohin zugleich die Kinder aus dem eine halbe Meile entfernten Perwell kommen, 10 bis 15. Die Zahl der Konfirmanden betrug im Jahre 1868: acht. — Kommunion wird sieben bis acht Mal im Jahre gehalten; es nehmen daran durchschnittlich 75 Personen Theil. Im Jahre 1865 sind 603 Personen zum Abendmahl gegangen, darunter allein am Charfreitag 223, und zu Weihnachten 184. Im Jahre 1866 betrug die Zahl der Kommunikanten: 630, im Jahre 1867: 556.

Die Zahl der Geburten beträgt durchschnittlich 28 das Jahr; uneheliche Geburten sind in 11 Jahren 7 vorgekommen, darunter zwei von einer Mutter.

Getraut sind nach sechsjähriger Fraktion: 5 Paare, gestorben nach derselben Fraktionsdauer: 18 Personen jährlich.

Der Statistiker wird aus diesen Zahlen entnehmen, daß die Verhältnisse dieser Menschen in jeder Beziehung zufriedenstellend sind.

Derselbe Geistliche erzählte mir auch von den Kindtaufen und Hochzeiten der „Nehrunger“, kápininkai, — wie sie sich selber nennen.

Die Kindtaufe — krusted, „Bekreuzung“ — geht gewöhnlich sehr still vorüber. Außer den vier bis sechs Paten, die mit Kaffee und gebratenen Fischen bewirthet werden, sind Gäste nicht gewöhnlich.

Die Hochzeit — kásis — wird dagegen laut und reichlich gefeiert, einen Tag im Hause der Braut und den andern in dem des Bräutigams. Auf der Hochzeit des jungen Fröse, der die Tochter des wohlhabenden Schulzen Gulbis („Schwan“) heirathete, ging es in folgender Weise zu. Nachdem die Gäste sich im Braut- hause versammelt hatten, wurde erst ein geistliches Lied (giésme) gesungen, worauf der Vater der Braut ein Gebet hielt. Dann begab sich die Gesellschaft zur Kirche. Voran zwei Brautführer mit schwarzen, bändergeschmückten Hüten; ihnen zur Seite gingen zwei Brautjungfern mit Blumen und Bändern im Haar. Es folgte das Brautpaar, der Bräutigam (jaunikis, „der Jüngling“, immer so genannt, auch wenn er zufällig ein Greis sein sollte) und die Braut (marti), jener mit einem Strauße, diese mit einem Kranze geschmückt. Daß alle Personen sich in ihrem Sonntagsstaat und höchst faubern Hemdeärmeln befanden, versteht sich von selbst.

Nach der Trauung kamen sofort die beiden Brautjungfern zum Pfarrer, ihn im Namen der Neuvermählten zum Schmause einzuladen. Er erhielt neben dem „Brautwinkel“, der mit Tannen, Goldpapier und Bildern prächtig geschmückt war, den Ehrenplatz und mußte mit den Vätern der Neuvermählten und den Leztern

selbst eine Flasche Wein trinken. Darauf gab es Kaffee und Fladen mit Butter. Die Gäste tranken dazwischen wohl auch ein Schnäpschen oder ein Glas Bier, denn die beiden jungen muntern Brautführer schenkten fleißig ein und nippten zuvor aus jedem Glase.

Erst nach dem Kaffee wurde das eigentliche Mahl aufgetragen: große Schüsseln mit Reis und Rindfleisch. Teller sowie Messer und Gabeln gab es nicht; ein jeder langte mit seinem Löffel (száuksztas) in die Schüssel und aß so viel ihm beliebte.* Nach dem Reis und Fleisch wurden Pflaumen mit Klößen aufgetragen.

Bald nach dem Essen entfernten sich die Gäste, da bei Hochzeiten auf der Nehrung niemals getanzt wird.

Am andern Morgen wurde der Pfarrer wieder ins Hochzeitshaus geladen, wo schon alle Gäste versammelt waren, um sich bei Kaffee, Brod, Butter, eingelegtem Lachs und Bier gütlich zu thun. Jetzt erst, nach dem Essen, wurde die Tochter von den Eltern thränenden Auges dem jungen Ehemann übergeben; darauf begab sich die ganze Gesellschaft in das Haus des jungen Mannes, wo die junge Frau von den Eltern des Bräutigams als Tochter herzlich bewillkommnet wurde. Essen und Trinken beschäftigte auch hier aufs Lebhafteste die Gäste, bis der Abend herannahte und Alle still nach Hause gingen.

Für den Begräbnißschmaus haben die Deutschen in Ostpreußen den jetzt unverständenen Ausdruck Zarm. Derselbe stammt aus dem Altpreußischen und bedeutet Begräbniß, wie noch jetzt im Littauischen szérménys, und bei den Kuren szirminis. Sie nennen den Kirchhof kápas oder kápi (kapai), das heißt die Gräber, oder eigentlich Grabhügel, und bezeichnen mit demselben Namen die ganze Nehrung. Wahrscheinlich ist aber hier gar kein besonderes Empfinden mit im Spiel. „Kirchhof“ heißt ihnen die

* száuksztá palikti, den Löffel fallen lassen, euphemistisch für sterben.

Nehrung, weil sich Hügel an Hügel reiht, wie auf einem Begräbnißplage.

Der Kirchhof von Nidden liegt auf einer Düne, welche nach Art eines Gletschers, oder eines Lavastromes, das eigentliche Dorf von der Krusdiene trennt. Steht man hier oben, so liegt das ganze Haff in weiter Ausdehnung vor dem Auge, mit seinen Fischerkähnen, deren die Niddener allein mehr als sechszig besitzen; aber vom Dorfe sieht man nur die fargartigen Dächer und die Masten, an denen die Fischer die Netze zum Trocknen in die Höhe ziehen. Hinter dem Kirchhofe steht ein Kiefernwald; ein paar dieser Bäume beschatten auch die Gräber. In dem leichten Dünenfande mögen es die Todten trocken genug haben, aber der Wind zerstört die Grabhügel und legt die Wurzeln des Elymus und des Dünenrohres bloß, womit sie auch hier die Gräber bepflanzt haben. Ein Gitterzaun hält das Ganze mühsam zusammen. Dieselben einfachen Denkmäler und Holzkreuze, die wie auf der ganzen Nehrung nur wenige Jahre dem Zahne der Zeit widerstehen, bezeichnen die einsamen Gräber. Mir fiel der schöne Vers von Donalitiuß ein:

'Irgi grozybės jū nei kápas sėns pasiródo.

Gleich einem alten Grab erschien die Schönheit des Felbes.

Ich notirte mir einige Namen: Marike Labrenz — Friedrich Dullies aus Nidden — Johann Sakuth — Lisie Riospel 1868 — Kristop Kondrot 1867 — Urte Beit 1856 — Jacob Matut nebst Dore, Lotte Matut — David Peleikis — David Lokeit.

Die Namen waren auch hier mit einem Messer roh in das Holz geschnitten; zuweilen hatte man eine grelle Farbe in die Vertiefungen gestrichen. Die Kreuze zeigten zweierlei Formen: die gewöhnliche mit einem Kreuzestamm und zweien Armen; andere hatten von der Spitze zu den Armen noch eine Verbindung, eine Art Dach.



Ueber diese Kreuze und das Begräbniß der Niddener habe ich Folgendes erfahren.

Ein Begräbnißschmaus findet nicht Statt. Gewöhnlich geschieht die Bestattung am Sonntage, weil dann alle Fischer zu Hause sind. Der Glöckner macht nach dem Schlusse der littauischen Kirche bekannt, daß eine Beerdigung erfolgen werde; dann begeben sich alle Kirchenbesucher sofort nach dem Trauerhause, wo ein Eingangslied gesungen und vom Pfarrer eine kurze Ansprache gehalten wird. Nach einigen gesungenen Schlußversen tragen Freunde des Hauses, gefolgt von allen Besuchern, den Todten nach dem Kirchhofe. Der Küster läutet mittlerweile die Glocke. An dem Grabe wird der Sarg jedes Mal geöffnet, die Hinterbliebenen küssen den Verstorbenen auf den Mund und streicheln ihm mit der Hand beide Wangen. Ueberaus rührend ist es, wenn Kinder so von dem Todten Abschied nehmen. Darauf wird während eines Gesanges die Leiche eingesenkt, ein Gebet gesprochen und die Gruft zugeworfen.

„Jesus meine Zuversicht“ — singen die Anwesenden. Sind die Todtengräber mit ihrer Arbeit fertig, so macht einer derselben auf dem Hügel ein Kreuz in den Sand, der Segen wird gesprochen, und der achte Vers des Liedes: „O Gott, du frommer Gott“ — beendet die einfache Feier.

Still gehen Alle nach Hause.

An keinem Grabe darf eine Tafel oder ein Kreuz mit dem Namen des Beerdigten fehlen. Das Denkmal wird schon im Zuge dem Todten voraufgetragen und beim Zuschütten des Grabes eingepflanzt.

Ein gewöhnliches Kreuz —  — bezeichnet eines Mannes, ein Kreuz mit einem Dache dagegen —  — das Grab einer Frau oder eines Mädchens.

Es sind freundliche Leute, die Niddener Fischer. Selbst ihr Gruß berührt eigenthümlich. Sie begnügen sich nicht mit einem *läbs rýts* (guten Morgen), *läba diën* (guten Tag) oder *läba nákt* (gute Nacht), sie sprechen in aller Breite und Deutlichkeit: *Dëes (dëvas) düť lab rita* — Gott gebe einen guten Morgen.

Meine Theilnahme für ihre Verhältnisse setzte sie in keine geringe Verwunderung. Daß ein „vornehmer Herr“ — die Vornehmheit ist mit jedem städtischen Rode, mindestens mit jedem Titel eines Beamten verbunden, — nach Nidden komme, um ihre Kirche zu besuchen, zu sehen wie sie wohnten, schien ihnen schon ganz unbegreiflich; pflegten doch Herren aus keinem anderen Grunde mit ihnen zu verkehren, als um sie zur Aufgabe alter überkommener Rechte zu nöthigen und ihnen neue Abgaben aufzuerlegen. Daß aber dieser Fremde sich gar für ihre verachtete Sprache interessirte, brachte sie aus aller Fassung. Wird doch dieses verdorbene Lettisch selbst von den Littauern verachtet, wie viel mehr also von den Deutschen! „Der Herr ist zu Fuß hergekommen — er ist in der Kirche gewesen — er redet freundlich mit Jedem“ — so flüfterte man wohl einander zu. „Ja“ — meinte Einer, — „das hat schon der Bekis gesagt, — wer ein recht vornehmer Herr, der ist gar nicht stolz.“ —

Auch der Dünenaufseher Zander stellte sich mir vor und erklärte sich bereit, mich durch die Plantage zu führen. Eine gewisse kupferne Röthe seiner Nase schien anzudeuten, wie schwer es sei, die erdrückende Einsamkeit dieses Dünendorfes zu extragen, ohne zuweilen Vergessenheit zu suchen; auch hatte er offenbar, trotz des frühen Morgens, bereits vom Vethestrome gekostet. Indessen es war über Nacht auch der längst ersehnte Umschlag des Wetters gekommen. Schon am Abend hatte der Sturm das Hoff gefegt, daß die Wellen sich in Nebel auflösten und eine Art Wasserrauch den Pfad des feuchten „Wolkenboten“ bezeichnete. Die ganze Nacht hindurch hatte es dann geregnet, als gelte es Verfümmtes

einzuholen. Die monatlange erdrückende Hitze war besiegt; kühl wehte die Morgenluft, und von den Kiefern troff das erquickende Raß.

Wir wanderten mit dem freundlichen, unterrichteten und unterrichtenden Geistlichen durch den Wald hinter der Krusdiene. Es ist der letzte Rest des einstigen Urwaldes. Nur noch wenige Jahre und der Angiu-Kalnß, der über ihm hängt, hätte ihn verschüttet wie eine Lawine, die durch einen Bannwald der Alpen stürzt. Freilich wäre hier die Verschüttung Zoll um Zoll erfolgt, ruhig und gelassen, aber mit um so größerer Sicherheit.

Jeder Baum dieses Waldes ist gezählt, gekannt, wie der Hirte einer großen Schafheerde jedes Haupt kennt und unterscheidet. Gleich am Anfange befinden sich zwar noch zwei sogenannte Räucherkaulen — in denen man Fische über einem Feuer von Kieferzapfen räuchert, zwei andere befinden sich unter den wenigen übrig gebliebenen Kiefern hinter dem Blodeschen Grundstücke — im Walde selber darf aber weder ein Mensch wohnen, noch Holz suchen, noch ein Thier auf die Weide treiben. Darum ist der Boden ein einziger weicher Rasenteppich.

Der Staat betrachtet sich als Eigenthümer der ganzen Nehrung und duldet Eigenthumsansprüche der Bewohner nur insoweit, als sie von Alters her oder sonst rechtlich bestehen. Verliert ein Fischer durch Versandung seinen Acker, sein Gärtchen; wird er gar genöthigt sein Haus abzubrechen, weil entweder der Sand es verschüttet, oder das Haß den Grund und Boden unterwäscht, so tritt er dem Staate als Hilfesuchender entgegen, und muß um die Ueberlassung einer neuen Hausstelle bitten. Der Staat, welcher große Summen auf die Kultur der Dünen und die Befestigung der Sandflächen verwendet, geizt aber mit seinem Boden und verweigert namentlich den Aufbau von Häusern in den Waldresten der Nehrung. So müssen sich die armen Fischer einzurichten suchen. Auf der einen Seite bedroht sie die Natur, auf

der andern richtet ihnen der Staat gleichsam eine Mauer auf. In dieser Lage befand sich, als ich in Nidden war, ein Mann, der seine Troba — das heißt sein im Gehriß (litt. saspara) erbautes hölzernes Haus hatte abbrechen müssen, weil die Fluthen des Haffs den Abhang, darauf es stand, unterwaschen. Er war, wegen mangelnden Baugrundes, genöthigt gewesen, einen ganzen Winter in der unbehaglichen Klete zuzubringen und hatte im Sommer ein neues Haus auf einem engen, ungünstigen Raume aufgeführt, daran er eben arbeitete. Jetzt, da das Haus beinahe fertig, hatte ihm die Regierung erlaubt, sich in dem angrenzenden Walde anzubauen, und zu dem Zwecke das Fällen von acht Bäumen verfügt. Leider kam ihm diese Vergünstigung zu spät.

Sie bauen die Häuser hier, wie in Schweden, aus Bohlen, die an den Ecken in einander gefugt werden. Die Ritzen zwischen den Bohlen verstopfen sie sorgfältig mit Moos. Während aber die Schweden die Wände von außen noch mit einer senkrechten Bretterlage bekleiden, — theils der größeren Wärme wegen, theils damit der Regen besser abfließe, — bleiben hier die Wände unbedeckt. Das weit überstehende Rohrdach macht namentlich jede Rücksicht auf den Regen überflüssig. Auch im Innern fehlt es an jeder Bekleidung. Das in die Fugen gestopfte Moos bleibt also sichtbar. In einem der von Schleicher gesammelten litthauischen Märchen wird von einem sehr faulen Mädchen scherzweise erzählt, sie habe es verstanden dieses Moos (sámanos) aus der Wand herauszuspinnen.

Die Bewohner Niddens haben, außer einem Schuhmacher, in ihrem Dorfe keinen einzigen Handwerker. Die Maurer und Zimmerleute, wie Dachdecker, Tischler und Andere müssen von drüben geholt werden, wenn es gilt, ein Haus zu erbauen oder auszubessern. In Nidden darf kein Baum gefällt werden; kein Stein, kein Ziegelletten ist hier zu finden. Jeder Span, jedes

Stückchen Dorf wird zu Wasser aus weiter Ferne herbeigeholt. Die Bewohner haben nichts als das Wasser und die Fischerei. Sie hausen in ihrem Dorfe wie auf einem Schiffe. Denn die Heimath giebt ihnen nichts als Wohnung. Nur eine oder ein paar Kühe besitzt jeder Fischer; denn wie könnte er ohne Milch bestehen! Hat er doch für Nahrung und Milch sogar nur ein einziges Wort (penas). Im Sommer gewährt die Paltwe der Nehrung genügende Weide. Doch ist auch diese nicht umsonst, da der Staat für ein jedes Pferd fünfzehn Silbergroschen, für eine Kuh zehn, und für ein Schaf fünf Silbergroschen an Weidengeld verlangt. Die Heerde wird von dem gemeinschaftlichen Hirten jetzt schon über eine halbe Meile vom Dorfe entfernt auf die Weide getrieben, und die Kühe können daher nur Morgens und Abends gemolken werden. Zuweilen bleiben sie die ganze Nacht draußen. Der Winterbedarf an Heu, Stroh und Hafer wird von der litthauischen Seite beschafft, theils durch direkten Einkauf, theils dadurch, daß die Niddener Besitzer den Ertrag von einer Wiese pachten. Zur Heuernte ziehen sie dann auf mehrere Tage hinüber, und bringen das Heu, entweder schon trocken oder noch grün, auf ihren Rähnen nach Hause. Die Fahrt über das drei Meilen breite Haff ist für die, oft bis zur halben Höhe der Masten beladenen Rähne nicht ohne Gefahr, aber für die waghalsigen Fischer auch nicht ohne Reiz. Diese Heuernte ist eine Zeit der Poesie und des Gesanges; die weiten Grasebenen erklingen von fröhlichen Dainos. Die kurze Sommernacht bringen sie auf dem duftigen Heu zu, und wenn der Morgenstern (auszrime) über den Horizont steigt, dann wissen sie, daß auch bald die liebe Sonne (sauléle) die Kette ihrer Nehrung mit goldenem Lichte übergießen wird. Rückkehrend singen sie:

I zvejūs eisva,
zvejūs lankysva,
zvejū zentēleis būsva.

Zu Fischern gehn wir,
Besuchen Fischer,
Bei Fischern wollen wir frein.

žvejú mergyczu,
minksztos rankéles,
jú szálti patalélei.

irklas po gálva,
tinklas po szónu,
žéglélis apsiklóti.

Wie weich die Händchen
Der Fischer mädchen,
Wie kühl sind ihre Bettchen!

Zu Haupt ein Ruder,
Ein Netz zur Seite,
Ein Segel zum Bedecken.

Das mitgebrachte Heu wird in einem großen Haufen (kúpis, littauisch kúgis) neben der Klete aufgehäuft und mit einem alten Fischerneze überdeckt, damit der Wind keinen Halm entführt.

In der Klete, einer Art Stall oder Vorrathshaus, welches immer vom eigentlichen Wohnhause getrennt ist, wird allerlei Geräthe aufbewahrt und das Vieh für den Winter untergebracht. Im Sommer schlafen hier gerne die Mädchen. Dieses ist der Grund, warum die Klete, auch svirnūže genannt, in den Liedern der Littauer eine so große Rolle spielt.

Sehr sonderbar war es mir, die Bezeichnung „Kletis“ für ein Vorrathshaus auch bei Wisby und überhaupt auf der Insel Gotland anzutreffen. Die Bewohner haben dieses Wort offenbar von ihren Genossen auf Dagö und Oesel, diese aber wieder von den nahen Letten empfangen. —

So wanderten wir weiter durch den duftenden Wald. Am Ausgange desselben standen in ein paar Vertiefungen Wasserlachen, in denen das junge Gesträuch der Eberesche ertrank. Zander versicherte, er habe während der fünfunddreißig Jahre, daß er hier thätig, noch niemals solche Wasseransammlungen gesehen, doppelt räthselhaft, weil seit Monaten kein Regen gefallen sei. In dem trüben Wasser spiegelte sich die nahe Düne gar sonderbar.

Hinaustretend aus dem Walde, befanden wir uns auf der Höhe der Düne. Einzelne vertrocknete Kiefern ragten aus dem Sande und deuteten die Verschüttungen an, denen man durch Anpflanzen von Dünenrohr Einhalt zu thun sich bemüht. Der fundige Dünenaufseher zog das Dünenrohr (*arundo arenaria*),

von welchem ich bereits früher gesprochen, bei Weitem dem Clymus vor, weil dieses dem Sandfluge nur geringen Widerstand leistet, jenes aber fast jeder Verschüttung trozige und immer neu aus seinem Grabe erstehet.

Wir ließen zur Linken den prächtigen Angiu-Kalms, in dessen leichte Pflanzendecke — eigentlich besteht sie nur aus vereinzelteten Rohrbüscheln — der Sturm überall tiefe Löcher und Höhlungen gerissen hatte, die nun alle wieder geebnet, ausgefüllt und mit Rohrbüscheln bepflanzt werden müssen. Während beinahe die ganze Dünenkette der Kurischen Nehrung vollkommen pflanzenlos daliegt, wächst in der Nähe von Schwarzort und südlich bis zum Dorfe Perwek eine große Menge von Dünenrohr wild, und trotz der Versandung. Alles zur Bepflanzung der Dünen zwischen Kranz und Sarkau, bei Kossitten, Nidden und Schwarzort erforderliche Material wird von hier geholt und bundweise bezahlt. Die Pflanzung des Rohres erfolgt fast immer nur im Herbst und Frühjahr. Jedes aus mehreren Pflanzen bestehende Büschel wirkt wie ein Pflock auf die bewegliche Sanddecke. Es vermag den Sandflug zwar nicht zu hemmen, aber doch gleichsam zu reguliren. Die Sandkörner fliegen gleichmäßig, fallen ruhig zu Boden. Nur selten gelingt es dem Winde, eine neue Sandwehe zu bilden oder den Boden tief aufzureißen. Wenn es geschieht, muß die Menschenhand wieder eingreifen, ebenen, ausgleichen.

Hat das Dünenrohr einige Jahre Wurzel geschlagen, sich ausgebreitet, so finden sich allmählich andere Sandpflanzen ein, welche eine eigentliche Decke zu bilden sich bemühen. Mit dem gehemmten Sandfluge beginnt das Dünenrohr zu kränkeln, abzusterven: es hat seinen Zweck erfüllt. Dafür treten Sandweiden an seine Stelle, der Seesenf, Artemisien, die sich schützend über die Flächen breiten. Allmählich bildet sich eine Humusdecke, aus der die jungen Pflanzen kräftigere Nahrung saugen, der Boden vermag nach vielen Jahrzehnten einen Wald zu ernähren.

Von dieser Entwicklung des Pflanzenlebens ist die Düne bei Nidden noch ziemlich weit entfernt. Der Höhenrücken zwischen den beiden Bergen, dem Urbo- und Angiu-Kalns, macht freilich schon den Eindruck einer grauen, scharfigen Haide. Die beiden Berge selbst aber sind bis jetzt nur nothdürftig angepflückt und spotten noch oft ihrer leichten Bande.

Aber wie die Zwerge mit ihrer geschäftigen Rührigkeit die Niesen überwinden, so wird auch unzweifelhaft die Zeit kommen, wo die beiden Hügel nicht mehr in der Sonne graulich weiß glänzen, nicht mehr im Sturme rauchen, sondern wo ein einziger farbloser Mantel sie umhüllen wird.

Vorläufig kam es nur darauf an, sie ungefährlich zu machen.

Für die Kultur wird man sie in anderer Weise, zwar langsam, aber mit um so größerer Gewähr des Gelingens erobern, indem man sie mit zäher Ausdauer vom Rücken, das heißt von der Seeseite, faßt. Gelingt es nämlich, die zwischen der See und dem Dünenwalde befindliche Palwe mit einem Walde zu bepflanzen, so wird dieser Wald, sich selber gegen den Westwind schützend, langsam auf die Düne kriechen, sie gleichsam beim Haarschopf ergreifen, und sich erdrückend über sie legen. Und diese Arbeit ist nicht bloß im vollen Gange, sie ist theilweise bereits gelungen und macht das Herz des Beschauers vor Freude schlagen. Schon jetzt, nach einer Arbeit von kaum vierzig Jahren, erblicken wir den schönsten Wald auf der Palwe, der sich beinahe fünf Viertel Meilen in die Länge ausdehnt und im freudigsten Wachsthum weiter dringt. Jeder Baum von allen den Tausenden ist aus einem Samenkorn gezogen, oder als Stedling sorgfältig in die Erde gesteckt und mit hingebender Liebe gepflegt. Man muß es sehen, wie die Körner der Kiefer erst in eine unendliche Zahl kleiner Gruben gestreut, wie die jungen Pflanzen herausgehoben und in Reihen gesetzt werden, ergänzt und gepflegt, bis sie sich selber überlassen bleiben können. Hunderte von jungen Weiß-

erlen (*alnus incana*) werden der Düne, sobald der Westwind sie weiter treibt, flugs in die Schleppe gesteckt, wo ihre einzige Nahrung die Feuchte des Triebsandbodens ist und die erfrischende Luft. Wie bei jeder Kolonisation gehen oft viele zu Grunde, bevor ein paar gedeihen. Aber wo sie haften, da ist der Boden auch für immer erobert: Der Wald dehnt sich weiter und weiter aus.

Es ist ein gar wunderbarer Anblick, diese Plantage von Nidden. Der Wanderer thut gut, sich zu vergegenwärtigen, was sie vor vierzig Jahren war, und in welcher Weise man sich bemühte, sie der Kultur zugänglich zu machen.

Sachmann schreibt von ihr (1825):

„Die hohen Berge, hinter welchen Nidden liegt, stehen in nicht unbedeutender Entfernung von der See und bilden hier eine ansehnliche, ziemlich hohe, im Sommer grüne Ebene. Von dieser hat der jetzige Posthalter kürzlich fünfzig Hufen acquirirt, um sich einen Platz für seine Posthalterei zu sichern, wenn Nidden völlig vom Sande verschüttet wird.“

Derselbe hat zuerst den Versuch gemacht, das neue Terrain zu bepflanzen.

„In geringer Entfernung von der Küste sind mehrere Alleen hochstämmiger Weiden gepflanzt und später dazwischen und dahinter schwache Weiden gesteckt, weil die hohen Bäume den Sandflug nicht genug hemmten. Zwischen dieser Wand und einer in beträchtlicher Entfernung in der Nähe der hohen Berge angelegten Allee von hohen Weiden und Pyramiden-Pappeln ist nach der See hin ein Versuch mit einer Kiefernsaat gemacht, auch mehr nach den Bergen hin im vergangenen Jahre (1824) Sommerroggen gesäet worden, der fast das zweite Korn getragen hat, freilich nachdem er mit dem Dünger von einigen vierzig Pferden befahren worden war. Der vergangene Winter mit seinen anhaltenden Stürmen hat aber auf diesem ganzen Terrain große Verheerungen angerichtet, indem er dasselbe, den Schutz eines Dünendamms

(einer Bordüne) entbehrend, unglaublich mit Sand übertragen worden ist. Die jungen Kiefern z. B., die im vorigen Frühjahr ausgegangen waren, und während des kalten und nassen Sommers ohne Bedeckung guten Fortgang gezeigt hatten, sind so hoch überfandet, daß selbst die Zapfen nicht mehr zu sehen sind.“

Der brave Posthalter Kuwert trat bald vom Schauplatze seiner Thätigkeit ab, aber sein Sohn George David aus Melawischken, welcher im Jahre 1856 gestorben, nahm das Werk auf und setzte die Anpflanzungen seit dem Jahre 1828 fort, bis bald darauf der Staat sie zu dem jezigen gedeihlichen Ziele führte. Mitten in dem Walde, den sie gepflanzt, liegt der Vater begraben, und ein schönes Grabdenkmal bezeichnet seine Ruhestätte, erzählend, daß sein Sohn zuerst begonnen, die traurige Einöde Niddens mit den Bäumen dieses Waldes zu bepflanzen (*»primus incepit Niddensem tristem solitudinem his silvae arboribus arbustare«*).

Ein vielleicht noch schöneres Denkmal verdient der unermüdete, verständige, zähe, ausdauernde Zander, dessen bewundernswerther Thätigkeit wir vor Allen das Gedeihen dieses Waldes verdanken; wenn er sich nicht bescheiden mit diesem monumentum aere perennius begnügt, und es vorzieht, einst ungenannt unter den Waldbäumen zu ruhen, die er mit eigener Hand gepflanzt und mit liebendem Auge aufgezogen hat.

Der schöne Begräbnißplatz mitten in der Plantage wird noch gegenwärtig von dem Besitzer des früheren Kuwert'schen Posthalter-Grundstücks und dessen Familie als Ruhestätte benutzt. Die deutschen Inschriften auf den Denkmälern lauten zwar ganz in städtischer Art; aber es hat sich doch ein zweifelhaftes: Sanft ruhe ihre Asche — eingeschlichen, wie man auf den Kreuzen der Fischer zuweilen ein littauisches »isz« statt des deutschen „aus“ antrifft.

Es giebt ein kleines littauisches Räthsel von seltener Schönheit und Tiefe, das ich auf das Grab meines Kindes setzen würde, wenn ich es hier begraben müßte:

Kàs yrà minkszcziàús? — Mamýtes kélei.

Kàs yrà skaniaús? — — Mamýtes pėnas.

Kàs yrà saldziàús? — — Mėg as.

Was ist am weichsten? — Der Mutter Kniee.

Was labt am besten? — Der Mutter Milch.

Was ist das Süßeste? — Der Schlaf.

Die Plantage wird von zweien Wegen durchschnitten. Der eine, grasbewachsene, läuft der See und den Dünen parallel, über eine Meile lang; der andere führt von dem Dorfe Nidden und der Düne an die See. An der Kreuzungsstelle steht ein einfacher Schuppen, ein Zufluchts haus für verirrte und ermüdete Reisende oder gestrandete Schiffer. Auf dem Vorstrande der See lungern ein paar Bóte der Fischer, doch werden sie selten benutzt, da die Fischerei im Hafte einen reichern Ertrag verspricht. Der Verein zum Schutze Schiffbrüchiger hat hier einen großen Schuppen bauen lassen und ein Rettungsboot aufgestellt.

Die Zahl der Schiffbrüche auf der Kurischen Nehrung ist sehr groß. Der Nordwest wirft die Schiffe rettungslos auf den Strand, wo sie zerschellen oder noch Monate lang als Wracks gar seltsam aus dem Wasser ragen, bis sie tiefer und tiefer in den Sand versinken oder von den Wellen zertrümmert werden. Nur wenigen Schiffen gelingt es die Anker auszuwerfen und sich an ihnen so lange zu behaupten, bis das Wetter sich abstillt und ein günstiger Wind sie von dem gefährlichen Strande abtreibt.

So erzählte mir ein Fischer von einem Schiffe, das an der Küste bei Rossitten, in der Winterzeit, sich wochenlang gegen den Wind behauptet hatte und schließlich frei gekommen war. Von den überspritzenden Wellen und dem Froste, der das Wasser sofort hatte gefrieren machen, sei das ganze Schiff bis hoch zu den Masten hinauf mit einer kristallinen Eiskruste bedeckt gewesen; phantastische Zaden und Zapfen hätten ihm etwas ganz Wunder- und Zauberhaftes verliehen.

Er erzählte mir auch von dem englischen Schiffe, das vor zweien Jahren als Wrack an den Strand nördlich von Nidden getrieben war. Die Besatzung hatte sich seit vielen Tagen steuerlos umhergeworfen gesehen und halbverhungert, verzweifelnd an jeder Rettung, freiwillig in die Fluthen gestürzt. Nur der Kapitän und ein Matrose waren auf dem Wrack geblieben, ausharrend, ihren Hunger von dem Leichname eines der gestorbenen Kameraden stillend. Als endlich das Wrack an die Kurische Nehrung getrieben wurde, gelang es dem Kapitän zwar an das Land zu kommen, und den Matrosen, dem beide Füße erfroren waren, aufs Trockene zu schleppen. Hier aber hatte er ihn müßig liegen lassen. Er war dann in der Richtung nach Preil über die Düne gekrochen.

Den Matrosen hatten Fischer am Strande gefunden und nach Nidden geschafft. Das Einzige was derselbe zu sprechen vermocht, war: captain, — captain gewesen, wobei er nach der Düne gewiesen. So fand man — der Spur folgend — auch den Kapitän auf der Ostseite des Dünenwalles, wo man kein Dorf erblickt, — nur die gleiche Wüste, — kauernd, erstarrt.

Beide hatten die Niddener, namentlich der Gastwirth Blode, der überdies ein wenig Englisch versteht, sorgfältig gepflegt; ein Arzt war aus Memel geholt worden, trotz der sieben Meilen weiten Entfernung. Aber der Kapitän war doch seinen Leiden erlegen, und dem Matrosen hatte man beide Füße abnehmen müssen. — —

Wie in Pilskoppn, so fand ich auch in Nidden die an die Schiffbrüche gemahnenden Denkzeichen an den Häusern befestigt: eine andere Ocean Queen — Vulcan — Advance. Diese fremden Namen über den Thüren, aus welchen hier ein Fischer mit seinem blonden Haare, dort ein Mütterchen blickt, den Kopf mit dem dunklen Tuche umwunden, sind mir immer ganz merkwürdig vorgekommen. Ob Engländer, oder Deutsche, oder Finnländer —

sie fragen nicht wer strandet, was jene fremden Zeichen bedeuten; es ist eben ein Schiff mehr, und sie sehen seinem Untergange zu wie einem althergebrachten festlichen Opfer, mindestens wie einem Ereignisse, das ihnen unter allen Umständen einen Gewinn abwirft. Dieselben Menschen, die ein gottesfürchtiges Leben führen, denen es Gewissensqual bereiten würde, den Nachbar um einen Pfennig zu betrügen, — sie sehen gelassen zu wie das Schiff auf den Strand treibt, ja sie würden es unnatürlich finden, sollten sie für das Wohlergehen der Strandenden ein Gebet zum Himmel schicken, oder gar die Hand anlegen, um die Katastrophe abzuwenden. Solcher Widersprüche ist nun einmal das Menschenherz fähig.

Als vor einiger Zeit hier ein holländisches Schiff Zwalw (Schwalbe) an den Strand geworfen wurde, doch sich noch an den Ankern hielt, war keiner der Fischer zu vermögen, den Bedrohten Hilfe zu bringen; angeblich, weil ihnen die für die Rettung jeder Person ausgesetzte Prämie von fünf Thalern zu niedrig war, in Wahrheit weil sie hofften, das Schiff werde sich vor Anker nicht halten können. Leider stillte sich das Wetter ab; das Schiff gewann wieder die See. Leck geworden, mußte es freilich am folgenden Tage dennoch auf den Strand laufen, dieses Mal zwei Meilen nördlich von Ridden, bei Perwekk, wo in Hütten, die entweder kein Dach oder keine Wände haben, ein verkommenes, armseliges Geschlecht von Fischern haust, die letzten Ueberreste des versandeten Regeln.

Die Mannschaft des Schiffes, bestehend aus dem Kapitän, seiner Frau und dreien Kindern, dem Steuermann, dem Koch und einem Matrosen, der das Bein gebrochen, wurde durch die Perwekker ganz leicht gerettet, da das Schiff dicht an der Küste lag. Aber die Gestrandeten waren in die schlimmsten Hände gerathen; was nicht niet- und nagelfest, wurde ihnen gestohlen; der Wirth, bei dem sie eingekehrt waren, verlangte für trockene

Kleider, für die dürftigste Speise große Summen. Um die Unglücklichen diesen plündernden Händen zu entziehen, nahm der menschenfreundliche Pfarrer von Nidden dieselben zu sich und beherbergte sie so lange, bis weitere Hilfe kam. —

Als Gegensatz hierzu erzähle ich eine Aeußerung eines Niddener Fischers, der allerdings zu den *surinkimeninkai* gehört.

Nach der Fischereiordnung für das Kurische Haff ist der Fischfang während der Laichzeit der Fische untersagt. Von dieser an sich weisen Maßregel werden die Bewohner der Nehrung sehr hart betroffen, da der Fisch niemals auf dem sandigen Grunde laicht, sondern immer die sumpfige, schilfreiche littauische Seite aufsucht. Die Nehrungsfischer müßten also zu ihrem Schaden und ohne Nutzen für das Gemeinwohl darben. Sie fragen daher nicht viel nach dem Gesetz, fischen nach wie vor, und die Aufsichtsbeamten drücken ein Auge zu. Dennoch können manche Fischer das Ungezügliche ihrer Handlungsweise nicht verwinden. Einer von ihnen äußerte zu dem Geistlichen einmal: „Herr Pfarrer, ich möchte weinen, wenn ich meinen Kindern das Brod vorschneide, das wir vom gestohlenen Gute zehren; und doch muß ich fischen, sonst hungern wir!“

Der Pfarrer erwiederte, die Handlung sei wohl keine so schlimme, da das Gesetz auf die Nehrungsverhältnisse nicht passe, und die Beamten nichts dawider hätten.

„Das ist ja eben das Schlimme,“ fiel der Fischer schmerzlich ein. „Auch sie folgen nicht ihrer Pflicht. Sie müßten uns anzeigen; und wenn wir Strafe leiden, so haben wir das Vergehen gesühnt; nun aber lastet es dauernd auf unserm Gewissen!“ —

So sprach der Fischer. — Aber auch er legte keine Hand an, als es sich um die Rettung von acht Menschenleben handelte, hoffend, daß das Schiff auf den Strand treiben werde.

P r e i l.

Wenn man nördlich von Nidden auf die kahle Düne tritt, so erscheint in weiter Ferne am Seeufer ein schwarzer, eigentlich tiefblauer Streifen, der Wald von Schwarzort. Vier ganze Meilen weit dehnt sich von Nidden bis dorthin die Nehrung in einer einzigen wüsten Dünenkette, so öde und grauenboll wie kein anderer Theil der Nehrung. Denn wohl beträgt die Entfernung von Sarkau bis Rossitten auch über drei Meilen. Aber der Sarkauer Wald zieht sich noch eine Meile freundlich hin, und den ersten Spuren des ackerbautreibenden Rossitten begegnet der Wanderer lange, bevor er das Dorf selber erreicht. An der Dünenkette stehen überall Weidenbäume, die letzten Spuren der alten Poststraße, und geben dem Reisenden freundliches Geleite. Von Nidden bis Schwarzort aber herrscht allein und ausschließlich die Wüste und der Tod. Kein Baum gemahnt den Stunde um Stunde weiter schreitenden Wanderer an die grüne Erde. Nur die Paltwe zwischen See und Düne zieht sich noch eine Weile nach Norden hin, um bald in ein wüstes Ruppen- und Sandterrain überzugehen. Auf der Ostseite des Dünenwalles liegen zwar zwei traurige Dörfer, Preil und Pertwek, ziemlich nahe neben einander. Aber wie ein in weiter Finsterniß angezündetes Licht gleichsam nur der Dunkelheit leuchtet und sie um so grauenvoller erscheinen läßt, so vollenden diese verlorenen Ansiedelungen erst recht das Gefühl des Wüsten und der Verlassenheit.

Als ich vor einer Reihe von Jahren mit dem Dampfboote längs der Nehrung fuhr, fielen mir vor Allem diese weltverlassenen Dörfer auf. — Und in der That, sie erscheinen uns losgelöst von allem Menschenthum, abgeschnitten wie auf einer wüsten Insel.

Ich habe nicht diesen ganzen Theil der Nehrung durchmessen. Vielleicht hätte ich es physisch ertragen, und im Nothfalle wäre

ein Nachtlager im Sande, und mit Sand zugedeckt, keines der schlechtesten gewesen: aber ich fürchtete mich vor der geistigen Ermüdung. Ueberdies hatte ich die Strecke vor dreien Jahren auf eine Meile Entfernung von Schwarzort aus durchwandert. Erreichte ich jetzt Preil und die alte Dorfsstelle von Kartwaiten, so fehlte eigentlich nur eine dazwischenliegende Meile.

Dieses Mal wanderte ich längs dem Kamme des Dünenzuges. Gleich hinter Nidden dehnt sich die Kehrung weit nach Osten, so daß sie eine Breite von einer halben Meile erlangt; statt eines einzigen Dünenwalles löst sich die ganze Bildung in ein Gemisch von Hügeln, Teichen und Triebandsflächen auf, so daß es Mühe macht, den ununterbrochenen Dünenzug zu erkennen. Man empfängt den Eindruck einer geschlagenen, versprengten Armee. Ein Heerhaufen rennt hierhin, der andere dorthin; einige haben sich in Verzweiflung in das Haß gestürzt und Haken gebildet, welche Einbuchtungen umschließen.

Dieses Labyrinth der Kehrung nimmt die Länge von beinahe einer Meile ein. Neben den Dünenwall und die einzelnen Dünenhügel tritt es als die dritte der charakteristischen Dünenbildungen.

Die zwischen den einzelnen Hügeln und Zügen befindlichen Triebandsflächen werden sonst mit Wasser bedeckt sein und den Anblick von Teichen gewähren. Jetzt lagen sie zum großen Theile trocken, selbst fest da; nur ein kräftiger Schilfwuchs deutete auf verborgene Wasserquellen.

Auch die Palwe an der Seeseite nimmt hier an der allgemeinen Verwilderung Theil; sie verliert die bandartige Gestalt und schneidet zuweilen tief in den Dünenwall ein, als wolle sie ihn durchbrechen. — Ich stieg hinab.

An mehreren Stellen tritt die alte Düne aus den Sandflächen heraus, immer in den schon früher erwähnten dunklen Graten. Langsam werden diese Rücken vom Sturme und den treibenden

Körnern weggebeizt, so daß sie sich nur wenig über die Sandfläche erheben. Am Fuße des Dünenwalles aber, wo der starke Druck die alte Düne zusammengedrückt, oft steinartig verhärtet hat, leistet sie kräftigern Widerstand. Es bleiben einzelne Massen stehen in Form von Häusern oder Burgen, so daß man Mühe hat nicht an eine aufgewehrte alte Trümmerstatt zu denken, wenn man die seltsam geformten Massen aus der Ferne erblickt. Tritt man nahe an einen solchen Hügel, so findet man, daß er aus unzähligen, vielleicht nur eine halbe Linie dicken Schichten besteht, die ich nicht, wie Schumann, für Jahresringe halten möchte, sondern für den jedesmaligen Niederschlag nach einem Sturme; denn auch die alte Düne ist wie die jetzige über sie hinwegschreitende eine Luftformation.

Wo die alten Dünenhügel stehen geblieben sind, ist die Grenze zwischen Palwe und Dünenwall meist verwischt; einzelne Hügel stehen noch in der Palwe, während andere höckerartig bis zur halben Höhe des Walles kriechen. Triebsandflächen nehmen den Raum zwischen den Hügeln unten ein. Wo die Grenze zwischen Palwe und Dünenwall scharf gezogen ist — und dieses ist vorherrschend der Fall — begleitet ein eigenthümliches, vertieftes Band diese Grenze, ihr überall hin folgend, sich ihr anschmiegend, wie die Wirkung einer dauernden Ursache.

Dieses etwa zwanzig bis dreißig Fuß breite Band ist nichts als ein Triebsandbett. Ich habe schon früher angedeutet, daß sich am Fuße des Dünenwalles Triebsand bilden muß, weil der auf dem Boden lastende Druck das durch die Düne sickende Wasser nöthigt, an deren Fuße herauszuquellen. So entsteht neben der Düne eine Reihe von Triebsandstellen, welche sich an einander schließen und dadurch eine Art Flußbett oder — wie ich es nenne — Triebsandbett erzeugen.

Die Düne wandert weiter, und mit ihr der Triebsand, also auch das Triebsandbett.

Die Bildung des Trieblandes ist aber nicht an eine Stelle gebunden; hier versiegt die Quelle, dort bildet sich eine neue. Die Bewohner kennen die alten gefährlichen Stellen zwar ganz genau, gerathen aber in neue, die vielleicht über Nacht entstanden sind. So geschieht es, daß ein Trieblandbett austrocknet, an einer neuen Stelle ein anderes entsteht. Jenes vermag der forteilenden Düne nicht mehr zu folgen; es bleibt zurück, übergrünt, und bildet nun jahrelang eine Vertiefung, ein trocknes Bette, in der Ebene der Palwe. —

Wieder stieg ich zum Kämme des Dünenzuges hinan. Der Regen hatte eine Kruste gebildet, welche nur selten von dem auf-tretenden Fuße durchbrochen wurde. Immer folgte der Kuppe eine Vertiefung, eine Senkung des Walles, meist zu einem Dritttheil, selten zur Hälfte seiner Höhe. An manchen Stellen war der leichtere schwarze Knollen sand zusammen geweht und bildete auf dem gelblich-grauen Quarzsande marmorartige Streifen und Figuren. Sie allein hielten den grauen Himmel und die Düne im Tone auseinander. Zusammenfließend gaben sie eine melancholische, fast häßliche Stimmung.

So kam ich in zweien Stunden nach Preil.

Das Dorf, ein entschiedenes Stranddorf, liegt in einer einzigen Reihe am Ufer des Hafens und wird von dem Dünenwalde durch ein labyrinthisches Gewirr von Sandhügeln getrennt. Die Dünen hängen über dem Vorlande in großartigen, ganz individuellen Formen. Eine ziemlich tiefe Einsenkung gestattet den Bewohnern eine Verbindung mit der See.

Das Dorf macht einen durchaus armseligen, verkommenen Eindruck. Aus Regeln geflüchtet, wo sie das Ihrige zum großen Theile verloren, haben sie sich von dem großen Schlage noch nicht erholen können. Sie sollen fleißig sein, wie alle Nehrunger; aber es fehlen ihnen die kostspieligen Netze und Geräthschaften, die größeren Kähne. So müssen sie sich mit der Fischerei dicht am

Ufer begnügen, die nichts einbringt, sie kaum nährt, und vermögen sich nicht von der drückenden Noth zu befreien.

Ihre Häuser sind verfallen, die Giebel gestürzt, die Armutz blickt aus Thüren und Fenstern. Kinder wälzten sich in friedlicher Gemeinschaft mit rücksichtslosen Schweinen; ein anderes stand weinend vor der Thüre und rief sein móma, móma! Ein zerbrochenes Haus wurde mühsam, nothdürftig wieder errichtet kaum verstand eine Frau meine deutsche Frage nach dem Kirchhofe von Karwaiten, darinnen auch die Bewohner Preihs noch immer ihre Todten begraben.

Er liegt ein Ende nordwärts von dem Dorfe, auf einem flachen Hügel, dicht am Fuße des Dünenwalles. Ein Haufe von ein paar Duzend hohen Kreuzen und andern Denkmälern drängt sich gleichsam scheu an einander, unzählige Scherben von Töpfen, Tefen und irdenen Geräthen bedecken den Hügel und machen ihn zu einem wahren „Scherbenberg.“ Es sind die letzten Trümmer des einst blühenden Karwaiten, in welchem nicht bloß eine Kirche gestanden, sondern auch ein Dichter das Licht der Welt erblickt hat. Wo der Wind einen Nest des alten Dorfes, eine Scherbe aufwühlt, da wirft man sie auf den Todtenhügel. Tritt man näher heran, so stößt der Fuß überall auf alte und neue Särge, die aus ihren Gräbern auferstehen, indem der Ostwind die schützende Decke fortbläst. Ein Kindersarg stand ganz entblößt; auch nicht ein Körnlein Staubes ruhte auf ihm. Andere Särge waren zerbrochen, eingedrückt. Hier trat ein Fuß ans Tageslicht, dort grinste ein Schädel. Die Todten waren schneller verwest als ihre Kleider, ihre vergilbten Hemden und wollenen Strümpfe. Ich zählte sechszehn solcher zu frühe Auferstandenen.

Wenn ich mich an den Fuß der Düne setzte, so ragten die dicht gedrängten Denkmäler gespenstisch in den grauen Himmel. Gleich hinter dem Hügel erschien wie ein gähnendes Grab ein verrätherisches Triebsandloch. Kein Laut wurde hörbar. Ich wartete vergebens auf das Summen eines Käfers oder einer

verlorenen Mücke. Nur auf dem Haffe fuhren ein paar Rähne, und die litthauische Küste leuchtete matt über die graue Wasserfläche.

Das Kirchdorf Karwaiten lag wahrscheinlich ein Ende nördlich von diesem Kirchhofe an der Bucht, welche noch jetzt die Karwaitensche heißt und von einem Berge gleichen Namens überragt wird. Es hatte ursprünglich zwanzig bis dreißig Feuerstellen (im Jahre 1783 noch 15, 1793 noch 8) und war am Anfange dieses Jahrhunderts bereits vollkommen verandert. Es bildete mit den Dörfern Nidden, Regeln und Schwarzort ein Kirchspiel, das im Jahre 1793 aus 38 Feuerstellen bestand und ungefähr zweihundert Seelen zählte. Damals bestand weder Preil noch Perwell, die beide von geflüchteten Einwohnern des später veranderten Dorfes Regeln (die letzten Häuser gingen erst in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts zu Grunde) gegründet sind. Die veranderte Kirche in Karwaiten wurde nach Schwarzort verlegt und im Jahre 1795 feierlich eingeweiht. Nidden wurde als Filiale von Schwarzort behandelt, erhielt aber im Jahre 1846 einen eigenen Prediger, dessen Seelsorge die mittlerweile neu entstandenen Dörfer Preil und Perwell anheimfielen.

Da am Anfange dieses Jahrhunderts auch die Kirche in Kunzen — dem zweiten Kirchspiele der Nehrung, das alle Ortschaften von Willkoppn bis Sarkau umfaßte — dem Sandfluge als Opfer fiel, so trat hier der eigenthümliche Fall ein, daß innerhalb zweier Jahrzehnte beide Kirchen der Nehrung zerstört und an einen andern Ort verlegt wurden: die Kirche von Karwaiten nach Schwarzort und die von Kunzen nach Rossitten.

Die Geschichte der Kurischen Nehrung und ihrer veranderten Dörfer ist von ungemeinem Reiz. Ich selber habe eine solche zu schreiben versucht.*

* Die Kurische Nehrung. Altpreuß. Monatschrift. Königsberg. 1871.

Theils einzelne Notizen, theils ausführliche Berichte, die sich über den Untergang der Kirchen und Dörfer in eingehender Weise verbreiten und oft eine malerische Beschreibung enthalten, verdanken wir den Mittheilungen der dortigen Geistlichen.

So schreibt der Pfarrer Christoph Ernst Schwarz am 3. April 1786 dem Erzpriester in Memel über den Zustand der Kirche in Karwaiten:

„ — Die Anlage zu ihrem gegenwärtigen Untergange ist schon längst vor meiner Zeit durch die aus Abend und Norden stürmenden Winde, die den Sand von den ohnweit ihr gelegenen lockern Sandbergen zu ihr gebracht, gemacht worden. Daher hat man sich auch damals genöthigt gesehen, die Mittagsseite derselben mit Stützen zur Sicherheit und Widerstande des aus Norden und Westen andringenden Verderbens zu unterstützen. Zu meiner Zeit ist diese alte gestützte Kirche durch den immer mehr und mehr überhand genommenen Sand dergestalt angegriffen worden, daß sie zu ihrem völligen Ruin hat hinzueilen müssen. Ew. rc. wissen, wie vor dem Jahr zur Visitationszeit die Menge des an die Abendseite sich gelagerten Sandes die zur Verwesung eilenden Zapfen der Ständer alle in ihren Fugen zerbrochen und sie aus ihrer vermoderten Grundlage weggedrängt hatte, so daß sich die ganze Abendseite so weit herunter senken mußte, als ihr der Sand es erlaubte. Das sahen Ew. rc. mit ihren eigenen Augen. Ob nun gleich — — diese Seite vermittelst innerlich angebrachter Stützen und Verischlagungen so gut als möglich aufgeholfen wurde, so verloren wir doch das Licht, das von dieser Seite in die Kirche fiel. Von dieser Zeit bis hieher ist durch die häufigen, zu mancher Zeit viele Tage nach einander anhaltenden starken Stürme aus Nordwesten, die Vermehrung des Sandes so befördert worden, daß nunmehr nicht allein die Abendseite, sondern auch die Nordseite bis oben an das Dach damit angefüllt sind, wodurch uns abermal ein ganzes Licht von dieser Seite genommen

ist. Und da das Glockenthürmchen, wodurch der Eingang in die Kirche geschehen muß, auf derselben nördlichen Seite sich befindet, so haben beide, sowohl das Thürmchen als auch die Thür zum Eingange in die Kirche gleiches Schicksal gehabt. Der Sand hat sich darinnen dicht und hoch an die Eingangsthüre hart gelagert. Dadurch ist uns der Eingang in die Kirche recht schwer gemacht worden. Denn wir müssen nicht allein krumm und gebückt unter dem Glockenthurme beinahe wegstreichen und uns in die Kirche hineinwinden, sondern wir stehen alsdann auch in empfindsamer Besorgniß, den Untergang der Kirche auf unsere Häupter zu fühlen. Denn die ohnedem in Ständern, Füllholz und Schwelle mürbe und faule Nordwand (wie sie alle sind) ist durch die Schwere der drückenden Last schon ziemlich weit in die Kirche getrieben. Daß sie aber noch so taliter qualiter steht, das macht, daß der Sand noch nicht völlig aufgethürmt ist, und daß sie mit der verbesserten Abendseite einigermaßen in Verbindung steht.“

„Es wird nun zwar alle Mühe von den Kirchspielsleuten angewandt, den Eingang in die Kirche durch Wegschaffung des Sandes, so viel als sich thun läßt, zu erhalten und dem plötzlichen Einsturz nach Möglichkeit zu steuern. Aber was hilft's? Was heute weggeschafft wird, ist morgen wieder da, und das noch mit Uebermaß: was heute gebessert ist, ist morgen schon unverbesserlich.“

„Bei dieser Kirche ist nunmehr alle Mühe und Arbeit umsonst und verloren, sie länger zu erhalten. Ihr Ende ist da. Ach daß sie nur nicht ihr Ende zu unserem Schrecken und mit unserem Schaden nehmen möchte!“ — —

Das Karwaitensche Kircheniegel und das Kirchenbuch wird noch in Schwarzort aufbewahrt. Aus dem letztern ergiebt sich, daß am 9. Januar 1776 (also nicht am 9. Juni 1777, wie Schubert in den Neuen Preussischen Provinzialblättern 1855 I. S. 246 schreibt) Ludwig Rheja, Sohn eines „Gastgebers und

Strandbedienten“ hier das Licht der Welt erblickte, der Dichter der „Prutena“, der Herausgeber des „Jahres“ von Donalitiusz und der littauischen „Dainos“

Es ist von einem sonderbaren Reize, mitten in dieser Wüste sich der geistigen Bestrebungen eines Mannes zu erinnern, der sich vom wißbegierigen Gänsejungen zu hohen Ehrenämtern aufschwang, dessen Leistungen jetzt zwar überholt oder vergessen sind, der aber durch seine Sammlung littauischer Volkslieder selbst Göthe'n zu der Aeußerung bewog, „daß dadurch abermals einer seiner Wünsche erfüllt worden.“

Weniger bekannt in weiteren Kreisen ist, daß Rhesa der Urheber der littauischen Bibelübersetzung, welche mit Unterstützung der britischen Bibelgesellschaft im Jahre 1816 vollständig herausgegeben werden konnte. Darum findet man auf seinem Grabdenkmale in Königsberg neben den Worten: Dainos — Donalaitis — Prutenia auch ein aufgeschlagenes Buch, darauf Biblia und: Tai' esti Wissas Szventas Rásztas — „das ist die ganze Heilige Schrift.“ —

Den alten Weidenbaum, welcher auf der alten Stätte Karwaitens noch lange gestanden und den braven — jetzt auch verstorbenen — Oberfischmeister Beerbohm in Feilenhof zu einem Gedichte begeistert hat, fand ich nicht mehr. Entweder ist er dem Sandfluge oder dem Alter erlegen, oder er steckt tief in der Düne, die ihn verschüttet hat, und harret seiner Auferstehung. — Rhesa singt von ihm:

„Du alter Baum, du kämpfst noch mit den Winden,
Ein Eremit in dieser Wüste Sand,
Doch bald auch wird dein müdes Haupt verschwinden,
Und nichts sagt mir, wo meine Heimath stand.“

Ich habe Bertwek, das armseligste aller Nehrungsdörfer, das nur aus sieben Häusern besteht und in wenigen Jahren von der Düne begraben sein wird, nicht besucht. Ein Wetter zog von Westen herauf und drohte mir den Pfad abzuschneiden.

So eilte ich auf der Seeseite nach Nidden zurück und erreichte bei Sonnenuntergang die Höhe des Angiu-Kalns, der diese ganze Welt gleich einem Könige beherrscht. Tiefdunkel lag die Wald-
plantage zu meinen Füßen, aber lichtblau im Scheine des Abends wälzte das aufgeregte Meer seine Wogen an den Strand. In der Ferne — man übersieht von hier die ganze Nehrung in ihrer sechs-
zehn Meilen langen Ausdehnung — flammte hie und da eine Düne auf, in der Nähe hellroth, weiterhin in den tiefsten Purpur übergehend. Im Vordergrund leuchtete der Dünen-
sand mit jenem ihm eigenthümlichen Scheine, erhöht durch den Kontrast des nahen dunklen Waldes.

In diesem Walde ist im Frühjahr 1800 ein Mann gewandelt, ein viel genannter, vielleicht verkannter: — August von Kozebue; und auf dem Angiu-Kalns hat im Jahre 1833 ein Mann der Wissenschaft gestanden: — der große Bessel.

Kozebue schreibt in dem „merkwürdigsten Jahre meines Lebens“:
„Als wir — — die preußischen Sandwüsten am Kurischen Haff durchzogen und in Nidden einen ganzen Tag auf Pferde warten mußten, nützte ich diese sonst langweiligen Stunden, mich von meiner Familie weg auf einen Sandhügel unter die Tannen zu stellen und dort für mich und jedes meiner drei Kinder einige Reime auf diesen frohen Tag zu machen, den wir leider nachher so wenig froh verbringen mußten.“ — Kozebue wurde nämlich den Tag vor dem Geburtstage seiner Frau, einer Deutsch-
russin, verhaftet und nach Sibirien transportirt. Eine Laune des Kaisers Paul führte ihn nach Kurgan bei Tobolsk, eine Laune rief ihn zurück. — Der für ihn selber gedichtete Vers lautete ahnungsvoll:

Erhält mir Gott an deiner Hand
 Die frohe Häuslichkeit, das höchste Glück auf Erden
 So möge immerhin dein Vaterland
 Mein Kerker werden.

Bessel aber schreibt an Olbers*:

„Ich habe außerordentlich viel Zeit durch ein physisches Hinderniß verloren. Das stürmische kalte Wetter im Juli und August hatte nämlich zur Folge, daß das Ostseewasser beträchtlich wärmer war als die Luft, so daß über der Meeresfläche eine sehr beträchtliche, das gewöhnliche Maaß weit übersteigende Wärmebrechung und also eine sehr kleine Strahlenbrechung stattfand. Diese geringe Strahlenbrechung verursachte, daß das Heliotropenlicht von Nidden, welches, um nach Galtgarben zu gelangen, über die Ostsee gehen mußte, nur äußerst selten anlangte und mich zu einem Aufenthalte von vier Wochen auf der letzteren Station zwang. In Nidden, wo der Aufenthalt im höchsten Grade unangenehm war, wurde ich drei Wochen festgehalten und erreichte doch den Zweck nicht vollständig. Hier war die Schwierigkeit doppelt, weil weder Galtgarben noch Memel bei so geringen Refractionen sichtbar sind. Um Ihnen von diesen Schwierigkeiten einen einigermaßen anschaulichen Begriff zu geben, will ich ihnen erzählen, wie es mit Memel erging.“

„Als ich in Nidden ankam, bemerkte ich bald, daß der Fuß des Leuchthturms in Memel, wo ich einen Steinpfeiler hatte errichten lassen, von welchem ich im vorigen Jahre die Nidder Düne und eine darauf errichtete Pyramide gesehen hatte, nicht sichtbar war; indessen sah ich beinahe auf den Pfeiler herab. Um nicht ohne Noth aufgehalten zu werden, sandte ich einen Offizier hin, mit dem Auftrage, ein dreißig Fuß hohes Gerüste in Memel zu bauen und von diesem herab zu leuchten. Als

* Briefwechsel zwischen Olbers und Bessel, herausgegeben von Adolf Erman. Bd. 2, S. 375. Vergl. oben S. 145.

dieses aber fertig war, kam kein Licht und konnte nicht kommen, da die Strahlenbrechung bei immer stärker werdendem Nordstürme und sehr kalter Luft so klein geworden war, daß das Gerüste unter dem Seehorizonte blieb. Ich ersuchte also meinen treuen Gefährten Bayer selbst hinzugehen und auf der Galerie des Thurmes, in achtzig Fuß Höhe einen Standpunkt einzurichten; dies geschah, aber auch dieser hohe Punkt ging unter, und es blieb nun nichts mehr übrig, als geduldig zu warten, bis die Refraction sich etwas besserte. In Memel blieb dieselbe Schwierigkeit und es wurde nicht eher besser als im September, wo Alles dann rasch und gut von Statten ging.“

Von Nidden bis Schwarzort.

Die Fischer fahren gewöhnlich gegen Abend auf den Fischfang aus und bleiben die ganze Nacht auf dem Wasser; weht aber ein starker Wind, so fischen sie auch bei Tage. Den Fang verkaufen sie an kleine Händler, welche die Fische zurichten, räuchern und auf den Markt nach Memel bringen.

Es wehte in der Frühe des Morgens ein heftiger Südwest, der nahe der Nehrung nur stoßweise über die leicht wogende Wasserfläche gleichsam hin und her sprang, weiter aber die Wellen aufthürmte und dem littauischen Ufer zutrieb. Die Schiffer befanden sich noch alle auf dem Wasser; nur ein paar Rähne lagen in dem Hafen und trieben an ihren Anfern hin und her, unruhig wie die wilden Thiere in ihrem Käfig. Ein Schiffer — Engelsen — rüstete seinen Rahn, um seine geräucherten Fische nach Memel zu bringen. Da er auf seinem Wege an Schwarzort vorüber mußte, hier auch seine Waare anbieten wollte, so entschloß ich mich schnell, mit ihm zu fahren, anstatt die ermüdenden vier Meilen durch den Sand zu wandern.

Ein Brief wurde eiligst geschrieben und dem Postboten übergeben, der seinen Weg südlich über die kahle Düne nahm und auf seinem Pferde eine gar sonderbare Staffage bildete.

Wenn ich von dem Hafen Niddens sprach, so ist durchaus nicht an irgend eine künstliche Anlage zu denken. Die Rähne liegen vielmehr frei in der Bucht, welche durch die Vorsprünge des flachen Strandes gebildet wird, meist dem Hause des Eigenthümers gegenüber. Darum reihen die Rähne sich neben einander wie die Häuser auf der Uferhöhe. Der entsprechende Platz am Strande und im Wasser heißt *valgūmas* (Schiffs- oder Ankerplatz). Daher sagt der Schiffer: *taī māno valgūmas* — das ist mein Ankerplatz.

Der Fremde, der noch überlegt, wie er durch das seichte Wasser zu dem Rähne gelangen soll, wird von dem Schiffer ohne Weiteres auf den Arm genommen und durch das Wasser getragen.

Ein solches Marktschiff vertritt den Postwagen oder die Eisenbahn. Wer Geschäfte in Memel hat, oder einen Termin wahrzunehmen; wer ein paar junge Hühner zu Markte bringen möchte, oder seine Wirthschaft vervollständigen will, benützt die bequeme, billige Gelegenheit. Niemand wird den Weg zu Lande nehmen, da der Wasserweg offen steht. Auch von Ort zu Ort, oder wenn die Bewohner zur Kirche wollen, fahren sie stets zu Wasser, als läge zwischen den einzelnen verlorenen Ansiedelungen das Meer.

So war auch dieses Mal der Rahn stark besetzt. Ein paar Frauen lagen oder kauerten neben ihren Körben in jener sonderbaren Unbeweglichkeit, die den Frauen Niddens eigen. Ein paar Jungen in weißen, wollenen Jacken, der eine ein Sohn des Engeliens, der andere ein Sohn des „Halbschulzen“ Pippis (Vertreters des eigentlichen Schulzen Gulbis), machten sich an Anker und Steuer zu schaffen. Der Postbote Peleikis aus Schwarzort, der am Tage vorher nach Nidden gekommen, hatte sich auch eingefunden, um wenigstens einmal seinen müden Gliedern eine Raft zu

gönnen. Er wandert seit dreizehn Jahren einen Tag nach Nidden und am folgenden Tage nach Schwarzort, im Winter und im Sommer und muß noch dazu seinen vier Meilen langen Weg in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit vollenden. So ist er denn verbrannt und ausgetrocknet wie ein knotiger Wanderstab. Ich glaube, er hat beinahe das Sprechen verlernt. Selbst sein Name steht ihm mit Recht zu. Denn palaikis heißt im Littauischen alles was übrig geblieben, abgestanden, unbrauchbar, armselig. Daher pón — palaikis ein heruntergekommener Herr, bób — palaiké ein unnützes Weib, kír w — palaikis eine schlechte Art. Ich meinte, er möge sich lieber keleivis, das heißt den Pilger nennen. Er grinste freundlich, kam aber nicht weit über sein: „ja, lieber Herr“ — hinaus. Anfangs machte er sich noch am Steuer zu schaffen, aber auch hier wurde er unbrauchbar befunden, da wir unter seiner Leitung in Gefahr kamen, auf den Bullwit-Haken aufzulaufen. Der Schiffer Engeliem ergriff schnell den Griff des Steuers und der Kahn gehorchte ihm augenblicklich wie ein Roß, das den rechten Reiter fühlt.

Es war eine gar sonderbare Fahrt. Im Schutze der Nehrung fuhren wir fast wellenlos; aber der Wind drückte fest in die Segel und der Kahn schoß schäumend dahin. Die Nehrung lag in dem glühenden Sonnenlichte wieder ganz traumhaft da, zumal wenn leichte Wolkenfleier über sie hinwegzogen. Bald trennte uns eine tiefe Bucht von dem Dünenwalle, bald sprang uns ein Hafen entgegen, einige vollkommen flach wie eine Platte, andere mit lauter Sandhügeln bedeckt. Ein paar vereinzelte Möven schaukelten sich über der Fluth. Die große Masse mochte auf die littauische Seite gezogen sein. Zuweilen schwammen uns Tangmassen entgegen, die der Sturm vom Seegrunde losgerissen und der eingehende Strom ins Haff geführt hatte.

Wir fuhren an Preil vorüber und dem einsamen Dünenkirchhofe von Karwaiten. Später folgte Perwell mit seinen sieben

Häufeln und seinem starrenden Glende. Ueberall fischten die Menschen an dem Ufer, und Engelien erzählte mir, daß sie dort Tag und Nacht arbeiteten, aber sie könnten nichts vor sich bringen, weil es ihnen an dem großen Gezeuge, den kostbaren Winternezen, überhaupt an Kapital fehle.

Der Wind wurde heftiger und um das seitliche Treiben des flachgebauten Rahnes zu verhüten, das sogenannte „Schwert“ (szlösza) ausgehängt.

„Das geht sehr schön“ — meinte der freundliche Mann und sah mich mit seinen treuherzigen blauen Augen an. Peleikis hatte sich mittlerweile an dem mitgenommenen Fusel in den Schlaf getrunken und hielt noch seine selbstverfertigte Dose von Birkenrinde (toszine duze) in den Händen.

Ich saß auf einem Fischkasten, dem Steuermann gegenüber und fragte ihn nach allerlei Gegenständen, die seine Verwundung im höchsten Maaße erregten. Daß ich mich für ihre kurische Sprache interessirte und mir allerlei Ausdrücke notirte, war ihm schlechterdings unbegreiflich. Nun hatte er mir bereits die Namen von Schiff und aller seiner Theile gesagt, die Ausdrücke für Fische, Neze und Aehnliches. Daß ich mir aber gar den Namen des Segelgießers notirte, veranlaßte ihn zu dem Ausrufe: „Nein, das ist zu toll!“

Der junge Pippis nahm den Burpel, — von buris Segel und pilti gießen, — Segelgießer, trank erst daraus, und begann dann das große Segel zu nassen. Auch ich versuchte es, doch erregte meine Ungeschicklichkeit nicht geringeres Erstaunen wie meine Neugier. Engelien schlug vor Verwunderung mit den Armen um sich und der junge Pippis zeigte zwei Reihen der wundervollsten Zähne.

Auf meine Frage, ob er schon einmal in Königsberg gewesen, das doch viel größer als Memel sei, erwiderte mir Engelien, daß er allerdings schon lange den Wunsch hege, dorthin zu reisen; nicht weil es eine große schöne Stadt sei; aber er habe gehört,

dort wohne auch ein Mann Namens Engelen, und den möchte er vor seinem Ende doch gern auffuchen und von ihm hören, ob sie nicht mit einander verwandt wären! — —

Anknüpfend an seine Fahrt nach Memel, fragte ich ihn, ob es wahr sei, was ich einmal in einem Buche gelesen, daß die kurischen Fischer Diebe fest machen könnten, das heißt an die Stelle, zum Beispiel den Wagen, von welchem der Dieb stehlen wolle, zu bannen vermöchten. Er erwiederte mir, nein, so etwas könnten sie nicht, habe er auch noch niemals von einem Andern gehört. Nach einigem Nachdenken fuhr er dann fort:

„I nun, möglich mag es wohl sein; warum sollte ein Mensch nicht die Kraft und den Zauber besitzen? — Aber — sehen Sie, lieber Herr — ließe sich solche Kraft wohl mit der Allmacht Gottes vereinigen?“ — —

Er wurde hierauf still und schien weiter zu sinnen. Wahrscheinlich hatte er aber keine Ahnung davon, welche tiefe Weisheit er soeben ausgesprochen. —

Wir fuhren während dessen am Sirgorags, dem „Pferdehaken“, vorüber. Engelen bestätigte, was ich schon wußte, daß alle Haken nur verwehte Dünenberge seien. Er selber habe in seinem Leben schon mehrere solcher Berge gekannt, die entweder zu Haken geworden oder spurlos ins Haff geweht seien. Letzteres erfolge ganz besonders im Winter, wenn das Haff mit Eis bedeckt und der Sand über die Fläche weithin getrieben werde. Oft liege er dann zollhoch auf dem Eise und nöthige die Schlittensfuhrwerke, wohl eine halbe Meile weit um den Haken herumzufahren. Thauet das Eis auf, so versinke der Sand und werde von dem Strome fortgeführt.

Es wird also, aller menschlichen Berechnung nach, die ganze Dünenkette allmählich im Haff verwehen und entweder dasselbe ausfüllen, oder mit dem Strome durch das Memeler Tief in die See gespült werden, wo das alte Spiel von Neuem beginnt;

nur daß der vorherrschend nach Norden gehende Seestrom den ihm zugeführten Sand weiter nördlich, also an der russischen Küste wieder auswerfen wird.

Nachtrag (1869.)

Gleich am Sarkauer Walde hat sich der jetzige Posthalter Lange angebaut. Seinen Hof umgiebt ein vortreffliches Korn- und Gerstenfeld. Für die Beförderung der Post von Kranz nach Rossitten und zurück erhält er jährlich 500 Thaler.

Herr Seddig im Sarkauer Krüge erzählte mir, daß die Sarkauer auch Krähenbeißer (Krögebieter) genannt werden, weil sie den gefangenen Krähen den Kopf einbeißen.* Viele benutzen freilich jetzt auch dazu eine Zange oder ein spitzes Messer.

In Betreff der Fischerei machte er mir folgende Mittheilungen.

Wale werden im Winter mit einem Dreizack, an dessen Spitzen sich Widerhaken befinden, gestochen. Sie halten sich an den den Fischern wohlbekannten schneckenreichen Stellen des Haffs auf.

Die Bressen liegen im Winter auf den Bänken zwischen Steinen, ziehen aber doch von einer Stelle zur andern. Man hängt Neze unter dem Eise in das Wasser (unten Steine, oben Floßhölzer). Die Neze mit großen Maschen werden durch Gadderne zusammengehalten. Die Fische werden gefangen, indem sie mit den Köpfen in den Maschen hängen bleiben. Aehnlich sind die Neze für Kaulbarsche („Kahlbarsche“) eingerichtet.

Man fischt im Winter auf dem Eise mit dem großen Wintergarn oder dem kleinern Klippnetz, indem man zwei große und eine Reihe von kleineren Löchern in das Eis haut, welche in einem Kreisbogen zu den großen Löchern führen. In das eine der großen Löcher steckt man das Netz hinein und schiebt dessen

* Wuzke in den Pr. Prov.-Bl. V S. 463.

beide Flügel mittels langer Stangen die Reihe der kleineren Löcher entlang, bis die Flügel an dem zweiten großen Loche zusammentreffen, wo man das Netz herauszieht. Die kleinen Löcher sind dreieckig und heißen „Zeflöcher“; der Weiterschieber wird „Zesser“ genannt.

Genau so beschreibt Caspar Stein in seinem lateinischen Manuscript die Winterfischerei im Frischen Haffe. Auch fischt man in Finnland so.

Mit dem großen Garne kann man an einem Tage — oft bis spät in die Nacht hinein — nur einen Zug thun, mit dem Klippnetze mehrere. Daher giebt man dem letzteren den Vorzug.

Sie fischen hier auch in der Art, daß sie unter das Eis ein Netz stecken und auf das Eis heftig schlagen. Der Fisch folgt dem Geräusch und geräth in das Netz.

Auch spannen sie Netze aus und machen an einer etwas entfernten Stelle mit einer Stange im Wasser Geräusch, so daß die Fische in die Netze getrieben werden.

Das Eis betreten die Fischer äußerst waghalsig. Wenn es die Kapufe (littauische Mütze) trägt, dann trägt es auch den Sarkauer.

Im Frühjahr geht es oft ganz plötzlich auf, selbst bei ruhigem Wetter und wenn es noch ganz stark ist. In diesem Falle schneidet man die Tauen an den Netzen durch und versenkt sie, mit Steinen beschwert, auf dem Grunde. Die Stelle finden sie leicht wieder. Denn jeder Fischer kennt den Haffgrund genauer wie das feste Land. In stockfinsterner Nacht wissen sie genau, wo sie sich befinden, indem sie den Boden des Haffs mit einer Stange sondiren.

Wenn im Winter Risse schlagen — was Thautwetter bedeutet, so klingt es wie Donner.

Die Sarkauer dürfen eigentlich nur am Lande fischen. Hier halten sich die Fische gern bei anhaltend schönem Wetter auf; daher der reiche Fischfang im Jahre 1868.

In Betreff des Viehstandes theilte mir Seddig mit, daß von auswärts kommende Rühe am Blutnezen leiden. Ihre Hauptweide ist die Plantage. Sie werden noch vor dem 1. Mai und oft bis Martini hin ausgetrieben, nach der Grummeternte in die Schwentlund.

Die Pferde (etwa vierzig) weiden am Mövenhafen und weiter. Der berittene Hirte erhält für ein jedes 1 Thlr. 10 Sgr. und einen halben Scheffel Kartoffeln an Hütelohn.

Im Sommer wird das Gras sehr hart, so daß die Pferde mager werden und wohl gar sterben. Fremde Pferde fressen leicht den mit den harten Pflanzen ausgerissenen Sand und sterben, da sie den Urin nicht lassen können.

Herr Seddig zeigte mir auch seinen Winter- und Sommerbrunnen. Der erstere, mit Bohlen ausgeschlagen, enthält weiches Wasser und ist etwa sieben Fuß tief. Eine größere Tiefe ist wegen des Triebandes und des mächtig herausquellenden Wassers nicht zu erreichen. Das Niveau steigt und fällt mit dem des Haffs und zwar ohne Zeitdifferenz; wahrscheinlich in Folge des hydrostatischen Druckes.

Der Sommerbrunnen — und die Sarkauer haben an ihren Häusern durchweg solche — besteht aus einer eingegrabenen Tonne. Das beste Wasser ist angeblich bei Haupt.

Auf dem Kirchhofe befinden sich uralte Weidenbäume, darunter einfache Holzkreuze, Alles ziemlich verwahrlost. Drei Plätze sind besonders umzäunt, denn auch hier giebt es eine Aristokratie. Eine Tafel ist mit Thüren geschlossen, eine andere mit Glas; die Inschriften dahinter sind aber verschwunden.

Alle Sandhügel sind mit einem Moose überzogen, das in der Sonne goldgelb glänzt, dazwischen wachsen violette Blumen. Das Ganze bildet einen prachtvollen Teppich.

In den Tiefen zwischen den Hügeln haben die Sarkauer ihre Kartoffeln, ganz dicht neben einander, gepflanzt. Meist schadet

ihnen indeß die zu große Trockenheit; bei anhaltender Kälte „ertrinken“ sie dagegen sehr bald. Ihr Hauptfeind sind die Krähen, welche den Sommer über auf der Nehrung bleiben und die Kartoffeln austragen.

Neben den Kartoffeln standen sogenannte Saubohnen sehr üppig.

Die Gartenzäune werden im Winter oft herausgenommen, damit der Wind den hineingewehten Sand wieder hinaustreibe.

Die Häuser stehen planlos durch einander, so daß das große Dorf nichts hat, was einer Straße ähnlich sieht. Nur zwei haben Schornsteine (darunter das Schulhaus); alle übrigen sind sogenannte Rauchhäuser. An den Giebelspitzen befinden sich nur hie und da Pferdeköpfe. Das zum Brennen bestimmte Holz liegt stets auf einem ein bis zwei Fuß hohen Gerüste.

Mir wurde erzählt, daß noch jetzt einige Leute hier kurisch (lettiſch) sprächen.

Die gewaltigen Netze hingen überall zum Trocknen. Die Floßhölzer bestehen aus Holz oder Borke. Zu den Senkern verwendet man Ziegel mit einem Loch in der Mitte, oder Kollsteine, zum Theil in Leinwand eingenäht.

Die von Holz erbaute Kirche mit einem Dachpfannendach macht einen ziemlich verkommenen Eindruck. Mehrere Dachpfannen sind herabgefallen, Fensterscheiben zerbrochen. Es befindet sich in ihr nur eine Kanzel über dem Altare. Die Sage von zweien Kanzeln, die noch D. Glagau wiederholt, hat keinen Grund und Boden.

Auf der ganzen Nehrung giebt es keine Bienen und keine Störche, keine Schlangen, Eidechsen und Ratten. In Rossitten soll einmal ein Storchpaar sein Nest auf einer Scheune gebaut haben, man hat es aber durch das Sprengen von Steinen verjagt.

Im Dorfe Sarkau befinden sich mehrere Räucherbuden. Die Gludern werden erst an der Luft getrocknet — „sonnentrocken“ — und dann geräuchert, weil sie sonst leicht zerfallen.

Ueber die Moralität der Sarkauer wird sehr geklagt. Sie stehlen wie die — Krähen und führen gern Prozesse. Dem Seddig haben sie einmal ein und einen halben Scheffel Kartoffelaussaat aufgegraben, und dem Besitzer Fröse, der aus Labagienen bei Labiau hierher gezogen, die Flunderneze zerschnitten, um sich den Konkurrenten fern zu halten.

Die Nehrunger klagen ferner, daß die Littauer von der anderen Seite des Hafses herüberkommen und allerlei Unfug treiben, z. B. die weidenden Pferde fangen, aufzäumen und damit „manöbriren.“ Zur Zeit des Amtmanns Gudohr in Rossitten hätten sie einmal ein Erbsenfeld zertreten und die ganze Rossittener Bevölkerung in die Flucht geschlagen.



Tolminkemen. Wischtynen. Goldap.

Bis Insterburg.

Die Eisenbahn von Königsberg nach Gumbinnen durchzieht eine einzige fruchtbare Ebene. Wäre nicht das Pregelthal mit den unbedeutenden seitlichen Einschnitten, der Blick haftete nirgends an einer Bergterrasse, einer Vertiefung. Aber weite, üppige Felder, die schönsten Eichen, Ulmen und Linden, prachtvolle Fichtenwälder, dazwischen reinliche Dörfer und glänzende Herrensitze fehlen nirgends. Schon steigen hie und da Fabrikshornsteine auf und überragen an Höhe weit die bescheidenen Thürme der Dorfkirchen.

Leider bleibt uns bei Löwenhagen Schloß und Park Friedrichstein von Bäumen verdeckt, aber Lindenau und Kaptein liegen dicht an der Bahn und erfreuen durch neue schattige Anlagen. Eine plötzliche Oeffnung gestattet einen flüchtigen Blick auf die tiefe, mit Recht gepriesene Kellermühle. Dann steigt die Bahn in das Pregelthal hinab und gewährt den seltsamen Anblick großer Segelkähne, welche scheinbar mitten auf dem Lande stehen. Wo der Pregelfluß sichtbar wird, liegen andere Kähne, welche die Ziegel aus den bedeutenden Ziegelfabriken aufzunehmen bestimmt sind. Ebenso hätten wir früher, vor Friedrichstein, Schiffe erblicken können, in welche die Steine aus dem unererschöpflichen Steinlager bei Steinbeck geladen werden, Steine, die uns einst nordische Eisshollen aus Skandinavien und Finnland gebracht haben, als noch ein einziges Meer das ganze nordeuropäische Tiefland bedeckte. Strahlenförmig durchziehen diese Steinlager die Provinz und liefern jetzt das Material zu den Festungsbauten

in Königsberg und Danzig, zu den Wirthschaftsgebäuden der Landleute und zu den Chauffeeanlagen.

Im Süden verdeckt die weite Gauleder Forst — der Frisching — uns das Zehlaubruch, eine merkwürdige Torfbildung, welche in Form einer ungeheuren Wasserblase sich über ihre Umgebung erhebt. An den blauen Teichen, den Wasseraugen dieser im Sommer unzugänglichen Wildniß, nisten noch Kraniche. Die Industrie geht dafür mit dem Plane um, aus den schmiegsamen Fasern der Torfmoose Papier zu bereiten.

Tapiau liegt an einer interessanten Gabelung des Pregels. Er selber fließt in breitem Thale nach Westen, aber nach Norden schickt er einen Seitenarm, die Deime, mit so geringem Gefälle, daß die Wasser dieses Flusses oft rückwärts aus dem Kurischen Haffe in den Pregel fließen.

Wehlau, auf der Spitze des Dreiecks zwischen Pregel und Alle gelegen, präsentirt sich schon ganz anders als das kleinbürgerliche Tapiau. Im Süden fesseln die bedeutenden Pinnauischen Mühlenwerke und weiter die Gebäude der Provinzial-Irren- Heil- und Pflegeanstalt (eine etwas weitschichtige Bezeichnung) von Allenberg.

Die einst wacklige Holzbrücke, welche zu der volksthümlichen Redensart: „Wer nicht wagt, kommt nicht nach Wehlau“, Veranlassung gegeben hat, vermittelt den Zugang zu der Stadt von Norden her. Die Antistrophe lautet allerdings: „Wer zu viel wagt, kommt nach Tapiau“ — nämlich in die dortige Landarmen- und Korrigenden-Anstalt.

Das Thal der Alle von Wehlau bis Allenburg gilt als eines der schönsten der Provinz, und mit Recht. Im Frühlinge bedeckt ein einziges Blüthendach die malerischen Uferhänge. Reiche Güter liegen auf den Höhen, ausgezeichnet durch ihren „schweren Weizenboden“ und den vorzüglichen Lehm, welcher den Ziegeleien ein unererschöpfliches Material darbietet: Groß- und Klein-Ruhr,

Koppershagen, Potawern, Leiffienen, Plauen. Hier pflegte Panfritius, dessen skandinavische „Hägeringar“ nun auch schon ver-gessen sind, so gern zu wandeln und sich an littaivischen Dainos zu erfrischen.

Jenseits der Alle fängt Littauen an. Wir fahren an Busch-dorf vorüber, dessen Kirche eines Thurmes entbehrt, und ge-langen in das sogenante „Dessauische“, die ausgedehnten Güter des Herzogs von Anhalt, mit dem Hauptorte Norkitten, dessen Schloß gar prächtig auf dem hohen Ufer der Murginne (des Gold-flusses) ins Land schaut. Aber es geht diesem Herrensitze wie allen, in denen der Herr nicht weilt, es fehlt ihm die Seele und das frische, freudige Leben; es weht keine flatternde Fahne über diesem Dache. Dafür erzählt man gar lustige, wunderliche Ge-schichten aus der guten alten Zeit des merry old Norkitten, da ein heiterer Fürst, der gern lebte und leben ließ, sich mit dem Landvogt Dewiz in Insterburg in Suiten und seltsamen Abenteuern überbot. Jetzt waltet hier nur die Bureaokratie*.

Auf der ausgedehnten Ebene im Süden mit ihren schönen Wäldern, Feldern und Dörfern wurde am 30. August 1757 zwischen den Preußen und Russen die blutige Schlacht geschlagen, welche nach dem Dorfe Groß-Jägersdorf benannt wird. Die Russen standen auf dem Plateau vor der Murginne, die Preußen

* Bei den Besuchen pflegten der Fürst und Dewiz sich namentlich in der Güte der Weine zu überbieten. Als der Fürst einmal nach Insterburg kommt, ist dem Landvogt der Wein ausgegangen. Er schickt also schnell einen Diener mit dem Kronenstabe des Fürsten nach Norkitten und läßt dessen besten Wein holen.

Als später der Fürst Dewiz in Norkitten bewirtheht, hält er denselben lange Zeit halb mit Gewalt zurück und schickt ihn endlich auf einem mit vier Ochsen bespannten Leiterwagen nach Insterburg, wo Dewiz nichts Eiligeres zu thun hat als das ganze Fuhrwerk zu verkaufen.

Einst lud Dewiz einen Bekannten zu einer kurzen Spazierfahrt ein und entführte ihn bis Danzig.

im Westen. Der Sieg war dem Feinde ein Pyrrhusieg gewesen. Er zog sich wenige Tage nach der Schlacht zurück, gefolgt und fast verfolgt von den geschlagenen Preußen. Eine erschöpfende Darstellung dieser Begebnisse findet man in dem nach den Quellen gearbeiteten Buche Hasenkamp: „Ostpreußen unter dem Doppelaar“

Dem mäandrischen Laufe der Aurinne folgend, würden wir in Süden die ausgedehnte Aštráwišcher Forst zur Rechten haben mit dem Kiauker, Stagutšcher und Skungirrer Moor, der wahren Heimath der Wilddiebe und dunkler Thaten. An dem Goldflusse selbst aber treffen wir mehrere Wall- oder Schloßberge (hier Billuckštis genannt) und eine Reihe von Dörfern mit wunderlichen Namen: Worpillen, Wenskowethen, Almenišken, Šcher-nuppchen, Augkallen, Wittgirren, Ššcheratšchen zc., Wörter, die uns ungefähr so vorkommen wie räthselhafte Versteinerungen im Sandboden. Aber noch wunderlicher ist ein tiefschwarzer Moorsee im Pappelnšchen Bruch, die Padugniš („An der Tiefe“, auch Budugniš genannt, vielleicht Be-dugniš, „ohne Grund“), in dem sich dunkle Fichten spiegeln, während die unbewegte Wasserfläche daliegt wie ein finsternes Geheimniß.

Insterburg ist eine alte Anlage des Deutschen Ordens, welcher zum Schutze des breiten Flußthales auf der Südseite die noch vorhandene Burg und auf der Nordseite die Georgenburg erbaute, zwei starke Brückenköpfe. Sie sicherten den Uebergang der Heere auf den „Kriegsreisen“ nach dem feindlichen Littauen. Die Stadt liegt nicht an der Inster, sondern an der Angerapp, eine Achtelmeile oberhalb der Verbindung beider Flüsse. Erst von dieser Konfluenz ab erhält der gemeinsame Strom den Namen Pregel. Die Deutung von Angerapp als Malfluß liegt nahe (ungurýs der Mal, ap, úpé Fluß, sanskr. áp, Wasser); Inster, littauisch Isra, erinnert an Šjar, Ššjer, Isère, Unstrut, Weser zc. und bedeutet fließendes Wasser; in Pregel steckt vielleicht der Name Alle (Ill, Iller zc.).

Die Vereinigung der beiden Flüsse Angerapp und Inster hat, wie das alte Flußbette des erstern erkennen läßt, früher bei Georgenburg stattgefunden. Die Angerapp floß damals, wie heute, an dem Kirchhofsberge vorbei, dann im rechten Winkel nach Osten bis über den heutigen Chauffeedamm hinaus, wandte sich wieder nach links und vereinigte sich mit der Inster genau an der jetzigen Brücke. Erst am Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde ein Kanal gegraben, der die Angerapp direkt nach Westen zur Inster leitete. Bis dahin floß also die Angerapp, das natürliche Gefälle verlassend, im gewissen Sinne thalaufwärts. Noch wunderbarer ist es, daß das breite Insterthal, welches zu dem winzigen Flusse in keinem Verhältnisse steht, nichts anderes ist als das einstige Memelthal. Als noch die Schreitlaufer und Eißelner Berge der Memel einen Damm entgegenstellten und sie in dem einstigen Jurasee stauen ließen, floß dieser Strom südwestlich in dem heutigen Insterthale ab, um als damaliger Pregel in dem Frischen Haff zu münden. Hätte die Memel nicht jenen Höhenzug, der ihr den Weg über Ragnit und Tilsit ins Kurische Haff verlegte, durchbrochen, so würden heutzutage die russischen Holzflöße nach Insterburg kommen. Das sollten sich die Insterburger Kaufleute merken und auf die Regulirung der Inster, sowie auf die Anlegung eines Verbindungskanales mit der Memel, oberhalb Eißeln, dringen. Eine solche Anlage würde mit verhältnißmäßig sehr geringen Kosten verbunden sein und die Folge haben, daß die russischen Hölzer (die in Betreff der Kosten einen weiten Eisenbahntransport nicht aushalten) hier verarbeitet und in Gestalt von Stäben, Tonnen 2c. auf den binnenländischen Markt gebracht werden könnten. Hierzu eignet sich Insterburg als östlichster Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen ganz vorzüglich. Vielleicht noch wesentlicher wäre es die Angerapp von Angerburg bis Insterburg zu reguliren, um einen Wasserweg für Floßhölzer aus den ungeheuren masurischen Forsten zu schaffen. Die großen masurischen

Seen sind bereits durch die Natur oder durch Kanäle mit einander verbunden. Von der südlichsten Grenze bis nach Angerburg hinauf führen die schönsten Wasserwege. Dann stockt die Verbindung, obwohl ein Fluß wie die Angerapp aus dem Mauersee, an Angerburg vorbei, nach Norden fließt. Hier bedarf es noch einer eingehenden Korrektur des Flußbettes. Erwägt man ferner, daß bei einer Regulirung der Rominte die gewaltige Massawer und Rominter Forst aufgeschlossen werden würde, und daß auch ihr Holzreichtum Insterburg zu Gute kommen müßte, so erkennt man recht, wie die Zukunft dieses Platzes ganz auf dem Holzhandel und der Verarbeitung der Hölzer beruht.

Schon jetzt wächst die Stadt, recht im Gegensatz zu dem stabilen Tilsit, mächtig an; wie Fühlhörner strecken sich die neuen Straßen in die Weite. Wo gestern noch Kahlköpfe standen, erheben sich heute bereits mehrstöckige Gebäude mit grünen Gärten und den schönsten Blumen. Ist auch der Styl der meisten dieser Häuser nicht eben mustergültig, so fehlt doch den Menschen nicht der Sinn für den architektonischen Schmuck. Man bringt an den Fronten Statuen an oder Reliefs; Weinlaub zieht sich an die Giebel hinan; freundliche Veranden deuten auf ein behagliches Heim. Wahre Schulpaläste sind in den letzten Jahren erbaut: die Töchterchule mit dem vielberufenen Kreuze auf dem Frontgiebel, das Gymnasium, dessen Aula von namhaften Künstlern mit Freskobildern geschmückt werden soll.

Ein Gang durch die Stadt führt durch die lange Bahnhofstraße über den Markt, an dem Schloßteiche und dem Schlosse vorbei, über die neue Brücke hinaus nach Norden. Von dieser Stelle aus mag die Ansicht der Stadt aufgenommen sein, welche sich in des alten „Hartknochen“ Alt- und Neues Preußen (1684) befindet, mit der von einem Manne mühsam gehaltenen Frau, und den drei Schiffen, welche — wie noch heute — einen Reisekahn flußaufwärts ziehen. Nicht weit davon liegen zwei Leute

an der Erde, während zwei andere, in offenbar sehr erregter Stimmung auf einander zustürzen, vielleicht eine Wirkung jenes Nektars, welcher schon damals in der „feinen Stadt“ verabreicht wurde und wohl auch das peinliche Unwohlsein jener Frau verursacht haben mag.

Blickt man nach Norden, so hat man links den schönbelaubten Kirchhof auf der malerischen Höhe über dem Flusse, zur Rechten den Hügel mit einigen Fabriken und die königliche Strafanstalt, deren Gebäude, aus der Ferne gesehen, an die Marienburger Schloßbauten erinnern. Den charakteristischen Eingang an der schmucklosen Fronte bildet ein gewaltiges Thor, ganz aus Granit, fast wie das Portal der Dante'schen Hölle, doch ohne die entsetzlichen Terzinen. Genau dieser Pforte gegenüber befindet sich eine Platane und breitet freudig ihre schattige Krone aus. Im pflanzengeographischen Sinne ist das Vorkommen dieses südlichen Baumes in so hohem Breitengrade ein halbes Wunder.

Die Gräberreihen auf dem Kirchhofe der Strafanstalt deuten auf die reiche Ernte, welche der Schnitter Tod gerade hier hält; nur selten zeichnet ein Kreuz eine Stelle aus, noch seltener eine Inschrift. Gar seltsam klagt ein Hinterbliebener, daß der Todte „zu gut für diese Welt“ gewesen. Ich selber habe hier einst gesehen, wie vier Strafgefangene unter Aufsicht eines Wärters mit geladenem Gewehr, an einem Winterabend, einen Todten bestatteten. Der schmucklose Sarg auf dem von den Leuten gezogenen Schlitten, der trübe, schwere Himmel, die lautlose Stille: — es war ein Bild, recht ein Seitenstück zu dem berühmten:

Not a drum was heard not a funeral note.

Erfrischend ist dagegen der Blick von dieser Höhe auf das gesegnete Wiesenthal, das sich vor uns bis in die weiteste Ferne ausbreitet; im Westen Althof mit der alten Lindenallee, in welcher nach der Schlacht bei Jägersdorf viele preußische Verwundete ohne Pflege kampirten und starben, im Westen Nettienen mit seinem

interessanten „Pillukſchtis“ Aber am ſchönſten erſcheint hier die herrliche Georgenburg, das alte Ritterſchloß, deſſen rothe Dächer und Mauern hell über dem Grün des Inſterthales aufſteigen und an jene Zeit gemahnen, da ein kühnes Geſchlecht in dieſe „Wildniß“ hinein die Waffen trug und der deutſche Bürger ſeinen Spuren folgte.

Der neue Chauſſeedamm führt erſt ſeit dem Jahre 1858, in einer geraden Linie die alten Schleifen der Ungerapp überſchreitend, nach Georgenburg. Je näher man kommt, um ſo mächtiger ragt das Schloß auf, inmitten herrlicher Parkanlagen; zur Linken blickt die freundliche Kirche von der Höhe, die in den ſchönſten Baumterrassen zum Fluſſe niederſteigt. Neben dieſer Kirche, unter ſhattigen Ahornbäumen, liegt Roſalie Schönſließ begraben, die edle Frau, welche unter den Qualen eines unheilbaren Körperleidens noch den Muth und die Stimmung fand, ſich für Kunſt und Literatur zu intereſſiren. Ihre im Jahre 1860 von Krüger herausgegebenen, von Roſenkrantz eingeleiteten Schriften enthalten im dichterischen oder literariſchen Sinne kaum etwas Bedeutendes, ſind aber der Ausdruck eines reichen, liebebedürftigen Gemüthes. Angelika von Lagerſtröm hat in ihrem „Biographiſchen Gedenkbuch“ „der frommen, fröhlichen Dulderin“ den zweiten Juni gewidmet, einen rechten Frühlingstag, der nirgends ein ſchöneres Gewand trägt als unter dieſen Ahornbäumen. Interessante Mittheilungen über ſie verdanke ich der vor wenigen Jahren verſtorbenen Frau Seminar-Direktor Preuß, der Tochter des Aſtronomen Klintworth. Dieſe hochbetagte edle Frau, eine rechte Repräſentantin der Göttinger guten alten Zeit, welche noch Lichtenberg gekannt hatte und von deſſen Eigenthümlichkeiten zu erzählen wußte, ſprach oft und gern von Roſalie Schönſließ.

Jetzt bezeichnet ein ſchmuckloſes eiſernes Kreuz die wenig gepflegte Ruheſtätte; dichtes Moos überzieht ſeine Flächen; und

wenn wir mit einem Messer die Flechten abkragen, so klingt das Metall, wie wenn ein Schnitter seine Sense schärft.

Noch eines dritten Todten will ich hier gedenken, des im Frühjahr 1876 verstorbenen Pfarrers Passauer, der in dem nahen Pfarrhause ein förmliches physikalisches Cabinet eingerichtet hatte, die neuesten und werthvollsten Instrumente besaß und eine lebhaftere Verbindung mit berühmten Gelehrten und Fabrikanten der ihn interessirenden Instrumente unterhielt. Mit unverdroffener Hingebung zeigte er seine Schätze vor, erklärte er die komplizirtesten Experimente, und hatte — ein rechtes kinderfrohes Gemüth — seine Freude an dem Staunen des Laien, den er durch eine Erscheinung der Spektralanalyse oder ein anderes optisches Wunder überraschte. Ungewöhnlich reich war seine Sammlung an mikroskopischen Präparaten, zum großen Theile aus der berühmten Werkstatt von Möller in Wedel, unererschöpflich die Fülle der Glasphotographien von Romain Talbot und andern Meistern. Man mußte ihn bei seinem Scioptikon, bei seinem Mikroskope beobachten, wenn er Stück für Stück einsetzte, prüfte, berichtigte, um so recht das Bild eines gelehrten Dilettanten, im besten Sinne, zu haben, bei dem die Freude an den Erscheinungen der Natur eine nie endende ist. Nicht weniger interessirte ihn sein Garten und das praktische Leben. Immer wußte er durch den Geist wahrer Menschlichkeit zu erwärmen.

Das letzte Mal als ich bei ihm war, zeigte er mir die Darstellungen seines Bruders, aus dem Leben der Jagdthiere, vortreffliche Oelstudien, und gab mir eine Novelle eines anderen Bruders zum Lesen, welche eine Episode aus dem Leben Winkelmanns behandelte. Als ich sie ihm nach kurzer Zeit wieder zurückbrachte, lag er bereits auf seinem Sterbebette.

Bis Tolmingkemen. Donalitiuſ.

Die Umgebung Inſterburgs zeichnet ſich durch reiche Schönheit aus. Das ganze Ungerappthal bietet eine Fülle landschaftlicher Bilder, welche an das Saalthal bei Köſen erinnern, ohne deſſen Größe zu erreichen. Lenkeninken mit ſeinen wundervollen Weidenbäumen am Weſtrande des Parks und der dreibogigen Brücke der Tilsit-Inſterburger Bahn, Lugenberg, Pieragienen, Tammowiſchlen mit dem berühmten Kamſwikus und Karalene mögen die landschaftlich bedeutendſten Punkte ſein.

Die Eiſenbahn führt im Süden des Thaleinſchnittes nach Gumbinnen. Da wo ſie die von Süden kommende Ungerapp überſchreitet, liegt Judſchen. Der Kirchthurm hat ſtatt der ſonſt hier vorkommenden Wetterfahne einen häßlichen Adler, der auch den Kirchthurm in Inſterburg krönt; dafür erfreut die Erinnerung an Kant, welcher in dem vierten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts hier drei Jahre lang bei dem reformirten Pfarrer Anderſch Hauslehrer war.

Gumbinnen, deſſen Name wahrſcheinlich von Gumbis, Fiſchreufe, herſtammt, iſt ganz eine Schöpfung Friedrich Wilhelms des Erſten, des Koloniſators Vittauens. Darum ſteht auch ſein ehernes Standbild inmitten von Eichen, die es bereits ganz erdrücken, vor dem Regierungsgebäude, dem einzig namhaften Bauwerk der im Uebrigen monotonen und unbelebten Stadt. Nur die ſchönen Promenaden am Südufer der Piſſa (ein Name, der von ſchönen Lippen immer nur Pregel lautet) erfreuen durch liebevolle Pflege und erquickenden Schatten. Geht man bis zu der Mühle, welche das Waſſer leider viel zu ſehr anſtaut und die Keller der guten Bürger mit Grundwaſſer anfüllt, und bis zur kleinen Brücke oder bis zu der Höhe im Oſten der Stadt mit weiter Ausſchau; ferner von dem Regierungsgebäude zum Bahnhofe mit ſeinen ſchönen Anlagen; wirft man einen Blick auf den

neuen Thurm der evangelischen Kirche und das unschöne Kriegerdenkmal neben der Brücke, so hat ein gewissenhafter Reisender Gumbinnen gesehen. Im Süden erblickt man die Plickener und Auktallner Berge, östlich sogar die Höhen der Nassauer Forst, doch in zu weiter Ferne, als daß durch sie das landschaftliche Bild wesentlich bestimmt würde.

Die Straße nach Walterkemen folgt im Wesentlichen dem Laufe der Rominte, dem vielgenannten, oft besungenen Waldflusse, der an seiner polnischen Quelle Blendianka, nach seinem Eintritt in Preußen aber Blindesfluß genannt wird, um nach seiner Verbindung mit dem Szittkemer Fluße, als Rominte die gleichnamige Haide und ein herrliches Hügelland zu durchströmen, und in der Pissa, bei Gumbinnen, seinen Namen zu verlieren. Mächtige Höhen bis zu 900 Fuß (der Woitowus, „Aufseher“ ist 901 Fuß hoch) ragen um die Quellen der Rominte auf, blaue Waldseen klären sie. Erst begleiten Sahlweiden (Blindis, daher „blinde“ Fluß) ihre Ufer, dann säumt der Fichten- und Kiefernwald meilenweit sie ein und giebt ihren Wassern die tiefbraune Farbe, die sie von dem Pissaflusse unterscheidet. Unaufhaltsam stürzt sie dahin, meist über Steinblöcke, unter denen die Forelle liegt; an den Wohnungen der Förster, den Theer- und Jagdbuden, um welche sich die Menschen angesiedelt haben, vorüber, um jenseits des Waldes reiche Wiesen zu wässern und große Mühlen zu treiben. Immer fließt sie zwischen hohen Ufern, an die sie hier sich anshmiegt, während sie anderswo das alte Bette verläßt. Es ist ein Eilen ohne Raft und Ruh, wie es einer solchen Pilgerin ziemt; das spricht schon aus ihrem Namen, der nichts anderes bedeutet als ein schnelles, eiliges Dahinwandern, gerade wie auch die Alle und die celtische Thaja ihren Namen von diesem Eilen haben.

Wie aber die Rominte eine ächte Littauerin ist, so läßt sich auch der littauische Charakter der Anwohner überall erkennen. Gleich in Kulligkemen fielen mir die hölzernen, strohgedeckten Häuser

auf und die indigoblauen Fensterladen. Erfriischend weht es an der Mühle und der mächtigen Schleuse, welche das Holz passiren muß, wenn es im Frühjahre bei Hochwasser „losgelassen“ wird. In früheren Zeiten schwammen diese Hölzer bis Königsberg, und wie viel davon unterwegs verloren ging, lehrt eine königliche Verordnung aus dem Jahre 1715, welche die widerrechtliche Aneignung mit schweren Strafen bedrohte. Heutzutage fängt man das Holz schon bei Gumbinnen auf, und ein Floßverein regulirt die ganze, die Gumbinner Bürger natürlich im hohen Grade interessirende Angelegenheit.

Bei Perfallen („Am Hügel“, wie Purpesseln „An der schwarzen Erde“, „dem Dorfe“) verläßt die Straße die weite Ebene, welche sich in Gumbinnen erst 132 Fuß über dem Meere erhebt. Die Dörfer Augstupönen (das berühmte Schimpfwort „Augstupöner Pferdebieb“ hört man noch am Rhein!), Nestonkemen und Drutischken liegen alle an der Rominte im Osten, während im Westen die Blickener Berge gebirgsartig aufsteigen. Bei Samelucken überschreitet die Straße das blühende Romintethal und erreicht das schöngelegene Walterkemen.

In der Kirche, deren Inneres sauber, doch nüchtern ist, fiel mir vor dem Altare ein Leichenstein von rothem Sandstein auf mit folgender Inschrift:

Anno 167 — den 14 Juny zwischen 11 und 12 Uhr ist der ehrenveste herr Hans Sommer des amtes Insterburg vicelandtrichter in Gott sehlig entschlafen.

Anno 16 — den — ist die erbare frawe sehligen H. Hansen Sommers hinderlassene witwe sehlig von dieser welt abgeschieden.

Der liebe Gott wolle ihnen beiden eine fröhliche auferstehung am jüngsten tage zum ewigen leben mittheilen und verleihen. Amen.

Rings um den Rand stehet der Spruch aus Hiob 14. 1.

Der freundliche Pfarrer theilte mir mit, daß in seinem Kirchspiele etwa noch zwölf ganz alte Leute littauisch sprächen, die übrigen wären vollständig germanisirt. Meiner Bitte um Mittheilungen über den littauischen Dichter Donalitiuß vermochte er leider nicht zu entsprechen, da die reiche Kirchenregistratur im Jahre 1859 zugleich mit dem Pfarrhause verbrannt ist. Möglicherweise hat sie noch Nachrichten enthalten, da Jordan, der Zeitgenosse und Freund von Donalitiuß, hier Pfarrer war. Auch hätte sich ermitteln lassen, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse etwa der Dichter zu dem Pfarrer Donalitiuß gestanden hat, welcher in Walterkemen im Jahre 1704 gestorben ist. Vielleicht interessirt die Nachricht, daß Ruhig, welcher das erste Lexikon der littauischen Sprache (Königsberg 1747 bei J. H. Hartung) herausgegeben hat, seit dem Jahre 1709 hier Pfarrer war. In der interessanten Vorrede vom 11. Mai 1744 bezeichnet er sich als „Pfarrer und Senior zu Walterkemen, Insterburgischen Hauptamtes.“

An das große, baumreiche Walterkemen schließt sich im Süden unmittelbar Telligkemen an. Die Straße nach Tolmingkemen verläßt hier das Romintethal, um es bei Prapflaun wieder zu erreichen. Dieses Dorf liegt überraschend schön in einem tiefen engen Kesselthale, einem ungeheuren Circus gleichsam, welchen die Wasser der Rominte allmählich gebildet haben. Der blumenreiche Wiesengrund, die malerisch zerstreuten Häuser, der von Bäumen beschattete Fluß, die im Süden terrassenförmig, im Norden steil aufragende Höhe, deren höchste Spitze ein Kirchhof mit alten Kiefern einnimmt, geben zusammen ein Bild, das wohl auch ein verwöhntes Auge befriedigt.

Dafür bietet der Weg nach Waldaukadel des Interessanten nur wenig. Wir sahen hier die ersten Steine aus dem magern Acker ragen. Dagegen beleben die blauen Höhen im Süden das einförmige Bild. Im Norden erblickt man jenseits des Pregel

thales und der Eisenbahn ein langsam aufsteigendes, von unzähligen Ansiedelungen belebtes Gelände.

Waldaufadel mit seinen neuen Gebäuden liegt auf der Höhe über einem Bache, welcher bei Szlaudszen entspringt. Wir befinden uns hier fast vierhundert Fuß über der Meeresfläche, doch steigen die Berge im Süden bei Szlaudszen und Freiberg fast sechshundert Fuß auf und begrenzen den tiefblauen Waldhorizont. In derselben Höhe von vierhundert Fuß liegt Samoninen und Tolminkemen. Diese an sich geringe, relativ aber bedeutende Erhebung hat auf die Kultur des Bodens bereits den größten Einfluß. Die Bewohner klagen über den späten Eintritt des Frühlings und die vernichtenden Nachtfröste des Mai.

Tolminkemen ist für alle Zeiten geweiht durch Donalitus, den Dichter des „Jahres“, des einzigen in litthauischer Sprache geschriebenen Kunstepos. Weit entfernt von dem Charakter des Thomsonschen Gedichts, zeichnet sich das Werk durch eine für die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sehr merkwürdige Realistik und die unbefangene Darstellung der Littauer aus, in deren Mitte der Dichter hier 37 Jahre lang gelebt und gewirkt hat. Keine Photographie hätte uns getreuer diese prachtvollen Figuren überliefern können, als der Dichter es thut: den guten und bösen Amtsrath, den Wachtmeister, den biedern Schulzen, der so gern moralisirt, die Bauern, die sich so unbefangen von ihren Spitzbübereien unterhalten, und die geschwägigen, dem Branntwein keineswegs abgeneigten Frauen. Dazu die unübertroffenen Schilderungen des ersten Frühlings, die Rückkehr des Storchs, der Gesang der Nachtigall, den man in den vollklingenden Hexametern zu hören glaubt; der hereinbrechende Herbst mit seinen Regenschauern und grundlosen Wegen, aber auch mit seinen Festen; der glühende Sommer und das Scharwerk, in welches

die damals noch leibeigenen Leute ziehen. Es giebt Stellen in diesem Gedichte, die an erhabener Schönheit ihres Gleichen suchen; aber der Dichter hat nicht verstanden Maaf zu halten und die einzelnen Theile seines Gedichtes harmonisch mit einander zu verbinden. So wie es daliegt, besteht es aus lauter Epifoden. Es leidet vor Allem an Uebertreibungen, die uns jetzt nur noch ein Lächeln abnöthigen, und verläuft so plan- und ziellos, daß man ebenso gut mit dem „Frühlinge“ beginnen kann, wie mit einer anderen der vier Jahreszeiten, ohne daß das Verständniß des Gedichtes darunter litte.

Was wir über die Lebensumstände des Dichters wissen, verdanken wir den Mittheilungen Rhesa's, welcher „das Jahr“ in littauischer Sprache und gegenüberstehender Uebersetzung 1818 (Königsberg bei Hartung) herausgegeben hat. Das Buch ist Wilhelm von Humboldt gewidmet, welcher sich damals als Gesandter in England befand. Rhesa's Bericht ist dann durch den eines Pfarrers in Kleschoven ergänzt, welchen Schleicher in seiner Ausgabe des „Donaleitis“ (Petersburg 1865) mitgetheilt hat. Die dritte Ausgabe des Gedichts mit gegenüberstehender Uebersetzung von Nesselmann (Königsberg 1869) bringt kein neues biographisches Material.

Es ist mir durch die freundliche Bemühung des zeitigen Pfarrers in Tolmingtonen gelungen, das Leben des Dichters in einzelnen Punkten zu ergänzen; auch besitzen wir von ihm eine Menge von Randbemerkungen in den Tolmingtoner Kirchenakten und Taufregistern, welche wenigstens seinen Charakter eigenthümlich beleuchten, und den Beweis liefern, daß sein inneres Leben sich nicht durch die ruhige Seelenstimmung und die Klarheit auszeichnet hat, welche sein Gedicht und die einfachen äußeren Umstände seines Lebens erwarten lassen.

Nach Rhesa's Darstellung ist Christian Donalitus, der Sohn eines kölmischen Gutsbesizers in Lasdinelen (etwa dreiviertel Meilen

öflich von Gumbinnen), am 1. Januar 1714 geboren. Sein Vater starb früh und hinterließ außer unserem Dichter noch drei Söhne und drei Töchter. Die überlebende Mutter gab ihn nach Königsberg zur Ausbildung. Er besuchte daselbst, wie er in seinen eigenhändigen Aufzeichnungen angiebt, „den Kneiphof“, das heißt die dortige höhere Bürgerfschule, und wohnte später als Student zusammen mit seinem Schul- und Studiengenossen Sperber im alten Kollegium Albertinum, Stube Littera C. Beide „arme Studenten“ speisten in der Kommunität. Er selber soll später erzählt haben, daß er während seiner Studienzeit sich sehr kümmerlich habe durchbringen müssen; wie er denn einmal, vor Hunger entkräftet, sogar ohnmächtig niedergesunken sei. Daß er bei seinem Fleiße den Unterricht trefflicher Lehrer genossen habe, zeigt der Umstand, daß er es in der griechischen, lateinischen, hebräischen, französischen, littauischen und deutschen Sprache zu solcher Fertigkeit gebracht hatte, um in jeder derselben dichten zu können, wovon einige Bruchstücke von Versuchen unter seinen Papieren vorhanden sind. Auf der Universität studirte er in den Jahren 1732—1737, unter Leitung von Quandt, Fr. A. Schulz, Salthenius, Rypke, Arnold und anderer sehr verdienter Lehrer, Theologie, und fand als Mitglied des littauischen Seminariums, unter Aufsicht des Dr. Schulz, Gelegenheit, seine Muttersprache regelmäßig und grammatisch auszubilden.

Nach Vollendung seiner akademischen Studien hielt er sich in seinem Vaterlande, wahrscheinlich als Hauslehrer, bis zum Jahre 1740 auf, in welchem er den Ruf als Kantor nach Stallupönen erhielt.

Donalitiuß selber sagt: „1740, Ende Julius, kam ich als Kantor nach Stallupönen. Anno 1742 wurde ich daselbst Rektor, und Anno 1743 vor Pfingsten bekam ich die Vokation nach Tolmingkemen. Aus Mitleiden gegen die Schuljugend blieb ich in Stallupönen bis an die Hundstage; den ersten Hundstag ging

ich nach Königsberg. Den 17. Oktober wurde ich examinirt, den 21. ordinirt, den 24. November, den 24. Sonntag nach Trinitatis, introduzirt. Den ersten Advent trat ich in der alten Kirche mein Amt an.“ — In Tolmingkemen fand er bereits seinen frühern Kommilitonen N. Sperber, der später im Jahre 1756 als Pfarrer nach Kunzen auf die Kurische Nehrung übersiedelte und Donalitus im Sommer 1763 in Tolmingkemen besuchte. Hier taufte Sperber sogar, wie das noch vorhandene Taufregister ausweist, ein Kind aus Raudonen.

Donalitus heirathete ein Jahr nach seiner Ordination (am 11. Oktober 1744) die Wittwe seines vormaligen Kollegen bei der Schule in Stallupönen, des Rektors N. N., Anna Regina, die Tochter des Stadtrichters Ohlfant in Goldap. Die Ehe war kinderlos. Donalitus selber bemerkt: „Ich hatte keine Kinder, worüber ich mich immer gefreuet habe, denn der Dienst ist mittelmäßig schlecht.“ Die Wirthschaftsführung fiel der Frau allein zu. Donalitus, welcher — wie er selber angiebt — „wegen seiner schwachen Leibesbeschaffenheit und weil er durch seine Hefigkeit im Studiren hypochondrisch geworden war,“ sich wegen der Zukunft der Gattin beunruhigte, erbaute aus eigenen Mitteln ein Wittwenhaus unterhalb der Kirche auf dem „Triangel“ und schenkte es der Kirchengemeine. In der That überlebte die Wittwe ihn noch achtzehn Jahre und starb in dem Wittwenhause.

Donalitus verwaltete sein Predigtamt bis zu seinem Tode, den 18. Februar 1780. Seine Gemeinde, welche zur Hälfte aus Deutschen und Littauern bestand, hing mit aller Treue an ihm. Wenigstens klagt der Amtmann Ruhig im Jahre 1775 darüber, daß die Leute nur auf ihren Pfarrer hören, und wenn derselbe ja sagt, ihm auch ein frohes ja (und vice versa nein) blindlings hinterher murmeln. Er predigte in beiden Sprachen, littauisch und deutsch. „Ich habe“ — schreibt er — „sehr oft littauisch schlecht orthographisch geschrieben, denn ich habe mich

darum nicht gekümmert. Ich spreche aber gut.“ In der That muß sein Vortrag von großer Gewalt gewesen sein. Man braucht nur den Schluß des vierten Gesanges seines Jahres zu lesen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er gut gesprochen haben muß! Denn mit einer so großartigen Apostrophe schließt nur, wer zugleich ein bedeutender Redner ist. Manche Stellen seines Gedichtes erinnern an ähnliche des schwedischen Dichters Tegné, welcher keinen Anstand nahm, solche rhythmisch-gereimte Gebete vom Altare oder der Kanzel zu sprechen.

Die häuslichen Beschäftigungen und Nebenarbeiten, womit er seine müßigen Stunden auszufüllen pflegte, werfen noch einiges Licht auf seinen Charakter. Eine anmuthige Zerstreuung gewährte ihm sein Garten, den er mit den auserlesensten Früchten ausstattete. Noch im späten Alter schreibt er an einen Freund: „Ich beschäftige mich mehrere Stunden in meinem Garten mit Pfropfen, Okuliren, Pflanzen zc. und denke: Dandum quandoquidem etiam posteritati aliquid est.“ Zu seinen Lieblingswissenschaften hatte er sich die praktische Mechanik, Optik und Physik erkoren. Im Schleifen optischer Gläser hatte er es zur großen Fertigkeit gebracht und seine Barometer und Thermometer, die er verfertigte, waren lange Zeit berühmt. „Ach wenn ich noch Barometer machen könnte!“ — schreibt er im Jahre 1777.

Eine gleiche Geschicklichkeit besaß er im Verfertigen musikalischer Instrumente, von welchen ein Flügel, das zweite der Art in Preußen, sehr geschätzt wurde. Das erste verfertigte sein Bruder, welcher Mechanikus und Goldarbeiter in Königsberg war. Mit dieser Beschäftigung verband er die Liebe zur Musik und große Fertigkeit im Spielen. „Mein Temperament war natürlich munter und ich konnte auf meinem Fortepiano und Flügel singen und spielen,“ sagt er von sich selber. Er komponirte seine eigenen Gedichte. „Mein geliebter, schöner Freund!“ — schreibt er 1777 — „es war ein angenehmer Zuspruch, da ich vergan-

genen Winter, in der Woche, meinen geliebten Amtsbruder aus Walterkemen, Ihren gleichfalls geliebten Vater und Sie in mein Haus kommen sah. Ich wollte wünschen, mehrmalen meine alten Ohren so erfreuen zu können, als es damals geschah. Das Thema war, so viel ich mich noch besinnen kann: allerlei im Reiche der Helden; die Freundschaft Davids und Jonathans*; die Wirthschaft der ersten Menschen; Glück und Unglück oder die Sorgen*; aber auch zuletzt Hoffnung und was dahin gehört: denn alle solche Themata erfordern Hoffnung; zumalen das Unglück und die Landwirthschaft.“

Ein achtungswürdiger Geistlicher, der den Dichter persönlich kannte, schrieb: „Ich machte im Jahre 1776 seine persönliche Bekanntschaft, da ich so viel von ihm gehört hatte: von seinen mechanischen und optischen Arbeiten, von seinem Glaschleifen, Verfertigen von Barometern, deren ich eines bei mir bis vor vier Jahren besaß und welches ganz vortrefflich war; von dem schönen Fortepiano und von zwei Flügeln, die er gebauet hatte, und wovon noch ersteres bei Herrn Dr. Brück in Insterburg vorhanden ist; von seinen musikalischen Compositionen und dergleichen.“

Dergleichen Neigungen waren im vorigen Jahrhundert vielfach verbreitet. Ein ähnlicher „Tausendkünstler“ war wenigstens der Pfarrer Wasianski in Königsberg, der Freund Kants. Derselbe besaß vielfache Kenntnisse in Sprachen, machte sehr gute lateinische Verse und deutsche Gedichte, und schrieb mehrere geistliche Lieder, welche in dem Gesangbuche mit W—i unterzeichnet stehen. Sein mechanisches Talent war mit guten physikalischen und chemischen Kenntnissen verbunden. Er baute einen Flügel, welcher mit Darmsaiten bezogen und mit einem Bogen versehen war, durch dessen Streichen eine wahre orchestrale Wirkung hervorgebracht wurde. Auch verfertigte er sehr gute mathematische und optische Instrumente.

* Gedicht und Musik von Donalitus.

Ein zweiter Freund der Naturwissenschaften war der zu Angerburg geborene Pfarrer Sommer, ebenfalls ein Freund Kants, der Landsmann des berühmten Pastors Helwing.

Solche Neigungen lagen damals gleichsam in der Luft.

Von den weiteren Lebensumständen des Dichters, namentlich seinen innern Erlebnissen, wissen wir nicht viel. Daß er tief religiös gewesen und allen Neuerungen abhold, ergiebt sein großes Gedicht. Aber eine drückende hypochondrische Stimmung scheint doch sein ganzes Dasein beherrscht zu haben. Er singt:

Wenn ich im grauen Haar die Wunder der Erde betrachte,
Rufe, von Herzensgrund aufseufzend, ich oftmals voll Wehmuth:
Ach wie vergänglich und nichtig ist doch das Leben des Menschen!
Blumen des Feldes gleich, wie der heilige Sänger gesungen,
Wachsen wir auf und blühen, — ein Geschlecht gebrechlicher Wesen.

Schon der Uebergang des Frühlings in den Hochsommer erfüllt ihn mit Wehmuth. Das Bertwelken der Blumen, welche die glühende Sonnenfackel dörrt und unter das Heu mengt, das Verstummen der Vögel:

Was der Kuckuk geschrien, was die Nachtigall schlagend gesungen,
Was im gepaarten Flug die Lerchen geschertzt und gejubelt,
Das hört Alles nun auf und ist zum Theil schon verklungen.

Selbst seine Bauern klagen, so der biedere Schulze Priczkus:

Ja, als ich jung noch war, — wo bleibt ihr glücklichen Tage! —
Ach, als ich jung noch war, da priesen mich alle Gefellen,
Herren und Bauern, die Knechte sogar und die ärmliche Viehmagd.
Jetzt in dem grauen Haar verspottet ein jeglicher Schalk mich,
Herr und Bauer verhöhnen den altgewordenen Schulzen.
Oftmals wenn ich mein Pferd, das kahlgewordene, zäume,
Und am gekrümmten Halse die graue Mähne betrachte,
Dann mit Seufzen gewahr' ich, wie alt ich selber geworden.

Der Bauer Enskys aber, sein altes Messer hervorlangend, mit dem er seit dreizehn Jahren so viele Würste und Speckseiten

auf Hochzeitmahlen zerschnitten,* dieses Messer, „das wie der Bliß durch das zäheste Fleisch gefahren,“ erwiedert dem Graukopf:

Lieber Nachbar und Freund, was zürnst du und runzelst die Stirn so?
 Siehe mein Messer, es gleicht der Sichel des schwindenden Mondes,
 Oder dem Schnabel auch, dem spizig krummen des Habichts.
 Wenn ich das Messer erblicke, so glaube den Tod ich zu sehen,
 Wie ihn die Hand des Malers auf Bildern maket und darstellt,
 Mit der gekrümmten Sense, ein Schreck der sterblichen Menschen.
 Ach mein Bruder, dies Messer, dies ausgekliffene Messer
 Dauert mich manchmal so, daß bittere Thränen ich weine,
 Denn gealtert mit mir, ist's stumpf und werthlos geworden.

Unter dem Drucke von Körperleiden schreibt der Dichter:

Wohl ist ein kräftiger Leib, der mit Lust ergreift die Arbeit,
 Sicher das größte und herrlichste Gut, das Gott uns verliehen.
 Welcher der Menschen nach redlicher Müh' und freudiger Arbeit
 Sein nothdürftiges Mahl mit Lust verzehret und Wohlgeschmack
 Und gesättigt darauf, dem Schöpfer dankend von Herzen,
 Frisch und gesund und stark zum Schlafen sein Lager besteiget:
 Der ist besser daran, als wer in prächtigen Kleidern,
 Doch stets seufzend und krank, mit Unlust greift nach dem Löffel.

Eine große Niedergeschlagenheit spricht auch aus den Briefen des Dichters und den kurzen Notizen, welche er in dem Taufregister, daß er von 1758 bis 1773 eigenhändig geführt, gemacht hat. O mihi praeteritos referat si Jupiter annos! ruft er mit Vergil aus. Am Ende des Jahres 1767 aber, wo er einen Rechenfehler des Taufregisters berichtigt, schreibt er: Erravi lector et successor dignissime in calculo praeteriti anni, ut conspectus ostendit. Oculi jam deficiunt et labores nimis cumulati obruunt animum. Faxit Deus, ut tua tempora leviora meis fiant. Saepe ferme exanimus sub laborum

* Eine gleiche Tugend hat in einem armenischen Gedichte ein verlorenes Messer, das von seinem Herrn gepriesen wird. Vergl. Leo M. Alishan Armenian popular songs. Venice 1852, von mir übersetzt in meinen Fragmenten aus Italien. Berlin 1860.

onere extorpi. Quo annorum cumulus et laborum moles augitur, eo magis exhaurimur. Jam vigesimum tertium annum officii mei finiente Novembri finio. Varia expertus sum, multa passus, semper divina gratia suffultus et erectus. Haec successor charissime in memoriam, occasione data, conscripsi. Memento monumenti mei et vale! —

„Zu meiner Zeit nahm schon die Freigeisterei in Preußen sehr überhand. Alles was groß und vornehm sein wollte, ging selten in die Kirche und zum Abendmahl.“ — — „Es verfiel die Gottseligkeit in der Art, daß auch Prediger ohne Scheu um Geld P'hombrirten und das Diebesgeld in die Tasche steckten.“

Sehr ergrimmt äußert er sich über weibliche Mitglieder seiner Gemeinde, die sich vergangen haben. „Die ganze Familie ist aus dem Schweinestall“ — heißt es einmal etwas derbe.

Am meisten Sorge müssen ihm aber die Amtmänner in Tolmingtonen gemacht haben; allerdings nicht Franz Volz, von welchem er sagt, „er war ein feiner Kopf und ein Freund der Religion;“ wohl aber der Amtmann Baring und — in den siebenziger Jahren — der Amtmann Ruhig. Die von dem Letzteren beantragte Auseinandersetzung des Tolmingtoner „Kammeramtes“ mit den Pfarrländereien, welche ganz nach den gesetzlichen Vorschriften durchgeführt wird, nimmt ihm den letzten Rest von Ruhe und veranlaßt ihn zu den schlimmsten Invektiven gegen seine angeblichen Verfolger. Die noch vorhandenen Akten gewähren nach dieser Seite keinesweges ein erfreuliches Bild. Donalitiuß erachtet sich angegriffen, übervorthelt, beleidigt. Den begründeten Anträgen, den ruhigsten Auseinandersetzungen begegnet er mit einer Leidenschaft, die ihm die Ueberlegung raubt, oft seine Würde beeinträchtigt. Eine Blumenlese aus seinen zahlreichen Randbemerkungen würde zwar seine Schlagfertigkeit, seinen kaustischen Witz darthun, aber ihm schwerlich neue Freunde zuführen. Er selber sagt von diesen Streitigkeiten, die sein

Leben zwar verbitterten, ihm aber auch die wünschenswerthe Emotion bereiteten, es sei im Jahre 1775, also in seinem zwei- undsechzigsten Lebensjahre gewesen, als ein Lärm wegen des Kirchenlandes und des Amtsaekers von dem damaligen Amtmann Ruhig erregt worden. „Der ganze Acheron fing an sich zu bewegen und der Beelzebub, der oberste Teufel, gab sich als Prä- sident in diesem Spiele an. Ich mußte, wie der kleine David, mit meiner Schleuder herumschmeißen und endlich nach Berlin gehen, um Rettung bitten und Gewalt schreien.“ Der ganze Streit wurde übrigens durch ein Erkenntniß vom 27. August 1776 beendigt. Donalitiuß hat dasselbe mit der Ueberschrift versehen:

Ex Tripode ad Utopiam.

Interessant ist es, daß Donalitiuß alle seine Bemerkungen, Mittheilungen und Klagen an eine ganz bestimmte Adresse richtet, nämlich seinen Amtsnachfolger. Dieser ist ihm was Klopstock seine „künftige Geliebte.“

„Höre, mein geehrter Nachfolger, was mein Staub dir zu- ruft! Führe dein Amt redlich als ein rechtschaffener Knecht und denke oft an folgende Sprüche:

Math. 5. 9—12. Math. 19. 27 u. flg. 1. Cor. 4. 1 u. flg.

1. Petr. 5. 2—4. Apostel. 20. 11 u. flg.“

„Mein Nachfolger, gedenke oft an meinen Staub und daß du auch sterblich bist!“

„Mein Successor wird mir, wenn er ein Christ und dank- barer Mensch ist, danken,“ — nämlich für die Nachrichten, welche er in einem „sonderbaren Pack“ niedergelegt hat; er ruft ihm zu:

„Du wirst alles erfahren, was ich schon erfahren habe, oder du wirst Gott danken, wenn du bald aus Tollminglemen erlöset wirst. Gedenke an mein Wort, wenn ich schon in der Erde schlafen werde und besuche oft alsdann mein Grab.“

Seine rechte Ueberzeugung faßt er aber in die Worte zu- sammen:

Felix parochia, ubi nulla regia via;
 Felicior illa, ubi nulla regia villa;
 Sed felicissima ista, ubi nullus nobilista.

Ein besonders hervorragendes Ereigniß in dem Leben unseres Dichters war die Okkupation der Provinz durch die Russen, erst im Sommer 1757, dann seit dem Januar 1758. Mehrere seiner Eingefessenen befanden sich im Felde; Einer fiel — wie er notirt — in der Schlacht bei Jägersdorf, ein Anderer wurde gefangen nach Moskau geführt, später aber ausgewechselt. Er schreibt:

„Heute den 10. August 1761 habe ich mit einer rührenden Betrachtung wiederholt, daß ich anno 1757 das erste Kind auf der Jagdbude getauft habe. O Nachwelt, wirst du dir vorstellen können, was Gott damals über Preußen verhängt hat und wie diejenigen errettet sind, die Gott vertrauet haben! Die ganze Tolmingkemsche Gemeinde ist damals frei geblieben und hat den Jammer ihrer Mitbrüder von Weitem angefehn.“

Doch hätte sich leicht gerade über seinem Haupte ein Gewitter entladen können. Tolmingkemen gehörte zu den Orten, welche schon im Jahre 1757 der Kaiserin von Rußland hatten huldigen müssen. Da die Provinz gänzlich als eine russische behandelt wurde, so mußte man nicht bloß die offiziellen Feste feiern, sondern auch, — was den Pfarrern besonders schwer fiel — die religiösen Feste der griechischen Kirche berücksichtigen. Wenigstens wurde den Geistlichen vorgeschrieben, über welche Texte sie an solchen Tagen zu predigen hätten.

Ausführlich erzählt v. Hafenkamp von der schlimmen Lage, in welche der Hofprediger Arnold in Königsberg gerieth, als er zu einem der offiziellen Feste den deutungsfähigen Text wählte:

„Schau die Güte Gottes und den Ernst an denen die gefallen sind, Gott kann sie wohl wieder einpfropfen,“ — und die Bibelverse anführte:

„Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich darniederliege, ich werde wohl wieder aufkommen.“

Donalitiuß half sich beim Feste des Alexander-Newski aus der Verlegenheit in der Art, daß er seine Predigt mit der Erklärung einleitete: ihm sei von der gegenwärtigen hohen Obrigkeit befohlen den St. Alexander-Newski zu preisen, und dann hinzufügte: „Es mag ein guter Mann gewesen sein, allein ich kenne ihn nicht und Ihr kennt ihn nicht; deshalb wollen wir die Stelle der Heiligen Schrift 2. Timoth. 4, 14: Alexander der Schmidt hat mir viel Böses bewiesen, der Herr bezahle ihn nach seinen Werken, zum Terte für unsere heutige Betrachtung wählen.“

Sicherlich schüzte — fügt v. Hasenkamp hinzu, nur die Abwesenheit russischer oder preußischer Denunzianten den Pfarrer vor den vorausächtlichen Folgen dieses kühnen Wortes.

Die charakteristische Anekdote berichtet übrigens Preuß in seiner Geschichte Friedrichs des Großen (Bd. 1, S. 272), ohne den Namen des muthigen Pfarrers (er nennt ihn nur „Landspfarrer in Tolmingkemen“) mitzutheilen.

Die Widem (das Pfarrhaus) in Tolmingkemen ist nach Donalitiuß' Aufzeichnung zur einen Hälfte im Jahre 1747, zur andern (die nach der Kirche) 1764 neu gebaut. Das lange, einstöckige, mit Stroh gedeckte Gebäude steht behaglich inmitten schöner Gärten auf einem Hügel. Der Blick über die parkartige Landschaft ist malerisch und erfreulich.

Die jetzige Kirche, im Osten des Pfarrhauses, ebenfalls auf einer Höhe gelegen, ist „unter Direktion des Kriegsraths Fischer in Gumbinnen im Jahre 1756 erbaut.“ Die frühere alte, von Fachwerk, war dreißig Fuß länger. Donalitiuß hat um eine Verlängerung von wenigstens zehn Fuß, allein vergebens. Zu

dem Bau gab die Kirche aus ihren Mitteln dreihundert Thaler, das Uebrige besorgte die königliche Regierung.

Die Kirche ist ganz aus Feldsteinen erbaut; sie hat oblonge Fenster und im Osten einen horizontalen Abschluß; doch legt sich hier die Treskammer vor und im Norden eine Vorhalle.

Im Innern ziehen sich Emporen rings herum, mit flacher Holzdecke; der Mittelraum ist mit einem Tonnengewölbe gedeckt, wie die Kirche in Walterkemen. Doch erfreut hier ein feiner Farbenunterschied. Denn die Decke ist weiß, die Emporen aber sind gelb und die Pfeiler, auf denen sie ruhen, braun. Ueber der schönen Orgel befindet sich derselbe Raubvogel, den wir schon auf den Spitzen der Kirchtürme in Insterburg, Judschen und Walterkemen gesehen haben, und leider auch auf der Orgel in Melkemen antreffen werden.

Wir bewunderten auf den Emporen die ungeheuren Sitzbänke für die Männer, und stiegen auf den Thurm, dessen untere Hälfte von Ziegelsteinen errichtet ist. Die zweite hölzerne Hälfte deckt eine offene Galerie, in deren Mitte sich die Thurmspitze befindet. Unser jugendlicher Führer machte uns auf eine hölzerne Figur aufmerksam, die auf dem Bodenraume, unter dem mit Viberichwänzen gedeckten Dache der Kirche steht. Er nannte sie den „armen Lazarus.“ In der That hatte die Zeit dem Armen stark mitgespielt; es ist aber, wie die Haltung und zwei hinter den Schultern befindliche Löcher erkennen lassen, nichts anderes als ein — Taufengel, welcher einst, wie noch jetzt in der Kirche zu Juditten, von der Decke herabgehängt hat. Da es durch das Dach offenbar leicht durchregnet, so hat man noch ein zweites Dach von Rohr über dem Tonnengewölbe der Kirche errichtet.

Rings um die Kirche liegt der alte, nicht mehr benutzte Kirchhof. Hier und da ragen bemooste Grabsteine mit verlöschten Inschriften aus dem dichten Rasen. Kiefern, Ebereschen und Linden breiten ihren Schatten über den Abhang des Hügels, an

den sich die reiche Landschaft, ein weiter Wiesenplan mit bunten Dörfern, Felder und Wälder anschließen. Links in der Ferne ragt der bedeutende Schanzenberg auf, gerade vor uns, nächst Warnen die lange Höhe mit den „Hälandfjer Fichten.“ Den ganzen Hintergrund nimmt die unabsehbare Romintensche Haide ein.

Gern kehrt der Blick zu der einfachen Höhe zurück, auf welcher unser Dichter begraben ist; doch kennt man sein Grab nicht mehr. Unzählige Erdbeerblüthen bedecken den Boden, Bienen summen darüber hin, warm ruht der Sonnenschein auf dem Rasen. Nachts aber schlägt die Nachtigall in dem Flieder des Pfarrgartens, und ihr Gesang klingt klagend über die Ruhestatt ihres Dichters, des littauischen Theokrit.

W i s c h t y t e n .

Wir setzen unsere Fahrt über Schatammen nach Melkemen fort, um am ersten Pfingstfeiertage das polnische Wischtyten zu erreichen. Die Landschaft ist stets hügelig, doch ohne besonderen Reiz; nur Melkemen (das „liebe Dorf“) liegt oasengleich, von der Pissa durchströmt, in einem weiten Kessel, doch nicht so tief, daß man nicht den Blick auf die Dumbelner und andere Berge im Südosten hätte, welche bis 700 Fuß aufsteigen. Auf der Höhe im Westen befindet sich der Herrentkirchhof mit weiter Umschau. Im Norden erblicken wir eine vereinzelte Höhe, den Torr- oder Laurkalis, das heißt den Auerochshügel, auf dessen Spitze sich ein kleiner See befindet, von dem die Leute erzählen, daß sein Wasser, so lange es nach Süden abfließe, nicht versiegen werde. Sollte es aber einmal nördlich nach Podschonen fließen, so werde es eine große Ueberschwemmung verursachen.

Die Kirche in Melkemen ist offenbar sehr alt, schon weil sie von Feldsteinen erbaut ist. Dahin deuten auch die entschiedenen Profilirungen der Fenster und die Halle unter dem Thurme mit

dem Kreuzgewölbe. Das Innere zeigt die uns schon von Walterkemen und Tolmingkemen bekannte Einrichtung. Auf dem mit einer Steinmauer eingefriedeten Kirchhofe steht eine uralte Linde und breitet ihr mächtiges Gezweige über den geweihten Raum. Hier überfiel uns ein so plötzlicher Gewittersturm, daß wir uns nur mit Mühe in ein nahe belegenes Haus flüchteten. Der Wind bog die Pappeln wie Berten und erfüllte die Luft mit einem so dichten Blütenregen, daß wir anfangs wähten, es schneie. Schreiend und brüllend irrten die Heerden durch das Dorf, während die Hirten sich gegen die Gewalt des Sturmes kaum aufrecht zu halten vermochten. Doch nur wenige Minuten und der Sturm war vorüber. Nur ein unendlicher Regen folgte ihm und währte die ganze Nacht hindurch.

Nur der Güte eines befreundeten Kaufmanns K. danke ich es, daß wir am folgenden Morgen die Fahrt nach Wischnyten unternehmen konnten. Er verschaffte uns nicht bloß die nothwendigen Passir- und Legitimationscheine, ohne welche eine Fahrt über die so gefürchtete russische Grenze undenkbar —, er übernahm sogar die Führung unseres Fuhrwerks und versprach, uns über alle Fährlichkeiten der Reise hinwegzuhelfen. Sprach er doch eben so fertig deutsch wie littauisch, polnisch und hebräisch; auch kannte er manchen von den Grenzbeamten und den dortigen Juden. Trotzdem hatten wir die Empfindung, als ob wir unmittelbar in den Rachen des Löwen sollten, nur mit der stillen Hoffnung, das Thier werde so großmüthig sein, uns nicht zu verschlingen. In solcher Lage fallen dem Reisenden alle die hundert Geschichten von russischen Beamten, Kosaken und anderen anmuthigen Wächtern ein, von denen die Mehrzahl in der That nicht erfunden ist; die Landschaft bevölkert sich ganz von selbst mit fremdartigen, drohenden Gestalten und über dem Horizonte taucht das drohende Schreckbild — Sibirien auf.

Von alle dem war nun aber in Wahrheit nicht die Rede.

Hat man Girnischen hinter sich und die Höhen von Dumbeln, die ganz mit Steinen bedeckt sind, so öffnet sich mit einem Male über Baibeln ein wundervoller Blick auf eine der schönsten Landschaften der Provinz. Links in der Tiefe ein weites Torfland, ganz mit Birken bedeckt; vor uns und zur Rechten das Land auf- und niedermogend; dahinter aber in ganzer Länge der Wischtytensee, über eine Meile lang und eine halbe breit, mit seinen grazios aufsteigenden Ufern an einen der großen Seen der hügeligen Schweiz erinnernd, etwa den Sempacher oder den Murtensee. Die hohe Lage von 535 Fuß charakterisirt ihn als einen Bergsee. Nach Südosten verläuft er in eine Spitze und empfängt hier seine einzigen Zuflüsse: auf preußischer Seite die Joduppe, auf polnischer den Slategufzelbach. Nach Westen buchtet er stark in das Land. Hier legt sich im Norden eine waldige Halbinsel vor, deren Namen Salis darauf deutet, daß sie ursprünglich eine Insel gewesen und nur allmählich verlandet ist. Im Südwesten steigen die Ufer über 600 und weiter bis beinahe 900 Fuß auf, mit einzelnen hochgelegenen Seefesseln, dem Willeliner und Dobawer=See. Der Pablandscher=See erreicht sogar eine Höhe von 805 Fuß.

An dem ganzen weiten Wasser liegen nur wenige Dörfer; auf der preußischen Seite Kallweitschen (oder Missischken), Wiszupönen und Mazutkemen, auf polnischer Seite ganz im Süden das unbedeutende Klein=Warteln und im Norden Wischtyten. Eine politische Merkwürdigkeit ist es, daß der See ganz zu Preußen gehört; die preußischen Grenzpfähle stehen daher überall längs dem ganzen polnischen Ufer. Man kann sich denken, wie dieser Umstand den Schmuggel nach Rußland begünstigt, da die preußischen Schmuggler dicht an das polnische Ufer fahren und abwarten können, wann dasselbe frei wird.

Es hatte den ganzen Morgen geregnet; erst hier auf der Höhe von Kallweitschen brach die Sonne durch und hüllte die ganze

Landschaft in einen Duft, der in der Nähe sonnengolden, in der Ferne den Seeufern die blaue, den Malern so willkommene Färbung verlieh. Ein einsamer, höchst fremdartiger Reiter kam uns entgegen, ein Jude aus Wischtyten, mit großen Lederstiefeln, schwarzem Haar und in einer Haltung, die unknavalleristischer nicht gedacht werden konnte. Er erzählte uns, daß er im Begriffe sei nach Amerika auszuwandern, wo sich bereits acht Söhne von ihm befänden. Bald folgten andere Juden zu Fuß. Kaufmann K. kannte alle, redete sie an und zwar in dem Tone und mit den fabelhaften Modulationen und dem kreischenden Aufschrei, der den polnischen Juden eigenthümlich. Ich fürchtete, sie würden dieses als eine Beleidigung, mindestens als eine Verspottung ansehen; sie fühlten sich aber offenbar durch eine so familiäre Behandlung geschmeichelt und ließen sich bereitwillig auf unsere Scherze ein.

Kurz vor Klein-Kallweitschen senkt sich die Straße zum See herab; hier befindet sich das preussische, unscheinbare Zollhaus und daneben eine Schleuse, der Ausfluß des See's. Drüben liegt Wischtyten (Wysztyniec), früher ein Städtchen, jetzt zu einem Marktflecken degradirt. Die Häuser steigen eines hinter dem andern den Abhang herauf; dazwischen ein paar Ackerrüden oder ein Weg, der an das Bett eines Gießbachs erinnert. Kein Baum, nicht der kleinste Busch unterbricht diese Oede, die so monoton und erdrückend wirkt wie ein todes Kalkgebirge in den Alpen. Nicht einmal ein Thurm überragt diese Einförmigkeit. Ein Haus gleicht dem andern wie ein Bettler dem andern. Immer sind die hölzernen Wände weiß getüncht, nur unterbrochen von den unheimlichen schwarzen Fenstern. Nirgends ein Blumentopf, oder ein Strauß oder auch nur ein einziger grüner Zweig. Die unförmliche Häusermasse wird nur im Norden von der katholischen Kirche überragt, wie von einem kleinen Kastell; links unten steht die jüdische Synagoge.

Wir wurden an dem russischen Zollhause, das allein mit grü-

nen Maien ausgeschmückt war, schnell und ohne alle Umstände erpedirt. Der wachthabende Soldat verschmähte sogar ein Trinkgeld mit den Worten: „Es geht nicht!“ Da ich aber das Geld zur Erde fallen ließ, so wird er es wohl nicht haben liegen lassen.

Hinter dem Schlagbaum beginnt ein neues Volk, eine andere Sprache, andere Religion, Sitte, Münze; ein anderes Gesetz, Denken, Dichten und Trachten; vor Allem eine andere Moral. Eben noch in Europa, sind wir mit einem Schlage in eine andere Welt versetzt. Man denke sich den Gegensatz so stark man will, er ist nicht auszumessen. Ich habe zwei Monate später die Karpathen und die Büsten Ungarns durchwandert, aber nirgends bin ich auf diesen Kontrast gestoßen. Wer nur die russischen Städte kenna, mit ihrem europäischen Firniß, hat noch keine Vorstellung von der russischen Provinz; noch weniger von einer polnischen Judenstadt, wo die offizielle Welt russisch spricht, die niedern Leute Polen sind und der eigentliche Mittel- und Bürgerstand von den Juden gebildet wird. Und diese drei Nationen sind von einander getrennt durch Sprache, Religion, Sitte, Interessen, das heißt durch einen untilgbaren Haß. Hier fehlt das Band eines Vaterlandes wie eines Gottes. Nur der Gehorsam zwingt sie und das Mißtrauen beseelt sie.

Dumpf blickten die Menschen; dumpfer Trommellang, in langen Intervallen durch die Häuseröde klingend, als ginge es zu irgend einer Hinrichtung, empfing uns, als wir den weiten wüsten Marktplatz betraten. Diese Trommel rief die katholischen Gläubigen zur Kirche.

Die einstöckigen Häuser stehen in langen Reihen. Stets befindet sich die Thüre in der Mitte der Front und auf jeder Seite sind zwei Fenster angebracht, oft gar nicht zum Oeffnen eingerichtet, sondern mit Mörtel fest eingemauert. Vor jedem Hause führt eine Holztreppe zu einem kleinen Balkon, auf dem die Leute sitzen oder ihre Waaren ausgelegt haben. Alle Wände sind weiß ge-

tüncht; die Dächer aber bald mit Steinen gedeckt, bald mit Brettern oder Schindeln und Stroh. Oft hat die eine Seite ein Bretter- und die andere ein Strohdach, oder es sind verschiedene Theile verschieden gedeckt, je nachdem die Mittel ausreichten, oder das Material zur Hand war. Von irgend einem Baume, einer Pflanze nirgends eine Spur; noch weniger von Gardinen, Jalusien oder sonst irgend einem Zierrath. Wie seltsam, wenn ich an die einfachen Häuser der Menschen in Schweden dachte!

Auf diesem Plage lungerten nun die Leute umher, meist Juden, unzählige Kinder; aber alle still, fast unheimlich schweigsam; und was das Seltsamste, Niemand zeigte die geringste Neugier. Nur die Trommel klang unausgesetzt von der Kirche am oberen Ende der Straße; im Süden aber ruhte der Blick auf der weiten blauen Fläche des See's. Geht man den Stadthügel hinab zum Ufer, so finden wir die einfachsten Hütten, wie sie vielleicht vor tausend Jahren schon gebaut sind: die Wände aus Flechtwerk und Lehm, das niedrige Dach von Stroh. Auf dem weiten Vorlande des See's hängen ein paar Netze, im Wasser stehen ein paar Rähne. Denn hier ist es den polnischen Bewohnern gestattet, den preußischen See bis zu einer gewissen, nahe gezogenen Grenze zu befischen. Auf dem Hügel im Osten erblickt man einen Kirchhof.

Der Deutsche ist in Wischtyten ganz und gar auf die Juden angewiesen, schon wegen der Sprache. Denn es wird immer eine höchst merkwürdige Erscheinung bleiben, daß die Juden in ganz Polen und Galizien unter sich nur deutsch reden und sich daher auch als Repräsentanten der höher stehenden deutschen Kultur betrachten. Juden empfangen uns, sowie wir anlangen, nehmen unser Fuhrwerk in Empfang und hüten unsere Sachen. Wo es gilt etwas zu fragen, zu kaufen, ist ein Jude zur Hand. Er giebt uns jede gewünschte Auskunft, so weit sie nicht seinen Horizont übersteigt. So war es mir zum Beispiel unmöglich zu

erfahren, wie viele Einwohner Wischtyten habe, namentlich wie viel Juden. Allmählich bildet sich ein so zu sagen intimes Verhältniß zu Einem aus, der uns begleitet, nicht mehr verläßt, für uns Einkäufe macht und dafür das Recht erhält, uns — in mäßigen Grenzen — zu betrügen. Es liegt etwas Gemüthliches in diesem Verhältnisse. Unser „Leibjude“ sorgt für uns wie ein Stangen'scher Reiseführer, räumt jedes Hinderniß weg, schmiegt sich uns an wie ein treuer Hund und belügt uns wo er kann. Auf seinen Spitzbübereien ertappt, lacht er uns ganz treuherzig an, so daß wir ihm nicht zürnen können. Würden wir ihm einen Fußtritt geben, so möchte er uns traurig ansehen, aber um so eifriger dienen, vorausgesetzt, daß wir ihm Gelegenheit uns zu betrügen geben.

Eine andere, schon mehr aristokratische jüdische Figur war der Gastwirth Linde, groß und breitschulterig, mit schönem Barte, aber auch mit jenen seltsamen Bewegungen, die uns doch immer an einen Affen erinnern. Die Art und Weise, wie er sich durch die breite Thüre schob, die eine Schulter voran, wie er die Arme ausstreckte und die Finger spreizte, hatte etwas unsäglich Komisches. Aber er war im übrigen ein intelligenter Mann, der die Verhältnisse ruhig und klar beurtheilte und überall das Wesentliche hervorzuheben verstand.

Wir saßen in der Hinterstube und tranken vortreffliches bairisches Bier aus Suwalki. Aber ganz merkwürdig wurde mir zu Muthe, als wir Meth, wirklichen Meth vorgefetzt bekamen, von dem man sonst nur noch in Büchern liest; ein Getränk, das ebenso bei den alten Scandinaviern wie bei den alten Preußen getrunken wurde, und noch jetzt überall von den polonisirten Litauern bereitet wird. Man läßt ein Sechstheil Honig mit fünf Sechstheilen Wasser und mit etwas Hopfen bis auf die Hälfte einkochen, — so lautete das einfache Recept. Der Geschmack des Meths ist überaus angenehm, champagnerartig, mit dem feinen

Brickeln auf der Zunge, daß die Sachen in Siebenbürgen „schirpfen“ nennen; die Farbe goldgelb, gleich flüssigem Bernstein.

An den Wänden des Zimmers hingen verschiedene Bildnisse preussischer und österreichischer Regenten, jedoch keine von Mitgliedern des russischen Kaiserhauses. Wie wir erfuhren, ist es nicht gestattet, solche Porträts in Gasthäusern aufzuhängen. Interessant war ein Kronleuchter von schwerem Messing und eine große messingne Schale, wie man sie als Kasirbeden auf Don Quixote-Bildern antrifft, ferner ein großes Bett für Reisende, wobei ich sogleich bemerken will, daß man auf polnischer Seite nur noch gesteppte Decken hat, während auf preussischer Seite nirgends das schwere Deckbett fehlt.

In der vorderen Schenkstube fiel mir eine Tonne auf, deren Zapfen und Spundloch mit dem kaiserlichen Siegel versiegelt war. Ich erfuhr hier, daß dieses zur Kontrolle bei der Besteuerung des Branntweins dient; der Steuerbeamte mißt von Zeit zu Zeit das verbrauchte Quantum nach und berechnet so die Höhe der Verbrauchssteuer, die für das Litermaaß nicht weniger als 75 Pfennige beträgt.

Doch zu lange schon haben wir uns bei diesen Nebendingen aufgehalten; die Trommel — deren „Bullern“ unserem Juden wenig zu behagen schien — rief zu der katholischen Kirche auf der Höhe im Norden. Sie liegt inmitten eines Kirchhofes und ist so klein, daß man sie in Tirol, wo die Dorfkirchen allerdings ungewöhnlich groß sind, nur eine Kapelle nennen würde. Der hohe schmucklose Giebel blickt nach Südosten und trägt auf seiner Spitze ein Kreuz; unmittelbar dahinter liegt die kleine Kirche mit ihrem noch kleineren Chöre.

Der Kirchhof ist von einem niedrigen Zaun umgeben; das ebenfalls niedrige Thor nöthigt uns gebückt einzutreten. Gleich zur Rechten befindet sich eine Art Bretterverschlag, mit Dachpfannen gedeckt, die theils zerbrochen, theils herabgefallen sind; in diesem

hängen zwei Glocken. Rings um diesen Glockenthurm laufen Bänke. Die Menschen saßen darauf und tranken aus einem großen Topfe Wasser, das sie aus einem Cimer in der Kirche holten. Auf dem Rasen des Kirchhofs gingen die Männer umher, fast lauter Landleute, alle mit blauen Augen, groß, schlank und von feiner Hautfarbe, eine Eigenthümlichkeit der littauischen Race. Um den schwarzen niedrigen Filzhut trugen viele gestickte Bänder; die grauen Wandröcke — mit den kraus angelegten Schößen, nach Art der polnischen Kurtko — mit schwarzen Schnüren besetzt. Die grauen oder schwarzen Hosen steckten stets in den langgeschäfteten Lederstiefeln. Nur wenige hatten leinene Hosen und das Hemde darüber, wie es die Ungarn tragen, und lederbeschlagnene Holzpantoffeln. Keinem fehlte der breite, über das Halstuch geschlagene Hemdkragen. Viele trugen ihren Rosenkranz umgehängt nach Art einer Ordenskette. Alle bewegten sich lautlos und stille, ohne die mindeste Neugier zu verrathen.

Bei den Frauen fiel vor Allem die Buntheit ihrer Kleidung auf. Die verschiedensten und schreiendsten Farben gingen hier durcheinander, und was das Sonderbarste, sie vereinigten sich zu einem durchaus harmonischen Ganzen. Die verheiratheten trugen bunte Kopftücher, glatt über der Stirn, im Nacken in einen Knoten geschürzt, hinter den Ohren goldene Knöpfe, vielleicht Nadeln mit solchen großen Köpfen. Eine Zope (Kazaweika), entweder mit kurzen oder sehr langen Schößen, von Wolle oder Baumwolle, bedeckte den Oberkörper; darunter trugen sie Röcke in den buntesten Farben, meist streifig und selbstgewebt. Weiße gestickte Strümpfe und Schuhe vollendeten den eigenthümlichen, kleidsamen Anzug.

Die Mädchen hatten zum Theil Blumenkränze in dem eng anliegenden hellbraunen oder blonden Haar, zum Theil jene eigenthümliche, Rytas genannte Haube, welche von Rhesa in seiner Ausgabe des Donalitiuß beschrieben, im preußischen Littauen aber

heutzutage nicht mehr anzutreffen ist. Ein etwa vier Finger breiter, mit Seide oder Sammet überzogener Streifen Pappe legt sich dicht über der Stirne um den Kopf; ihn zieren die schönsten Muster in den hellsten Farben. Der obere Rand aber ist mit einzelnen Blumen besetzt, welche sich nach innen über den Kopf legen und das geflochtene Haar zum Theil bedecken.

Der Gottesdienst hatte noch nicht begonnen, aber die Kirche, von deren Wänden einige ziemlich gute Kopien berühmter Bilder herabbligten, war bereits von Menschen gefüllt. Zur Rechten knieten die Frauen, zur Linken standen und knieten die Männer. Einige Besucher befanden sich auf den Seiten des reichgeschmückten Chores mit dem Altare. — Lauter Gesang durchschallte den Raum. Männer und Frauen lösten einander in einer Art von Doppelchor ab. Die erstern begannen den monotonen Gesang, fast wie eine schüchtern aufgeworfene Frage, die Frauen erwiderten, fest und sicher als gäben sie Antwort, und auch ihre Stimmen unterschieden sich von denen der Männer durch ihren schneidenden Klang. Nachdem ein Lied — man sang aus polnischen Gesangbüchern — beendigt war, begannen sie ein zweites, ganz ähnliches, wieder unendlich klagend und traurig, wie die berühmten Responsorien in der sizilianischen Kapelle.

Die Menschen kamen und gingen. Die Einen beteten und sangen mit. Andere holten in großen Töpfen Wasser aus dem Gefäße, das gleich neben dem Eingange stand, und tranken in vollen Zügen. In dem Aufgange zur Empore saßen mehrere seltsame Männergestalten hingekauert, wahre altheidnische Wittauer, als hätte die Zeit ihrer vergessen.

Am Fuße des Berges, nicht weit von der Kirche steht die jüdische Synagoge. Wir fanden sie verschlossen und konnten nur den obern für die Frauen bestimmten Raum betreten. Ueber das Geländer blickend, übersehen wir das ganze Innere, in welchem die große Zahl der messingenen Kronleuchter auffällt, in

der Mitte ein kolossaler, pyramidenartig aufsteigend, nach Art der alten in unsern Kirchen befindlichen. In dem Frauentraum standen eine große Zahl von Stühlen, davor Pulte, immer nur für eine Person eingerichtet; alle roh gearbeitet, entweder mit einem eisernen Leuchter oder einem Stück Lehm und einem Loch in der Mitte, um ein Licht hineinzustecken. In den meisten waren die Namen der Eigenthümer roh eingeschnitten. Ueberall lagen zerlesene Gebetbücher — sämmtlich hebräisch — umher; ein eben so wüster wie unsauberer Anblick. Auf einem Fensterbrett hatte man diese zerrissenen Bücher und Blätter („auserlesene“ nannte sie unser Führer) aufgehäuft, doch gestattete man uns Ungläubigen nicht (ein Zug, der mir gefiel), von diesen werthlosen Blättern ein paar mitzunehmen.

Gleich neben der Synagoge steht die sogenannte Warme Kirche, welche, zum täglichen Gebete bestimmt, Tag und Nacht geöffnet ist und in der kalten Jahreszeit geheizt wird. Ein großer niedriger Raum mit einer Holzdecke, ziemlich in der Mitte ein Tabernakel, ganz mit langen Bänken und Tischen besetzt; auf der Nord-, Ost- und Südseite befinden sich Fenster, an der Westseite ein ungeheurer Ofen von Ziegelsteinen und daneben Bücherschränke mit einer großen Zahl von Folianten. Von der Decke hängen auch hier messingene Kronleuchter herab; außerdem sind überall auf den Tischen eiserne Leuchter eingeschlagen.

Wir fanden an ihnen etwa sechs Personen sitzen und alle emsig in den vor ihnen aufgeschlagenen Büchern lesen. Nur Einer betete halblaut, sich bald über das Buch beugend, bald zurücklehrend, regelmäßig und schnell wie ein Pendel. Ein Zweiter, mit dem entschiedenen Ausdruck religiösen Fanatismus im Auge, stand vor einem Pulte und sang eine jener wunderbaren Weisen, die uns auch in den andern Synagogen Europas so seltsam berühren, altfemitische Melodien, wie sie noch jetzt die Araber singen und die italienischen Marinari. Denn die Ritornelli mit ihrer

langgehaltenen Schlußkadenz sind nichts als diese orientalischen Gefänge. Auch die Muezzin singen sie noch heutzutage von den Minarets der türkischen Tempel, gerade so wie Felicien David sie in seiner „Wüste“ wiedergegeben hat.

Unser Führer (er hieß übrigens Juddel Mittelstädt) spielte hier zwar den Freigeist und machte einige Aeußerungen über den zweifelhaften Werth einer solchen „Judenschule“, doch war dieses wohl nur eine Konzession an die „Europäer“. Als wir über den Kirchberg zu unserem Gasthause zurückkehrten, schlug er sich eiligst in ein Nebengäßchen und blieb verschwunden.

Der Anblick war aber auch sonderbar genug. Die Kirche lag jetzt in dem hellsten Sonnenlichte des Pfingsttages; rings auf dem Rasen standen und knieten Hunderte von Menschen, welche in dem engen Innern keinen Raum mehr gefunden hatten; Manche tief zur Erde geneigt, Andere die Stirn und die erhobenen Hände an die Mauer der Kirche gelehnt, Alle schweigend und im tiefsten Gebete versunken. So erschien das kleine Gotteshaus wie von einem Kranze dieser buntgekleideten Menschen geschmückt. Aus der geöffneten Thüre aber drang Gesang und Orgelklang. Stellte man sich ein Ende entfernt an der Kirchhofsmauer auf, so erblickte man in dem Dämmerdunkel des Weihrauchs unzählige Lichter, die sich von einer rothen Sammetwand abhoben. Dazu die Fülle der Gestalten draußen, bis zu den littauischen Bettlern an der Mauer, weiter das seltsame Städtlein und der blaue glühende See. Ein Bild, würdig des großen Paolo Veronese!

Bis Goldap.

Der Weg von Melkemen steigt zuvörderst zweihundert Fuß hinauf zum sechshundert und fünfzig Fuß hohen Schanzenberg mit seiner Windmühle, die man im ganzen Norden dieser Landschaft selbst in meilenweiter Entfernung erblickt. Die Aussicht von hier

ist weit die bedeutendste dieses „Oberlandes“; unermesslich nach Norden, Osten und Westen, im Süden begrenzt durch den noch etwa hundert Fuß höheren Lasdinkalnis („Knüttelholzberg“, 738 Fuß hoch). Ausgezeichnet ist namentlich diese Aussicht durch den schönen Vordergrund, ein reizendes Hügel- und Waldland, über welches hinweg der Blick zu unzähligen Dörfern und Ansiedelungen schweift, bis zu den Hügeln weit hinter Darkemen und Willkallen und den Goldaper Bergen. Auch das polnische Hügelland liegt offen vor uns, doch verbergen Höhen den Wischtyter See.

Gleich unterhalb des Schanzenberges im Südwesten liegt das Dorf Schwentischken, dessen Name („Heiligendorf“) auf irgend einen religiösen Kultus hindeutet, der mit dem „Schanzenberge“ (offenbar einem alten Wallberge) in Verbindung gestanden haben mag. Wir fanden die Häuser überall mit schönen Maien (litauisch berzinnei, Birkenzweige) ausgeschmückt, allerdings auch einen großen Theil der Bäume erfroren. Es war von demselben Froste, der in der Nacht zum 20. Mai 1876 die jungen Blätter und Blüthen, wie ich einige Zeit später mich selber überzeugte, bis zu den Alpen hin vernichtet hatte.

Bei Pilzenfrug (Klein-Schwentischken) kann man so recht die Vertorfung eines kleinen See's wahrnehmen, welcher schon ganz mit Niedgras bedeckt ist, während an einzelnen höheren Stellen bereits kleine Birken gedeihen. Alle diese „Augen der Landschaft“ gehen ihrem Untergange entgegen. In Gebirgen sind es die Bergstürze, die Torrenten, welche sie ausfüllen, in der Ebene ist es die Vertorfung. Hat der See eine geringe Tiefe, so vollzieht sich dieser Prozeß in seiner ganzen Ausdehnung; ist er in der Mitte tief, so beginnt die Vertorfung an den Rändern und schreitet langsam nach der Mitte zu vor. Oft bildet sich vom Ufer ausgehend eine Pflanzendecke, welche schwimmend sich nach der Mitte zu weiter ausbreitet und zuletzt schließt. Dann entsteht wohl eine Wasserblase, nach Art des Zelaubruches oder der großen

Moosbrüche im Memeldelta, bis die langsam absterbenden Wurzeln, zu Boden sinkend, das Wasser verdrängen, die Decke sich mit dem Grunde verbindet und die Blase, vertrocknend, ihre Wölbung verliert. Dieses Schicksal wird einst der Marinowosee haben, welcher hinter Pilzenkrug, mitten in der Massauer Forst, wie ein Saphir daliegt. Wir vermochten sein Wasser nicht mehr zu erreichen. Hier wuchs das schöne Wollgras in großer Menge, das unser Rutscher — ein Littauer, wie die meisten Bewohner der Landschaft bis zum Goldapflusse — baltos quétkos, weiße Blumen nannte.

Bei Pilzenkrug betritt man die drei bis vier Quadratmeilen große Romintensche Haide, welche von dem gleichnamigen Flusse in der Richtung von Südosten nach Nordwesten durchflossen wird; ein wahres Waldungeheuer, das an Ausdehnung nur der Johannisburger Forst, tief im Süden der Provinz, nachsteht. Wenn es wahr ist, wie man behauptet, daß die Gletscher die Ueberbleibsel der einstigen Eisperiode sind, welche die Erde durchzumachen gehabt, so darf man wohl diese Wälder als die letzten Reste aus der einstigen Waldperiode bezeichnen. Littauen ist eines der jüngsten Länder Europas; seine Kultur, das heißt seine Kolonisierung, datirt etwa von dem Beginne des sechszehnten Jahrhunderts. Bis dahin war es ein einziges, wüstes Waldland, in welchem erst hie und da der Versuch gemacht war, Menschen anzusiedeln. Als es später in größerem Umfange geschah, entstanden jene „Nichtungen“ im Walde (Skaisgirren), „Mittenwalde“ (Widgirren) und die Orte, in deren Namen das Wort *déginti*, ausbrennen, und *tráukti*, ziehen, reuten, vorkommt, wie Degsen, Terel, Trafenen, Traufseden, Trockischken zc. Der Wald war die Regel, die Kultur die Ausnahme. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entstanden hier viele neue Ortschaften. So erzählt Pfarrer Donalitiusz, daß der Förster Eckert in Warnen die heutige Besitzung Eckertsberg (zwischen Freiberg und Makunischken an der Rominte)

von der Regierung zum Bebauen erhalten habe, da wo früher nur Wald gewesen mit guten Sparrstüden. Eigenthümliche Ansiedler waren die Beutner, Waldaufseher, welche den Honig der Waldbienen sammelten, und das damals höher als jetzt geachtete Wachs. Unter den sogenannten Baittschen (ein Wort, das noch oft in Namen wie „Beitschendorf“ vorkommt) sind aber Blockhäuser des Deutschen Ordens zu verstehen.

Jagdbude ist der Mittelpunkt der Romintenschen Haide. Trotz unseres kurzen Aufenthaltes erhielten wir ein eigenthümliches Bild von den dortigen Zuständen, den ewigen Kämpfen mit den Wilddieben, der Trägheit und der — Prozeßsucht der Bewohner. Noch haben sich die Statistiker nicht des wichtigen Faktors bei der Ermittlung der moralischen Zustände eines Volkes bemächtigt, nämlich der Prozeßstatistik. Je tiefer die Kultur, um so mehr Prozesse; je ärmer ein Volk, um so erbitterter der Kampf um das geringe Haben. Erst der Wohlhabende kommt zu der Einsicht, daß es nicht lohne, sich auf ein Verfahren einzulassen, welches doch fast immer nur ein Lotteriespiel ist; gerade wie ein Kaufmann erst dann auf den Gerichten gesehen wird, wenn sich seine Verhältnisse zum Ende neigen.

Die Wildschützen bilden hier eine eigene gefürchtete Verbindung. Ihnen fiel vor einigen Jahren der Oberförster Reif zum Opfer. In Folge dessen besteht zwischen ihnen und den Forstbeamten eine unauslöschliche Feindschaft. Hier waltet nur noch das Naturrecht. Vor nicht langer Zeit stößt ein junger Förster plötzlich auf zwei Wilddiebe, darunter den mathematischen Mörder Reifs, beide auf dem Anstande. Er ruft ihnen zu, die Gewehre an die Erde zu legen. Sei es nun, daß die Wilddiebe zaudern, oder, wie der Förster behauptet, die Gewehre gegen ihn erheben, er schießt — und die Kugel geht durch Brust und Rücken des einen und verwundet noch den andern. Die Wilddiebe behaupten, sie seien geflohen und so getroffen worden. Die Sache ist unaufgeklärt

geblieben; aber beide Verwundete sind mit dem Leben davon gekommen, und der erste, dem die Kugel durch Brust und Rücken gegangen, ist mit der größten Sorgfalt und vielen Kosten geheilt und verpflegt worden. Denn man hoffte, er werde jetzt ein Geständniß in Betreff des Mörders des Oberförsters Reif ablegen; aber selbst dem Pfarrer gegenüber hat er doch nur die Erklärung abgegeben, daß er zwar den Mörder kenne, ihn aber niemals nennen werde, weil er durch einen Schwur gebunden sei.

Uns wurde in Jagdbude (der Ort wird von etwa vierzig Menschen bewohnt) das Haus dieses Mannes gezeigt, in welchem noch seine alte Mutter lebt. Ich darf gestehen, ich hatte hier eine ähnliche Empfindung wie in manchen Scott'schen Romanen ein Engländer, der einen Blick in die blutige Scenerie des schottischen Hochlandes thut.

Die Lage dieses Ortes, dicht an der Rominte, mitten im dichten Walde ist von großer Schönheit. Später überschreitet man das Flußthal mit seinen herrlichen Wiesen und schattigen Waldrändern, das uns anheimelt wie ein Eichendorff'sches Waldgedicht; man späht unwillkürlich nach den „einsam grasenden Rehen“ Wir fahren bald darauf über die kaffeebraune Toduppe (den „schwarzen Fluß“), den Abfluß des großen Gehlweider Moosbruchs westlich vom Sankalnis, und haben plötzlich eine der schönsten Fichten dieses Waldes vor uns, den Stolz des nahe wohnenden Försters Kl. in Szeldkemen, der ihre Höhe auf 130 Fuß ermittelt hat. Vom Fuße bis zum Scheitel fast gleich breit, steht sie wie ein ungeheurer Wächter am Fuße eines Hügels, während ihre Genossen, hinter ihr langsam aufsteigend, ihr doch nur zur Folie dienen. An ihr ist Alles Kraft, Gesundheit und Frische. Es ist, als ob die Natur einmal habe zeigen wollen, was sie in Wahrheit vermöge, wenn man sie gewähren lasse.

Der genannte unterrichtete Förster (seine Heimath ist die Provinz Sachsen) erzählte uns, daß er in diesem Frühjahr viertausend

Forellenseklinge (Fischbrut), welche er von dem Gutbesitzer Hensche in Bogrimmen erhalten, in die Toduppe und die Rominte gesetzt habe. Er zeigte uns einen Theil seines Waldes und klagte über das Sterben der Rehe im Winter, welches seinen Grund in einem Leberleiden habe. Auch von Blitzschlägen erzählte er uns, und wie einmal drei Bäume zugleich von einem Schläge getroffen worden, sowie von einem Stück Holz, das dabei zusammengedrückt sei, und zwar seiner ganzen Länge nach von sechs Fuß zusammengedrückt und zermalmt.

In seiner Stube hatte er aber ein kleines Museum von Merkwürdigkeiten: Muscheln und eigenthümliche Negerarbeiten aus Rio de Janeiro, Kokosnüsse, auch seltene Thiere, z. B. ein weißes Eichtäschchen und eine Sperbereule; dazu die schönsten Topfgewächse. An einem Hirschgeweih demonstirte er, daß ein „ungerader Sechszehrender“ derjenige sei, welcher je acht und sieben Enden habe.

Hier schieden wir zugleich von dem freundlichen Förster und dem Walde, denn das Dorf Szeldkemen (das „grüne Dorf“) liegt bereits in freier Flur.

Ich hoffe die Romintensche Haide noch einmal besuchen zu können, namentlich den Hauptort Theerbude, die Quellflüsse der Rominte und die interessanten Hochseen im Süden: den Ostrowker, Rakowker, Gzarner, Loyer und Pablindscher See, vielleicht auch den Perschelowisksee bei der Unterförsterei Hirschthal, mitten in der tiefsten Waldeinsamkeit. Diese Haide ist keine Ebene, noch weniger — wie ich es mir vorgestellt hatte — ein einstiges Seebecken nach Art der Jurasorst an der Memel. Der Boden wogt auf und ab, doch so, daß die mittlere Höhe von 500 Fuß selten verlassen wird. Die bedeutendsten Höhen sind der Lasdinkalnis bei Schwentischken (738 Fuß), der Santalnis bei Toduppen (679 Fuß), die Sijlaudszer Fichten (571 Fuß). An ihrer Grenze im Südosten steigt jedoch der Pilnekalnis bei Adlersfelde 886 Fuß auf, der Woitowus 901 Fuß, die Höhe bei Dagutschken sogar

909 Fuß. Das Flußbett der Rominte liegt da, wo sie in die Haide tritt, etwa 500 Fuß hoch, bei ihrem Austritte etwa 350 Fuß. Ihr Gefälle beträgt auf eine Länge von etwa drei Meilen also 150 Fuß.

In Szeldkemen fand ich ein paar Wachholderbäume, welche ganz cypressenartig gewachsen waren. Aehnliche waren mir schon in Walterkemen und Misseden vorgekommen.

Rominten ist zwar ein großes aber wenig anmuthiges Dorf, das hiesige Schöppenstedt. „Geh nach Rominten“ — sagt man zu einem Thoren — „dort werden die Ziegen aufgeschwänzt.“ Um diesen Scherz zu verstehen, muß man allerdings sich erinnern, daß der kurze Schwanz der Ziegen einer solchen Behandlung entgegensteht.

Seit einigen Jahren hat man Rominten und die südlich von der Rominte gelegenen Dörfer von dem Kirchspiele Tolmingkemen abgetrennt und ein eigenes Kirchspiel gegründet; doch besuchen die Leute zur Zeit noch das zur Kirche eingerichtete, mit einem Anbau versehene Schulhaus.

Fährt man von Rominten nach Westen, so liegt zur Linken ganz in der Tiefe eine Mühle zwischen zweien Teichen. Die Straße hält sich auf der Höhe, senkt sich aber allmählich zur Goldaper Chaussee hinab.

Riauten mit seiner großen Papierfabrik, dem Park, den herrlichen Ufern der Rominte und den beiden Burgwällen im Süden und Osten ist von Alters her als ein anmuthiges Ziel den nahen Städten bekannt. Auch jetzt reihte sich Wagen an Wagen vor dem Gasthause. Seitdem aber auch hier die „Gründerpest“ einge-
gezogen, verfällt der Ort und es liegt wie ein Schatten über ihm. Der Park verkommt, Schweine wühlen die Burgwälle um, frische Stubben bewiesen nur zu deutlich, daß von den schönen Uferhöhen bald auch der letzte Baum verschwunden sein wird.

Und doch lohnte es so viele erhabene Schönheit zu erhalten! Denn unbergleichlich liegt der Kirchhof hoch über der braunen Rominte, welche sich dicht an den Uferberg schmiegt und ihn unterwächst. Die schönsten Kiefern krönen ihn; darunter aber wächst das Bergißmeinnicht in wunderbarer Farbenpracht. Hier überblickt man das weit nach Norden sich hinziehende Romintethal. Tiefer unten, neben einem Ueberfall, wo die braunen Wasser sich in weißen Schaum auflösen, liegt eine Holzschleifmühle, bestimmt zum Zerreiben der Holzfasern.

Rehrt man unten im Thale zurück, wo ein reizendes Bild das andere ablöst, und steigt man wieder die Höhe hinan, so fällt ein großer wilder Birnbaum, der mitten in einem Felde steht, ins Auge. Verfolgt man aber die Rominte aufwärts, so gelangt man zu dem Schloßberge bei Texeln (Degseln), dessen Ränder von Kiefern malerisch besetzt sind. Dieser Burgwall zeichnet sich vor ähnlichen Anlagen dadurch aus, daß zwischen dem Wall, welcher das Plateau nach der Ostseite abschließt, sich noch eine kleine Ebene befindet, eine Art Glacis. Der innere eingeschlossene Raum senkt sich nicht bloß stark von Osten nach Westen, er steigt auch in der Mitte schildartig auf.

Alle diese Anlagen sind für uns noch immer Räthsel und werden es bleiben, so lange uns nicht ganz bestimmte Funde lehren, wann sie entstanden sind und welchem Zwecke sie gedient haben. Von ihnen gilt nicht weniger als von den Torfos, die man unter den Trümmern alter Städte aufgräbt, daß sie ohne Attribute unbestimmbar sind.

Auch von hier ist der Blick auf die Landschaft im Süden anmuthig. Die Rominte, in ihrem Laufe von den Kiautener Mühlenwerken aufgehalten, breitet sich hier seeartig aus und bildet malerische Inseln. Von der Mühle her klingt ununterbrochen ein dumpfes Rauschen und Säusen wie von einem ungeheuren Schwungrade.

Goldap* ist vielleicht die sauberste und anmutigste Stadt, die mir auf meinen Wanderungen bekannt geworden. Die Kirche auf ihrer hohen Terrasse, mit den schattigen Laubgängen und der weiten Umschau nach Norden; der große Marktplatz, an dem die Häuser alle hell und reinlich dastehen, wie gepuzte Sonntagsmenschen, in der Mitte die neue gothische Kirche und das Gebäude des Kreisgerichts; dazu ein gutes Steinpflaster, Bäume vor den Häusern, gute Gasthäuser und freundliche Menschen — das die Elemente dieses ansprechenden Stadtbildes.

Folgt man dem Laufe des Goldapflusses nach Osten, so kommt man, an den Gemüsegärten der fleißigen Bürger vorüber, zu der Goldaper Mühle, einem wiederum reizvollen Ensemble von See, Garten und Park. An der Schleuse lagen große, über acht Fuß lange Ständer von Granit, die man auf den nahen Feldern gefunden und zugerichtet hatte. Weiter gelangt man zu dem über eine halbe Meile langen Goldaper See; ein blaues Juwel, im Osten von dem Kiefernwalde der Komintenschen Haide begrenzt. Der noch immer hoch gelegene See (481 Fuß) empfängt als einzigen Zufluß von Süden die Jarke, welche in dem See ihren Namen verliert und als Goldapfluß aus demselben tritt, um später sich mit dem „Nalflusse“ (Ungerapp) zu verbinden.

Der bedeutendste Punkt bei Goldap ist aber unzweifelhaft der 866 Fuß hohe Berg im Süden der Stadt. Es ist der letzte Ausläufer des großen Höhenzuges, welcher sich von Südwesten nach Nordwesten erstreckt und seine größte Erhebung in dem 986 Fuß hohen Seesker Berge hat. Diese bedeutende Erhebung wird nur noch von einer einzigen in Ostpreußen übertroffen, nämlich von dem Kernsdorffer Berge bei Gilgenburg, welcher nach den Messungen Bessels 998 Fuß aufsteigt.

Was aber den Goldaper Berg vor allen seinen höheren Ri-

* Goldap ist slavisch und lautet eigentlich Goldopa.

valen auszeichnet, ist der Umstand, daß er ein wirklicher Berg ist, während die anderen nur Anschwellungen in dem breit hingelagerten Höhenzuge darstellen. Auch bildet dieser Berg keine vereinzelte Höhe oder Spitze, es ist vielmehr ein ganzer gegliederter Bergzug mit Thälern und Höhen, Wäldern und Weiden. Darum erscheint er, von ferne gesehen, in der That wie ein kleines Gebirge und auch weit höher als er in Wahrheit ist, da er vollkommen kahl daliegt wie die Kuppe eines Granitgebirges. Nur der von ihm durch ein tiefes Thal getrennte Schloßberg im Osten ist mit Bäumen bedeckt.

Auf diesen Höhen zu wandeln ist ein unbeschreiblicher Genuß. Die sonnige Landschaft liegt — etwas monoton — wie eine Landkarte vor uns; aber die Hauptsache ist der Berg selber, dessen Pflanzendecke (Mauerpfeffer, Plantago, Moos, wenig Gras) einen festen Teppich bildet, aus dem nur überall große, zum Theil vom Frost gesprengte Steine ragen. Nach Norden stürzt er steil ab. Hier haben sich große Kinnen gebildet und an seinem Fuße fächerartig ausgebreitete Mühren. Ein Torfbruch umgiebt seinen Fuß; denn drüben steigen die Höhen wieder an und hindern den Abfluß des Wassers. Hier steht auch ganz in der Tiefe ein kleines Haus mit zerbrochenem Dache, weiter eine Ziegelei. So bedeutend ist die Erhebung, daß nicht bloß die weidenden Kühe winzig klein erscheinen, sondern auch die Lerchen bereits tief unter uns ihren Gesang erklingen lassen.

Im Westen wendet der Bergzug nach Süden und bildet mit dem östlichen Ausläufer ein tiefes Kesselthal, in welches von den Höhen rings unzählige Steine gerollt sind. Sonst mag hier eine kleine Wasseransammlung sein; zur Zeit war sie ausgetrocknet.

Umgeht man dieses Kesselthal im Süden, so gelangt man in das tiefe Thal zwischen dem eigentlichen Goldaper Berge und dem Schloßberge im Osten. Auch dieses ist ohne Abfluß. Hier hat sich ein Teich gebildet, in dem sich die Höhen spiegeln mit

den Waldbäumen: Hohe Ebereschen, Tannen, Ulmen, Weißbuchen und Linden, manche im Froste des Mai erstarrt, jetzt neue Blätter treibend.

Wegelos steigen wir zum Schloßberge hinan, einem Burg-oval, dessen Längsaxe von Süden nach Norden geht. Auf der Westseite hat der überaus steile Abhang genügenden Schutz verliehen, daher befindet ein Wall sich nur im Osten in der ganzen Längenausdehnung. Der ganze Wallkessel ist mit Buschwerk und Bäumen bedeckt. Ein tiefes Loch im Süden deutet auf die letzte, resultatlose Ausgrabung. Auf der Westseite des Berges nehmen wir einen entschiedenen Ausriß wahr und unten im Thale eine große Mühle.

Auf den Höhen des Goldaper Berges ist die Luft bereits so leicht und rein, daß man an ein wirkliches Gebirge erinnert wird. Nichts unterbricht hier die unendliche Stille. Nur zuweilen fährt in der Tiefe auf der harten Chaussee ein Wagen vorüber. Immer aber erklingt der Gesang der Lerchen, welche nicht müde werden den Berg zu umfliegen.



Strandbriefe.

I.

Wenn Sie mich einen Augenblick sehen könnten, wie ich hier halb im Sande vergraben dafitze auf der mit Haidekraut und Birkengebüsch bewachsenen Strandhöhe, dicht über den Rauschener Badebuden, mit der weiten Umschau rechts bis zur Lapöner Spitze, die soeben im vollen Lichte der sinkenden Sonne hell beleuchtet daliegt, während zur Linken das waldige Ufer von Georgenswalde und Warnicken im tiefen Schatten sich hindehnt, und nur fern bei dem weit vorspringenden Brüsterort die See blizt und glizert: Sie würden doch vielleicht die Freuden der großen Stadt und zumal die angenehmen Aufregungen Ihres Arbeitszimmers um meine Einsamkeit tauschen, und um die frisch-salzige Luft, welche uns die Lunge reinigt und den Kopf wieder kräftig und frisch zu neuer Arbeit macht. Aber es hält Sie die Politik, die leidige, und Sie können ihr nicht den Rücken kehren wie ich, der ich nun schon seit länger als acht Tagen keine einzige Zeitung gelesen habe. Ob die Welt noch geht wie sonst; ob hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen; was die Kammern in Berlin beschließen; ich weiß es nicht. Denn ich lebe hier als ein so unstäter Gefelle, daß ich mein Haupt nicht einmal dauernd an einen Ort niederlege. Bald erfreut sich Neukuren meiner hohen Anwesenheit, bald Warnicken. Heut esse ich in Rauschen zu Mittag, morgen in dem schattigen Krahm. Wenn die Sonne untergeht, stehe ich vielleicht auf dem Leuchtturme in Brüsterort, aber der Morgen findet mich schon wieder in Lapönen. Von mir gilt in der That die scherzende Redensart, daß ich den Strand „unsicher“

make. Aber die Strandbewohner mögen sich deshalb nicht ängstigen. Lebt auch hie und da ein Freund, mit dem ich stille Stunden verplaudere: den meisten bin ich ein Fremder; und wie viel ich auch beobachte, Niemand weiß es; und was wir nicht wissen, beunruhigt uns nicht.

So lebe ich denn als ein rechter Vagabunde; und im Vertrauen gesagt, ein solches Leben schien mir von jeher das beneidenswertheste und köstlichste auf dieser Welt. Aber nur selten können wir uns ihm wirklich hingeben, und es muß uns meist schon die Anlage dazu genügen, die Möglichkeit so leben zu können. Das Vagabondiren aber ist eine Kunst, die nicht blos selten gefunden wird, die auch eine bestimmte geistige Anlage voraussetzt, und eine harmonische Ausbildung derselben. Beklagenswerth der Mensch, dem diese Anlage versagt ist! Er kann ein vortrefflicher Arbeiter sein, ein liebevoller Gatte und Familienvater; er kann ein reicher Mann werden, Geheimrath, vielleicht gar mit dem Prädikat Excellenz, aber die Kunst der Vagabunden weist ihn von sich; er ist wie ein Weinverächter bei einem frohen Gelage.

Doch wenn die meisten Menschen auch die Kunst des Vagabondirens nicht verstehen, so üben sie dieselbe doch theilweise und instinktiv aus, indem sie ihre engen Städte verlassen und hinausgehen, bald in die weite Welt, bald an den köstlichen Strand, um dort ihre Hütten aufzuschlagen, ich meine ihre Leinwandzelte, darinnen sie haufen, wie die Schnecke in ihrem Häuschen. Man klagt darüber, daß der Strand dieses Jahr verödet ist; aber man wandle nur durch Neukuren und wundere sich über die Fülle der Zelte, die wir vor einem jeden Hause, oft in mehrfacher Zahl, antreffen, diese dem Norden und namentlich den Ostseebädern ganz eigenthümliche Erscheinung. Am mittelländischen Meere, auf Madeira, würde ein solches Leinwandzelt als ein Wunder angestaunt werden, denn die Menschen brauchen dort Schatten und Kühle. Bei uns aber, wo ein fast beständiger Luftzug das Sitzen

im Freien lästig und leicht gefährlich macht, bedarf es eines Schutzes gegen den Wind. Wir hängen unsere Leinwanddecken über ein Gerüste, puzen die Kanten mit Bändern aus, behängen den Tisch, um den wir uns versammeln, mit einer blendend weißen oder bunten Decke, stellen eine Vase mit köstlichen Feldblumen darauf, und fühlen uns, wie die Engländer sagen — *very comfortable*. Leider kommt von der See, auf die wir so gern blicken, gerade der kälteste Wind, gegen den unsere Leinwand nur einen schlechten Schutz gewährt; Manche errichten daher auf dieser Seite eine schützende Glaswand, welche das Nützliche mit dem Schönen paart. Viele wünschen sogar während des Regens „im Freien“ zu sitzen: sie decken daher ihr Zelt mit Brettern oder Dachpappe. Zuweilen findet man vor den Häusern auch Laubzelte, ein Lösäl, wie die Schweden sagen; und in Warnicken erblicken wir sogar eines, dessen Pfosten ein Strohdach tragen.

In solchen Hütten läßt es sich gut wohnen; denn sie sind in der That die eigentliche Wohnung des Fremden. Dort sitzt man den größten Theil des Tages, sieht Fremde und Freunde vorüberziehen; besucht einander — wie die Italiener in den Logen des Theaters; Abends versammelt sich noch die Familie um den Schein der freundlichen Lampe, ohne Furcht vor den Blicken der Vorübergehenden. Es ist eine Oeffentlichkeit, wie sie sonst nur der Süden kennt. In den aus Stein oder Holz und Stroh erbauten Häusern haben die Menschen eigentlich nur ihre Schlafstelle; daher begnügt sich oft eine Familie mit einer Wohnung, die nicht größer ist als ihr Zelt. Sie ist wie das Nest des Vogels, der den Tag über im Baume singt.

Das Seitenstück zu dem Zelte ist die Badebude. Ostende und Scheveningen, überhaupt die Nordseebäder, haben ihre Badekarren, die ja auch in Kranz eingeführt sind. Wir erfreuen uns aber jener primitiven Buden, die an einem großen Theile des Strandes noch immer von Stroh sind, und vor noch nicht langer

Zeit überall aus so einfachem Materiale gebaut waren. Hier werden vier aus Pfosten und Stroh errichtete Wände von einem ähnlichen Dache gedeckt, das bald ganz flach ist, bald einen Bogen bildet, der an einen sogenannten Stichbogen erinnert. Der Eingang ist stets entweder auf der Ost- oder der Südseite, als auf der den herrschenden Winden abgekehrten, und besteht lediglich aus einer unverschließbaren Oeffnung. Gar heimlich und warm muthet uns das Innere an; der Wind segt draußen die Körner zusammen und „raschelt im Stroh,“ die Wellen rauschen dumpf und schlagen in regelmäßigen Intervallen an das Ufer; wir entkleiden uns und hängen ein Stück nach dem andern an hölzerne Plöcke, die einfach in das Stroh der Seitenwand gesteckt sind.

Neukuren, das sich überhaupt seit den zehn Jahren, da ich daselbst nicht gewesen, außerordentlich verändert hat, besitzt die köstliche Heimlichkeit der Strohbadebuden nicht mehr. Seitdem die Reihe derselben vor einigen Jahren in Feuer aufgegangen, hat man sie durch die prosaischen Bretterbuden ersetzt, wie in Kranz; sie bilden in ihrer bedeutenden Zahl gleichsam eine kleine Stadt für sich.

Wenn man im Orient nach der Zahl der Häuser die der Familien bestimmt, so kann man an unserm Strande nach den Zelten und mehr noch nach den Badebuden annähernd feststellen, wie viele fremde Familien an einem Orte wohnen. Und da habe ich denn auf meinen Streifereien ermittelt, daß in Neukuren etwa fünfundvierzig, in Lapönen sechs Buden stehen, und in Saffau zwei. Warnicken und Georgenswalde haben nur eine aufzuweisen und Kaufchen, das dieses Jahr so überaus leere Kaufchen, nur zehn. Wangenkrug und Finken sind in dieser Beziehung ganz unvertreten geblieben.

Einst durfte Kaufchen mit Neukuren wetteifern; es ist aber längst hinter seiner glücklicheren Rivalin zurückgeblieben. Darum hat es sich bis jetzt auch nur zu einer einzigen hölzernen Bade-

bude aufgeschwungen, und diese wurde mir deshalb merkwürdig, weil ich in ihr eines Tages folgende Verse fand:

Tu sei quel dolce fuoco,
L'anima mia sei tu,
E degli affetti miei —
Dormi che vuoi di più!

Bekanntlich sind sie der Anfang eines italienischen Volksliedes, nach welchem Göthe seinen Nachtgesang: „O gieb vom weichen Pfühle“ gedichtet hat.

Wenn Sie sich darüber wundern sollten, daß ich diese so bekannten Gegenstände, wie Zelte und Buden, bespreche, so bemerke ich hierauf, daß ich weiß, welchen Reiz es hat, gerade solche Dinge behandelt zu finden, über die wir nicht reden, weil wir von Jugend auf mit ihnen gelebt haben, die sich scheinbar von selbst verstehen und doch höchst eigenthümlich sein können. Es ist dieses der Grund, weshalb Fremde in einem Lande so viel Interessantes finden, während die Eingeborenen daran wie mit geschlossenen Augen vorübergehen. Denn immer dasselbe sehen, ist so gut wie gar nicht sehen.

Ich will daher gleich noch über einen dritten, sehr bekannten Gegenstand reden — das Baden in der See nämlich, um dessentwillen die Menschen hierher ziehen, davon sie ihr Heil erwarten; und doch wie Wenige giebt es, die von der göttlichen Kunst des Badens eine Ahnung haben, die es nicht als eine bloße Pflichterfüllung ansehen, als eine Sache, die nun einmal abgethan werden muß, soll nicht der Vorwurf, Zeit und Mühe verloren zu haben, ein verdienter sein. Wir baden meist, wie wir zu Mittag essen, das heißt, wir genügen einer Pflicht und sind zufrieden. Welch ein Unterschied aber gegen den Eßtünstler, der in seinem Mittagmahle eine Reihe der köstlichsten Genüsse findet, der in der Anordnung und Gruppierung, in der Art und Weise des Genießens ein feines Studium offenbart, dem es ein Ver-

brechen gegen göttliche und menschliche Gezehe scheint, geschmacklos, unüberlegt und hastig zu verfahren. — Im Essen sind wir nun einmal keine Römer, aber auch in Betreff des Badens würden uns diese unübertroffenen, feinfühligten Genußkünstler kaum die Bezeichnung von Halbbarbaren zugestehen. Was möchten sie sagen, hörend, daß Hunderte unserer Strandbewohner in frühester Morgenstunde in das Wasser stürzen, die Augen noch halb voll Schlaf, ohne die göttliche Wärme des Kaffees im Magen zu fühlen. Wie mittheilig lächelten sie nicht über diese Fanatiker der Frühe, welche versichern, der Kaffee schmecke nachher um so besser! „Also um einen so kurzen und flüchtigen Genuß zu erlangen, nimmst du eine solche Entbehrung auf dich, setzt du deinen Leib erkältenden Fieberschauern aus? Geh' in die Schule der Gladiatoren, aber nicht nach Bajä!“

In der That, die Römer hätten Recht! Das Bad in der Morgenkühle vor dem Frühstück ist eine Arbeit, eine Pflichterfüllung, kein Genuß, kein Kultus! Wie anders, wenn wir gegen die Mitte des Tages hin, nachdem ein wohlgeordnetes Frühstück unsere Muskeln gestärkt, unsere Nerven belebt hat, langsam an den Strand wandern, die Gluth der Sonne vom Seewinde gemildert fühlen, die Wellen langathmig an den Vorstrand rauschen hören! Da wird eine Weile am Strande auf- und abgewandelt, hie und da eine interessante Alge betrachtet, oder auch nicht, worauf wir uns in der Badebude (der Badekünstler zieht die von Stroh der hölzernen vor) langsam entkleiden und dann in unserm wollenen Bademantel von Neuem auf- und abwandeln und mit Entzücken die Wärme fühlen, die sich durch unsere Füße dem ganzen Körper behaglich mittheilt; denn der Quarzsand glüht in der Julisonne wie auf einer Herdplatte. Uns wird wie den Römern in ihrem caldarium. Nun steigen wir, den Bademantel von uns werfend, in das eiskalte Wellenbad (unser frigidarium), tauchen ein paar Male unter, theilen die Wellen mit kräftigem

Schlage, und steigen nach wenigen Minuten hinaus an die Luft, wo der Mantel uns wiederum umfängt und der Sand uns wonnig erwärmt. Manche Menschen bleiben zehn, ja mehr Minuten im Wasser, so daß sie halb erstarrt herauskommen, fieberschauernnd, blau-weiß wie die nordische Hel.

„Geh' zu den Korallenfischern nach Sardinien“ — würden die Römer sagen.

Nach dem Ankleiden ein kurzer Gang am Strande, dann hinauf in dein Zelt, und hier überlasse dich dem süßen Nichtsthun. Aber um des Himmels willen keine Arbeit! Kein Buch komme in deine Hand. Dein Geist schwelge nur in der Erinnerung des köstlichen Bades, so lange bis das luncheon dich zu reellern Genüssen ruft.

So lebt der Badekünstler, der seltene! — Ihr Freund derweilen zieht als Vagabunde weiter oder lagert im Sande und singt ein Lied.

II.

Der Fremde, der den samländischen Nordstrand seit einer Reihe von Jahren nicht gesehen, wird die Veränderungen, die er wahrnimmt, theils mit Wohlgefallen, theils mit Besorgniß betrachten. Eine Reihe interessanter Häuser ist bereits entstanden oder doch im Werden; die Neukurener haben ihre „Rantauer Vorstadt“, ein Nebeneinander der zierlichsten Willen, die zwar nicht so prunkvoll und kostspielig sind, wie die Kahlberger Bauten, aber mit ihrem anmuthig-einfachen Baustyle — den man als den schweizerischen bezeichnen kann, — mit ihren von Weinlaub umkränzten Veranden den allerbehaglichsten Eindruck hervorrufen. Auch die Bauer- und Fischerhäuser in Neukuren verlieren allmählich den nüchternen, dürftigen Charakter; eine reiche, Schutz und Schatten spendende Vegetation ist an die Stelle kahler, brennender Sandflächen getreten; das ganze Dorf nimmt einen mehr

parkartigen Charakter an, nur daß leider die einzelnen Wohnungen einander viel zu nahe stehen und das sichere Gefühl des Allein- und Unbehörchtseins nicht aufkommen lassen. Wie die Menschen in den Städten früher enge zusammenrückten, um sich so des sie bedrohenden Feindes besser zu erwehren, so wohnen die Neufurener so nahe als möglich, von Gebüsch und Bäumen so dicht als nur zulässig umgeben, um von dem Seewinde, diesem Hauptfeinde behaglichen Lebens im Freien, nicht belästigt zu werden. Nur einige Häuser stehen kühn auf der Strandhöhe und schauen weit über die bewegte See. Man bedauert die Menschen, welche in einer solchen Aeoluswohnung haufen.

Verfolgen wir den Strand weiter, so finden wir zuvörderst das villenartige Gasthaus* des Herrn Schneege auf Wangenkruger Gebiet, allerdings reizvoll an einen Birkenwald gelehnt, aber in der Anlage offenbar verfehlt. Ich weiß nicht, wer der Baukünstler ist; jedenfalls hat er es verstanden, die Wände so an- und durcheinander zu schieben, daß das Innere außer einem Saal in lauter Kammern zerfällt, ohne Zusammenhang, ohne Zweck. Denn selbst die Zimmer eines Gasthofs verlangen eine ganz andere Einrichtung. Dafür imponirt dieses doppelstirnige Gebäude aus der Ferne gesehen, namentlich von der Wanger Spitze aus, mit seinem dunklen Waldhintergrunde; es ist eben ein dekorativer Außen-, kein behaglicher Innenbau.

Ein geschmackvolles Wohnhaus hat Tykrenen erhalten. Kaufsien pußt seine bereits aus älterer Zeit stammenden Gebäude so gut als möglich heraus; das „Waldhäuschen“ steht noch immer so idyllisch und schon ein wenig versunken mitten im Buchenwalde, während in Warnicken ein großes, doch nur bescheidenen Ansprüchen genügendes Gasthaus den Reisenden aufnimmt, der nun allerdings nicht mehr wie früher die Gelegenheit hat, Herrn

* Seitdem abgebrannt und nicht wieder aufgebaut.

Pipers politische Ansichten zu erfahren und dessen Portraitgalerie von Abgeordneten der Nationalversammlung zu bewundern.

Ueberall hat die Ackerwirthschaft einen bedeutenden Aufschwung genommen; der bis dahin unbekannte Mergel wird aus tiefen Gruben gegraben; der reichlich gespendete Tang verfault nicht mehr auf dem Vorstrande und verpestet die Luft mit seinem Jodgeruche, wird vielmehr auf den Acker gefahren und giebt ein vortreffliches Düngungsmaterial für Klee und Erbsen. Allerdings stehen die Bewohner von Stranddörfern den Binnenländern immer bedeutend nach. Eine gewisse Indolenz scheint allen solchen Menschen eigen. Das Meer giebt ihnen fast ohne Mühe Fische in so großer Menge, daß eine einzige Fahrt sie auf Wochen damit versorgt. Dasselbe Meer wirft ihnen das unvergleichliche Geschenk des Bernsteins in den Schooß, führt ihnen den Fremden zu. Was sollen sie im Schweiß ihres Angesichts arbeiten? Daher der Schmutz auf ihren Höfen; zerfallene Gebäude, durchlöchernte Strohdächer; die Menschen dem Branntweingenuße im hohen Grade ergeben. Ein Mann, den ich sprach, machte auf mich den Eindruck eines Blödsinnigen; wie ich mich nach seinen Verhältnissen erkundigte, erfuhr ich, daß er am Säufervahnsinn gelitten und nun in den passiven, lammfrommen, aber fast bewußtlosen Zustand gerathen sei. In Großkuren erkundigte ich mich nach einem gewissen Pink, mit dem ich vor Jahren viel gesprochen hatte. Der sei — hieß es — am Himmelfahrtstage dieses Jahres Morgens todt im Kruge gefunden worden, nachdem er den Tag vorher noch auf See gewesen.

Von diesem Pink ist mir noch eine Anekdote in der Erinnerung. Wir saßen im Jahre 1849 am Strande und schauten auf das abendliche Meer, auf welchem gerade ein dänisches Kriegsschiff kreuzte. „Der verfluchte Däne!“ rief Pink. Eine Dame, halb noch Backfisch, fing sich zu fürchten an: Wie wenn der Däne lande und uns alle entführe! — „Ach, Mamsellchen,“ — er-

wiederte der hinter uns stehende Pinf trocken, natürlich plattdeutsch — „was sollen die wohl mit Ihnen? — Ja wenn es noch ein kleines Schweinchen wäre!“ —

Aber zu Tode getrunken hat er sich doch, der gute Pinf!

Das sind gewiß schlimme Beispiele, aber im Ganzen haben sich die Zustände denn doch auch in dieser Hinsicht unendlich gebessert. Die jungen Menschen leben bereits viel nüchterner, vertragen weniger und trinken lieber Bier, das edle, vom Brantweingenuffe erlösende. Es sind die Alten, welche noch in den alten Geleisen wandeln. So traf ich gleichfalls in Großkuren einen sogenannten „Ausgedinger“, der sein Grundstück daselbst an einen Gastwirth verkauft und sich das „Stübchen hinter dem Ofen“, verschiedene Naturalien und eine gewisse, täglich zu liefernde Quantität Brantwein vorbehalten hat. Schon vor dreizehn Jahren hieß es, der Mann werde sich in kurzer Zeit zu Tode getrunken haben. Er lebt noch. Aber wie gesagt, die Jugend weiß von solchem unsinnigen Trinken nichts mehr; mit der neuen Generation wird an dessen Stelle Nüchternheit treten, und dann werden auch die Strohdächer weniger Löcher aufzuweisen haben.

Unbedenklich gehen unsere Strandbewohner einer glücklicheren Zukunft entgegen. Darf ich aber dasselbe von dem Strande selber sagen? Wenn mich nicht meine trüben Anschauungen täuschen, so ist unser schöner Strand, dieses so wechselvolle, entzückende Nebeneinander von Berg, Wald, Ebene und Schlucht, in einer größern Gefahr, als wir uns in unserer Sorglosigkeit träumen lassen. Wie Nidhögr an den Wurzeln der Weltesche Ygdrasil, so nagt und zehrt ewig das Meer an diesem schönen Ufersaume. Am Fuße des Wachbudenberges sah ich vor zwanzig Jahren noch ein reizendes Birkenwäldchen, — wo ist es hin? In Warnicken sind die schönsten Stämme ausgestürzt und vom Meere verschlungen. Die Bewohner Kleinkurens bauen sich weiter im Lande vor, ver-

lassen ihre gefährliche Wohnstelle auf der kühn und malerisch vortretenden Spitze, gerade wie die Bewohner mancher Alpendörfer. — Warum? Der Berg, die Wellen erzählen nicht von den zerstörten Häusern, die noch vor zwanzig Jahren dort standen. Die malerische Sandsteinbank in Großkuren mit den interessanten Muscheln und Eisensinterrohren ist verschwunden. Dünen sand verweht das Ufer bei Lapönen, bedeckt auf der Saffauer Spitze Birkengebüsch zwanzig und mehr Fuß hoch; ein weites Sandfeld, eine wahre Wüste dehnt sich auf der Höhe über Raufchen aus und bedroht das liebliche Mühlfenthal bei Saffau.

Alle diese Zerstörungen, wenn sie bloß das Werk der Natur, des Drachen Nidhögr, wären, würden uns bloß an die Vergänglichkeit unserer Erde überhaupt erinnern; aber es ist schlimmer. Sie sind durch Menschenhand entstanden, und sie schlägt die tiefen Wunden, die nun weiter und weiter fressen; sie reißt überall die schützende Grasnarbe von den sandigen Höhen, daß der Wind hineinbläst und das Wandern des Sandes beginnt, der sich zu Dünen thürmt und die Wiesen und ganze Wälder begräbt. Wo der Sand wandert, da folgt ihm immer das Meer nach und schwemmt die Ufer fort; da unterwühlt es die bloßgelegten Lagen, daß sie in seinen Schooß fallen, und verzehrt die Schollen, die es später theilweise wieder auspeit, indem es die humuslosen, feinen Quarzkörner an den Strand wirft. Wo die Grasnarbe entfernt von den Ufern ist, reißen auch die Tagwasser ganze Massen in die Tiefe; da rutschen die Bäume mit ihrem gesammelten Wurzelwerk und der daran haftenden Erde hinab. Auch an der Weltefche nagt ja nicht bloß der Drache unten, es zehrt an ihrer Krone oben auch der Hirsch Giththyrnix, von dessen Gevieß die Flüsse kommen.

Überall am Strande lassen die Menschen ihr Vieh frei umhergehen und die Gräser, die Büsche abweiden und zertreten. Die steile Uferhöhe erscheint hier und da wie eine Treppe, deren Stufen

von dem Gange des Viehs gebildet werden. Die Heiden, die Weiden am Seeufer sind meist im gemeinschaftlichen Eigenthume der Dorfschaften, und man weiß ja, wie in solchen Fällen ein Nachbar den andern an Rücksichtslosigkeit überbietet. Manche graben dort Sand, Lehm oder Mergel; das Buschwerk wird nirgends geschont. So sind in Klauschen fast alle neun Badebuden aus den jungen Stämmen erbaut, welche das Ufer dort so schattig bedecken. Wie lange glaubt man, daß die Erlen vorhalten werden? Und was dann?

Aber der weit größte Schaden wird seit einigen Jahren durch das Graben nach Bernstein verursacht. Es wird eine Zeit kommen, wo es kaum glaublich klingen mag, daß ein solches Verfahrn stattgefunden; man wird fragen, ob denn eine solche Landverwüstung mit der Uebereinstimmung Aller vorgenommen, ob sich nicht eine einzige Stimme erhoben habe gegen das unerhörte Beginnen, daß man einen Theil des Heimathbodens in das Meer wirft, das ihn für immer verschlingt; daß man Pforten baut, durch welche die Verwüstung und der Sandflug eindringt.

Diese eine protestirende Stimme soll wenigstens von mir gehört werden, und ich zweifle nicht, daß mir ein Jeder beistimmen wird, der nicht bei dem Gewinne des Bernsteins unmittelbar betheiligt ist. Der größte Vorwurf aber wird die den Staat vertretende Behörde treffen, welche es in ihrer Hand hätte, dem Unwesen so leicht zu steuern. Denn der Strand unten und die Uferhöhe bis zur obern Kante gehört dem Staat. Bei den mit den Strandkommunen geschlossenen Verträgen, betreffend die Verpachtung des Bernsteinregals, dürfte nur einfach die Gewinnung durch Graben untersagt werden. Ein solche Einschränkung findet aber nicht Statt. Nun gehen die einzelnen Menschen, z. B. am Strande bei Großkuren, wo der Bernstein auch in der Höhe gefunden wird, und suchen mit den Spaten nach dem edlen Mineral und wühlen den Abhang von oben bis unten um, daß auch der

letzte Rest der Vegetation zerstört wird. Wen haben nicht schon die köstlichen Busch- und Baumreihen an der Wanger Spitze entzückt, wo im Schutze des waldfrischen Ufers der Seedorf (*Hippophaë rhamnoides*) zu Stämmen von zwölf Fuß Höhe aufschießt und das *Epilobium* seine rothen Blüthendolden entfaltet. Die schöne Vegetation hat sich hier so reich entwickeln können, weil das Ufer seit langer Zeit einem einzigen Besitzer gehört und nicht dem Fluche des gemeinschaftlichen Eigenthums verfallen ist. Ein um so schlimmeres Intervall bilden in diesem Ufersaume die beiden Bernsteingruben, beide allerdings reich an Schätzen, unendlich interessant für den Geologen, aber häßlich wie eine Bahnücke und gefährlich für lange Zeiträume.

Die ganze Lapöner und Fassauer Spitze gleicht einer Wüste, einer einzigen strauch-, fast vegetationlosen Schutthalde, wo nur die Stranddistel gedeiht, das *Eryngium maritimum*, das berühmte *Elymus* und *Arundo*, das überall nur da wächst, wo der Sand in einer steten Bewegung und seine Herrschaft eine unbestrittene ist. Hier wird das Geschäft des Bernsteingrabens ebenfalls seit Jahren aufs Schwungvollste betrieben. Daher die tiefe, durch Menschenhand gebildete Bucht, diese ungeheuren, weit ins Meer geschütteten Massen von Grünsand, Thon und Grus. Dicht über diesen Gruben ragen die blendend weißen Sandschichten auf, die jetzt der Wind entführt, den Berg in einer Höhe von zwanzig bis dreißig Fuß abdeckend, fortwehend und zerstörend. Der Sand aber wird landeintwärts geführt und bedroht nicht bloß das schöne Thal, er hat bereits den ganzen Ostabhang verschüttet, daß die Birkenbäumchen nur noch mit ihren Spitzen daraus hervorragen, wie Ertrinkende, die um Hülfe flehen. Weithin sind die Kartoffelfelder unten im Thale damit bedeckt. Bei einem Sturme habe ich den Berg rauchen sehen, wie es der Montblanc thut, ganz in eine Staubeckelappe eingehüllt. Der Sand aber fliegt weiter in das Land, über das Mühslenthal bis nach Lapönen.

Denn er ist staubartig fein, ungleich dem grobkörnigen Dünenfande, der sich nur wenige Fuß über den Boden erhebt, und wird von dem schwächsten Winde in Bewegung gesetzt.

Auf Rauschener Grund und Boden wird eine gewaltige Grube gegraben, ein tiefer Cirkus in die Uferhöhe gestochen. Welches die Folgen sein werden, lehrt eine andere bedeutende Bernsteingrube am Weiberberge, der unerschöpflichen Quelle weißen feinen Sandes, welcher sich über die Rauschener Haide ergießt.

Eine vierte Bernsteingrube finden wir bei Großkuren. Und wenn wir bewundernd die herrliche, wie mit einem Baumpanzer geschützte Höhe von Georgenswalde betrachten, so erschreckt uns die Nachricht, daß auch hier der Spaten den ersten vernichtenden Stich thun soll.

III.

Wer von unserm samländischen Nordstrande den bedeutendsten Eindruck empfangen, sofort in das Allerheiligste eintreten will, der gehe unbedingt nach Warnicken, der Stubbenkammer dieser schönen Küste. Es giebt aber noch andere Spizen und Punkte, die nicht so herrlich prangen im Schmucke tiefdunkeler Wälder, keine solche jähe Steilhöhe aufzuweisen haben, keine so mannigfaltigen, geheimnißvollen Schluchten. Eine der schönsten Spizen dieser Art ist die Wanger, mit ihrem anmuthigen Blicke über die Bucht von Neukuren bis zu der tiefblauen Plantage bei Kranz und dem Sarkauer Walde. Selbst einzelne Dünenberge — vielleicht gar der sogenannte „schwarze Berg“ bei Kossitten — tauchen wie leichte Wölkchen am Horizonte auf, vereinzelt, unterbrochen von den sie trennenden Niederungen. Aber weit wunderbarer ist das Uferpanorama, welches sich uns von der nur mit einzelnen zerzausten Erlenbüschen bepflanzten Lapöner Spitze nach Westen hin entfaltet. Ein Freund verglich die Bucht mit dem Meerbusen

von Neapel. Und in der That, köstlicher ist der Blick über das parthenopäische Paradies gewiß nicht, als in diesem Augenblicke sich vor mir das Meer hindehnt, in jener tiefen Bläue, welche Homer als „purpurn“ bezeichnet, mit dem mannigfaltigen Strandkranze, der sich im fein geschwungenen Bogen hinzieht bis zur Spitze von Brüsterort. Erst tritt die zermühlte Saßfauer Spitze dem Auge entgegen und das halbentblößte Kaufschener Ufer. Hinter der Gausuppschlucht* aber steigt der Wald von der Steilhöhe tief hinab bis zu dem sandigen Vorstrande. Hinter Warnicken tritt das Ufer zurück, um mit dem malerischen Kleinkuren wieder aufzutauchen und zur Höhe des Wachbudenberges aufzusteigen, dessen sandige Abhänge in der weiten Entfernung violett scheinen, wie die Höhen des Monte Angelo über Castellamare. Weiter sinkt das Ufer ein wenig hinab, aber die Spitze von Brüsterort ragt noch steil auf, und der Leuchthurm auf ihr schließt den Bogen würdig ab.

Es liegt ein graziöser Rhythmus in diesem Auf und Nieder; das Auge folgt ihm immer von Neuem und wird nicht satt bei so viel Schönheit. Hätte die gütige Natur nur ein paar Inseln in die See gezaubert, oder wäre uns der Anblick von Schiffen häufiger vergönnt, ich würde dieses Panorama weit über das der Prorer Wiek auf Rügen stellen.

Umgekehrt, nämlich vom Wachbudenberge oder von Brüsterort aus gesehen, verliert das Panorama allen Reiz. Die Küste hat nichts von jenem bezaubernden Rhythmus, sie ist wie eine Verszeile, die wir rückwärts lesen.

Vielleicht folgen Sie nach dieser Umschau mir auch gern zu ein paar Schluchten, dieser Hauptschönheit unserer samländischen Nordküste.

Das ganze Samland zwischen Brüsterort und Kranz, Fisch-

* Lettisch-kurisch: gows, Ruß, und uppe, Fluß.

hausen und Königsberg bildet ein wellenförmiges Plateau, welches sich von Norden nach Süden allmählich abdacht. Daher kommt es, daß die Flüsschen, welche ins Haff münden, zum Theil ihre Quellen in der Nähe der Nordküste haben. Die letztere andererseits fällt überall steil zum Meere ab, und so ist es natürlich, daß die Bäche und Quellen, welche sich einen Weg dahin bahnen, das Ufer in thal- und schluchtenförmigen Vertiefungen durchschneiden. Ein Thal muß man wohl die Vertiefung bei Neukuren nennen, darin der Borstenstein steht, ferner das Rauschen=Sassauer Mühlenenthal; alle übrigen Einschnitte verdienen aber wohl mit Recht die bloße Bezeichnung von Schluchten. Die einen von ihnen sind ein Produkt der Tagwasser, welche anfangs in einem kleinen Rinnsal, wasserfallartig, über die Uferhöhe geflossen sind; die andern eine Folge unterirdischer Quellen, welche die Schichten, darüber sie flossen, erweicht, fortgespült und so Erdrutsche erzeugt haben. Solche Schluchten bilden sich in größerem und kleinerem Maßstabe noch täglich vor unsern Augen. So ist neben der Detroitsschlucht in den letzten Jahrzehnten eine zweite, mit jener parallel gehende Schlucht entstanden, lediglich in Folge der Tagwasser, welche von den höher liegenden Aedern des Gutes Georgenswalde strömen; eine Schlucht, deren Jugend schon daran zu erkennen, daß sie vollkommen kahl, mit wüsten, steilen Abhängen das fruchtbare Wiesen- und Waldland durchschneidet. Die Wolfstaule andererseits, jener wunderbare Kessel, nur auf der westlichen Seite bewaldet, ist ein Produkt unterirdischer Quellen, welche vor nur wenigen Jahrzehnten die Bildung der Schlucht verursacht haben.

Gehen wir längs der Küste von Georgenswalde, so erblicken wir überall in halber Uferhöhe Quellen, welche über die Lehmschicht herniederströmen und sich mühsam einen Weg durch den Sand des Vorstrandes in die See bahnen. In der Sonne glänzt eine solche Quellhöhe wie mit einem Silberfchleier überzogen. Alle

diese Quellen sind Regenwasser, welches durch die obern Schichten des Grases und gestreiften Sandes bis zu derjenigen Lehmschicht durchgesickert ist, welche den darunter liegenden Grünsand bedeckt, diese Lehmschicht jedoch nicht durchdringen kann, und daher seewärts zu Tage tritt. Wo die Schichten nach der See geneigt sind, entstehen in solchen Fällen leicht Erdrutsche. Ist das Seeufer mit Bäumen bedeckt, so treiben sie ihre Wurzeln tief in den Erdboden, verbinden die einzelnen Schichten wie mit Pfählen und machen die Erdrutsche unmöglich. Räumt die Art aber die Bäume, der Spaten die Wurzeln fort, schwemmt der Regen die Erde in die See, reißt der Frost durch Gefrieren der Quellwasser die Schichten auf, so beginnt das Werk der Zerstörung unaufhaltbar. Dann fließt ein fortwährender Schlammstrom zur See hinab, nach Art einer Mähre; der Schlamm bedeckt den Sand des Vorstrandes fächer- oder deltaartig und wird später von der hochgehenden See fortgespült. In solchen Schlamm deltas sprießen gerne Pflanzen auf, denen der Sand des Strandes zu dürr ist, namentlich Glymus, wie an dem Ufer zwischen der Gausuppschlucht und der Rauschener Badestelle. So viel aber vom Ufer in die See geschwemmt wird, gerade so viel fehlt der Lücke in der Strandhöhe. Krebsartig frißt die Zerstörung weiter und weiter. In einigen Jahren ist es schon ein Circus, der mehrere hundert Fuß im Durchmesser hat, wie der Kessel an der großen Stubbenkammer auf Rügen. Bald dringt die Verwüstung weiter ins Land; Bächlein rauschen beim Regen in eine solche Vertiefung hinab, bilden die Furche immer tiefer und tiefer; nach Jahrzehnten ist es kein Kessel, keine „Kaule“ mehr, sondern eine Schlucht, die sich weit ins Land zieht; die Straße muß einen großen Bogen machen, um die Vertiefung zu umgehen. Die Seeschmalchenrinne und die Bernsteingräberei am Weiberberge, der Kadollingspring und die Gruben an der Wanger Spitze werden vielleicht zu tiefen, weit eindringenden Schluchten anwachsen, gerade wie die Wolfskaule einst bis an das „Waldhäuschen“ reichen kann.

Auffallend ähnlich unsern Schluchten sind, nach Kohls Beschreibung, die gleichen Bildungen, welche das pontische Plateau bei Odessa furchen; nur daß es dort keine Bäume giebt, und die Schluchten daher eine viel bedeutendere Ausdehnung erhalten. Wir sind so glücklich, Bäume zu besitzen; um so mehr sollten wir sie schonen und nicht ruchlos verwüsten; und noch weniger sollten wir mit dem Spaten den zerstörenden Elementen zu Hülfe kommen!

In malerischer Hinsicht gehören unsere Schluchten zu dem Schönsten, was man sehen kann. Wer von Neukuren kommt, pflegt hinter Rauschen von dem Hauptwege abzubiegen und den Fußweg einzuschlagen, der zur Gaujupfchlucht führt. Wir überschauen sie hier ihrer ganzen Länge nach, links die prächtige Waldhöhe, rechts den mehr kahlen Abhang, doch hie und da mit Buschwerk geschmückt, vor uns, in der Form eines Dreiecks, die See. Während wir in den Alpen im Hintergrunde eines Thales meist eine Bergpyramide erblicken, strahlt uns bei unsern Schluchten stets die umgekehrte Pyramide des Meeres entgegen, oft wellenschäumend, zuweilen mattgrau, am häufigsten in tiefer saphirner Bläue. Ruht ein dichter Nebel auf der See, der uns gleichzeitig Himmel und Wasser verdeckt, so schauen wir durch das Perspektiv einer solchen Schlucht, wie von einem hohen Berge, gleichsam in das Bodenlose, das Nichts. Auch um die Bäume, die kahlen Spitzen und Abhänge wallt oft der Nebel phantastisch, und erinnert an die Märchengestalten unserer Jugend.

Die Wolfschlucht, welche mit der Fuchschlucht das Warnter Parkplateau einschließt, hat in neuerer Zeit von ihrem Rufe verloren; ihr geht es wie ihrer gleichnamigen Schwester im „Freischütz“, die auch Keinem mehr Furcht und Grausen einjagen will. Thatsache ist, daß sie nach der Wolfschlucht im Freischütz benannt ist, gerade so wie die dritte dieses Namens in der „romantischen Felsengegend“ des Mühlengrundes in Königsberg. Die

Wege in dieser Schlucht verfallen, die Brücken vermorichen; mancher Baum ist über den Bach gesunken, der im Sommer eine *fiumara secca* bildet, das heißt ein mit Steinen angefülltes, wasserloses Rinnsal.

Die Fuchsschlucht in Wernicken zeigt uns, wie eigentlich der ganze Strand aussehen müßte, und wie er aussehen könnte, wenn er mit der erforderlichen Sorgfalt behandelt würde. Sie ist ganz und gar mit Bäumen bewachsen, so dicht, daß kaum ein Sonnenstrahl den Weg findet zu dem mit vermodernden Blättern bedeckten Waldboden. Auch bleibt sie von allem weidenden Vieh verschont, und nur der Badende steigt mühsam den steilen Pfad hinauf zu dem prachtvollen Park, dessen Bäume in ihrer hundertjährigen Majestät ganz anders auf den sinnigen Beschauer wirken, als die angeblich grausenregenden Abhänge der Wolfschlucht.

Einen ganz eigenthümlichen Charakter hat die, den meisten Fremden unbekannte Schlucht von Großkuren, die größte und unbedingt auch die erhabenste aller unserer Schluchten. Hier vereinigt sich Kühnheit der Formen, Höhe und Steilheit zu einem so mannigfaltigen Bilde, daß man sich eher in einen Alpentobel versetzt glaubt, als an die Ostsee. Die eigenthümliche, Krant genannte, gelbbraune Sandformation mit ihren felsartigen Geschieben, Zacken und Zinken, den durch Eisenorydhydrat gebildeten Röhren, welche die über einander gelagerten Schichten meist senkrecht durchziehen, bildet den Grundstock, die Basis der gewaltigen Höhen, welche kahl, nur mit Kamillen und Seedorf bewachsen, oft fast senkrecht aufsteigen, und in der Höhe vom Wetter zerfressen, gezahnt und zugespitzt, mehr Alpenzinnen gleichen als Diluvialbildungen. Namentlich am sogenannten Zipselberge, der mit seiner konischen Gestalt an den Vesuv erinnert, und früher von mir auch so benannt wurde, jäh aufsteigend, fast unerklümmbar, bietet sich uns ein Ensemble dar, das vollkommen unerhört scheint. Fällt ein bedeutender Regen, so stürzen über die Krantabhänge

förmliche Wasser-Schlammfälle, um demnächst ihre gelbgraue Spur auf dem braunen Felsen zurückzulassen, sobald der Schlamm sich verlaufen hat. Verfolgt man die Hauptschlucht nach Osten längs des Morgengrabens, so kommt man zu einer Stelle, wo man sich vollkommen eingeschlossen wähnt, wie in einem seeartigen Becken. Hier ist es immer still wie auf dem Meeresgrunde; die Häuser des Dorfes blicken aber freundlich hernieder und die frei umherlaufenden Schweine zermühlen die steilen, mit Gestrüpp bedeckten Abhänge.

Die Schlucht von Kleinkuren zeichnete sich einst an ihrem Ende durch Schönheit aus. Noch jetzt steigen die Häuser terrassenartig über einander auf, wie in einem Gebirgsdorfe. Unten dicht am Mühlensflusse, der von Finken kommt, steht ein Häuschen mit einem Gärtchen dahinter und einem Weidenbaum davor, so friedlich und poetisch, daß ich einen Jeden für einen Barbaren halten werde, der diese Poesie nicht fühlt. Aber die See zehrt rastlos an diesen Ufern und wird in Kurzem auch das Häuschen verschlungen haben; und noch rastloser verwüsten die Menschen, welche nach Bernstein graben und des Einsturzes ihrer eigenen Häuser nicht achten, das Ufer; so quält sie die auri sacra fames.

Werfen wir denn zum Schlusse noch einen Blick in die Detroitschlucht, die neuestentdeckte, zwischen dem „Waldbhäuschen“ und dem Gute Georgenswalde belegene. Ich habe sie mir zum Schlusse aufgespart, wie es die Kinder mit lederen Gerichten machen. Ich habe sie nun wiederholt durchwandert, von oben nach unten und umgekehrt. Ich habe sie zu allen Tageszeiten gesehen, und habe an allen Stellen geweilt, wo sich nur weilen läßt. Schon ist mir jeder Baum dort bekannt und lieb geworden. Der kühne Vorsprung, die trotzig Stirn am Ausgange zur Linken hat etwas so unendlich Malerisches; der Strand unten lockt so verführerisch; die Wellen rauschen nirgends schöner. Sie sehen,

ich habe mich in die herrliche Bildung verliebt; und wenn ich mit dem Auge des Liebenden gesehen, so spreche ich dafür auch mit dem Herzen eines solchen. Aber wie könnte ich Ihnen eine jede Windung beschreiben, die Neues und immer Schöneres entfaltet, wie die steilen Abhänge, in deren Sand die Menschen so kindisch ihre Namen geschrieben haben, wie dieses reizvolle Durch- und Nacheinander von Linden, Buchen, Eichen, Ebereschen und anderen Bäumen! Hier und da hängt das Wurzelgeflecht über einen sandigen Abhang wie das Gewebe einer Spinne oder die Haare der Medusa. Jetzt wandelt man im tiefsten Dunkel und da flammt ein Lindenzweig vor uns auf, grüngolden; denn die dichten Kronen der Bäume ließen eine kleine Oeffnung in der Höhe, und sogleich stürzt das Sonnenlicht in diese Nacht und überschüttet den Zweig mit glühendem Golde. Hier liegt ein Steinblock im ausgetrockneten Bache, ganz in Moos gehüllt; dort ist ein Baum von der Höhe in die Tiefe gerutscht mit einer ganzen Erdscholle und grünt unten lustig weiter. Am Ende des köstlichen Domes aber, wenn wir hinaus an den Strand treten, steht eine Badebude, in der Form eines Tempelchens, wenn auch nur von Stroh, und wir entkleiden uns rasch und tauchen das ermüdete Haupt in die bewegten Fluthen.

Aber woher der eigenthümliche, französische Name dieser Schlucht? Vor etwa dreißig Jahren weilte ein Prediger jeden Sommer in dem einsamen Waldbhäuschen, das ich nun schon so oft genannt habe, theils um zu baden, theils um die Waldluft zu trinken. Auf seinen Wanderungen entdeckte er die einsame, weltverlassene Schlucht. Seine Freunde halfen ihm einen Weg durch dieselbe bahnen, der Besitzer von Georgenswalde gab bereitwillig Arbeiter. So wurde nach dem Entdecker die Schlucht benannt. Es kam das Jahr 1848; es kamen die Jahre langer trauriger Reaktion. Eines Tages hieß es, Detroit habe zu freie religiöse Anschauungen; er verführe die Jugend. Die Verleum-

ding verfolgte ihn, der Haß und auch wohl der Neid der Dunkelmänner. Ich weiß nicht, ward er geradehin entsetzt, oder gab er sein Amt auf, — er schied von Königsberg. Aber nicht überall herrscht ein gleicher Fanatismus. Eine Gemeinde in Livorno berief ihn als ihren Seelsorger; und dort fand ihn ein Freund vor einigen Jahren, kräftig und muthig wie in den schönen Tagen, da er hier am Strande wohnte. Der Montenero ist jetzt sein Waldhäuschen.

Aber sein Name wird fortleben mit der schönsten aller samländischen Ostseeschluchten, wenn der letzte jener Dunkelmänner längst schon klanglos zum Orkus hinabgestiegen ist.

IV.

Gestern hatten wir den ganzen Tag über einen heftigen Sturm aus Nordwesten; die Wellen stürzten an das Ufer wie rasende Mänaden und schleuderten uns Badende in den Sand, daß es eine Freude war. Wenn ich nicht irre, drückt unser plattdeutscher Dichter Reusch diese freundlichen Manipulationen der Ostsee mit den Worten aus: „Muultachtelt rechts, störnöckfelt links“, — und fügt hinzu: „Dat ös denn doch een ander Dings!“

Ja wohl ist es ein ander Ding, als in den Badeanstalten des Pregels oder gar des Oberteichs eine Sonnabendreinigung vorzunehmen; anders auch, als unter der Douche des Herrn Feldheim! Wie man mit größter Spannung den kommenden Wogen entgegenfieht! — Nein, das war nichts, — auch diese nicht, — sie zersplitterte, zerschäumte auf dem Kiesgrunde und umrauscht uns nur noch wie Champagnerschäum, prickelnd, schmeichelnd, aber entzückend. Nun hebt sich's hinten auf dem ersten Riff; es bäumt sich wie die Mähne eines Kenners, der den ersten Satz macht, um unaufgehalten sich der Lenkung des Reiters zu entziehen. Die Mähne senkt sich, der Schaum vergeht; aber es naht, es

nacht wie ein wandelnder Berg, der uns begraben will, brausend, in der Tiefe grollend; und nun wölbt es sich über unserm Haupte wie eine riesige Hohlkehle; und dann stürzt es auf uns nieder, nicht wie ein Regen, nicht wie ein Eimerguß: es ist die Woge selber, die gewaltige, Schiffe verschüttende, daß wir unwillkürlich das Haupt abwenden, oder wohl gar fliehen, wie Achilleus vor dem zürnenden Flußgott. Doch wir fliehen nicht. Da muß aber unser Rücken unsere Betwegenheit büßen. Es ist ein Schlag wie mit einer Keule. Und sowie er vorüber ist, reißt die zurückströmende Woge den Sand unter unsern Füßen fort, daß wir hin und her taumeln und der zweiten Welle nicht achten, die schon wieder auf uns losstürmt und uns in den Sand schleudert, bald häupt-. bald rücklings. — Wie da der Genosse, der sich nicht zu halten vermochte, verlacht wird! Hier ein Jubel-, dort ein Ruf des Schreckens. Wirr klingen die Stimmen durcheinander.

Als ich wieder auf der Uferhöhe stand und den Aufruhr des Meeres erblickte, und die Wogen, die sich über dem Steinriffe von Brüsterort weit aufthürmten, beschloß ich sofort dieses Vorgebirge zu besuchen. Wer leicht Gepäck hat, oder eigentlich gar kein Gepäck, wandert leicht. Ich lebe auf der Wanderung nach dem isländischen Sprüchwort: *Lítid er kad, sem gangandi manninn dregr ekki.**

Die Schluchten blieben dieses Mal ungesehen; nur auf Gebauerzhöh weilte ich einen Augenblick und schaute in den Aufruhr da unten. Der Park sah im Sturme geradehin häßlich aus; er verlangt Ruhe, Frieden, köstliche Morgen- oder Abendbeleuchtung, keinen Sturm, wenn die alten Stämme ächzen und die Blätter in die Tiefe taumeln. Ein Sturm im Warnücker Parke ist wie ein zorniges, schreiendes Weib, eine rasende Aphrodite. Aber auch auf der westlichen Spitze, da, wo es in die Wolfschlucht

* Wenig giebt's, was einen Wanderer nicht beschwert.

geht, weilte ich und gedachte des dahingegangenen Humboldt, der hier im September 1840 mit dem geistvollen Friedrich Wilhelm gefessen, und, anknüpfend an die Seedornbüsche des Ufers und die Koniferen des untergegangenen Bernsteinwaldes, hinübergeschweift war zu den Koniferen der Habana und dem Copal des Magdalenenstromes. Ein Freund von mir hat dieser Scene beigewohnt, und besigt als Andenken an die Stunde ein Exemplar vom Rossmos mit ein paar freundlichen Zeilen des Verfassers.

Hinter Warnicken gab es mit dem Sturme einen tüchtigen Kampf, denn hier legt sich kein schützender Wald mehr zwischen ihn und den Wanderer. Zur Unterhaltung erzählte mir ein Arbeiter, wie in den Jahren 1848 oder 1849, als die Jagd frei war, die Großkurener einen Hirsch, der sich aus der Forst auf ihre Acker begeben, um zu weiden, verfolgt, vom Walde abgesehen und an den Seestrand gejagt hätten. Von allen Seiten umstellt, sei das Thier weit in die See geschwommen, jedoch auch hier auf Booten verfolgt und endlich erlegt. — Jetzt dürfen die Großkurener keinen Hirsch mehr schießen oder jagen, auch wenn er auf ihren Ackern weidet, höchstens verjagen oder (wie das Gesetz gestattet) ihre Besizung mit einem Wildzaune schützen. Der Förster in Hirschau macht es noch anders. Er zieht vor sein Feld, das bei Warnicken dicht am Walde liegt, einen Bindfaden, und knüpft hie und da eine Feder in denselben. Weht der Wind, so drehen sich die Federn fortwährend und verschrecken das Wild. Aber in windstillen Nächten sehen die Hirsche die Federn nicht, sie zerreißen den Faden und weiden höchst respektwidrig die Feldfrüchte ihres eigenen Herrn Försters ab. — Ist nicht die Welt aus ihren Fugen? —

In Großkuren ließ ich den Ager des Dorfes,

Drauf noch patriarchalisch die kapitolinischen Ketter

Schnattern und borstiges Vieh umwühlt das magere Erdreich —

links liegen, und stürzte mich (erschrecken Sie nicht!) auf jähem

Pfade in die tiefe Schlucht, von hier aus immer den Weg längs dem Strande verfolgend bis Kleinturen. Auch hier blieb ich in der Tiefe und ging dann auf halber Höhe unter schattigem Dache von Birken und Ellern weiter. Ein Junge weidete zugleich Kühe, Pferde, Schafe und Gänse. Meine hochdeutschen Fragen blieben unbeantwortet, dafür erhielt ich auf die plattdeutsche, ob die Kühe, Schafe und Gänse Seewasser saufen, das befriedigende: Jo! Von den Pferden wußte ich schon, daß sie Seewasser leidenschaftlich lieben. „Es ist ihr Hafer“ — hatte mir einst ein Fischer gesagt.

Brüsterort, die meerrumrauschte Spitze, umging ich unten am Strande, immer gedeckt von den vorragenden Höhen. Erst als ich um die letzte Ecke bog, wehte der Sturm mir entgegen, so daß ich mir jeden Schritt mühsam erkämpfen mußte. Ahtzehn Fischerboote hatten hier Schutz gesucht vor dem Winde und lagen, — eines von dem treibenden Sande halb bedeckt — hinter einem Vorsprunge auf dem Vorstrande. Eigentlich waren es nicht Fischer-, sondern Bernsteinboote; denn die Leute fahren in ihnen hinter und auf das Riff, das ganz aus großen Steinen besteht, und „stechen“ dort den Bernstein, indem sie mit langen Stangen, an denen zwei krumme Zinken sich befinden, die Steine auf dem Meeresgrunde umkehren und den darunter liegenden Bernstein mit Drahtfischern schöpfen. Sie erzählten mir, daß sie früher immer nur bei ruhiger, klarer See hinausgefahren seien zum Stechen; jezt aber halte sie selbst trübes Wetter und bewegte See von der Arbeit nicht ab. Allerdings sei auch die Ausbeute dann eine sehr geringe.

An der Westseite der Spitze konnte ich nur dicht an der Uferhöhe wandeln, denn die Wellen leckten weit hinauf bis an die Lehmschichten und übergossen den schmalen Vorstrand. Die ganze Meeresfläche war ein schäumendes Etwas, in dem weder Wellen zu erkennen waren, noch Lichter und Schatten; der Sturm faßte

jede Spitze, die aus dem schäumenden Chaos sich aufthat, und jagte sie als Sprühregen vor sich her, als wäre es fliegender Sand oder wirbelnder Schnee. Das gab denn ein fortwährendes Dampfen über der Brandung, ein Rauchen, und ich begriff, was das norwegische Havrok (Meerrauch) sei. Und doch hob es sich von Zeit zu Zeit an dieser Stelle und an jener, und dann stürzte die ganze Masse über und zusammen, daß es weithin krachte, wie ein Kartätschenschuß mitten im dauernden Kanonendonner. Das waren keine Wellen mehr, wie wir sagen, oder Wogen, sondern „Wachten“, wie sie die Schiffer hier nennen; wuchtende Wassermassen, die nicht in den regelmäßigen Linien der „Rollinge“ an das Strandufer schäumen.

Und sonderbar, trotz dieses ungeheuren Aufruhrs der See war es an dem Ufer fast windstill; denn der Sturm stieß zwar gegen den hohen Uferwall, indem er aber von demselben zurückprallte und Druck und Gegendruck sich gegenseitig aufhoben, entstand eine fast vollkommene Windstille.

Oben dagegen hauste er wie ein Unhold. Die Menschen hatten gerade ihr noch unreifes Korn eiligst gehauen, weil der Sturm ihnen die Halme knickte und die Aehren ausschlug. Wohl standen in dem Gärtchen, das dem ersten Wächter gehört, hübsche Obstbäume, Johannisbeersträucher und allerlei Blumen; aber die Früchte lagen zerstreut umher, die Blumen geknickt.

Der Leuchtturm, der vom Ufer ein paar hundert Fuß entfernt steht, ist im Jahre 1846 vom Architekten Veitmeyer erbaut und bildet einen achteitigen hohen Pfeiler mit Basis und Kapital. Auf dem Letztern steht die Laterne, zu welcher man auf einer Wendeltreppe gelangt. Denkt man sich den ganzen Beleuchtungsapparat als eine große Moderaturlampe, so befindet man sich gerade zwischen Glaskuppel und Flamme und kann um die Letztere rings herumgehen. Statt eines Dochtes stehen hier aber drei, und zwar in der Art über einander, daß der mittelfste der

höchste ist. Ein Uhrwerk pumpt, wie bei der Modérateurlampe, den Döchten das Del zu.

Hiermit wäre eigentlich die Lampe fertig. Es kommt aber darauf an, daß das Licht, welches sie ausströmt, so weit als möglich gesehen werde, und dieses geschieht durch höchst sauber geschliffene Gläser, welche aus der Fabrik von François in Paris herrühren. Man denke sich große, nach Außen, also konvex geschliffene Platten, welche die Lichtflammen rings umstehen, die Strahlen eigenthümlich konzentriren und dadurch der Ferne zuführen; ferner denke man sich jede dieser Platten oben und unten von je sechs horizontal laufenden Prismen eingefast, — so wird man eine Vorstellung bekommen, in welcher raffinirten Weise die Regeln der Optik hier zur Anwendung gekommen sind.

Ein Leuchthurm soll aber nicht bloß leuchten, er soll sich auch als solcher sofort erkennen lassen. Das wird er nicht, wenn sein Licht ein immerfort ruhiges, das heißt gleichmäßiges ist. Denke man sich daher weiter vor den beschriebenen Glasplattenkranz, in gleicher Entfernung von einander, noch drei andere Platten gestellt, welche oben und unten in einem Metallringe befestigt sind, und gerade umgekehrt als jene ersteren Platten stehen, nämlich so, daß die Prismen die konvexe Platte in vertikaler Richtung einschließen; endlich denke man sich diese drei Platten durch ein Uhrwerk um die Flamme bewegt, so daß nach Verlauf weniger Minuten eine derselben zwischen die Flamme und das Auge des Beschauers tritt: — so wird man begreifen, daß in solchem Momente jedes Mal ein anderes eigenthümliches Licht entstehen muß, und zwar — wie die Optik uns lehrt — ein weit stärkeres als vorher. Sieht der Schiffer ein solches Licht, so erkennt er es als das eines Leuchthurms; und da ihm die Einrichtung eines jeden aus seinen Büchern bekannt ist, so weiß er auch, welches Licht er vor sich hat.

Man nennt solche Beleuchtungsapparate Dreh- oder Blink-

feuer. Memel und Pillau haben „feste“ Feuer; dagegen ist das Licht des Leuchtturmes auf Hela ein wechselndes.

Einst standen hier nur ein paar kümmerliche sogenannte Baken, welche eine Laterne trugen und dem Schiffer nicht weiter leuchteten, als bis zu der Stelle, wo er auf das Riff lief. Welch ein Unterschied gegen dieses Leuchtfeuer, das seine ruhigen und dann wieder aufleuchtenden Strahlen sieben Meilen weit über die Fluthen schießt, um den Schiffer bald zu warnen, bald zurechtzuweisen, immer um ihm ein leuchtender Stern zu sein auf der öden Straße. Wie erhebend ist dieses Gefühl, selbst noch für den Wanderer, wenn er auf dieser Höhe steht! Die Bewohner freilich klagen über die bösen Winde, die grenzenlose Vereinsamung in der schlimmen Jahreszeit. Selbst das süße Wasser müssen sie aus einer Quelle schöpfen, die weit westlich aus halber Uferhöhe rinnt.

Der Sturm umheulte die Glaskuppel wie ein Raubthier und schlug an sie, daß sie dumpf klang, gleich einer Glocke. Auch der Thurm selber zitterte leise. Ich fragte deshalb den Führer, ob es zuweilen etwa gar zu einem Schwanken komme, wie bei dem Pillauer und andern hohen, schlank gebauten Thürmen. Das verneinte er zwar, doch theilte er mir mit, daß bei heftigem Sturme der Thurm so stark vibrire, daß Wasser in einer Schale allerlei sich durchkreuzende Wellen schlage, wie wenn die Schale von verschiedenen Seiten zugleich angestoßen würde.

Ich stand auf der Brüsterortler Spitze genau an dem Tage, da ich ein Jahr zuvor in Arkona gewesen, — das Sie ja auch gesehen haben; — und wie der Mensch denn so gern vergleicht, fiel mir die Dürftigkeit dieser einsamen Spitze aufs Herz, die keinen Thurmwärter Schilling hat, keinen Burgwall der alten Bewohner, keinen Sarg, der die Geschiebe der alten Heidenburg beschrieb. Vielleicht, daß auch hier einst ein Burgwall gewesen, der nun ins Meer versunken. Aber gleich Vineta würde er für

uns wieder auferstehen, wenn wir Kunde von ihm hätten und von den Menschen, die einst dort wandelten, kämpften, lebten und duldeten wie wir. Jetzt ist es nichts als eine öde Spitze, ein Riff, daran die Schiffe stranden, und wir stehen auf ihr theilnahmslos und lauschend träumend den elementaren Stimmen der Okeaniden.

V.

Ihr freundlicher Hinweis auf das Strafgesetzbuch hat mich nun doch veranlaßt, dem süßen Bagabondiren zu entsagen und mich häuslich in dem schönen Neukuren niederzulassen. Wenn ich noch schwankte, so gab den letzten Ausschlag ein Gendarm, dem ich neulich begegnete und nicht in die Augen zu sehen wagte, so schlug mir das Herz. „Zog ich doch geschäfts- und arbeitslos umher!“ Und wenn ich hätte den Nachweis führen sollen, „daß ich eine Gelegenheit zum Erwerbe meines Unterhaltes auffuche,“ so wäre mir dieses schwer, wenn nicht unmöglich geworden. „Die Mittel zu meinem Unterhalte“ besaß ich zwar vorläufig, aber auch für die Zukunft? — Wie gesagt, mein böses Gewissen, das ein jeder rechtschaffene Preuße seinem Gendarm gegenüber besitzt, regte sich in mir: — Lebe wohl, du schöne Zeit des Umherschweifens, traute Waldeinsamkeit, himmlische Freiheit des Vogels — ich gehe nach Neukuren! — —

Aber ich fürchte, ich halte es nicht lange aus in diesem sonderbaren Getriebe, das die Menschen Badeleben nennen. Das Gilen und Treiben in der Stadt hat doch einen Sinn, denn die Menschen wollen erwerben, arbeiten, für sich oder Andere; es ist zwar ein nervenerschütternder Lärm, aber er dient doch einem notwendigen Zweck und das Resultat ist ein greifbares. Was hasten und jagen aber die Menschen an einem solchen Badeorte? Wem laufen sie nach? Was wollen sie? — Dieses Etwas, das

sie vom Morgen bis zum Abend beschäftigt, das sich noch in ihre Träume mischt, das sie unglücklich macht, wenn es ihnen fehlt, das der Mittelpunkt ihres ganzen Seins ist, ist — das Vergnügen. Wohl giebt es auch in der Stadt Menschen, die einzig und allein darauf sinnen, wie sie sich unterhalten, wie die flüchtige Stunde betrügen sollen: aber es sind doch immer nur Einzelne; sie verschwinden in der überwiegenden Zahl der Arbeitenden. Denkt man sich aber eine große Zahl von Menschen an einem Orte, dahin sie von allen vier Enden der Welt zusammengekommen, bloß um dem Abgotte zu huldigen, der Vergnügen heißt, so ist der Eindruck doch mindestens ein zweifelhafter. „Was ist heute los?“ — so fragt ein Jeder (besser wohl eine Jede) beim frühen Kaffee. „Wird eine Fahrt unternommen nach Warnicken oder Wilhelmshorst? Oder giebt es ein Vogelschießen auf der Wiese zum violetten Regenschirm? — Wird vielleicht am Borstenstein getanzt oder nur, wie immer, unter dem Birnbaume? — Veranstaltet das Comité eine italienische Nacht unten am Strande, mit Musik, Lampions und bengalischen Flammen, mit Glühwein und Grog? Oder giebt ein durchreisender Künstler ein Konzert?“ — Lautet die Antwort auf alle diese Fragen etwa: Nein! — so ist es wie die Aufhebung der Existenz; der Tag ist zum mindesten ein verlorener; er wird aus dem Badekalender gestrichen. — Das Vergnügen ist gleichsam die fixe Idee, die sich der meisten unserer Badegenossen bemächtigt hat; sie opfern ihm Alles: Zeit, Geld, Gesundheit! Ja sie opfern ihm das Vergnügen selber, ich meine das innere, wahre Vergnügen, wenn sie nur dem offiziellen, dem vom Vergnügungscomité vorgeschriebenen, nachjagen können.

Natürlich giebt es eine Reihe von Familien, welche sich nur an dem Rande dieses lärmend dahinrauschenden Stromes bewegen, entweder theilnahmslos oder — lächelnd; obwohl es wahr ist, daß man ganz einsam nur an einem viel größern Badeorte, etwa

Kranz, sein kann: aber die Mehrzahl schwimmt voll Entzücken mit dem Strome, diesem so erwünschten Gelegenheitsmacher. In-
dessen wie verläuft er? — Ziellos und im Sande. Die stolz
bewimpelten Rähne stranden, wie die Schiffchen, welche die Kinder
unten am Strande auf dem Teiche segeln lassen, den der in die
See mündende Bach gebildet hat. — „Es war wieder nichts!“ sagt
die Mutter bei der Rückkehr in die Stadt; die Tochter schweigt
und der Vater seufzt. „Wir werden eine Tanzgesellschaft geben
müssen,“ meint die Mutter.

Aber ich habe mich als Vagabunde doch auch herzlich gefreut,
wie viel Unbefangenheit in dem reizenden Neukuren herrscht, welch'
ein Frohsinn! Wären wir Norddeutsche nur nicht so gar spröde,
so militärisch geschult und gendarmenbewußtseinsvoll, es ließe sich
aus den vorhandenen Elementen schon etwas machen. Nur mehr
improvisirt, mehr von den Eingebungen des Augenblicks erwartet,
als vorher berechnet und kalkulirt! Das ist es, was die süd-
deutschen Volksfeste so unwiderstehlich macht, die Münchener Ok-
tobertage, die Künstlerfeste in der römischen Campagna und die
Karnevalstage in Köln. Man schreibe nur nicht vor, bereite
nichts vor; aber ein Jeder gebe sich der Lust hin — und es
wird sich schon machen. Ueberall wo man einen solchen Versuch
wagt, verläuft er zum Entzücken Aller. Es wird zum Beispiel
ein Kopf vorgeführt mit bunter Schabracke, um von einem Reiter
bestiegen zu werden, der in der menschenbewegten Vorhalle des
großen Gasthauses noch seine „Toilette“ erhält. Erst wird ein
rothes Tuch über seinen Kopf gelegt, daß die Zipfel weit hin-
unterfallen und darauf eine Bademütze einer Dame gestülpt,
welche mit ihrer gelben Farbe und rothen Einfassung einer be-
retta gleicht. Ein langer weiter Bademantel von weißer Wolle
wird ihm umgehängt, der gleich einer Toga von seinen Schultern
wallt und den Rücken des Pferdes bedeckt. Nun soll er hinauf.
Doch es scheint dem Toilettenkünstler wünschenswerth, erst noch

das rothe Tuch unter dem Kinn zusammenzustecken. „Bitte, Ihre Nadel!“ — Der Angeredete, ein Wildfremder, giebt seine kostbare Nadel her, und läßt so lange seine Kravatte offen. Das Tuch wird zugesteckt; der Reiter steigt zu Pferde. Das jugendliche Gesicht desselben blickt gar anmuthig auf die Menschenmenge, die ihn umdrängt. Nun erhält der Reiter eine Proklamation in die Hand, — ein Trompetentusch, — sie wird verlesen. Dann wird das Roß weiter geführt, von zweien würdigen Knappen, und an jeder Ecke wiederholt sich die allerliebste Scene.

So reizvoll ist alles Improvisirte! An das Vorbereitete treten wir mit gespannten Erwartungen und werden enttäuscht; aber wir danken dem Augenblick, was auch immer er uns mit freundlichen Händen in den Schooß wirft.

Nachmittags wandern die Neukurener gerne nach Tykrenen, der freundlichen Heimath jener köstlichen Speise, die wir Schmand und Glumse benennen. Schmand kommt bekanntlich von dem polnischen smientana (daher anderswo auch „Schmetten“); was aber Glumse bedeutet, wissen die Götter. Doch Bedeutung hin, Bedeutung her: — das herrliche Gericht bedarf keiner Erklärung; es geht über die heißen Lippen, wie ein sorbetto kühlend, oder schmeichelnd wie die dänische rothe Grütze; das dazu gereichte Schwarzbrod bildet aber das kräftige Element neben dem zarten, Schiller würde sagen: die Würde neben der Anmuth. Und ich nenne Schiller hier nicht ohne Grund: hat er doch in seinem ersten Gedichte den Ort besungen, der ihm nach ermüdender Wandererschaft saure Milch darbot; und sicher war es nicht sie, sondern echter Schmand mit Glumse, was den Dichter zu der Apostrophe begeisterte.

Auf dem Wege nach Tykrenen gehen wir nahe am Borstenstein vorüber: den beiden dicht an einander stehenden Blöcken, die wahrscheinlich einst zu einander gehörten, obwohl das nicht unzweifelhaft ist. Steht man mitten zwischen ihnen, denn die

mannsbreite Spalte reicht bis auf den Grund, so befindet man sich in einer Maus- oder Fliegenfalle, und besonders anmuthig ist der Gedanke nicht: die Falle könnte zuklappen. Gibt es von diesem Steine nicht eine Sage? Klappt er nicht in einer gewissen Nacht wirklich zusammen und erschließt uns bedeutende Schätze? Schicken Sie mir doch nächstens „die Sagen des Samlandes von Neusch“, ich kenne sie noch nicht.

Kehren wir von Dyrenen nach Neukuren zurück, oder folgen wir vielleicht den Kaufmännern Freunden, die auch keine Schmand- und Blumsverächter sind? — Wir lassen beide Pfade liegen und gehen lieber nach St. Lorenz, dessen hohe Lindenbäume uns schon aus der Ferne locken. Sie dienen den Fischern daher auch überall als Marke, den kompaslosen Seefahrern, welche sich so weit auf die See wagen, daß sie nur noch die Spitzen der Lorenzer Linden sehen. Die Kirche ist dafür thurmlos. Als ich einen Mann nach dem Grunde dieser Erscheinung fragte, meinte er, der Thurm könne die Seefahrer verwirren und darum werde er nicht gebaut! Nach so wunderlichen Gründen suchen die Menschen! — Das kahle Dach, welches die einst höhern Verzierungen und Gliederungen des Ostgiebels bedeckt, sieht nüchtern genug aus: auch hat die Kirche das Auffallende, daß sie nicht genau gegen Osten, sondern gegen Ostsüdost gerichtet steht; die Gräber liegen daher auch nicht mit der Kirche parallel. Auf den Kreuzen lesen wir verschiedene sonderbare Namen, z. B. Gaudio aus Schlafalken, ein Beweis, daß die alten Preußen auch hier nicht „ausgerottet“ worden, und nicht ohne Rührung den Namen des Oberlehrers Ernst Brandt aus Insterburg, der in Neukuren verstarb. Der Zaun des Kirchhofs besteht aus lauter Stücken und Platten, wahrscheinlich weil jede Kommune die Verpflichtung zur Errichtung eines gewissen Theiles hat. Das führt aber zu sonderbaren Erscheinungen. Ein Stück des Zaunes ist genau nur fünf Fuß lang und ein anderes gar nur vier.

Die Straße nach Krahm, die wir weiter einschlagen, führt an Korticken vorbei und Pokirben. Der Name des letzteren Ortes, offenbar mit Pokarben identisch, bedeutet: am Morast. Schon bevor ich dort war, sah ich die Generalkstabskarte an, ob nicht vielleicht ein solcher Sumpf oder Morast in der Nähe sei; das ist denn in der That der Fall; ein weiter Torfbruch dehnt sich südlich aus, während der Ort Pokirben an der Höhe dicht daran belegen ist. Karb oder Karw heißt in den slavischen Sprachen Bruch, Morast. Daher: Garwiz noch jetzt die weite Wiesenfläche zwischen Putbus und Bergen, Karwen ein Dorf nordwestlich von Puzig, und das tautologische Karwenbruch daselbst. Der Name des Gutes Karben bei Heiligenbeil, das ganz tief liegt, bedeutet gleichfalls Bruch, daneben befand sich früher das auf dem anstoßenden Berge belegene Hochkarben. Professor Nesselmann leitet Pokarben von po — bei und Garb — Berg ab; ich glaube mit Unrecht; auch Pokarben bei Brandenburg, berühmt durch die Schlacht, die vor sechshundert Jahren dort geschlagen worden, heißt in alten Urkunden Pokirben und Pokirwiz, wenn ich mich nicht irre; denn ich habe den dritten Band von Voigts Geschichte Preußens, welcher in einer Anmerkung diese Notiz bringt, natürlich nicht zur Hand.

Wenn Sie sich über diese halbgelehrten Ausführungen wundern sollten, so erwiedere ich hierauf, daß jeder Mensch ein Stück Pedanterie in sich hat, der er früher oder später Genüge thun muß, und darum thue ich es lieber sogleich. Ich bemerke daher weiter noch, daß das nahe Tolklaufen soviel bedeutet, als Feld des Dolmetsch, denn Tolk hat die Bedeutung des lateinischen interpres. Aber ich werde mich allerdings hüten, in die Fußstapfen jenes Tollen zu treten, der das gleichfalls nahe belegene Negehen ganz wörtlich aus dem Deutschen erklärte, als das Gähnen der Nehe; dieses Gähnen des anmuthigen Wildes, meinte er weiter, sei aber eine Folge der einsamen Lage der Ortes.

Doch nun ist es Zeit, daß ich meinen philologischen Bemerkungen und der Bedanterie ein Ende mache. Ich führe Sie also sofort nach Krahm, das ich in meinem ersten Briefe das schattige nannte, und überlasse Sie dem ersten Entzücken, das diese köstlichen Linden, dieser Blick über den Plinkener Grund und die Warnicker Forst herberrufen müssen. Ja, es ist ein wundervolles Stückchen Erde, dieser Lindenort; die Luft weht hier weich und zugleich erfrischend; Bienensummen umtönt uns, wo wir auch weilen. Welch ein verständiger Mensch muß es gewesen sein, der einst diese Linden gepflanzt hat, in langen Reihen, rings um die Teiche, darin sie sich nun spiegeln! Oder waren es mehrere Menschen — welche unerhörte Seltenheit! Freilich haben wir, die wir im Zeitalter der Baumberwüstung leben, keinen Begriff mehr davon, wie man einst diese nun so prächtigen Stämme hat pflanzen, hat schonen können. Es geht wie ein Zug von Wahnsinn durch unsere Zeit, eine Manie, die am stärksten ist in den Köpfen der Architekten, die der Bäume nicht achten, sondern sie verfolgen und vernichten, als wären sie Giftpflanzen. Sie sehen in ihnen höchstens den Balken, den ihnen der Stamm liefert; der Krone achten sie nicht, nicht des Schattens, nicht der erfrischenden Luft, die ein solcher Baum ausathmet. Und doch ist ein schöner Baum unbedenklich etwas weit Großartigeres als ein mittelmäßiger Bau! Was will unsere ganze Kasernenbaukunst gegen das Gewölbe einer Linde in Krahm!

Wenn Sie diese Worte für übertrieben erachten, kommen Sie nach Krahm, sitzen Sie unter den Linden, welche vor dem neuen hübschen Gasthause stehen, schauen Sie hinauf in die prachtvollen Wölbungen und begreifen Sie (Sie haben es längst begriffen!) wie die Griechen diesen herrlichen Gestalten einen Kultus errichten konnten.

VI.

Als vor einigen Jahren die deutschen Naturforscher in Königsberg tagten und die Geologen einen Ausflug zur samländischen Nordküste unternahmen, um die dortigen Bernsteingruben kennen zu lernen, konnte man vielfach die Aeußerung wahrnehmen, daß in dieser Art etwas so Interessantes kaum irgendwo wiederzufinden sei. Es war damals allerdings gerade eine große Grube an der Saffauer Spitze geöffnet, und es traf sich so glücklich, daß die Arbeiter schon jene unter dem Meeresniveau befindliche Erdschicht, in welcher sich der köstliche Bernstein befindet, aufgruben. Das Ziel der monatlangen Arbeit war also erreicht. Die Naturforscher konnten die verschiedenen Schichtungen der in der Uferhöhe gegrabenen Grube wie von einer geologischen Wandkarte ablesen, die Lagerungsstätte des Fossils unmittelbar betrachten, sich an den verschiedenen Formen und Farben, ja den eingeschlossenen Vegetabilien und Thierchen erfreuen, die in dem flüssigen Golde durch die Jahrtausende hindurch so unversehrt erhalten worden sind, als hätte sie — wie das ja wohl geschieht — ein betrügerischer Künstler daselbst erst gestern eingeschlossen. So glücklich trifft es sich in diesem Sommer nicht. Zufällig war ich im Juli hier, als die Grube an der Saffauer Spitze ausgebeutet wurde; und es sollte gerade die Bernsteinschicht der Rauschener Grube aufgedrungen werden, als die hier 150 Fuß hohe Uferwand, „der Berg“, wie die Leute die Uferhöhe nennen, einstürzte, und die Grube gleich einem zweiten Goldauer Bergsturze erfüllte. An dem Begräumen des nachgestürzten Erdreichs arbeiten nun seit sieben Wochen etwa sechszig Menschen.

Werden die Badegäste also auch von der eigentlichen Bernsteinschicht an diesen beiden Gruben nichts sehen, so überrascht dafür doch die Großartigkeit der Rauschener, eine prachtvolle, halbkreisförmige Vertiefung in dem Ufer, ein jedenfalls so be-

deutender Bau, wie wir ihn bis dahin an diesem Ufer nicht gesehen haben.

Bekanntlich gewinnt man den Bernstein auf drei Arten: durch Schöpfen, Stechen und Graben. Derselbe kommt an der samländischen Nordküste, wie uns das Professor Zaddach so anschaulich gezeigt hat, in einer eigenthümlichen Sandschicht vor, welche wahrscheinlich durch Kohlen schwarz gefärbt ist, und ihrerseits von dem sogenannten Trieb- oder Treibsand bedeckt wird, darauf weiter nach oben Grünsand lagert und später verschiedene Lehm- und Sandschichten. Nicht überall befindet sich die Bernsteinschicht in gleicher Tiefe. Während sie an der Wanger Spitze und bei Kleinkuren fast zu Tage tritt, lagert sie am Kaufener Ufer bis zwanzig Fuß unter der Meeresoberfläche, so daß sie zwischen den beiden genannten Orten eine Art Mulde bildet, welche sich bei Kaufen am tiefsten senkt. Ein gleiches Verhältniß wie an dem Ufer wird beim Meeresgrunde obwalten, denn der Seegrund ist nichts anderes als früheres, fortgespültes Land. In einer gewissen Tiefe der See muß nun aber die Bernsteinschicht unmittelbar vom Wasser bespült werden, anstatt wie beim Ufer von andern Schichten bedeckt zu sein. Entsteht ein erheblicher Sturm, der durch die Wellen auf den Seegrund einwirkt, so wird die Bernsteinschicht aufgewühlt, das Fossil aus seiner Umgebung losgerissen und durch die Wellen allmählich an das Ufer gespült. Gewöhnlich geschieht dieses zugleich mit verschiedenen Tangarten, welche den Seegrund waldbartig bedecken, dem sogenannten „Kraute“, welches gern den losgetriebenen Bernstein umschließt, hebt und an den Strand trägt. Nach der Ansicht der Fischer muß ein Sturm drei Tage lang landeinwärts wehen, sollen größere Stücke Bernstein an das Land getrieben werden. Ist dieses der Fall, so achten sie genau darauf, an welcher Stelle das Kraut anlandet. Wir sehen von der Uferhöhe im Wasser erst etwas wie eine schwarzgefärbte Stelle; betrachten wir sie vom

Strande, so finden wir, daß die Wellen die Krautmassen wälzen, ans Land werfen und wieder zurückreißen, bis es endlich bei nachlassender Brandung wirklich auf den Strand geworfen wird. Die Fischer warten aber diesen Zeitpunkt nicht ab. Während das Kraut in der Brandung noch hin- und herwogt, gehen sie, mit langen Wasserstiefeln, hinein und schöpfen die Masse mit einem Kescher, einem an einer langen Stange befindlichen runden Neze. Im Winter, wenn der Strand mit Eisschollen bedeckt ist, wenn selbst die Wasserstiefeln gegen das Wasser keinen ausreichenden Schutz gewähren, ist die Arbeit eine harte. Aber der reichliche Genuß von Branntwein erhält die Gesundheit und die gute Laune der Fischer.

Im Ganzen ist die Ausbeute durch das Schöpfen eine geringe. Natürlich bleiben die größten Stücke des „Steins“ auf dem Seegrunde zurück, vielleicht unter Steinblöcke geklemmt, die dort häufig lagern, und nur die kleineren Brocken werden leicht ans Land getragen, aber zum größten Theile in der Brandung zerstückelt. Sie haben darum zwar schöne glänzende Bruchflächen, sind aber fast ohne Werth.

Eine reichere Ausbeute gewährt das Stechen des Steins, welches darin besteht, daß man mit Rähnen in die See hinein fährt, die auf dem Grunde befindlichen Steine mittelst langer Stangen, an denen zurückgebogene Zinken befindlich, aufhebt und das Mineral durch Drahtkescher zu Tage fördert. Bei ruhiger klarer See können die Fischer den „Stein“ in der Tiefe erschauen, denn er leuchtet rothbraun auf dem dunklen, tangbedeckten Grunde. Dann ist es ein interessantes Schauspiel die Fischer zu sehen, wie sie alle daliegen, weit über den Rand ihres Bootes geneigt, und nach den Schätzen in der Tiefe blicken. Am lohnendsten ist dieses Stechen an der Brüsterorter Spitze, wo ein mächtiges Steincriff weit in die See ragt und die Wogen beim Sturm doppelt hoch schäumen. Kommt der aus seiner Lagerstätte ge-

rissene Bernstein auf dieses Riff, so fällt er zwischen die Blöcke und kann nicht weiter. Wie oft darum auch die letzteren aufgehoben und der Stein gestochen wird, der nächste Sturm bringt neue Ausbeute; das Riff fängt ihn, als wäre es ein weit über den Seegrund gespanntes Netz.

Durch Tauchen hat man den Bernstein erst in neuerer Zeit gewonnen.

Der Taucher-Anzug ist ein Gummi-Gewand, das den Körper von der Fußsohle bis zum Kopfe hin wasserdicht umgiebt. Die das Ende der Ärmel bildenden Gummiringe schließen eng an den Unterarm, so daß die Hand frei bleibt. Den Hals umgiebt ein breiter Gummigurt, der sich über den untern Rand des aufgesetzten Helms ziehen und hier festschrauben läßt, so daß auch hier kein Wasser eindringen kann. Der kupferne Helm beengt den Kopf in keiner Weise, und die eingefetzten Glasfenster, vorn, seitlich und oben, lassen den Taucher nach allen Seiten blicken und in der Umgebung nach Bernstein suchen, der vielfach in den großen Tangmassen versteckt ist, welche die Steine des Bodens bedecken. Zur Ausrüstung des Tauchers gehört aber noch eine angemessene Belastung, damit er leicht sinke und auch auf dem Boden feststehe, woher ihm Schuhe mit Bleisohlen angelegt und Gewichte angehängt werden. Endlich erhält er einen Tornister, der von der Luftpumpe mit Luft gespeist wird, die sich der Taucher mittels eines Rohrs nach Bedürfniß holt. Aus dem Tornister geht nämlich ein Rohr nach dem Helm, das im Innern desselben zum Munde des Tauchers reicht, der das Gummi-Mundstück mit den Zähnen festhält und durch den Mund ein- und ausathmet. Mit Ausschluß der Nase für das gewöhnliche Athmen, was erst gelernt werden muß, soll die ausgeathmete Luft fortgeführt werden. Da sie nun in das Luftreservoir nicht eingelassen wird, so entweicht sie durch ein Lippenventil ins Wasser, so daß der Taucher stets reine Luft athmet. Will er jedoch leichter wer-

den, um aufzusteigen, so athmet er schnell durch die Nase aus, die Luft sammelt sich um ihn und er erreicht seinen Zweck, wie er sich gegentheils auch schwerer machen kann, wenn er ein am Helm befindliches Ventil öffnet, um Luft entweichen zu lassen. Die ihm die Luft zuführende Luftpumpe ist eben so vervollkommenet, als der Anzug, denn während die bisherige kolossal war und bedeutende Kraft beanspruchte, ist die neue klein, zierlich und leicht zu bewegen. Das Tauchen selbst geschieht in folgender Art. Ein Boot mit fünf Leuten rudert in die See, zwei derselben bekleiden sich zum Tauchen, und auf jeder Seite des Bootes sinkt einer in den Grund, seine Sicherheitsleine in der Hand des an der Spitze Sitzenden zurücklassend. Die beiden Ruderer arbeiten nun an der Luftpumpe, deren Manometer nachweist, ob die beiden Taucher Luft genug haben. Sind drei Stunden um, so wechseln die Leute die Rollen, und die früheren Taucher finden bei der Arbeit im Boote ihre Erholung. Daß unsere Arbeiter, meist Littauer aus der Memelniederung, bereits mit dem Tauchen vertraut geworden, beweist das Faktum, daß dieselben sogar im Winter bei 18 Grad Kälte das Tauchergeschäft verrichtet haben.

Am schwungvollsten wird der Bernstein durch Graben zu Tage gefördert, so daß man sagen kann, es sei in den letzten Jahrzehnten die Gewinnung durch Schöpfen und Stechen ganz in den Hintergrund gedrängt. Dieses Graben geschieht auf die einfachste Weise von der Welt: durch Abstechen der Uferhöhen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts versuchte die Regierung durch bergmännischen Betrieb bei Gr. Hubeniken den Bernstein zu gewinnen, jedoch ohne wesentlichen Erfolg. Wenn ich mich aber nicht irre, wird man früher oder später jedoch wieder zu dieser Art der Gewinnung zurückkehren und den Tagesbau aufgeben, weil der letztere das Seeufer auf eine ganz unerhörte Weise angreift und das Innere des Landes mit Versandung bedroht. Der Grubenbau wird etwas kostspieliger sein (vielleicht auch nicht), aber er

wird uns die Landberwüstung ersparen, und sicher die Ausbeute des Minerals noch auf eine ganz andere Höhe bringen als gegenwärtig.*

Die Nähe einer Bernsteingrube erkennen wir schon in einiger Entfernung vom Ufer an dem breiten, vielbetretenen Fußsteige, dem sogenannten „Gräberwege“, den wir darum nicht mit der „Gräberstraße“ in Pompeji verwechseln mögen! Kommen wir näher, so finden wir in die Uferhöhe einen Circus gegraben, dessen glatte Wand die Grube unten einschließt, doch so, daß sich die Bogen nach unten hin verkleinern. Da nämlich das Erdreich nur aus mehr und weniger lockeren Schichten besteht, kann die Wand nicht senkrecht gegraben werden, weil die Massen sonst von oben nachstürzen würden. An der Kauschener Grube hatte man den Steigungswinkel anfangs nur etwa siebenzig Grade groß angelegt; die Folge davon war, daß, wie schon erwähnt, eine bedeutende Masse sich von dem Berge oben löste und die Grube verschüttete. Die Größe des Neigungswinkels richtet sich natürlich nach der Beschaffenheit der Erdschichten. Wo der braune, fast felsartige Krant die Grundlage bildet, wo der Letten auf horizontalen festen Sandschichten lagert, mag die Böschung eine möglichst steile sein; anders wenn die Schichtungen vorherrschend aus dem feinen weißen Sande bestehen, wenn dieselben mit Lehm- und Mergelschichten abwechseln; wenn die Richtung der Schichten keine horizontale, sondern nach der See zu geneigte ist: hier entstehen leicht Erdfälle, plötzliche Verschüttungen, welche schon manchem Arbeiter das Leben gekostet haben.

Die Wand, ich darf sagen: der Mantel der Grube, wird aber auf die einfachste Weise entweder von oben mittels Spaten abgestochen, oder umgekehrt von unten unterminirt, so daß Stück nach Stück losbricht. Bei dieser letztern Art sind Unglücksfälle am häufigsten. Denn während dieses Minirens, und während

* Großartige Grubenbauten sind jetzt bei Palmyra angelegt.

die Arbeiter auf halber Höhe mit ihren Pickeln die Lehmmaffen unterhöhlen, sind unten fünfzig und mehr Menschen damit beschäftigt, die heruntergerollten Massen fortzuschaffen. Wohl achten ein paar Aufseher auf die Ritze, welche dem Losbruche vorausgehen; wohl rufen sie laut, wenn die Masse sich löst, damit die Menschen unten auseinanderstieben: aber zuweilen wird der Eine oder Andere doch erfaßt, ihm ein Fuß gebrochen, ein Bein gequetscht. Die fortwährende Nähe der Gefahr macht kühn; es hat etwas so Verlockendes mit ihr zu spielen!

Wo aber bleibt die losgebrochene Erdmasse? — Blicken wir von der Höhe der Grube senkrecht in die Tiefe, so sehen wir die Menschen mit ihren Handkarren in zweien verschiedenen Richtungen ziehen: die Einen mit ihren gefüllten Karren nach der See hin, die Andern leer zurück. Es ist ganz derselbe Anblick, wie bei einem Ameisengange im Walde, wo es auch ein ewiges Kommen und Gehen ist; oder wollen wir etwas Pathetischeres, so erinnern wir uns der Verse im achtzehnten Gesange des Danteschen Inferno, welche das Hin- und Hergehen der Römer über die Engelsbrücke zur Zeit des Jubiläums so malerisch schildern.

Die in den Karren fortgeschaffte Erde wird aber sämmtlich in die See geworfen, wo sie allmählich fortgespült, ausgewaschen und anderswo, vielleicht nach Meilen, wieder ans Land geworfen wird. Radienartig laufen die aufgeschütteten Erdwälle von dem Centrum der Grube aus nach der See zu, Wälle, die sich alle, wie die Stäbe eines Fächers, aneinander schließen, von der Grube nach der See zu aufsteigen und hier in einem Absturze endigen, der oft fünfzehn bis fünfundzwanzig Fuß hoch ist. Auf diese Weise breitet sich zwischen Grube und See, über den Vorstrand gelagert und sich halbinselartig noch in die See erstreckend, ein ungeheurer Fächer, eine Art Erdfladen aus, welcher dem Meere, der Midgardschlange, wie zum Fraße hingeworfen wird. Diese zehrt auch davon, unaufhaltsam, und frißt so lange, bis sie wieder

ihren Geiferschaum dicht an die Grube spritzen kann. Aber bis dahin können mehrere Jahre vergehen; denn es gilt hier nicht bloß leichten Sand zu verschlingen, sondern auch Lettenblöcke von solcher Größe und steinharter Festigkeit, daß sie selbst für die Midgardschlange schwer zu verdauen sind.

Die Wand der Grube steht aber vor uns in der That wie eine geologische Wandkarte. Die verschiedenen Schichten sondern sich von einander, messerscharf, wie bei einem Schichtkuchen. Hier lagert der tiefbraune Krant, dort der gestreifte Sand, dessen Schichten so locker sind, daß der Wind ihn entführt und tiefe Löcher einwühlt, gleich dem Wasser. Da giebt es denn ein ewiges Rinnen des leichten staubartigen Sandes in die Tiefe; tausende von Staubbächen fließen hinab, so weich, so unhörbar, so schleierartig die ganze Wand überziehend, so durchscheinend. Kommt dann ein Windstoß, so hebt er den Schleier gleichsam auf, weht ihn seitwärts oder gar in die Höhe. Nun fließt es eben so nach oben, wie früher nach unten, — umgekehrte Staubbäche — bis eine Pause eintritt, und der Sand wieder nach unten strömt. Es ist ein so reizendes Spiel, daß man nicht müde wird, ihm zuzusehen.

Aber nicht bloß der Sand fließt in die Grube. Aus den Seiten sickert es und quillt es, was so lange mit Erde bedeckt war, und sammelt sich in der Tiefe. Liegt die Grube der See sehr nahe, so dringt wohl gar das Seewasser durch die aufgeschütteten Massen, erst tropfenweise, dann stärker und stärker. Da gilt es die Quelle so frühe als möglich zu verstopfen. Haufen von Waldmoos, Haidekraut und Rasen liegen in der Nähe, werden in die Löcher gestopft. Wo es aber nicht gelingt, die Quelle zu verstopfen, da wird sie mit den andern Wassern erst in einen Graben und dann in eine Grube, eine Art von Brunnen, geleitet und mittels einer sogenannten Schnecke oder eines Saugrohres und einer Pumpe entfernt. Und doch hilft auch dieses

Alles zuweilen nicht. Im Herbst vorigen Jahres hatte man an der Stelle, wo sich jetzt die große Kaufener Grube befindet, aber mehr nach der See zu, mitten im Vorstrande eine gegraben, und ich war gerade dort, als es galt das Wasser, welches die Grube mehrere Fuß hoch erfüllte, auszupumpen. Verschiedene Pumpwerke waren im Gange, theils von Menschen, theils von Pferden bewegt; es wurden keine Kosten gescheut; gegen hundert Menschen arbeiteten Tag und Nacht. Aber Alles vergebens. Das Seewasser ergoß sich beharrlich in die Grube, welche beinahe zwanzig Fuß unter der Meeresfläche lag. Wohl jogen die Pumpwerke und jogen, gleich Thor, als er aus dem Horne beim Riesen Utgardloki trank; aber mit gleich geringem Erfolge. Später erhob sich gar noch ein Sturm; die Fluthen brachen unaufhaltsam herein und zerstörten den Erdwall, verschütteten die Grube. Jetzt erhebt sich an ihrer Stelle der fächerartige Erdfladen. Gehen wir aber ein wenig seitwärts, so stoßen wir auf Pferdeknochen, die nun im Sande bleichen, von ihm überweht werden, den Opfern des so schmähtlich mißlungenen Versuches, der weit über zwanzigtausend Thaler verschlungen haben soll.

VII.

Ein Märchen.

Es zog ein Wanderer die staubige Straße. Die Sonne brannte unbarmherzig auf sein mit einem leichten Strohhute bedecktes Haupt, daran ein paar Kornblumen steckten. Aber sein Fuß schien von keiner Ermüdung zu wissen; rüstig, fast trotzig schritt der Wanderer weiter und stieß mit seinem Stocke bald kräftig auf den Boden, bald beschrieb er damit in der Luft allerlei Figuren gleich einem Zauberer.

„Endlich einmal Luft, Licht, Leben! — Wie es durch alle Poren einzieht und das Herz erfrischt! — Wie der laue Nord

die Brust mir kühlt! — Schon glaubte ich mich im Qualme der Stadt verdorrt, wie das Blatt, das mir vor den Füßen raschelt; vertrocknet wie der Bach, der die Steine seines Bettes nicht nezt. Aber ich lebe noch, ich athme wieder, ich bin noch jung!“ —

Ein Birkenwald umfing den Wanderer.

Wie er die köstliche Waldkühle spürte, nahm er den Hut von seiner heißen Stirn, strich die Haare weit nach hinten und stieß ein paar Töne aus, die zu der Melodie eines bekannten Wanderliedes gehörten. Dann ging er langsamer, leiser. Die Vögel sangen in den Bäumen von Jugend, von Liebe, von Licht und Freude. „Ich will sie nicht stören“ — dachte er, und er setzte sich nieder auf einen alten, nun längst mit Moos und Gras übergrüntem Ameisenhügel, stützte die Wangen in beide Hände und träumte eine Minute lang.

„Nur nicht gesäumt! Der Weg ist lang und ich will heute noch das Meer rauschen hören, mich von ihm wiegen und empfangen lassen, meine brennenden Glieder in seinen Fluthen fühlen!“ —

Er sprang wieder auf, schöpfte mit der Hand ein paar Male aus einer Quelle, die über seinen Pfad rann, und aß dazu im Gehen ein kleines Brod, welches er im letzten Bäckerladen der Stadt gekauft hatte.

Bald nahm der Wald ein Ende. Es kam die Haide, die weite verbrannte Haide, mit ihren Eriken, großen Wachholderbüschen und hie und da dichtem Birkengestrüpp. Der Wind hatte einst tiefe Löcher in den schneeig weißen Sand gewühlt, und nur wo ein Birkengebüsch den Boden geschützt hatte, stand ein Hügel, eigenthümlich geformt, daraus die Wurzeln der Birken rings hervorragten und herabhingen, in einander verslochten, gleich schwarzen Schlangen. Rings um solche Hügel war alles Erdreich fortgeweht und zu tiefen Mulden ausgewühlt. Jetzt bedeckte Haidekraut und Wachholder den Boden.

Der Wanderer stieg auf einen dieser Hügel, um in die Weite zu schauen. Da verklärte sich sein Gesicht; er stieß einen lauten Ruf aus und schwenkte seinen Hut.

„Das Meer, das Meer! — O wie es daliegt in seiner tiefblauen Farbe, das alte ewige und doch stets neue, das weite, freie, unbezwungene; über dessen Fläche ganze Völker dahingezogen, ohne eine andere Spur zurückzulassen, als ihren vergessenen Namen. Das Meer, das in die Phantasien unserer Jugend hineinragt wie ein Gespenst, das später seine Verkleidung fortwirft und die Züge einer Geliebten zeigt; die Freude des Mannes; das heilige Wasser, das uns entführt und den Greis wieder jung macht! Unnahbar bleibst du und ewig und groß, und doch tröstest du uns und singst uns zur Ruh, wie ihr müdes Kind am Abend die Mutter. — Ich habe nach dir geschmachtet lange Jahre, wie ein Fisch, den eine Welle auf den brennenden Sand warf; ich verschmachtete und starb vor Sehnsucht nach deinem Athem. Sei mir gegrüßt, drei Mal gegrüßt!“

Und der Wanderer stand mit fliegenden Haaren in dem kühlenden Winde, der von dem Meere herüberwehte. Dann stieg er den Hügel hinab und eilte weiter durch das in der glühenden Mittagshitze duftende Heidekraut, dessen Blütenstaub vor seinen Füßen aufwallte.

Der Heide folgte ein Feld, ein wogendes, heißes Kornfeld. Bis zum Meere hatte der Wanderer noch eine Stunde zu gehen. Da sah er seitwärts des Weges ein kleines Dorf liegen, die Häuser alle mit Stroh gedeckt, ein jedes mit einem Gärtchen, darinnen einige Obstbäume standen, besonders die mit Früchten schwerbeladenen Kirschbäume, alle dicht an einander gedrängt, gleichsam um sich zu schützen gegen die heftigen Winde, welche in der kalten Jahreszeit von der See her wehen.

Eines der Häuschen stand gleich vorn im Dorfe, mit zwei großen Lindenbäumen vor seiner Thüre. Man erblickte von dort

aus einen Fleck der See, einen blauen Saphir in dem Goldstreifen eines reifenden Kornfeldes.

Der Wanderer trat in das Haus. Er wollte um einen Trunk Wassers bitten, aber von den Einwohnern war Niemand zu Hause; sie waren alle auf eine Wiese gezogen, um Heu zu ernten. Er ging daher ohne Weiteres in die Küche und schöpfte mit einem Topfe aus der gefüllten Wassertonne. Dann setzte er sich vor der Thüre im Schatten der Lindenbäume auf eine hölzerne Bank, blickte nach dem blauen Meere, hörte dem Summen der Bienen zu, welche zu Hunderten den Honig aus den Blüthen des Baumes saugen, und — träumte. Er war recht müde geworden auf der weiten Wanderung, die er schon beim frühesten Morgen begonnen. Es dauerte nicht lange, so fielen ihm die Augen zu und er entschlief. Aber er träumte weiter, und im Traume hörte er die See rauschen und die Bienen auf den Blüthen des Lindenbaumes summen; träumend dachte er an die Waldquelle und das Lied, welches die Vögel gesungen. Die Luft zog zwar kühlend ein und aus, aber es wehte doch eine gewisse Schwüle, ein betäubendes Etwas, das von dem süßen, sättigenden Dufte der Lindenblüthen kommen mochte.

Da war es ihm, als hörte er im Baume zwei Stimmen mit einander reden, anfangs nur unklare Laute, wie etwa die Vögel singen oder die Bienen summen; dann wurden sie bestimmter, verständlicher. Endlich hörte er deutlich, wie eine Stimme sagte:

„Du bist ein Phantast! In die Weite willst du, von unserm Heimathbaume fort? Was kannst du dort wollen?“

„„Ich will — erwiderte eine andere Stimme — nur einmal das Meer in der Nähe schauen, das ich zwar täglich von hier aus erblicke, das aber doch so ferne, so unfassbar bleibt. Ich möchte die Wellen rauschen hören und den Bernstein sehen, welchen sie an den Strand werfen, wo er dann golden in der Sonne blizt.““

„Wellen — Bernstein? — Was ist das?“ — fragte die Erste.

„Auch ich weiß es nicht. Aber der Schmetterling, der uns neulich besuchte, weiß es, und er erzählte mir so viel von dem köstlichen Kauschen, und dem Bernstein, daraus die Menschen Perlen machen, daß ich die Sehnsucht nach der blauen See nicht loswerde. Auch sollen dort sonderbare Pflanzen auf dem Meeresgrunde wachsen, ganz andere als wir hier haben; und die Thiere wohnen in kleinen weißen und bunten Häuschen, die des Morgens auf dem Strande liegen, wie zum Geschenke für die Menschen.““

„Das ist aber Alles nicht für uns! Für Andere mag es sich ziemen; wir aber sind dazu da, um zu duften und Honig zu tragen, den die Bienen von uns abholen. Dann fallen wir zu Boden, haben unsere Pflicht gethan, unser Leben ausgelebt, zufrieden, häuslich, und haben die Aussicht, im neuen Jahre wieder aufzuerstehen, von neuem zu blühen und von den Bienen umschwärmt zu werden.““

„Ich aber will nicht immer am Zweige kleben! Ich möchte in die Weite wie der Schmetterling, der von Blume zu Blume fliegt, sich dem Zuge seines Herzens überlassend, von jedem Windhauche fortgetrieben. — Ach daß ich keine Flügel habe! Daß ich hier festhafte an dem einsamen Baume, wo ich verblühe, sterbe, ungekannt und ungenannt!““ — —

Und die Blüthe weinte recht bitterlich, ja sie gerieth ins Schluchzen, als die andere ihr erwiederte:

„Weine nur und sehne dich von deiner dir angewiesenen Stelle in die Ferne, wo dich Gefahren umdrohen, wo du verdorren würdest wie ein Blatt, das der Wind entführt. Unsere Nachbarin hatte neulich auch solche hochmüthige Gedanken. Da kam aber ein Mensch, lang und hager, mit einer grünen Kapsel umgethan — ich glaube sie nennen ihn einen Apotheker — und riß die Hochmüthige ab, daß sie weinte und schrie. Aber sie mußte in die Kapsel; und sie kann froh sein, wenn sie nicht noch zwischen Löschpapier kommt und vertrocknet wie eine Mumie.““

„„Besser als hier zu Boden fallen und vermodern! Ach schelte mich nicht! Ich mag krank sein; ja gewiß, ich bin es; aber ich sterbe vor Sehnsucht nach dem Meere!““

„Du würdest seinen Anblick, seinen Hauch nicht ertragen, wie viel weniger seine Umarmung!“

„„Laß mich vergehn in den Armen des Meeres; ich fürchte mich davor nicht — rief die zweite klagende Stimme, — der Tod ist auch ein Leben!““

„Nicht so wahr gesagt als schön“ — bemerkte die Erste etwas spitz; aber sie wurde in ihrer weiteren Aeußerung unterbrochen; denn schon war der Wanderer aufgesprungen und hatte mit raschem Griff die sehnsuchtsvolle Blüthe von dem Aste gepflückt.

„Du sollst das Meer schauen!“ sprach er; dann nahm er seinen Hut und steckte die vor Freude und Bangen zitternde Blüthe zu den Kornblumen.

Nach dem erquickenden Schlummer wurde dem Wanderer der Gang bis zur See nicht schwer. Er entkleidete sich hier schnell, legte seine Kleider auf den trockenen Sand des Strandes und warf sich in die schäumenden Fluthen, den brausenden Wellen entgegen, die ihn umarmten und faßten gleich wüthenden Mä-naden. Aber der Kampf mit den Wellen ist wie das Ringen Jakobs mit dem Engel des Herrn. „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ — Es legt sich die Wuth des Kampfes und die Arme des Feindes werden zu Liebesarmen.

Der Wanderer entstieg wie neugeboren dem köstlichen Bade und kleidete sich an.

Die Lindenblüthe hatte mittlerweile Zeit gehabt, das Meer, nach dem sie sich so gesehnt, zu betrachten. Da lag es nun vor ihr, unendlich, schnaubend wie ein Ungeheuer, so grenzenlos erhaben, daß sie ertödtende Furcht überkam. Sie zitterte heftig. Aber wie wir im Gebirge den Schwindel, der uns in die Tiefe zu werfen droht, dadurch überwinden, daß wir ruhig und gelassen

in diese Tiefe blicken, so schaute sie kühn und fest auf den tosenden Aufruhr und die ungeheure Ferne. Die Furcht legte sich und sie fühlte jene Befeligung, die uns immer überkommt, wenn ein lang gehegter Wunsch, an dessen Erfüllung wir schon verzweifelten, nun mit einem Male verwirklicht ist. Das waren die schäumenden Wellen, von denen der Schmetterling erzählt; das die Muschelhäuschen; und dort glänzte in der Sonne auch der goldene Bernstein, und sonderbare Tangpflanzen und Algen wurden ans Land geworfen und verbreiteten einen eigenthümlichen Duft, welcher zwar nicht so süß ist wie der der Blumen im Lande, aber dafür den Sinn erfrischt und kräftigt.

Ja der Schmetterling hatte nicht zu viel gesagt: es war eine entzückende Unendlichkeit, eine Fülle der Erscheinungen, davon die Menschen und die — Lindenblütthen sich nichts träumen lassen. Wie bedauerte sie ihre verständige, am Heimathsbaume zurückgebliebene Schwester.

Und wie sollte das Meer ihr den Tod bringen!

Sog nicht der Wanderer entzückt die salzige Luft? Ließ er sich nicht von den Wellen lieblosen, wenn auch in etwas rauher Weise, aber wie herzlich dafür!

Es wurde mittlertweile Abend. Der Wanderer war zum Ufer gegangen, wo ein Fischerhäuschen unter Weiden stand; die Fischer rüsteten dort ihre Angelschnüre, und als der Wanderer erfuhr, daß sie die Nacht einige Meilen auf die See fahren würden, um die Angelschnüre auszuwerfen und am andern Morgen zurückzukehren, bat er die Fischer, ihn auf diese Fahrt mitzunehmen. Sie willigten gern ein, schoben das Boot vom Strande ins Wasser, legten die Ruder ein und fuhren hinaus.

Als sie weiter und weiter auf die See kamen, wurde es stiller; der Wanderer schaute in die klare Wellentiefe und nahm hier etwas wahr wie einen ungeheuren Wald, dessen Baumwipfel langsam hin- und herwogten. Er sah näher und erkannte, daß es

riesige Tangpflanzen waren, die auf dem Boden sich an Steinen und Muscheln ansaugen. Er sah auch allerlei Gethier durch diese Pflanzen schlüpfen und zwischen ihnen den braungoldenen Bernstein in faustgroßen Knollen liegen.

Hier warfen die Fischer ihre ersten Angeln aus. Dann ging die Sonne unter, aber es ward nicht Nacht; langsam dämmerte es fort, und erst vor Mitternacht traten die Sterne hervor, die leuchtende Vega, der Adler, die dem Nordpol nahen Sternbilder und tief im Süden der blutrothe Antares.

Das Meer war jetzt zu einer unbewegten Fläche geworden, in der sich die Sterne spiegelten und das mattsilberne leuchtende Firmament. Nur von Zeit zu Zeit hob sich der Spiegel wie die Brust eines ruhig Schlafenden. Dann schwankte das Boot ein wenig und stieg auf, und auch die Sterne schwankten und beschriebten auf der Oberfläche des Wassers große Kreise.

Nun ging der Mond purpurn auf, und wie er höher und höher stieg, verloren die Sterne von ihrem Glanze; dafür schwamm ein Lichtmeer auf der weiten Fläche, als wäre ein Silberschleier über sie und den stahlblauen Himmel gebreitet.

Der Wanderer schaute wie versunken auf dieses unermesslich erhabene Schauspiel, und wie er unwillkürlich den Hut vom Haupte nahm, umzog ihn der süße Duft der Lindenblüthe an demselben.

„Du noch hier? — Ja so ist der Mensch; er will überall eingreifen in das Getriebe, nachhelfen und den Retter spielen, aber er vergift seine Schützlinge eben so schnell, als er sich ihrer angenommen. Auch deiner gedachte ich nicht mehr, süße Blüthe, wie die Freunde meiner nicht mehr gedenken werden, wenn ich ihrem Auge entschwunden bin. — Was wird dein Loos sein? — Wahrscheinlich werde ich dich morgen fortwerfen, — denn du wirst vertrocknet sein — um neuen, frischen Blüten Platz zu machen. Du wirst verdorren im Staube der Straße. Oder

soll ich dich in mein Taschenbuch legen, als Andenken an diesen Tag? — Dort liegt schon eine andere Blüthe, die mich an eine schöne Stunde gemahnt; aber was folgte ihr? — Nein ich will mich an keinen süßen Augenblick mehr erinnern lassen. Auch hätte deine Genossin recht, als sie an ein Herbarium dachte. — Zerreiße ich dich? — Das wäre eines wilden Thieres Art. — Nein komme her, du süße Blüthe, gieße deinen Duft, den herrlichen, noch ein Mal um mich; — und nun knüpfe dieser Augenfaden dich mit dem Steine zusammen, den ich am Strande planlos zu mir steckte. Du hast dich von deinem Baume hinausgesehnt in das Weite, in das Unermeßliche. Dieser Drang ist das Vorrecht edler Seelen, denen nicht bloß ihr Heimathland, denen selbst diese Erde zu enge ist; die sich nach dem Unendlichen sehnen und darum den Spott der Welt erdulden. — Deine Sehnsucht war das Meer, das erhabene, das uns so unermeßlich anzieht, weil es das Symbol des Unendlichen ist. Nur Symbole sind es was wir begreifen. Wohl bringt dieser Drang den Tod, aber nicht die Vernichtung; denn der Tod ist auch ein Leben!

Und so sinke denn hinab — hinab! — —

Und gerade so werde ich einst versinken, und die Welle wird sich über mir schließen. Aber auch der Himmel droben wird über mir leuchten und die Sterne, und der Silbersehleier des Mondes über die Tiefe wallen.

VIII.

Es ist wahr, Neukuren hat sich in den letzten Jahren so weit über seine konkurrirenden Nachbarbadeorte aufgeschwungen, daß es unbedingt als das Centrum des westlichen Theiles unseres Nordstrandes gelten kann; hier befindet sich die Post, hierher fahren zwei Journalieren, von denen die eine früher nach Mauthen gerichtet war; es hat seine eigene Musik-Kapelle, hat ein Ver-

gnügnungs-Comité, hat mit einem Wort den Charakter einer kleinen Stadt, und zwar nicht ohne deren Inkonvenienzen. Sollte ich aber darum die übrigen Orte, welche auf der Gebauer'schen Karte als „Seebadeörter“ bezeichnet sind, übergehen? Sollte ich deiner vergessen, freundliches Georgenswalde, dessen Badebuden noch vom vergangenen Sommer dastehen, kalt und feucht, verlassen wie ein Minister, der in Ungnade gefallen? Die Menschen können deinen stillen Waldfrieden nicht ertragen, und so stehen denn die Häuser in Georgenswalde leer und hallen nur wieder von dem Lärm der „Strandreisenden“, wenn sie hier vorüberfahren, oder von dem Gefange eines einsamen Wanderers.

Sollte ich auch deiner nicht Erwähnung thun, stilles Lapönen, wo das Ufer allmählich zum Strande herabführt und in einsamer Waldschlucht es sich so schön träumen läßt; wo ein gewaltiger Ahornbaum über einem Hause aufragt, es weithin beschattend, gleich einer Gluckhenne; wo ein kühlender Wind immer aus- und einzieht; wo kein Lärm eines Gasthauses die Ruhe des Abends stört, und das Vieh noch so patriarchalisch brüllt, als gäbe es keinen Fleischer in der Welt! So stille ist es hier, daß ein Neukurener neulich mit Recht fragen durfte, ob da auch Menschen wohnen?

Aber wie könnte ich deiner vergessen, idyllisches Mühleenthal, das die Menschen Rauschen nennen, dessen Häuser an der Nordseite des Teiches steil über einander liegen, wie die des Dorfes Hallstadt, wo eine uralte Linde an dem Mühlenteiche ihre vier Arme nach den vier Weltgegenden hin ausbreitet, wo die düstern Fichtenhöhen sich in der ruhigen Fläche spiegeln, wo das Mondlicht über den Büschen zittert und das Haidekraut seinen köstlichen Duft in die Lüfte streut! Rauschen ist die verkörperte Idylle, mit dem heroischen Hintergrunde des Meeres, ein theokritisches Märchen, und oft habe ich an der einsamen Waldhöhe geseßen und auf den Zwiegesang freundlicher Hirten gewartet. Aber die

Hirten schweigen hier, und nur der Mühlenbach rauscht so poetisch, als hätte Wilhelm Müller an ihm seine Müllerlieder gedichtet. Ueberall sprudeln die Quellen aus dem sandigen Waldboden und färben das Erdreich mit dem Eisenoxyd, das sie mit sich führen, gelbbraun. Ja, es ist ein Sprudeln hier, ein Quillen und Rauschen, daß man begreift, wie unsere Vorfahren dieses Thal einft so taufen konnten.

Steigen wir aber die Höhe hinan, welche den Ort von der See trennt, so befinden wir uns auf einer weiten, hier ganz ebenen, dort wellenförmigen Haide, über welche die Badegäste täglich wandern müssen, sich abmühend in dem tiefen Sandmehl, das den Fuß umschließt wie ein trockener Trieb sand. Wo der weiße, in der Sonne an den Schnee erinnernde Sand nicht hervortritt, ist er ganz mit Haidekraut bedeckt, jenem rothbraunen, saftarmen Gewächs, das mit der geringsten Feuchtigkeit vorlieb nimmt und das lockere Erdreich bedeckt und schützt wie ein Pelz. Nach vielen, vielen Jahren, wenn die Pflanzen verwittern, die Wurzeln absterben und sich in Humus auflösen, färben sie den Sand schwärzlich, daß er aussieht wie Schießpulver. Leichtsinrige Menschen, Hirtenbuben, zünden im Herbst wohl gar das dünne Kraut an, daß weite Strecken verkohlen und die neue Generation erst mühsam wieder grünt und Wurzel schlägt. Solche Brandflecke giebt es auf dem sogenannten Ragenberge, südlich von Rauschen, der einsamen, weithin sichtbaren Kuppe, die an den Himmelsberg in Jütland erinnert, und deren Name, wie ich vermuthe, aus Gottesberg korrumpirt ist, wie Raskem aus Gotteskeim und Ragenblick aus Gottesblick. Ginst mag dort ein heiliger Hain der Preußen, eines der vielen Romowe gestanden haben, jetzt ragt die kahle, rothbraune Kuppe über die Rauschener Fichtenhöhen, wie die Kalotte eines Bischofs oder Kardinals. — Ueberall, wo das Haidekraut nur erst die Stätte bereitet hat, sprießt der Wachholder und Birkengebüsch kräftig hervor. Wo

das Buschwerk dem Seewinde gar zu sehr ausgesetzt ist, wie am Rande der Uferhöhe, wendet es sich mit seinen Spigen landeinwärts, so daß es dem Winde nicht die volle Breitseite, sondern nur eine geneigte Fläche darbietet. Ein solcher Busch hat häufig, von der Seite gesehen, die Form eines stumpfwinkligen Dreiecks. Oft vertrocknen auch die der See zugewandten Zweige, selbst bei dem niedrigen, halb am Boden hinkriechenden Wachholder, der an das Knieholz der Sudeten oder die Legföhren der Alpen erinnert. Wo der Wachholder dem Sandfluge ausgesetzt ist, füllen sich die Büsche mit dem feinen Sandmehl, das nun zwischen den schützenden Zweigen liegen bleibt; bald aber durchziehen Wurzeln den Sand; neuer Sand kommt hinzu; in nicht langer Zeit nimmt der Wachholderbusch die Gestalt einer Kuppe, einer Halbkugel an, einer mit Wurzeln und Büscheln verfilzten Sandmasse, welche die Ebene ringsum überragt, und deshalb vom Sturmwinde gleichsam geschoren wird. Solche sonderbare Hügel findet man nicht bloß auf der Rauschener Haide, sondern auch östlich von Neukuren.

Haidekraut, Wachholder, Birkengebüsch, — das ist die herrschende Trias auf der Haide. Selten blüht hie und da eine Campanula; kein Grassalm sprießt als Nahrung für weidendes Vieh, das sich an die Blätter der Birken halten muß. Immer ist es hier still wie in einem Walde, denn die Büsche fangen den Wind auf und brechen ihn vollkommen; dafür brennt die Sonne auf das Haupt des einsamen Wanderers, der durch die vielen sich kreuzenden Wege und Pfade verwirrt, oft lange Zeit in diesem Haidelabyrinth umherirrt.

Im Südosten hat der Sturm, oder wahrscheinlicher die Unbedachtsamkeit der Menschen die schützende Decke aufgerissen; hier stehen wir in einer weiten vegetationslosen Wüste; der Wind setzt unaufgehalten über den leichten Sand, hier Höhlen wühlend, dort Berge aufhäufend, immer ihn rastlos nach Osten treibend in das Mühleenthal, wo der Sand Dünen bildet und eine Birke

nach der anderen begräbt. Nicht eher wird der Sandflug ruhen, als bis die ganze Sandschicht, die zwanzig und mehr Fuß beträgt, fortgeweht und ins Saßauer Thal getrieben ist. Wo Birkengebüsch den Sandboden geschützt hat, sind Hügel zurückgeblieben, vier, sechs und acht Fuß hoch, welche nun in den sonderbarsten Formen, wie Warzen, aus der Sandfläche emporragen und vom Sturme langsam angefressen werden. Vergebens hängt das Haargeflecht der Wurzeln schützend um solche Hügel: der Wind entführt den feinkörnigen Sand; bald vertrocknen die Wurzeln, bald der Busch; das Holz wird zerrieben oder zerfällt, wenn wir mit dem Fuße daran stoßen.

Sollte die Zerstörung weiter nach Westen vordringen, so könnte der Sand selbst Rauschen gefährlich werden. Auch die kurische Nehrung war einst bewaldet und ist jetzt eine Wüste. Ich rathe den Rauschenern nicht, ruhig zu schlafen. Oder rechnen sie auf einen zweiten Gebauer, der ihnen das Südufer des Leiches, das schmählich entwaldete, mit Kiefern bepflanzte?

Solche Vermüstungen finden wir, wie ich das schon früher aussprach, fast immer nur auf dem Gebiete von Dorfschaften, als Fluch des gemeinschaftlichen Eigenthums. Ihm sind die Wälder zum Opfer gefallen, welche einst das Ufer bedeckt haben. Welch ein Glück daher, daß Georgenswalde kein Dorf ist; welches größere, daß die Warnicker Forst gar im Eigenthume des Staates steht, des einzigen Walderhalters in unserer waldfeindlichen Gegenwart! Dieses Gefühl wird der Wanderer theilen, der halbverbrannt von der Rauschener Haide nach Georgenswalde und in die Warnickersche Forst gelangt. Wahrhaft großartig aber winkt uns schon von Ferne der prachtvolle Park, dessen Baumkronen sich an einander wölben, wie die Schilde, welche den Wohnsitz der nordischen Götter decken, ein von der Gottheit geweihter Platz, auf dessen Besiz wir stolz sein können, wie die Danziger auf ihren Karlsberg, wie der Römer auf sein Frascati.

Ja, ich behaupte in vollem Ernst, daß unser Warnicken geradehin zum Schönsten gehört, was wir nur erschauen können. Eine kleine Anekdote, die schon Gregorobius erzählt, mag es verbürgen. Vor ein paar Jahren stand ein Freund einmal auf dem Rigi mit einer großen Zahl von Personen, die aus halb Europa dorthin gekommen, um das wunderbare Panorama eines Sonnenunterganges anzustaunen. „Unerhört, unergleichlich“ — klang es von allen Seiten. Ein Schweizer aber, ein junger gebildeter Mann, meinte, das sei wohl wahr, aber es gäbe doch einen Ort, den er im vergangenen Jahre gesehen, wo es so schön sei und die Sonne so prachtvoll untergegangen, daß er das Schauspiel dem gegenwärtigen gleichstellen müsse. — „Unmöglich“ — hieß es von allen Seiten, „einen solchen Ort kann es nicht geben, oder meinen Sie etwa Camaldoli bei Neapel?“ — „Nein,“ lautete die Antwort, „es ist eine ganz unbekante Stelle, eine Uferhöhe in Ostpreußen, und sie heißt — Warnicken!“ —

So urtheilte ein Schweizer auf der Höhe des Rigi, und wir? — wir glauben ihm, wir stimmen begeistert ein, und irren mit unbefchreiblichem Wohlgefallen durch diese walddunkeln, erhabenen Hallen, stehen trunken am Rande der steilen Uferhöhe und bieten unser Haar dem Winde, der von der See her weht. Wie das Herz sich aufthut, wie es ein Behagen ist in die Tiefe zu steigen und wieder aufklimmend die Kraft unserer Glieder, unserer Lunge zu erproben! Bald deckt uns tiefer Schatten, bald umfängt uns sonnigster Wiesenplan. Steigen wir aber auf die Waldspitze, welche im Westen die Wolfschlucht begrenzt, und von hier ein paar Stufen hernieder, so geben sich mit einem Male die Bäume des Ufers auseinander; wir stehen auf einem Vorsprunge, der nur von Wurzelgeslecht gehalten wird, sonst wäre er längst in die Tiefe gestürzt, gleichsam schwebend wie in einem Luftballon, und vor uns liegt im Rahmen der dichten Laubmassen die See, die unendliche, und wir hören sie rauschen, aber wir

sehen die Brandung unter uns nicht, so deckt das Gezweige auch die Schlucht und das Gestade.

Wenn ich nicht irre, nennen die Menschen diesen Platz den Freundschaftsitz; aber eher noch schießt er sich für ein liebendes Paar, dem die Welt nicht da ist und die Zeit stille steht. Der „alte Oberförster“ Gebauer hat offenbar etwas Aehnliches empfunden; er hat in der Nähe ein hölzernes Kreuz errichten lassen, der Liebe geweiht, und darauf ein paar Strophen von Schiller und Körner geschrieben. Verfallen, vom Gezweige verdeckt, sieht dieses Liebesymbol nun recht traurig aus. Aber doppelt traurig wird uns zu Muth, wenn wir an der Fuchsspitze einen Anker finden, dem nur leider die Gestalt der Hoffnung abhanden gekommen; der Glaube aber fehlt aus der schönen Dreieit nun ganz, und der alte Oberförster, der im Jahre 1850 noch so eifrig für Schleswig-Holstein sammelte, ist auch längst begraben. Ein Denkstein für ihn steht zwar auf einer der Uferhöhen, aber wie lange? Das Ufer entstürzt rettungslos und wird auch einst den Stein in die Tiefe schleudern. Schon hängt mancher Baum mit seinen Wurzeln weit über dem Abgrunde; die mit der See parallel gehenden Wege müssen von Zeit zu Zeit weiter landeinwärts gezogen werden; Verzäunungen warnen den sorglosen Wanderer. Vergebens bedeckt der Seedorf das gefurchte Ufer; ganze Baummassen stürzen hinunter, grünen unten noch eine Weile fort, bis sie verkümmern und die Säge die Stämme von der Wurzel trennt. Solche Bäume stehen, liegen in allen Richtungen an der Spitze, welche sich etwa in der Mitte zwischen der Detroitsschlucht und der Warnickenschen Steilhöhe befindet. — Einen prachtvollen Anblick gewähren die schroffen, fast senkrechten Abstürze, welche westlich von der Wolfschlucht in den Himmel ragen. Denn da wir wegen der geringen Breite des Vorstrandes fast an dem Fuße der Höhen zu stehen genöthigt sind, erscheinen sie uns unüberschaubar hoch. Hier zeichnet sich besonders ein grandioser Fegel

aus, mit senkrechter Wandung stolz auf die Wellen unten blickend, gleich einer verschleierten Riesenjungfrau, deren Haupt ein Kranz von Zweigen schmückt.

Gehen wir dann den gewundenen Treppenpfad neben der Wolfschlucht in die Höhe und vertiefen wir uns in das Innere des Parks, so umfängt uns sofort tiefstes Waldesdunkel. Hier wagt die Art keinen Stamm zu fällen, keine Sense das Gras und die Glockenblumen zu mähen, aus Furcht, der Wind könnte in die Lücken einbrechen; und doch bricht er ein; hie und da liegt ein Ahorn, eine Esche ent wurzelt; der Waldboden klebt noch an den Wurzeln und ragt auf, wie ein umgefallener Tisch. Dort liegt der Stamm, verfault vielleicht. Denn dieser Warnickensche Park ist kein freundlich=heiterer Aufenthaltsort, es riecht dumpf und feucht in seinem Innern, wie in einem Bannwalde der Alpen; aber ganz besonders erinnert er an den Park der Villa Chigi in Aricia, wo auch die Stämme seit Jahrhunderten von der Menschenhand unberührt dastehen und die einen stolz zum Himmel streben, die andern vermodern. Kommen wir dafür südlich auf die Lichtung, wo ein Weizenfeld in Aehren steht, eine Reihe der schönsten Maulbeerbäume gedeiht, so umfängt es uns sonnig und warm, wie ein Hauch aus dem Süden.

Das Schönste aber sind doch die uralten Bäume, die Eschen mit ihren bald stolzen, bald vertrockneten Wipfeln, wahre Ygdrasil; dann die Eichen und Ahornbäume; Pappeln, so schlank und gerade wie Niesenkerzen. Denn Alles strebt hier in die Höhe und zum Lichte, der Zurückbleibende ist unrettbar verloren. Am erhabensten aber sind die uralten Linden mit ihren fabelhaften Knorren und Auswüchsen, die hie und da an Hirschköpfe erinnern mit stolzem Geweih. Ein Baum steht da, so fürchterlich klaffend, verknorrt und moosbewachsen, daß ich an einen Moloch denken mußte, der seine Arme ausbreitet, seinen Mund aufthut, um das Opfer zu verschlingen. Ein anderer, dicht daran, hat

sich schräge aufgerichtet wie ein zischender, qualmhauchender Drache; sein Rachen klast; sein Rücken ist gesurcht von lauter fußtiefen Rinnen, von dunkelgrünem Moose bedeckt, daraus die weißen, fußgroßen Pilze hervorleuchten wie die Schwären des Ungeheuers. „Aus Schlangentrücken ist der Saal gewunden,“ heißt es in der Edda vom Wohnsitz der Hel. Und sonderbar, auf diesen vermodernden Stämmen wachsen Aeste heraus, eigentlich nicht Aeste, sondern Stämme und heben ihre Krone in den Himmel, so jugendfrisch, so kühn, als könnte der alte Stamm, auf dem sie wurzeln, niemals zusammenbrechen, sie in den Sturz nicht hineinziehen. Denn für sie ist der alte Stamm gleichsam der Erdboden, der sie trägt, aus dem sie Nahrung saugen, sie wohnen auf ihm, wie die Menschen auf dem Besub, der sie auch begabten kann. Von diesen Bäumen gilt so recht, was der Dichter singt:

Die Wurzeln sind versunken in Nacht,
 Mit Runzeln ist der Stamm bedeckt,
 Doch sein Geäst in Jugendpracht
 Sich grün und frisch in die Wolken streckt.
 Was unten am Stamme verrunzelt ward
 In Knorren und Rissen rauh und hart,
 Das blüht hoch oben süß und hold
 Und trinket freudig der Sonne Gold.

Wie wunderbar auch diese Bäume im Warnickenschen Urparke uns erscheinen, sie werden weit übertroffen von der ungeheuren Linde, welche bei der Försterei Hirschau mitten im Walde steht, ein so fabelhafter Anblick, daß ich dreist behaupten kann, wir seien ihm kaum gewachsen. Ein Baum, der — um gleich mit Zahlen anzufangen, — an seiner dünnsten Stelle, der Mitte, noch etwa achtzehn Fuß im Umfange hat, der einem Ungeheuer gleicht mit riesiger Schulterbreite, und nach beiden Seiten seine Arme ausstreckt und spielend auf jeder Hand Bäume trägt. Die Knorren stehen an ihm heraus wie Treppenstufen, auf denen

man bis zur Höhe des Stammes steigen kann. An einer Stelle hat sich eine Vertiefung gebildet, eine Art Canellure, in welche ein Mensch seinen Rücken legen kann, gleich wie bei den Säulentrümmern des Jupitertempels zu Agrigent. Und dabei ist der Stamm noch nicht, wie in Warnicken, geborsten; doch sein Inneres ist hohl; es klingt dumpf darin, wenn wir an sein Holz schlagen, und vielleicht trifft sich's — wie ich es erlebte — daß ein Adler aus dem Loche oben fliegt und mit ruhigem Flügel-schlage sich über die Baumkronen aufschwingt.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zurück nach Warnicken — dem „Krähendorfe“, wie der unpoetische Name auf deutsch lautet. Vielleicht ist es seitdem Abend geworden über dem Walde, oder Nacht unter den dichten Baumkronen, die kein Sonnenstrahl mehr durchleuchtet und auch das bleiche Licht des Mondes nicht umdämmt. Selten singt ein Vogel hier, es sei denn, daß der rauhe Ruf der Krähe zu unserm Ohre dringt oder der sonderbare Klagelaut der Möve, die den kommenden Sturm verkündet. Im Südosten leuchtet es grell; bald ziehen die schweren Gewitterwolken herauf, krachend fallen die Schläge; der Regen prasselt erst auf die Laubmassen über unserem Haupte, dann durchbricht er sie und die Wasserstrahlen stürzen auf den durstigen Waldboden und werden von ihm gierig aufgesogen. Stehen wir am Steilufer, so erscheint uns die See nicht wellenbewegt, sondern nur wie ein Spiegel, dessen kristallene Fläche von einem Hauche getrübt worden; denn der Wind weht vom Lande und das hohe Ufer schützt die Seefläche vor dem Wüthen des Sturmes. Erst weiter rast er über die Wogen und weckt sie aus ihrem Schlummer. Und wie still es auch um uns ist in der Waldestiefe, die Baumkronen neigen sich und ächzen über uns, und die Stämme vibriren tönend. Aber der Gewittersturm legt sich; die Zweige schütteln die Regentropfen von sich, wir

Hören jetzt das leise Wellenathmen der See. Zwar der Mond bricht nicht hervor, aber die Vega funkelt schon über uns und bald auch die Sterne des Schwanz und die Capella im Norden, und dort im Westen strahlt uns, wie jeden Abend, das wechselnde Licht des Brüsterorter Leuchthurms.



Rügen.

Ein Inselbild.

So fuhren wir an dem hellen Morgen hinaus in die weite, weite Welt, durch das Schiffsgedränge im Pregel, den Holländer Baum und zwischen den Wiesen, die sich bis zur Mündung des Flusses bei Holstein hinziehen. Nur an dem Luftstrome erkannten wir, daß wir uns bewegten; im Uebrigen zog der Schraubendampfer Orpheus so lautlos ruhig hin, wie ein Luftschiff, das sich vom Winde treiben läßt. Bei Holstein treten die Ufer zurück, das Haff nimmt uns auf; wir blicken meilenweit über seine spiegelglatte Fläche auf die schönen Uferhöhen, welche in der Morgensonne roth-violett daliegen, wie ein Stück italischer Erde, auf Brandenburg und die einsame Höhe des Lenzenberges, die weit vorspringende Halbinsel Balga mit ihren rothen Schloßruinen, im Norden aber auf den weiten, monotonen Fichtenwald: die capornische Heide. Es ist eine echt ostpreußische Landschaft, dieses Haff mit seinen Ufern, Wäldern, Wiesen, Burgen und Ruinen.

Wir halten uns stets in dem Fahrwasser, welches durch schwimmende Tonnen bezeichnet ist; denn das frische Haff ist flach wie kaum ein zweiter See; die Flüsse führen große Massen von Einkstoffen mit, die es verschlammten, die Schifffahrt durch Bildung von Sandbänken unsicher machen. Da muß denn fortwährend mit Dampfbaggern gearbeitet, der Sand und Schlamm aus der Tiefe herausgeholt und fortgeschafft werden. Die Maschine ächzt und stöhnt, dazu knarren die Räder, und die Kettenreihe der Gimer, welche sich in die Tiefe senken und wieder aufsteigen, sieht gar sonderbar aus. Die Anlage erinnert im Allgemeinen

an ein Schöpfrad, wie es zur Bewässerung von Ländereien dient, nur daß beim Bagger die Eimer nicht an dem Radkranze befestigt, sondern unter sich zu einer — wenn ich es so nennen darf — Eimerschnur verbunden sind. Die Eimerschnur, oder Kette, die über Walzen geht, wird nun in Bewegung gesetzt, die eisernen Eimer steigen in die Tiefe und wühlen mit ihrer scharfen Kante den Boden aus, füllen sich mit dem Schlammfande, steigen in die Höhe und ergießen dann, auf der Höhe angelangt, ihren schmutzigen Inhalt in ein Becken. Auf diese Weise läßt sich der Haßgrund nach und nach vertiefen.

Wir erreichen Pillau nur in einem zweiten Bogen nach Süden hin, da von der Landspitze Wogram-Kamstigal im Norden eine Untiefe, ein sogenannter Hafen ausgeht, der uns zugleich beweist, daß an dieser Stelle einst festes Land gewesen.

Die See macht sich selbst durch das Tief noch bemerkbar mit langgezogenen Wellenschwingungen, so daß die „auf dem Strome“ liegenden Schiffe mit ihrer Spitze bald sich heben, bald senken.

Nachdem am Ufer einigen Förmlichkeiten, welchen die ausgehenden Schiffe unterworfen sind, Genüge geschehen, ging es hinaus nach Westen in die „wogende“ See. Aber ich brauche das Beiwort wogend nur als ein dichterisches; denn in Wahrheit lag auch die See so ruhig da und wellenlos wie das eben verlassene Haß. Jene Wellenschwingungen im Seetiefe waren nur der leise Nachklang einer frühern Bewegung, in der sich die See vielleicht ein paar Tage vorher befunden hatte. Diese ungeheure, schaukelnde Masse kommt, wenn sie einmal aufgewühlt worden, so bald nicht zur Ruhe. Daher ist es ein nicht seltener Anblick, die Seewellen in langen Schwingungen an das Ufer rauschen zu sehen, auch wenn die Oberfläche vollkommen eben und ruhig daliegt.

Auch daß die See „blühe“, erfuhr ich hier zum ersten Male. Unter dem mir längst bekannten Blühen des Haßs versteht man

die Entwicklung einer im Wasser schwimmenden Pflanze, welche nicht bloß dessen Oberfläche bedeckt, sondern in allen Tiefen angetroffen wird, und zwar in so ungeheuren Massen, daß das Haftwasser dadurch eine gewisse zähe Beschaffenheit erhält, und vom Winde nur schwer bewegt wird. Etwas Aehnliches nun kommt in der Ostsee vor. Wir fanden weite Strecken mit diesen Pflanzenfasern erfüllt, die ihrerseits wieder ganz verschiedene Farben hatten, so daß manche Stellen gelb, andere blau oder grün ausjahren. Mitunter befanden sich solche Farbenkontraste dicht neben einander, bald scharf von einander gesondert, bald in einander übergehend. Zielen gar die Sonnenstrahlen auf eine Stelle, während die andere im Schatten lag, so gab das die wunderlichsten Phänomene. Als schön konnte man dieses Farbenpiel unbedenklich nicht bezeichnen, aber als im höchsten Grade interessant, und wie gesagt, mir war es vollkommen neu.

Woher diese Pflanzen kommen, in welcher Ausdehnung dieses Blühen der See stattfindet, ist mir unbekannt. Vielleicht, daß es sich nur in der Nähe des festen Landes, wo die See keine bedeutende Tiefe hat, zeigt. Wir wenigstens hatten keine Gelegenheit, die Erscheinung auch auf der hohen See wahrzunehmen; denn die Fahrstraße nach Swinemünde folgt eigentlich durchweg der Küste. Nur auf kurze Zeit, etwa im Meridian von Danzig, verliert man die Küste im Osten und die im Süden aus den Augen; aber auch hier steigt bald die Halbinsel Hela auf mit ihren interessanten Dünen, ihrem Leuchtturm.

Da wir auf dem Meere wenig zu beobachten haben (nur selten fährt uns ein Kutter vorüber, oder ein Schooner), so richten wir unsern Blick ein wenig nach jener westpreußisch-pommerschen Küste, die wir ohnehin bis Swinemünde nicht mehr aus den Augen verlieren.

Welche Schwierigkeit hat nicht den Gelehrten die Erklärung des Namens Hela gemacht! Es ist offenbar das skandinavische

Häl, welches Absatz, Hacke bedeutet; und man braucht nur die seltsame Form dieser Halbinsel anzusehen, die von dem Festlande gleich einer Hacke, einem Stiefelabsätze ausgeht, um die Bezeichnung zu begreifen. Es kommt dazu, daß dieselbe wahrscheinlich zu einer Zeit entstanden ist, als die Halbinsel noch bei Weitem nicht die heutige Länge hatte. Möglicherweise kommt die Bezeichnung auch von dem dänischen Hale, welches Wort Schwanz, Schweif bedeutet, und einem solchen entspricht diese Landbildung gegenwärtig allerdings in einem noch höhern Grade. Das Vorkommen skandinavischer und namentlich dänischer Worte wird aber demjenigen nicht auffallen, der die Spuren dänischer Kolonisten längs der ganzen Küste der Ostsee von Rügen über Danzig, Samland und Kurland bis nach Finnland hin verfolgt. Bedeutet doch auch der Name Danzig nichts Anderes als: dänisch (dansk); denn lautete ursprünglich der Name auch Gdansk, so ist es ja andererseits bekannt, daß das G in solchen Fällen nichts ist als eine Aspirata.*

Da wo die „Hacke“ oder der „Schwanz“ sich an das Festland ansetzt, liegt Rixhöft mit seinem mächtigen Leuchtturme. Dieser Ort ist dadurch berühmt geworden, daß im Jahre 1851 bei der totalen Sonnenfinsterniß die Mittellinie des verfinsterten Erdstreifens gerade durch diese Stelle ging, weshalb sich hier auch gewissermaßen das Hauptquartier der beobachtenden Astronomen befand.

Weiter nach Westen steigt die Uferhöhe fast bis zur Meeresfläche herunter; wir erblicken einförmige, unendlich lange Dünenzüge, deren Existenz hier aber eine wahre Wohlthat ist, weil sie ein dahinter liegendes Sumpf-, Wiesen- und Bruchland, den Karwenbruch, schützen. Ohne diese Dünen würde er längst überfluthet, zerstört, zu Meeresgrund geworden sein.

* Simrock, deutsche Mythologie S. 206.

Sind aber die Dünen hier eine Wohlthat, so werden sie fast an der ganzen übrigen pommerschen Küste zu einer unsäglichen Plage. Wir verlieren diese in der Sonne fast weißen, im Schatten violett daliegenden Hügel selten aus dem Auge. Das Meer hat sie ausgeworfen, und nun wandern sie, seine bewegliche Natur fortsetzend, in das Land hinein und verwüsten die Felder und die Dörfer der Menschen. Vergebens stellen sich ihnen die Wälder in den Weg, gewaltige, Jahrhundert alte Eichen: — der tückische Sand überfluthet sie alle.

Aber nicht bloß die Dünen sind hier einförmig und trist, diese ganze pommersche Küste, vollkommen bucht- und hafenslos, hat etwas unendlich Monotonen und Ermüdendes. In sämtlichen Ostseeländern findet sich nicht eine zweite Küste von dieser Länge, dieser Einförmigkeit. Selten blicken Hügel, Wälder über den traurigen Dünensaum. Nur eine Waldhöhe nahmen wir schon mehrere Stunden wahr, bevor wir ihr gegenüber kamen, und als es geschah, da dunkelte gerade der Mittsommerabend. Die Schiffer nannten ihn Kästol, und ich schreibe den Namen nach, ohne seine Etymologie zu kennen. Sie erzählten auch eine Sage von diesem Berge, einem Räuber, der dort gehaust habe. Wenn ich recht vermute, so wird, wie es so häufig geschieht, die Sage aus dem Namen entstanden sein. Da Kol (Gol, Gor) slavisch ist und Berg bedeutet, so mag auch das Käf nichts mit Räuber zu thun haben. Vielleicht ist es gar das dänische Käv, Fuchs, also ein Fuchsberg, eine Bezeichnung, die ja so oft wiederkehrt.

Nun dunkelte es mehr und mehr; die Sterne traten hervor, die Capella, die Wage und das Siebengestirn des Bären mit dem „Augenprüfer“ Auch der matte Schein des Kometen wurde sichtbar, desselben, der wenige Tage früher in so hellem Glanze gestrahlt hatte. Zwei Deutsche, die aus den russischen Ostseeprovinzen kamen, erzählten, daß sie den Kometen wegen der Hel-

ligkeit der nordischen Abende bis dahin nicht hätten wahrnehmen können. Dann ging der Mond auf, tief unten am Südhimmel, erst matt-röthlich leuchtend, bis er endlich die Dunstschicht durchbrach und sein bleiches Licht über die Wellen goß. Eine mächtige Lichtpyramide, deren Spitze bis an das Ufer reichte, folgte unserer Bahn; und dabei zeigte sich eine mir neue interessante Erscheinung. Von der Stelle, wo sich die Spitze der Lichtpyramide befand, erhob sich zugleich eine dunkle Schattenpyramide in die Luft, und zwar so, daß ihre Spitze nach unten gerichtet war. Sie entsprach der erstern so genau, daß man sie deren Schatten nennen konnte. Offenbar entstand sie dadurch, daß die von dem Lichtglanze auf dem Wasser gereizte Netzhaut des Auges an dem matten Himmel nun eine entsprechende Dunkelheit zu sehen glaubte; wie wir ja auch das blendende Sonnenbild, wenn wir nach einem beliebigen Theile des Himmels blicken, als ein dunkles Schattenbild empfinden. Da wir hier eine von Lichtreflexen gebildete Pyramide vor uns hatten, so mußte sich nothwendig über ihr eine umgekehrte Schattenpyramide erheben, das heißt die letztere entstand, sobald wir zum Himmel über dem Wasser blickten. Daß dieselbe nur auf einer Täuschung des Auges beruhte, ergab sich schon daraus, daß dieses Schattenbild nicht wahrzunehmen war, wenn wir die Lichtpyramide durch ein vor das Auge gehaltenes Buch verdeckten.

Auf den in interessanter Unterhaltung mit den Freunden verfließenden Abend folgte keine Nacht. Eine eigenthümliche Dämmerung kämpfte mit dem Lichte des Mondes, und über dem Horizonte im Norden leuchtete ununterbrochen ein röthlicher Schein, zum Zeichen, daß es bald wieder im Osten aufstauen werde, das vor wenigen Stunden im Westen untergesunkene, freundliche Gestirn. Nur eine Stunde ertrug ich es in der erslickenden Atmosphäre der überfüllten Kajüte. Als ich um zwei Uhr auf das Verdeck kam, phosphoreszirte es bereits im Osten; der Mond

war untergesunken und der Himmel über uns wolkenbeladen. Das Schiff zog ruhig seine Bahn, so unaufgehalten wie das Rad der Zeit sich bewegt. Es liegt etwas Wunderbares in diesem ununterbrochenen Sichfortbewegen. Der Wanderer macht seine Pausen; der Eisenbahnzug hält immer, sobald nur wenige Minuten verflossen; das Dampfboot aber geht seinen Weg, wie von einer Nothwendigkeit getrieben. Nur ein einziges Mal auf dieser langen Fahrt hielt die Maschine ein paar Minuten lang, und da wurde mir zu Muth, als ob etwas Ungeheures geschehen müßte.

Auf dem hohen Meere, bei einer wochenlangen Fahrt, da mag der Eindruck dieser rastlosen Bewegung noch sonderbarer sein; ermüdender aber gewiß nicht, als mit diesem fortwährenden Blick auf die monotone pommerische Küste. Nun hielt das Dunkel sie zwar meinen Blicken verborgen, aber meine Sinne empfanden ihre Nähe auch jetzt, denn ein eigenthümlicher Land- und Kiefergeruch wehte mit dem Südwinde zu mir herüber. Dann begegneten wir noch einem gewaltigen Dreimaster, der mit ausgehängten Laternen, gleich einer Geistererscheinung, an uns vorüberzog, und dann tagte es, heller und heller. Die Sonne sandte ihre Lichtstrahlen voraus, gleich Pfeilspitzen, die sich in die Wolken am Himmel bohrten. Dann trat die Küste aus ihrem Dunkel; das Meer athmete auf mit seinen lichtunspielten Wellen, und endlich flog die Sonne empor, unmittelbar aus den aufschauern den Fluthen, und goß ihr belebendes Licht über Himmel, Meer und Land.

Was ich weiter noch bis Swinemünde gesehen, will nicht viel bedeuten. Die großartige Masse der Marienkirche bezeichnete die Lage der Stadt Kolberg; dann folgte weiter Dreptow, Ramin, dessen Namen von dem slavischen Worte kamen (Stein) herkommt und deshalb von der isländischen Rnyttlingasage ganz

richtig mit Steenborg übersezt wird; hierauf die Insel Wollin mit ihren mächtigen Waldhöhen und dem Seebadeorte Misdroh.

Von Swinemünde erblickt man beim Einlaufen in den Hafen nur die Leuchtthürme, die Molen und ein paar andere unbedeutende Gebäude, weiter den Goltm-(Gollen)berg. Die eigentliche Stadt nebst dem Hafen verbirgt sich hinter der Plantage, dem Buschwalde, der sie zugleich gegen die Seewinde schützt. Nach der dreißigstündigen Seefahrt sehnten wir uns nach einer belebenden Wanderung; wir machten uns daher sogleich auf, gingen mitten durch die Stadt und die Plantage, welche mit ihrer Dünenvegetation an Pillau, Kranz und Memel erinnert, und verfolgten das sandige Ufer bis Heringsdorf. Das liegt nun in der That ganz wunderschön. Sei es die köstliche Waldhöhe mit ihrem Gemisch von Buchen und Kiefern, oder die freundlichen Willen, die sich alle nahe und doch nicht zu nahe liegen, der bedeutende Blick auf die Fläche der See und die Höhen des jenseitigen Wollin, was den wohlthuenden Eindruck bestimmt: Heringsdorf ist mir vom ersten Augenblick an ganz sympathisch erschienen. Wir blieben dann auch bis zum Abende hier, zeichnend, badend und träumend. Vor die steile Uferhöhe hat sich ein breiter sandiger Vorstrand angesezt, auf dem die Menschen im unmittelbaren Anschauen der See und in der erquickenden Luft einen großen Theil ihrer Zeit zubringen. Da sind Bänke aufgeschlagen und Tische. Um manche hat man Weidenstetlinge gepflanzt, die nun ausge schlagen sind und schattige Lauben bilden.

Auf dem höchsten Punkte der Uferhöhe stehen mehrere Buchen, aber von dem Sturme so zerzaust und verwettert, daß sie aus der Ferne gesehen wie Kiefern erscheinen. Andere freilich, an mehr geschützten Stellen, haben sich frei entwickelt, in schönen Formen, und bilden ein erfrischendes Schattendach in der glühenden Julisonne. Wenn ich mich nicht irre, bilden die Buchen den ursprünglichen Waldbestand bei Heringsdorf. Erst später, als

man sie gelichtet, der Sturm in die Lücken eingebrochen und die Häuser der Menschen dort hingebaut sind, hat sich auch die Kiefer eingeschlichen, welche nun voraussichtlich die Buche einst ganz verdrängen wird.

Vor dem Untergange der Sonne erhielt die Luft eine so ätherische Klarheit, daß wir im Stande waren mit bloßem Auge die Granitz und den Thurm des dortigen Jagdschlusses auf Rügen zu erblicken. Auch die Greifswalder Die lag zur Rechten deutlich erkennbar mit ihrem Leuchtthurme. Wenn die Badegäste Recht haben, so gehört der Anblick Rügens von diesem Ufer aus zu den größten Seltenheiten.

So wanderten wir denn während des Sonnenunterganges, bei welchem sich der Himmel ganz orange gelb färbte, wiederum längs dem Strande nach Swinemünde zurück. Bei ein paar Fischerkähnen trafen wir eine ganze Gesellschaft von Kindern: und da Freund Penner die verlassen schöne Höhe noch mit ein paar Strichen skizzirte, fand ich Zeit, mich mit den Kindern zu unterhalten. Ihre Namen, die sie mir auf meine Frage nannten, waren zum Theil so sonderbar, daß ich sie hier anführen will; ich meine nicht die Vornamen; denn die gingen nicht über die Carolinen, Wilhelminen und Augusten zc. hinaus, sondern die Namen der Väter dieser Kinder. Sie lauteten: Utpadel, Stephan, Thimm, Bautsch, Maltzahn, Horn, Knuppel, Kohrt, Schwalbach, Stibbas, Boldt, Kracht, Naski, Whlke, Zamradt. Auch ein nicht Sprachkundiger erkennt sofort, daß die meisten dieser Namen nicht deutsch sind. Sie stammen in der That aus jener Zeit her, da diese ganze Küste bis Holstein hin von wendischen Völkerschaften besetzt war.

Erst am folgenden Vormittage konnten wir Swinemünde verlassen. Das Dampfboot, das uns nach Rügen bringen sollte, war überfüllt mit Badegästen, die nach Putbus zu gehen gedachten, und Reisenden aller Art. Wir ließen die „langen Berge“

zur Linken und später den Streckelberg, an dessen Fuß das nunmehr versunkene Bineta liegt. Es ist nicht der einzige Ort, von dem der Untergang als eine Folge des Frevelmuthes seiner Bewohner berichtet wird. Die jährlich erfolgende, unabwendbare Abspülung hoher Seeufer durch das Meer mußte nothwendig die Sage von untergegangenen Städten erzeugen; und nicht bloß die Sage, denn es ist unzweifelhaft, daß wirklich schon mehr als ein Ort von den anstürmenden Fluthen verschlungen ist. Selbst in den Alpen bin ich dieser Sage begegnet, diesen versunkenen Städten, an deren Stelle jetzt gewöhnlich ein See mit unheimlich schwarzem Wasser uns anblickt. Immer ist es der Frevel- und Uebermuth der Menschen, der diesen Untergang als eine Strafe des Himmels verschuldet, hier in Bineta wie in den Alpen. Vielleicht, daß dieser Zug der Mythe aus der biblischen Erzählung von der Zerstörung Sodoms und Gomorrha's entsprungen, an deren Stelle jetzt auch ein See: das todte Meer seine trägen Fluthen wälzt. Es ist aber eben so denkbar, daß die Ueberlieferung an allen Orten sich selbstständig entwickelt hat.

Nach dem hohen Ufer des Streckelberges nimmt die zur Rechten emporragende einsame Insel, die Greifswalder Die (Insel, gesprochen Gue) unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Mit ihren 40 bis 80 Fuß hohen Ufern erhebt sie sich gleich einer Festung aus dem Meere; auch sie leidet durch Abspülungen und Erdrutsche bedeutend. Die Einbuße, welche sie jährlich an ihrer Nordseite erfährt, wird auf etwa 10 Fuß angegeben. Da sie nur 80 Ruthen breit und 150 Ruthen lang ist, so wird sie voraussichtlich in hundert Jahren aufgehört haben zu existiren, wenn nicht das Ufer mittlerweile befestigt wird. Und es ist Schade um diese Insel, nicht bloß um ihres vortrefflichen Lehmbodens willen, welcher oft mit dem 28fachen Ertrage des ausgesäten Weizenkornes belohnt, sondern auch wegen der bedeutenden Erinnerungen, die sich an diese Die knüpfen. Ist dieselbe nämlich mit der Insel

Swold oder Swäld identisch, woran kaum zu zweifeln, so fand hier ums Jahr 1000 die heisse Seeschlacht statt, in welcher der nordwegische König Olaf Trygvasson wider die Könige von Schweden und Dänemark und seinen eigenen Sohn Jarl Erich focht. Snorre Sturleson erzählt den Hergang ausführlich, und nach ihm hat in neuerer Zeit Longfellow ihn wiederholt. Bekanntlich schlug Olaf den dänischen und den schwedischen König, unterlag jedoch dem Andrängen Jarls Erich und sprang zuletzt in voller Rüstung, von seinem Schilde gedeckt, in das Meer. Als man den Schild aufsuchte, war er darunter verschwunden. Und er blieb es auch. Aber das Volk konnte seinen Liebling nicht vergessen; es erzählte, daß König Olaf durch Schwimmen glücklich entkommen noch in fernen Landen wohne und einst wiederkehren werde.

In einem schönen Gedichte schildert der schwedische Geschichtsforscher Geijer, wie ein junger edler Normann Namens Gaute in das gelobte Land reist, dort verirrt und von einem Einsiedler gepflegt wird. Dieser erkundigt sich aufs Genaueste nach den Verhältnissen in Norwegen, wer jetzt König, und was das Volk von Olaf Trygvasson denke. Gaute erwiedert, daß die Einen ihn für todt hielten, Andere, daß die Götter ihn zu sich genommen, noch Andere, daß er sich aus den Fluthen des Meeres durch Schwimmen auf ein Schiff gerettet habe und noch am Leben sei. Der Eremit widerlegt die beiden ersten Angaben, erkundigt sich nach dem Normann Einar Tambarfskälver, der mit Olaf auf dem Schiffe „die große Seeschlange“ so tapfer gestritten, und trägt an ihn seine Grüße auf. Als nun der Pilger, in die Heimath zurückgekehrt, erzählt, was er im gelobten Lande erfahren, erwiedert Einar:

Sannerligen, broder Gaute,
Olof Trygvason du skädat.

(Wahrlich, du hast, Bruder Gaute,
Olaf Trygvasson geschauet.)

Gik en saga så i Norge,
 Länge kär för folkets sinnen:
 Fjerran vid den helga grafven
 Sitter hjeltan, konung Olof,
 Beder väl för Norges rike.

(Ging die Sage so in Norweg,
 Lange werth des Volkes Herzen:
 Ferne bei dem heil'gen Grabe
 Lebe noch der König Olaf,
 Bete für Norwegens Wohlfahrt.)

So eigenthümliche Sagen knüpfen sich an das einsame Eiland. Wir kehren ihm auf unserer Fahrt nach Rügen aber bald den Rücken; denn das Fahrwasser führt zwischen den Inseln Usedom und Rügen hindurch, nöthigt also das Schiff aus der nördlichen in eine westliche Richtung überzugehen. Wahrscheinlich ist dieser Sund zwischen den beiden Inseln einst durch die Peene gebildet worden, welche in alter Zeit hier gemündet haben wird. Der an Stelle dieses Flusses getretene Kanal, dessen Ränder durch Seezeichen erkennbar gemacht worden, leitet allein durch die Untiefen, welche die tiefer gehenden Fahrzeuge hier überall bedrohen. Denn wir befinden uns in einem Meere, das gewissermaßen an die Lagunen Venedigs erinnert, so flach ist es, so voller Sandbänke; und auch darin gleicht es den Lagunen, daß die fahrbaren Kanäle ursprünglich alte Flußbetten sind. Gewiß hat das Land auch hier in frühern Zeiten eine bei weitem größere Ausdehnung gehabt als gegenwärtig. Wahrscheinlich ist die Greifswalder Die noch ein kleiner Rest desselben, sowie die Insel Rügen, von der wir wissen, daß sie noch im 14. Jahrhundert mit der Insel Rügen zusammenhing. Ueber die Sturmfluth, welche Rügen von Rügen trennte, berichtet Berckmanns Stralsundische Chronik: „Im Jahre 1304 umme alle gades hilligen, wenede so ein groth stormwind, nicht gehört bi minschen thiden, böme uth der erden, dörpen, möhlen umme, und makede so groth watter umme dit land,

bet datt Nye=Deep uthbrack; und dar de von Eifere plegen eren weiten tho seyen up den Ruden und tho gande van dem einen Lande up dat ander, dat was water.“*

Infolge dieses Durchbruchs hat sich nun zwar das Neue Tief gebildet; es wird aber nur uneigentlich so genannt; denn dieses Tief ist so flach, daß die Seeschiffe es gar nicht passiren können, vielmehr zwischen Usedom und Ruden hindurch zu fahren genöthigt sind.

Ruden ist am berühmtesten dadurch geworden, daß der schwedische Gustav II. Adolf, als er im dreißigjährigen Kriege an den Kämpfen in Deutschland theilzunehmen beabsichtigte, hier zuerst den deutschen Grund und Boden berührte. Im Uebrigen ist es eine unbedeutende, unfruchtbare Sandscholle, nur von Lootsen bewohnt, deren Hülfe in diesem gefährlichen Fahrwasser eine Nothwendigkeit wird. Ihre Form erinnert an Hiddensöe, und wie diese Insel verlängert sie sich noch gegenwärtig von Norden nach Süden; doch biegt sie mit ihrem letzten Ende, einer vollkommen wüsten Sandspitze, nach Osten um, wodurch sie Aehnlichkeit mit dem Schwanz eines Skorpions erhält. Oder, will man sie mit etwas Großem vergleichen, sie erinnert auch an jene Sichel (Zankle), welche den Hafen von Messina umschließt.

Die Erhaltung und selbst Vergrößerung der Insel Ruden ist im Interesse der Schifffahrt sehr wünschenswerth; sie schützt die südliche Peenemündung, das Ostertief und den Greifswalder Bodden. Da die See den flachen Meeresgrund bei Sturm auf-

* Für diejenigen Leser, welche der niederdeutschen Mundart nicht mächtig sind, folge hier eine Uebersetzung obiger Worte: „Im Jahre 1304 um das Fest aller (Gottes) Heiligen wehte ein Sturmwind so stark, wie nie seit Menschenzeiten; derselbe stürzte Bäume, Mühlen und ganze Dörfer um, und machte so groß Wasser um dies Land, daß das Neue Tief ausbrach, und wo die von Zicker ihren Weizen zu säen pfl egten auf den Ruden und wo sie von einem Acker zum andern gingen, das war Wasser.“

wühlt, so wirft sie den Sand auf den Vorstrand dieser Insel, wodurch dieselbe an Größe zunimmt. Um nun den aufgeworfenen Sand zu fesseln, errichtet man quer über den Vorstrand, in nicht großen Abständen eine Art niedriger Zäune, die ich nach Art der in Strömen vorhandenen Schutzwerke: Strandbuhnen nennen möchte; denn auch sie sollen hindern, daß der aufgeworfene Sand wieder zurückgeschwemmt und der Vorstrand zerstört werde. Demnächst wird der Sand mit Dünenrohr bepflanzt und vollkommen zum Stehen gebracht. Man sieht, der Mensch weiß sich der revolutionären Einbrüche des Meeres, seines Feindes, zu erwehren, ja wohl gar thätig gegen ihn vorzugehen.

Längst haben wir die blauen Höhen der Insel Rügen vor uns erblickt; nun treten sie mehr und mehr hervor: das Thießower Höwt, die Höhe von Klein-Zicker, die Halbinseln Groß-Zicker und Reddewig, dazwischen die tiefen Buchten, welche hier Wiefen, anderswo in Rügen Bodden genannt werden. Und um es gleich an dieser Stelle zu sagen: alle die genannten Höhen, welche jetzt Halbinseln bilden und mit dem Festlande von Rügen in Verbindung stehen: Wittow, Jasmund, die Berge von Mönchgut und die Halbinsel Zuder, waren einst Inseln, welche erst später durch allerlei Anschwemmungen mit einander und mit der Hauptmasse der Insel in Verbindung gesetzt worden sind. Die Verbindung dieses Archipels ist bis jetzt erst auf der Ostseite Rügens vollendet worden; es ist aber gar keine Frage, daß sie auf der Westseite einst ebenso vor sich gehen wird. Der von Wittow ausgehende „Bug“ und die Landzunge Alt-Bessin der Insel Hiddensee werden sich in nicht langer Zeit mit einander verbinden und die letztere Insel zu einer Halbinsel machen. Auch Umanz wird aufhören eine Insel zu sein, gleichwie die andern Inselbrocken auf der Westseite Rügens. Die vereinigende Thätigkeit hat sich sogar in Betreff der Insel Wilm geäußert, welche aus zweien, einst getrennten Theilen besteht, die noch jetzt den besondern Namen Klein-

und Groß-Wilm tragen; und diese Insel liegt doch mitten in einer Bucht, wo die Meeresströmungen keine bedeutende Kraft mehr haben.

Mit seinen Waldhöhen legt sich dieser Wilm* gar freundlich vor die schöne Bucht von Putbus, als wolle er uns den ersehnten Anblick verdecken. Dann weicht er links zurück, und wir überschauen mit einem Blick dieses Panorama von seltener, wohlthuernder Lieblichkeit.

Freundliches Rügen, liebliches Eiland, wie viele Freude habe ich dir zu danken, welche Herzenserquickung! Du hast dem Wanderer den Irrthum nicht vergolten, der ihn so viele Jahre gefangen hielt, daß du ein gleichgültiges Stück Erde seist, unbedeutend wie das Festland, daran du dich anschließest; du hast ihm deine Tiefen erschlossen, deine Buchenwälder, deine steilabfallenden Küsten mit dem Blicke auf das weite blaue Meer. Du hast nicht die Stirn gerunzelt über den Fremdling, der dich so lange vernachlässigt hat, nicht dein schönes Antlitz verschleiert, nach Art einer Kokette; du hast dich ihm offenbart in deiner blendenden, sagenbeladenen, wunderbaren Fülle, in der Blütenpracht deiner Wiesen, wie in dem Reichthume deiner Felder. Du hast ihm deine freundlich-stillen Bewohner vorgeführt in ihrer wohlthuernden Gesittung; und wie das Erhabene nicht gefehlt hat: die Donnerwolke über dem weiten Meere, so hat sich dem Wanderer auch die stille Seligkeit deiner Mondnächte erschlossen, wenn er wie mit verzaubertem Ohre auf die leise ans Ufer rauschenden Wellen lauschte, oder auf die weißen Steilhöhen deines Ufers blickte, welches die Mondesstrahlen mit gelbem, warmem Lichte umspielten. — Du bist ihm ein wahres Ei= das ist Rugenland! Wenn der

* Die Leute sagen stets: der Film. — Ob das Wort wohl mit dem Falm auf Helgoland gleichbedeutend ist?

Wanderer dich erschaut, blickt er in eine Tiefe der Schönheit, wie wenn er in dem Hochlande der Karpathen einen See zu seinen Füßen hat, in den Rahmen gefaßt des wilden Felsens. „Meer-auge“ nennen die Bewohner einen solchen See. Du bist mir ein anderes Meerauge, das Auge der blauen, krystallinen Ostsee, und dein Rahmen ist das Meer. Die Wellen aber rauschen unaufhörlich an das Ufer, und ist es auch nicht der köstliche Bernstein, den sie an das Land spülen, so ist es doch die Sage, das geheimnißvolle Leben und Weben der Geister, was der Wanderer aus dem Gemurmel der Wellenstimmen vernimmt. Aber wie in so vielen dieser Inselnagen nur ein Sonntagskind die nicht zur Ruhe gelangenden Geister erblickt, so vernimmt auch nur ein solches, was die Wellen hier rauschen und die Vögel zu einander sprechen.

Schlage mir denn noch ein Mal dein Auge auf, süßes Gi-land, und laß mich tief in deiner Seele lesen!

Das rügensche Dampfschiff landet in Lauterbach, von wo ein freundlicher Weg hinaufführt zu dem Schlosse Putbus. Ich sage Schlosse; denn was Frau von Staël einst von Weimar äußerte: daß es keine Stadt sei, sondern ein großes Schloß, das gilt in viel höherem Grade auch von Putbus. Wohl haben sich da ein paar tausend Menschen angesiedelt und ihre Häuser in langen Straßenreihen hingestellt, man erhält jedoch nirgends den Eindruck einer Stadt; es sind Villen, die für die Fremden, die Badegäste hingebaut worden, mitten in den Park, in der Nähe des Schlosses, so daß man zu der Meinung veranlaßt werden könnte, alle diese Fremden seien nur die Gäste des Fürstenpaares, welches in dem Schlosse selber seine Wohnstatt aufgeschlagen. Und das sind sie in gewissem Sinne auch Alle. Vielleicht giebt es keinen zweiten Ort, wo den Besuchern eine solche Freiheit der

Bewegung zugestanden wäre, als in Putbus. Gehe wohin es dir beliebt, ruhe dich wo es dir gefällt, dich wird kein geschäftiger Diener zurecht-, keine Schranke zurückweisen. Dir stehen alle diese Plätze offen, diese Alleen und köstlichen Fernsichten; du darfst jeder Marmorstatue ganz nahe treten, darfst dich in unmittelbarster Nähe von der Wechtheit der chinesischen und japanischen Majolica-gefäße überzeugen. Es ist hier Alles dein.

Wenn du in deinem Gasthause zum Fenster hinausblickst, so liegt vor dir der herrliche Park, eine Reihe der köstlichsten Linden. Wie schön, — denkst du — wäre es unter den Linden zu sitzen, dort dein Frühstück einzunehmen! Du magst den Wunsch nur ruhig äußern; der Diener wird sofort deinen Tisch und Stuhl über die Straße tragen, und du darfst zu deinem Kaffee den Duft der Lindenblüthen trinken und dich an der Musik des Bienen-gehummes erfreuen. Wohl trennt eine Schranke den Park von der Straße; aber es sind Ketten, deren Bogen bis auf den Rasen niederhängen, gleichsam nur symbolische Schranken; denn hier gilt nicht bloß das Göthe'sche: Erlaubt ist was sich ziemt, sondern auch: Erlaubt ist was gefällt. Und die menschliche Natur ist so sonderbar, daß bei voller Freiheit ihr auch meist nur das Geziemende gefällt.

Ich weiß nicht, ob es dir auch so gehen wird, wenn du nach Rügen kommst, aber mir wuchs dieses Putbus schon in den ersten Stunden so an das Herz, daß ich es noch heute nicht davon loslösen kann. Und ich kam doch ergrimmt, ich möchte fast sagen in übler Laune dorthin. Seit der Ankunft mit dem Dampfboot in Lauterbach hatten wir bis zu dem ersten Gasthause des Städtchens auf dem Omnibus genau 57 Minuten gebraucht, während ich später denselben Weg zu Fuß in 18 Minuten zurücklegte. In dem Zeitalter der Eisenbahnen scheint das unerhört. Aber wer hat denn das Recht in Putbus (und überhaupt in Rügen) an Eisenbahnen zu denken? Die Menschen leben hier so ruhig, so

still zufrieden, daß es ihnen eben gar nicht einfällt, zu eilen und zu jagen. Ja selbst der Gewinn reizt sie kaum. Der Fremde möchte außer sich gerathen über dieses Phlegma, wie er es nennt, diese Interesselosigkeit. Glücklicherweise fand ich bald den rechten Standpunkt; und alsda erschien mir Putbus so reizvoll, so idyllisch abgeschlossen, daß ich eines andern schönen Eilands gedenken mußte, welches ich gleichfalls nach dem wüsten Lärm einer großen Stadt gesehen und so unermeßlich lieb gewonnen habe — Capri nämlich.

Ich bin denn auch die ersten Stunden durch den Park geirrt, so vollbeglückt, so traumverloren, wie einst auf dem schönen Sirenen-Eilande. Aber welch ein Kontrast diese beiden Inseln! Und ich will ja auch nicht vergleichen, ich will ja nur andeuten, wie so ganz verschiedene Gegenden doch denselben reichen Eindruck hervorrufen können. Waren es dort die sonderbaren Felsgestalten, welche immer von neuem zur Betrachtung und Bewunderung aufforderten, so sind es hier die wunderlichen Baumungeheuer, die man nicht weniger anstaunt. Da recken und strecken die Eichen ihre Arme aus über die köstlichen Rasenplätze, während der kolossale Stamm schon geborsten, weit auseinander klappt. Da sind es die ruhigen Edeltannen, die silbergrauen Pappeln, die nach dem Süden duftenden Platanen, die dich bezaubern. An einer ächten Kastanie wirst du Gelegenheit haben, das wunderliche Geäst, schwarze, gewundene Riesenschlangen, mit jenen ganz ähnlichen Wurzeln desselben Baumes zu vergleichen, die du stauend gesehen hast, sich über die Quadern des Emiffars im Albanergebirge winden. An den Teichen erblickst du die grünen „Haare“ der Trauerweide und der Esche bis auf den Wasserspiegel herunterhängen, und dicht dabei das Dickicht dunkler Tannen oder Erlen, aufsteigend zu dem lichtern Grün der Kastanien oder der Linden. Ein Gang ist ganz aus Buchen gebildet, und wenn du durch diese köstliche Halle wandelst, so wirst du an die

Gratbogen des Kölner Domes denken, die nicht grazioser, nicht majestätischer aufschließen, als diese moosgesteckten Nester. — Welch ein bezauberndes, scheinbar regelloses, und doch so harmonisches Durcheinander der verschiedenartigsten Baumcharaktere! Aber das Wunderbarste, für mich wenigstens, bleiben doch immer die Linden, die ich vielleicht noch niemals so dunkelschattig, so frei entwickelt, so sonderbar gesehen habe. Schon der Stamm! Sonst pflegt das eine Masse zu sein, eine einzige runde Säule, ohne vertikale Gliederung. Hier beginnt die eigenthümliche Entwicklung schon bei den Wurzeln, welche über den Erdboden herausragen, wie wenn sie den Baum heben wollten, hinauf zu dem schönen Himmel. Und diese eigenthümliche Wurzelbildung setzt sich in dem Stamme fort. Jede Wurzel treibt gewissermaßen einen besondern Stamm, die sich nun alle zu einem einzigen verbinden und nach Art der gothischen Pfeiler ein förmliches Bündel von Stämmen bilden. Zwischen den einzelnen Pfeilern entstehen dadurch nothwendig Vertiefungen, gleichsam Kanneluren, und so erinnert ein solcher Baumstamm in der That auch an eine der dorischen Säulen, auf denen der Architrav des Tempels lastet. Bei diesen Bäumen giebt es aber nichts Lastendes, zu Boden Drückendes. Nun gerade entwickelt sich das schöne Gezweige mit seinem rhythmischen Aufsteigen und Niedersinken; das hellgrüne Laub bekleidet die dunkeln, fast schwarzen Nester; und wenn die Abendsonne seitlich durch die Blätter strahlt, so glühen diese wie ein flüssig-grünes Gold, während die Nester ihre Schwärze bewahren. Sage ich nun noch, daß ein hellgrünes, sammetartiges Moos die Wurzeln und Stämme dieser schönen Bäume bedeckt, so erhältst du vielleicht ein Bild von diesen köstlichen Linden des Parks zu Putbus. Aber das Schönste bei ihnen ist doch der Blüthenduft; und dieser Duft und das ewige Bienengesumme, sei's bei Tage, sei's am Abende, ist in meiner Erinnerung mit Putbus so enge verbunden, daß ich mir Gines ohne das Andere

gar nicht denken kann; sie sind mir die seelischen Laute dieser sonst schweigenden Massen.

Alle diese reichen Eindrücke wurden mir gleich in der ersten Stunde zu Theil in diesem Parke; ich mußte mir gestehen, daß einen solchen weder der Heidelberger Park auf mich gemacht habe, noch der zu Weimar. Aber ich habe noch nicht einmal gesprochen von dem erfrischenden Blicke nach Süden über Lauterbach hinaus und den rüügischen Bodden. Hier ist es das Badehaus mit seiner imposanten Säulenhalle, was den Blick auf sich zieht, und die herrliche Waldinsel Bilm. In die Weite mag der Blick nicht schweifen, denn die See liegt wie ein Binnengewässer da, dem alle Perspektive ins Unendliche fehlt, und die pommerische Küste da drüben macht sich kaum als ein matter, blauer Strich geltend. Es ist eben die bezaubernde Nähe, die uns fesselt, das Ein- und Vorspringen des Landes, das Nebeneinander von Feld und Wald, und die Dörfer mit ihren rothen Dächern, Alles so behaglich, so reich, so still und friedlich, wie ohne einen Wunsch.

Gehen wir in solcher Stunde aus dem Parke weiter nach Westen, so gelangen wir zu dem Wildgehege, und auch die Rehe und die Hirsche schauen uns alle so friedlich an, als ob sie noch keinen Jäger gesehn hätten. Die Menschen bieten dir einen freundlichen Gutenabend, und wenn du sie anredest, so erzählen sie dir von den gnädigen Herrschaften, der alten Fürstin, die nun mit ihrem Gatten drüben in Bilmnitz ruhe, und der jungen, welche die „Oben“ nicht leiden könne, weshalb dieselben denn auch verkauft worden seien. Die — „Oben“ sind aber keine hochthronenden Götter, sondern einfach — Affen. Sprechen sie aber von „Fasanen“, so wirst du vielleicht merken, daß sie — Fasanen meinen. Auch mit ihrer unverständlichen Aussprache erinnerten mich die friedlichen Bewohner an Capri.

Putbus wird gewöhnlich als ein Seebadeort bezeichnet. Es ist wahr, man badet in der eine Viertelmeile entfernten, schwach salzigen Fluth, man übersehaut von der Höhe aus eine immerhin wohlthuende, weite Fläche: aber das Meer ist es nicht; es ist ein Binnentwasser, ein Haß, ein Landsee, aber nicht das unendliche Meer mit seiner erschütternden Stille, seinem Wellenrauschen, seinem Wüthen. Auch die Luft, die von dorthier weht, hat nicht mehr die Schärfe, den Salzgehalt der Seeluft. Indem sie über die Wälder weht, die Kleefelder und die Wiesen, entführt sie den Duft der Pflanzen, mildert sie ihre Strenge, wird sie zu einer weichen Landluft. Es athmet der Hauch des Südens aus ihr. Die See aber bringt es in ihrer Eingeschlossenheit zu keiner erheblichen Wellenbildung. Und rauschen auch die Wellen von Süden heran: die Insel Bilm hält sie auf, wie ein künstlicher Wellenbrecher; und deshalb badet man in dem Putbusser Seebade wie in einem Teiche. Der Badediener fragte, als ich ihm den Wellenschlag unserer Ostseebäder beschrieb, ganz naiv: wozu denn eigentlich die Wellen wären? Aber die Bedeutung dieses schönen Ortes beruht auch gar nicht in der See, es ist der Park, die herrliche Baumwelt, der köstliche Blick auf die See, was den Fremden fesselt. Das Seebad ist eine immerhin liebenswürdige Zugabe, die auch fehlen könnte.

Mir scheint daher Putbus so recht ein heimliches Asyl für weiche, traumhafte Menschenkinder, denen das weite Meer zu ernst ist in seiner Stille, zu furchtbar in seinem Aufruhr; aber auch ein beglückender Heilort für Kranke, denen diese immer frische und doch so weiche Luft unendlich erquickend sein muß. Für solche ist das imposante Gebäude mit seiner Säulenhalle errichtet, welches sich an den Waldhügel dicht am Seebade legt. Hier werden ihnen warme Bäder dargeboten, für welche sich das Putbusser Seewasser so vortrefflich eignet. Stehst du auf der Höhe am Park und blickst du hernieder auf dieses Landschaftsbild, diese

Säulenhalle, deren Weiß sich wegen der Ferne bereits mit einem bläulichen Dufte umzieht, so magst du dich ruhig nach der schönen Küste Siziliens hinträumen. Und weißt du an einem so heißen Sommertage hier, wie ich ihn erlebte, da der Südwind glühend über dieses Ufer wehte und die See tief-tiefdunkel daliegt unter dem azurnen Himmel, dann ist die Täuschung fast vollkommen. Aber ich habe auch einen kalten Nordsturm über diese Wipfel brausen sehen, und da war das schöne Bild verschwunden, und ich mußte einem Freunde Recht geben, der die Landschaft mit der am Mälarsee verglich.

Das ganze Putbus ist eine Schöpfung des im Jahre 1854 verstorbenen Fürsten Malte. Was ein einzelner Mensch in der kurzen Spanne seines Daseins vermag, wird uns hier wieder ein Mal recht klar. In der Mitte des Circus, eines weiten, von schönen Häusern umgebenen Platzes befindet sich ein hoher Obelisk, welcher gegenwärtig eine Krone trägt, während er früher in eine höhere, später vom Sturmwinde heruntergeworfene Spitze auslief, und auf ihm lesen wir die Worte: Gründung des Ortes Putbus 1810 durch Malte, Fürst zu Putbus. Blicken wir dann um uns und nehmen wir die saubern Häuser wahr, von denen einige wohl Paläste zu nennen, wie das Pädagogium mit seinem Steinportale; gehen wir weiter zu dem Theater mit seiner geschmackvollen Fronte, seinen Reliefs, den Kurgebäuden und all den andern für die Fremden errichteten Baulichkeiten, den Hunderten von niedlichen Häusern mit ihren Veranda's, Weinspalieren und Balkonen, so werden wir uns gestehen, daß es denn doch ein Resultat ist, darum man den nun heimgegangenen Fürsten beneiden möchte. Das sind Werke des Friedens von freundlicher, wohlthuernder Bestimmung; wir gönnen dem Schöpfer dieses kleinen Paradieses gerne die prächtige Marmorstatue, welche ihm seine Gattin im Jahre 1859 hat errichten lassen. Sie erinnert

an die des dritten Friedrich Wilhelm im Thiergarten zu Berlin und rührt wie diese von dem trefflichen Drake her. Nur daß hier statt der runden, mit den berühmten Reliefs versehenen Trommel, ein Würfel als Piedestal gewählt ist, auf dessen vier Seiten die bedeutendsten Momente aus dem Leben des Verstorbenen dargestellt sind.

Die Statue steht der Ostfaçade des Schlosses gegenüber, vor einer Baummasse, gegen welche sie sich mit ihrer Weiße vortheilhaft abhebt. Das Schloß selber macht mit seinen gewaltigen Säulen, den hohen Fenstern der Nordseite, den Ecktürmen einen freundlichen Eindruck. Ganz besonders ist es die Mitte der Westfronte, die in die Augen fällt. Hier erheben sich über einer breiten Treppe, auf deren Wangen zwei Löwen ruhen, drei Bogenöffnungen; darauf stehen zwei ionische Pfeiler und auf diesen lastet ein Architrav. Das Ganze steht frei da, durchbrochen, als Vorderwand für einen Hofraum, in welchem die Mitte der sterbende Fechter des Kapitols einnimmt, während an den Wänden Lorbeer- und andere südliche Bäume stehen. Das Ganze erinnert an ein Peristyl in den Häusern der Alten; nur daß hier Alles kolossal, massenhaft-wüchtig gehalten ist. Steht man draußen vor dieser Fronte und sieht man durch die Oeffnungen der Säulen da oben, durch welche der Himmel blickt, während der Architrav sich scharf dagegen abgrenzt, so giebt das mit dem dunklen Grün der Tannen und dem sonnenhellen der Eschen ein eigenthümliches Bild.

Athmen wir denn mit Behagen diese köstliche Luft, sitzen wir vor dem Abschiede noch ein Mal unter diesen Linden! Verschäumen wir auch nicht den allerliebsten Küchengarten zu besuchen, die freundliche Verkörperung des *utile dulci*. Oder ziehst du es vor im Osten um den Circus herum, oder durch das mit den Nachbildungen des borghesischen Fechters geschmückte Thor,

in den Kiefernwald zu gehen und den harzigen Geruch der Nadeln einzuathmen? Am Saume dieses Waldes blickst du weit nach Osten, und hier ist es besonders Bilmnitz und das Jagdschloß in der Granitz, unser nächstes Ziel, was uns in die Augen fällt.

Machen wir uns denn auf; unsere Rechnung ist schnell bezahlt, unsere Tasche über eine Schulter gehängt; hinaus, hinein in die weite Welt!

Welche Fülle rings auf den Aekern und den Wiesen! Es ist nicht bloß ein schönes, es ist auch ein reiches Land diese köstliche Insel. Der fette Lehmboden lohnt den Fleiß seines Bauers; der Kreideuntergrund begünstigt den Wuchs solcher Pflanzen, welche des Kaltes bedürfen, im hohen Grade. Die Häuser der Menschen entsprechen solchem Wohlstande; sie sind nicht groß, nicht elegant, aber behaglich und reinlich, und ihr Strohdach schützt eben so vortrefflich gegen das Uebermaß der Kälte wie der Hitze. Vor den meisten erblicken wir ein Blumengärtchen, daneben Obst- und nicht selten Ballnußbäume, welche hier zu auffallender Größe und Fülle gedeihen. Die Einfriedigung der Gärten, sowie die längs der Dorfstraße wird von Steinen gebildet. Aber auch diese erheben sich nicht nackt und kahl, wie im Süden Europa's, und hemmen den Blick, sondern sind nur drei bis vier Fuß hoch und mit Pflanzen bewachsen, die darüber hangen und die ganze Einfassung in eine lebende Hecke verwandeln.

So kamen wir durch Lonbitz, Bilmnitz und Nadelitz. Nicht wahr, das sind sonderbare Namen? Sie verleugnen eben ihren wendischen Ursprung nicht, und sind nach der Unterwerfung Rügens im Jahre 1168 von den deutschen Einwanderern adoptirt worden. Auch in Sachsen und der Mark Brandenburg begegnen wir eben derselben oft wiederkehrenden Endsilbe bitz.

In Nadelitz trafen wir auf das erste Hünengrab, einen mit Steinen besetzten, nun zerstörten Hügel. Mehr als das anti-

quarische Monument interessirten mich aber an demselben zwei alte Ulmen, deren Stämme dieselbe wunderliche Gliederung mit Kanelluren zeigten, wie die Linden in Putbus.

Dann nach Stresow, wo der verstorbene König seinem Vorfahr Friedrich Wilhelm I. ein Denkmal hat errichten lassen, eine hohe Säule, darauf die Statue des Letzteren steht. Die Inschrift besagt, daß Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, hier mit Friedrich IV., König von Dänemark, am 15. September 1715 gelandet sei und den Frieden erkämpft habe. Der Kampf aber fand gegen Carl XII. statt, welcher vergeblich versuchte, das preussisch-dänische Heer aus seiner festen Stellung bei Stresow zu verdrängen. Eine ganz ähnliche Säule erblickt man westlich von Putbus bei Neuencamp, errichtet zur Erinnerung an die Landung des großen Kurfürsten auf Rügen im Jahre 1678. Beide Male wurden die Schweden von der Insel vertrieben, beide Male fiel sie aber in dem darauf erfolgenden Frieden nicht Preußen sondern Schweden zu. Bei der älteren Landung kommandirte Derfflinger das Heer, bei der neuern „der alte Dessauer.“

Von Stresow gingen wir nicht auf die Hauptstraße, die nach dem Jagdschlosse führt, zurück, sondern in der Nähe der See zu einem andern Hünengrabe, welches am Ausgange eines Kiefernwaldes in einsamer Gegend daliegt und einen eigenthümlichen Anblick gewährt. Der längliche Hügel ist mit Heidekraut, Ginster, Wachholder und Gestrüpp überwachsen, an einzelnen Stellen zerstört und umgewühlt; aber die alten gewaltigen Steine, wahre Felsen, stehen noch da, aufgerichtet, mit sonderbaren Formen, und erinnern an eine Zeit, die wir näher zu bestimmen außer Stande sind. Diese Hünengräber — gestehen wir es uns offen — sind überhaupt nichts anderes für uns, als interessante Räthsel. Vergebens bemüht man sich, sie zu klassifiziren, ihre einstige Bestimmung zu errathen, d. h. ihnen noch eine andere beizulegen, als die von Gräbern; wir wissen nicht einmal, ob sie aus der

wendischen oder aus einer viel älteren Urzeit, etwa von germanischen Völkern herkommen. Solche Grabhügel sind keinem Volke ausschließlich eigen, werden vielmehr fast bei allen älteren angetroffen und erregen die Bewunderung der Fremden ebenso im südlichen Rußland, wie in Sardinien und in Dänemark. Das Volk versetzt dorthin Riesen, Dämonen oder Schätze. Man hat sie nun fast alle durchwühlt und zerstört, aber außer einigen Gefäßen, Waffen, Schmucksachen, wenigstens in Rügen, nicht viel darin gefunden.

Vielleicht, daß noch einst dieses Räthsel gelöst wird, vielleicht von Dänemark aus, wo man diesen Theil der Alterthumskunde mehr pflegt als in irgend einem anderen Lande. Halten wir uns bis dahin einzig an die malerische Seite dieser Denkmäler. Wir werden uns gestehen, daß es immerhin lohnt bei ihnen zu weilen. Zumal wenn wir uns in der Nähe dieser Steine nieder in das Gras setzen und sie nun gegen den Himmel sich abheben, im Hintergrunde der dunkle Fichtenwald und weiter der Spiegel des Meeres; wenn der Wind durch das Haidekraut weht, die trockenen Blätter an den Zweigen des Gestrüppes rascheln, eine Schlange leise sich durch die Halme des hohen Grases windet, so ist das ein eigenthümlicher Eindruck. Aber bedeutend kann man das Bild nicht nennen, nur höchstens interessant, nordisch.

Nicht weit von diesem Grabhügel bei Stresow befindet sich auf einem Hügel rechts vom Wege nach Lanken eine Kieferngruppe, die meines Erachtens viel eher die Aufmerksamkeit des Wanderers verdient als jedes beliebige Hünengrab. Sie sind offenbar die Reste des alten Waldes, der nun dem Pfluge hat weichen müssen, und sehen so sturmzerzaust, gerüttelt und verknorrt aus, wie mancher Mensch, der von einer dahingegangenen Generation nur noch allein zurückgeblieben ist. Von hier bis Lanken trifft man dann noch auf eine ganze Reihe alter Gräber.

Ranken bedeutet im Wendischen Wiese und führt seinen Namen noch heute mit Recht; es liegt in der Mitte erfrischenden Wiesengrüns. Wir aber hielten uns nicht auf. Die Sonne sank bereits hinter die Waldhöhe, welche im Norden ein tiefes Thal umschließt und auf seiner höchsten Spitze das Jagdschloß trägt. Es ist ein bedeutender Anblick dieses Waldgebirge im Dufte des Abends, mit dem Wiesenthale, auf welchem bereits einzelne Nebelmassen schwimmen, während der Himmel noch den glänzenden Schein des Tages bewahrt. In der Mitte dieses Thales liegt das Dörfchen Bleeßkow, so versteckt und verloren wie manches Dorf in den Alpen. Die Menschen standen vor den Thüren und genossen die Abendkühle nach der Hitze des Tages, oder schauten zum Himmel, der einen neuen heitern Tag versprach; die Kinder hielten in ihren Spielen ein und blickten uns neugierig an. Aber mehr noch als die Menschen interessirten mich in diesem weltverlassenen Dorfe die Gärten, welche vor einem jeden der einfachen fast ärmlichen Häuser sich befanden und mit den schönsten Rosen und weißen Lilien prangten.

Nun hat der Wanderer noch ein paar mit Ahorn und andern Bäumen bewachsene Hünenhügel zu durchschreiten, dann kommt er an das Thor des Wildparkes, übersteigt den hohen Zaun auf einer Treppe und gelangt alsbald zur Höhe des Berges auf einem breiten, mäßig ansteigenden Wege. Hier empfängt ihn ein weiter Rasenplatz, rings von den herrlichsten Eichen und Buchen umgeben, und am Nordende desselben steht das Försterhaus im behaglichsten Style erbaut, grazios und freundlich, und ladet den Wanderer zur Nachtruhe ein.

Der erste Eindruck auf dieser schönen Waldhöhe war kein angenehmer. Einige Besucher aus dem nahen Städtchen Bergen erfüllten die Luft mit einem abscheulichen Gesange und benahmen

sich auch weiterhin so rücksichtslos und laut, daß sie einen häßlichen Kontrast bildeten zu dem Waldfrieden, der uns umgab. Glücklicherweise entfernten sie sich bald. Dann wurde es ganz Abend, der Mond versuchte den Nebelschleier zu durchbrechen, der ihn umzog, jedoch ohne Erfolg; von Viertelstunde zu Viertelstunde klangen von dem nahen Jagdschlosse die Schläge einer Thurmuhr. Wir stiegen noch am späten Abende hinauf zur Schloßhöhe, welche sich gleich über dem Platze, darauf das Försterhaus steht, erhebt, und ließen die schweigenden, gewaltigen Massen, welche die Spitze der Höhe einnehmen, auf uns wirken. Auf keiner Bergfläche, sondern nur auf einer Bergkuppe stehend, von unbedeutendem Buschwerk umgeben, ohne alle Gartenanlagen, unmittelbar aus dem Waldboden aufwachsend, macht dieses Schloß in seiner Kolossalität einen unheimlichen Eindruck. Man fühlt sofort, auf diese Höhe gehört es nicht hin; dazu ist es viel zu groß, zu massig; es fehlt ihm der Baumhintergrund, die organische und künstlerische Verbindung mit dem Walde, daraus es aufragt. Es macht den Eindruck eines auf einen Präsentirteller gestellten Modells. Ich habe dieses Urtheil mir nicht an jenem Abende gebildet; damals erschien es mir einfach nur „verwünscht“ Denn man denke sich diese schweigenden Massen in dem Dämmerlichte der Nacht (das Schloß ist vollständig unbewohnt), mit den geisterhaften Klängen der Thurmuhr und den beiden heulenden Wölfen, die den Eingang bewachen, Brüdern des nordischen Fenrir vor der Gnipahöhle!

Nicht weniger sonderbar, unbehaglich, im ästhetischen Sinne, war der Eindruck am folgenden Morgen. Die Anlage des Schlosses ist höchst einfach. Vier Flügel, die an den Ecken durch runde Thürme verbunden sind; in der Mitte, jedoch den ganzen Hofraum einnehmend, ein kolossaler, gleichfalls runder, zinnengekrönter Mittelthurm. Der Styl mit seinen Rundbogenfenstern ist der sogenannte florentinische. Auf diese Weise bildet das Schloß vier Fronten, die einander fast vollkommen ähnlich sehen; jede

derselben könnte die Vorder-, Hinter- oder eine der Seitenfronten abgeben; es erscheint ganz willkürlich, daß der Eingang sich thatsächlich im Norden befindet. So entsteht nothwendig der Eindruck des Unheimlichen, selbst bei voller Tagesbeleuchtung; man glaubt ein Geschöpf zu sehen, mit einem Kopfe, aber vier Gesichtern. Die Fenster sind in den Mauern vertieft angebracht; das wäre nun wohl schön, ist auch sicher richtig, wenn es nicht zugleich auch an den runden Gathürmen durchgeführt wäre. Sieht man hier nämlich ein solches Fenster im Profil, das heißt in der Art, daß es für das Auge nur eine Linie bildet, so fällt aufs Unangenehmste der Einschnitt, die Unterbrechung auf, welchen die schlanke Thurm- linie durch die Vertiefung des Fensters erfährt; ganz abgesehen von dem Gefühle der Unsicherheit, welches ein solches Schwanken der aufsteigenden Mauerflächen erzeugt. Geradezu unschön ist aber die Verbindung des runden Mittelthurmes mit den vier Flügeln, welche ihn umgeben. Er steht in ihrer Mitte da wie eingekleidet, mühsam sich den Mauerflächen anschließend; es sind überall Winkel und Widersprüche sichtbar, die das Auge aufs Unangenehmste berühren. Dazu kommt ferner, daß der Thurm mit seiner unerhörten Dicke und Mächtigkeit der gewaltigsten Fundamente bedarf, die sich zwischen die Mauern der vier Flügel eindrängen und einklemmen wie ein Riese, der in eine Versammlung von Menschen tritt. Daß er aber auch ästhetisch sich zu sehr geltend macht und auch in diesem Sinne das ganze Bauwerk erdrückt, versteht sich hiernach von selbst. Dieser Thurm mit seiner ungeheuren Dicke und seiner Höhe von 150 Fuß würde allein dastehend einen wohlthuenden Eindruck machen, innerhalb des Gebäudes, auf welchem er lastet, erscheint er uns wie ein Alp. Es ist aber die vollkommenste Verkennung der Bedeutung eines Thurmes, welcher gewissermaßen die dem Gebäude, das er ziert, innewohnende Idee, also etwas Geistiges, sichtbar darstellen soll. Denn ein Thurm ist etwa was die Blüthe bei einer Pflanze: die letzte und

schönste Konzentration des ihr innewohnenden, schöpferischen Gedankens. Hier stellt er — man gestatte das Bild — nichts dar, als den ungeschlachten Pfahl, welcher zum Schutze der Pflanze in die Erde gesteckt worden.

Ich würde mich bei der Architektur dieses Jagdschlusses nicht so lange aufgehalten haben, wenn dasselbe mit dem Namen eines weniger berühmten Baumeisters verbunden wäre, als dem — Schinkels. Vielleicht, daß dem Meister besondere Voraussetzungen aufgedrungen worden; aber wenn ich nicht irre, trägt dieses Bauwerk gleich allen denen, die nicht den griechischen Styl haben, die bekannten Schinkel'schen Irrthümer an seiner Stirne. Und dann zeugen alle nach den Vorschriften des verstorbenen Fürsten Malte errichteten Gebäude, wie gleich hier nebenan das Försterhaus, von einem so feingebildeten Geschmack, daß ich ihm wenigstens nur ungern jene Irrthümer in die Schuhe schieben möchte. Aber Schade ist es unter allen Umständen um dieses Schloß; es hat nicht bloß Hunderttausende gekostet, es prätendirt überhaupt das bedeutendste Bauwerk Rügens auch in künstlerischer Hinsicht zu sein, und es ist ja bekannt, wie nachhaltig derartige Muster auf eine ganze Zeit und noch Jahrhunderte hindurch wirken.

Und es möchte schließlich noch Alles gehen, wenn es nur nicht auf der Höhe des Berges stände. Warum nicht auf dem Platze des Försterhauses, mit dem prachtvollen Hintergrunde uralter Buchen? Ihre Spitzen würde der Thurm noch immer überragen und der Blick in die Ferne unbenommen bleiben. Vom Standpunkte einer Warte aus betrachtet, hat freilich das Schloß eine überaus herrliche Lage. Von dieser imposanten Höhe von genau 485 Fuß entfaltet sich eine Aussicht, die denn doch zu dem Wunderbarsten zählt, was man überhaupt erblicken mag. Aber ich traf auch einen Moment, wie er in Jahren kaum ein Mal eintreten wird. Im Westen deckte eine vollkommene Nacht das ganze ebene Rügen; es zogen von dort die Wolken heran, grau-schwarz,

sich durch einander wälzend wie Ungethüme, die zur verderblichen Vernichtung über die Gefilde und die Wohnungen der Menschen stürzen. Rings um uns zu unsern Füßen lag der weite, fast unübersehbare Wald im tiefen Schweigen, nur von Zeit zu Zeit aufgerüttelt und geschüttelt von einzelnen Windstößen, die über die Waldeshäupter fuhren, als wollten sie dieselben aus dem tiefen Schlaftraume wecken. Im Norden, durch den Osten hindurch bis in den fernsten Süden, strahlte der Himmel in unendlicher Reinheit und Bläue. Wir erkannten ebenso die glänzenden Kreidewer Arfona's, wie die Greifswalder Die und den blauen Küstensaum Usedom's. Ueber dem Meere war das ein Gligern und Bliken, ein wunderbares Widerspiel des kampfgerigen Westens, ein blendendes Strahlen, so scharf, so stechend, daß wir es selbst in dieser Ferne kaum ertrugen. Da lag der Götter Lichtreich Walhalla. Und nun zogen die Wolkencharen heran, näher und näher; aufrauschte der Wald; schon fielen Regenschauer auf das Gezweige, prasselnd und fausend, daß wir es schon aus weiter Ferne vernahmen; und dann hüllten auch uns die Schauer ein; die Windstöße fuhren erst über unsere Häupter, dann unter, rings um uns und den trozenden Thurm, und die Wasser ergossen sich in ungeheurem Brausen und der Sturm heulte wie der Fenriswolf, wenn es zum Kampfe geht wider die ewigen Götter. Auch Surtur fehlte nicht, „der Feuerriese mit dem Schwert, von dessen Klinge scheint die Sonne der Götter.“ Bald ward nun auch die Sonne im Osten verdeckt, sie wurde „schwarz“, wie die Edda sagt, und das schöne Lichtreich versank im Meer.

Ganz unerhört war dieses Schauspiel, dieser plötzliche Wechsel, dieser Wandel, der sich in wenigen Minuten vollendete. Mir wurde ganz schwindelig zu Muth; und ihr werdet es mir nicht verdenken. Denn wie mir einst erst am parthenopeischen Gestade des Mittelmeers die Schönheit der homerischen Gesänge aufgegangen war, so that ich hier zum ersten Male einen vollen

Blick in die bis dahin unverstandene, gährende Tiefe der eddischen Sagenwelt.

Soll ich euch nach dieser Scene noch von dem Innern des Schlosses erzählen, der prächtigen, allerdings meist geschmackvollen Einrichtung, selbst auch nur von den Filzschuhen, welche sich unser Wanderfuß gefallen lassen muß?

Aber ihr erlaßt mir die Aufzählung solcher Dinge, die beim einmaligen Beschauen auch mehr verwirren als erfreuen. Lieber führe ich euch noch zu ein paar gefangenen Adlern, die in einem Käfig neben dem Försterhause saßen und gar traurig aussahen. Man mußte sie mit einer Stange reizen, sie ärgern, sollten sie ihre mächtigen Flügel entfalten, mit diesen um sich schlagen.

Auch die herrliche, uralte Buche, dem Försterhause gerade gegenüber, werdet ihr nicht ungelesen lassen, und zumal ihre eigenthümlichen, mit dem schönsten grünen Moose bewachsenen Wurzeln. Als seien es Hände und Finger, so greifen diese Wurzeln um sich, und krallen sich ein in die nährnde Erde; und so geht es weiter und weiter rings um den Stamm, so daß die Erde hier in weiter Entfernung mit den grünen Wurzelknollen bedeckt ist, welche nun alle dem mächtigen Baume Nahrung zuführen.

Der Regen hatte sich verzogen und nur von den Blättern troff noch das Wasser, als wir uns aufmachten, um weiter nach Norden zu ziehen. Der Weg senkt sich nur langsam. Am Parkthor verließen wir ihn und wanderten mit dem Wächter, der dessen Eingang zu bewachen hat, ostwärts in die Tiefe des Waldes. Uns zogen die romantischen Namen: schwarzer See, Teufelsgrund, Burgwall, — Waldpartien, die vom Parkthore etwa eine halbe Meile entfernt sind und von jedem Rügenfahrer ohne Gewissensbisse übergangen werden können. Ich habe kaum einen unbedeutenderen Wald gesehen, als diese Granitz; die Bäume sind zum größten Theile noch jung, bilden selten ein Dickicht und können sich durch jungen Nachwuchs nur schwer ergänzen, weil

die Hirsche, welche den Wildpark in großer Zahl bevölkern, die jungen Pflanzen abnagen. Langweilig kann ich deshalb diesen Gang doch nicht nennen. Bald interessirte mich eine Pflanze, bald huschte ein Hirschlein über unsern Weg; selbst ein Adler zog hoch über uns seine Kreise. Und das ist nicht zu verwundern, da der Horst eines Adlers auf einem Baume im Teufelsgrunde noch gegenwärtig existirt und geschont wird. Unser Führer, ein offenbar braver, ehrlicher Mann, wußte uns während des Gehens allerlei zu erzählen von den Hirschen, die man im Winter mit Häcksel von Stroh, auch mit Heu und Rüben füttere; und in der That standen an unserem Wege ein paar solcher Bestimmung dienende Schuppen. Die Hirsche sollen dann so zahm sein, daß sie sich von dem Fütternden beinahe berühren lassen. Weil die Thiere das ganze Jahr gerne Salz lecken, so hat man ihnen an verschiedenen Stellen eine Mischung von Lehm und Salz bereitet, die erst in einer Reihe von Jahren aufgeleckt wird.

Auch von seinen eigenen Verhältnissen sprach unser Führer, daß er mit seiner Mutter zusammen in dem Wärterhäuschen wohne und außer einem Morgen Ackerland acht Thaler den Monat an Gehalt habe. Das hielt er selber für nur wenig; auch meinte er: bei der Fischerei, auf die er sich verstehe, könne er mehr verdienen; „aber — setzte er hinzu — wir können doch nicht Alle Fischer sein!“ Täglich muß der Mann eine Tour längs der einen Hälfte des Wildzauns machen, mit seinem „Gstiment“ (Handbeil), Nägeln zc. versehen; findet er dann eine schadhafte Stelle, so kann er sie gleich ausbessern. Auch eine Flinte besitzt er. Aber daß er sich mit derselben dann und wann einen Hasen schieße, wie ich scherzweise äußerte, wollte er doch nicht zugeben. Wilddiebe, sagte er, gebe es hier überhaupt nicht, dagegen allerdings Holzdiebe, und auch das bestätigte er mir, was ich schon von meiner Heimath her wußte, daß die Leute den Diebstahl an stehendem Holz für gar keine tadelnswerthe Handlung hielten.

So verging uns der weite, nasse Weg durch das auffallend hohe Gras und Farnkraut ziemlich schnell. An einer Stelle fanden wir einen Stein mit der einfachen Inschrift: „Hier ruht ein finnischer Krieger 1806.“ Unser Führer wußte uns von demselben nichts weiter zu erzählen, als was der Stein schon besagte. Daß ein solcher Fremdling hier aber begraben worden, wird dem nicht auffallen, der sich erinnert, daß im Jahre 1806 sowohl Rügen als auch Finnland zu Schweden gehörten.

Auf unserem Rückwege kamen wir auch dicht am Rande der steilen Uferhöhe vorüber, dem sogenannten Kiekötower (Blickhinüber). Man überschaut von hier die ganze Procer Biek, links die schmale Haide, rechts die Spitze der Granitz (Granitzer Ort) und drüben die Halbinsel Jasmund, das Hochland Rügens, oder — wie es auch genannt wird — „das blaue Ländchen“ Das war denn nun das dritte blaue Ländchen, welches ich erblickte. Das erste hatte ich westlich von Danzig gesehen (die Höhen von Karthaus), das zweite in der Grafschaft Henneberg in Thüringen. Ich zweifle nicht, daß es noch viele solcher lieblichen blauen Ländchen giebt; fordert doch die Farbe solcher Hügelandschaft ganz von selber zu einer solchen Bezeichnung auf.

Vorn am Strande erblickt man eine Reihe von Steinen liegen, welche alle aus dem Ufer hinabgestürzt sind, als dasselbe nach und nach von den Meeresfluthen und mehr noch von den Tagwassern zerstört wurde. Noch weit in der Biek giebt es ein solches Steinriff, ein Beweis, daß das Ufer sich einst mindestens bis dorthin erstreckt hat. Aber auch diese Grenze ist eine ganz willkürliche: liegt doch die Annahme nur zu nahe, daß dieses ganze Rügen nur noch ein Felsen ist von jenem Urlande, welches einst den größten Theil der heutigen Ostsee eingenommen hat.

Der Führer schloß ein geheimes Pfortchen auf, wir drückten ihm die schwielige Hand und gingen weiter längs des Ufers, das sich allmählich zum Niveau der schmalen Haide verflacht, erst nach

Abbeck, dann ein wenig in das Land zurück nach Binz, das an dem Schmachtersee gar lieblich daliegt. In dem dortigen Gasthause fanden wir eine alte Frau, die uns einen vortrefflichen „Saß“ dicke Milch vorsezte und demnächst einen Brief vorlegte, den sie aus Berlin erhalten hatte, und den wir ihr vorlesen mußten. Gewiß hatte sie ihn sich schon ein Duzend Mal vorlesen lassen; aber der Inhalt gefiel ihr auch gar zu sehr, und ob mit Recht, das mögen die folgenden paar Sätze, die ich mir abschrieb, darthun.

Schon die Adresse des vor vier Wochen geschriebenen Briefes lautete so rührend: „An meine liebe Frau Halger in Binz auf Rügen.“ Im Briefe selber aber hieß es an einer Stelle: „Ich habe mir unterdeß auch die Welt noch weiter besehen; aber wo es am schönsten war, da fiel mir immer Rügen ein, und wo recht gute fremde Leute waren, da dachte ich an Frau Halger.“ Und weiter: „Sogar die wunderschöne Schweiz habe ich gesehen, wo der Schnee nie aufhört und der Schnee nie schmilzt, und dicht neben Schnee und Eis die schönsten Blümchen im fettesten Grafe blühen, und die Kühe die größten und vollsten Euter haben, daß sie wenigstens ihre zwanzig Quart täglich geben. Ach liebste Frau Halger, wie schön war es da! Die Schneekuppen der Berge spiegeln sich in vielen schönen und großen Seen ab, viel, viel größer als der Schmachtersee, so daß man mit Dampfschiffen darauf fährt, und ihr Wasser ist dunkelgrün wie Gras.“

Daß diesen Brief eine Dame geschrieben, erkennt man aus jedem Worte, aber auch die Innigkeit, womit dieselbe an das schöne Inselnd zurückdenkt, tritt deutlich hervor und erfreut den Wanderer, dem es vergönnt ist, noch mitten in den lieblichen Gegenden zu weilen, welche die Schreiberin erwähnt.

Der Weg längs der schmalen Haide ist für den Wanderer, der auf dem harten Sande der „Schälung“ (oder „Spülung“) gehen darf, das heißt auf demjenigen Saume des Vorstrandes,

welchen die hinaufleckenden Wellen immer von Neuem anfeuchten, keineswegs beschwerlich. Das ewige Rauschen der Wellen, das ihnen Ausweichen gewährt vielmehr eine fortwährende Unterhaltung. Anders mit den Wagen, welche diese Nehrung passiren und durch den trockenen Sand des Vorstrandes fahren; die Pferde, die Räder versinken in ihm; ein rüstiger Wanderer läßt sie in kurzer Zeit weit hinter sich. Erst später wird der Weg auch für den Fußwanderer beschwerlich, theils bedecken Kollsteine den Vorstrand, theils ungeheure Massen von Tang, die an einigen Stellen einen förmlichen Wall oder Deich (dänisch Tanggjerde) bilden. Und wie die Wellen einen solchen Deich aufbauen, so zerstören sie ihn auch wieder, denn aufgebaut wird er, sobald die Wellen kleiner werden, die Bewegung der Seeoberfläche nachläßt, zerstört aber, wenn die Wellen wieder weiter auf den Vorstrand spülen; dann werden erst einzelne Theile, dann ganze Stücken aus dem Tangdeiche fortgerissen, bis endlich die vollkommene Zerstörung desselben erfolgt. Wo der Tang längere Zeit so aufgeschichtet liegt, geht er in Fäulniß über und erfüllt die Luft mit einem unerträglichen Geruche. Anderstwo wird er von den Bewohnern zeitig fortgeschafft, die ihn zum Düngen ihrer Felder benutzen.

In Neu-Mukrahn endigt die Dünenwüste der schmalen Haide. Sofort tritt unser Fuß den schönsten Ackerboden, darauf der Weizen mit vollwichtigen Aehren gedeiht. Wir schlugen aber nicht den Hauptweg nach Sagard ein, sondern wandten uns rechts und verfolgten den seltener betretenen Strandweg, welcher über Krampas nach Sahnig führt. Hier trifft man hinter Mukrahn in einer weiten unfruchtbaren Haide auf ein Hünengrab, welches jedenfalls interessanter ist, als irgend ein anderes von mir auf Rügen gesehenes. Hier erkennt man noch die von aufrecht stehenden Steinen gebildete, mit zwei gewaltigen Steinplatten bedeckte Grabkammer, die jetzt allerdings geöffnet worden. Rings um den Hügel, welcher über dieses Grab geschüttet ist, stehen

riesige Steine, einer von ihnen sieben Fuß der Erde entragend. Ganz in der Nähe des Meeres gelegen, mit dem Blicke auf die Granitz, die Höhen der Prora und Nafelow, mitten in einer Heide, von Dornen überwuchert, macht dieses Grabmal allerdings einen bedeutenden Eindruck.

Leider konnten wir es nur mit wenigen Strichen zeichnen; der Abend sank herein, und wir mußten heute noch Saßnitz erreichen. Der Weg führt weiter durch einen stark gelichteten Wald, dann durch die Schlucht des Tribber Bachs, in welcher ein Felsblock durch seine ungeheure Größe (man schätzt sie auf 1500 Kubikfuß) in Erstaunen setzt. Hinter dieser Schlucht kommt man auf ein langes schmales Feld, rechts von der See begrenzt und links von der herrlichen Buchenhöhe der Stubbenitz. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß noch Niemand auf diese Partie aufmerksam gemacht hat, die mich an eine Alpe erinnerte. Oder war es bloß die milde Beleuchtung nach dem Sonnenuntergange, der vollkommene Frieden über dem Felde, über dem Walde, was mich so fesselte? Am Ende dieser Hochebene liegt Krampas, früher ein wenig, jetzt fast gar nicht mehr besucht von den Badegästen, die dem ganz nahe belegenen Saßnitz den Vorzug geben. Und doch würde ich für meinen Theil Krampas weit vorziehen. Saßnitz liegt in der Schlucht des Steinbachs, so enge, so unfrei und eingeklemmt, daß selbst die Seeluft dort nicht frei ein- und auszuwehen vermag. Wohl rauscht der Bach in der Tiefe über das Steingerölle gar anmuthig, die Häuser liegen an den Ufern desselben terrassenartig und erinnern an ein thüringisches Gebirgsdorf, aber an der See ist es nun doch einmal der Begriff der Freiheit, was uns am meisten fesselt. Die Wenigsten in Saßnitz können aus ihren Fenstern die See erblicken; sie müssen erst weite Gänge machen, sich den Blicken ihrer Nachbarn aussetzen; es fehlt eben jener unmittelbare, unbehinderte Verkehr mit der Natur, wie ihn andere Badeörter und wie ihn auch Krampas darbieten.

Aber schön bleibt Saknitz darum noch immer. Die Buchenhöhen der Stubbenitz bilden einen prachtvollen Kontrast zu dem ganz nahen Meere und fordern zu Spaziergängen im erquickenden Waldeschatten auf. Die Wellen rauschen über einen interessanten Vorstrand; denn er besteht ganz aus Koll-, meist Feuersteinen, die die wunderlichsten Formen zeigen und fortwährende Unterhaltung gewähren. Dicht am Ufer, oder auch weiter in dem Wasser liegen nicht bloß viele, sondern auch ganz gewaltige Felsblöcke, alle von den Wellen, die daran- und darüber-schäumen, geglättet und oft wie polirt.

Geht man längs dem Ufer nach Osten, so erhebt sich über dem Vorstrande die steile, meist bewaldete Uferhöhe. Die Buchen, die hier stehen, sind von den Seewinden zerzaust, halb verkrüppelt und verbogen. Sie zeigen, namentlich auch in ihrer Wurzelbildung, die seltsamsten Formen. An einzelnen Stellen des Ufers hat man eine Art Fahrbahn angebracht, um die mit Schlammkreide gefüllten Tonnen an das Seeufer herunter zu lassen und dort in die Schiffe zu verladen. Denn hier befinden wir uns nun wirklich in dem gelobten Lande der Kreide, und wenn auch nicht der Honig, so ist es doch die Milch, die hier in Strömen fließt.

Sehen wir nämlich den Steinbach sich durch die Schlucht und über die Steine ergießen, so erstaunen wir über den Milchbach, der selbst noch das grüne, klare Seewasser auf eine weite Entfernung färbt. Die Milchfarbe kommt von der Kreide, welche in der nahen Fabrik durch das Wasser des Steinbachs gereinigt, — wie es heißt — geschlämmt wird. Indem nämlich der Wasserstrom durch Kasten, die mit gemahlener Kreide gefüllt sind, hindurchgeführt wird, sinken alle schweren erdigen Bestandtheile zu Boden, und nur die reine Kreide bleibt zurück. Natürlich ist es unvermeidlich, daß auch ein Theil dieser Kreide von dem Wasser mit fortgeführt wird, und diese ist es, die den weiter fließenden Bach zu einem Milchflusse macht.

Wollen wir aber die Kreidelager Jasmunds selber kennen lernen, so haben wir hier eine vortreffliche Gelegenheit dazu in den beiden Gruben, aus welchen man die Kreide für jene Fabriken gräbt. Bekanntlich besteht alle Kreide nur aus den Schalen abgestorbener mikroskopischer Thierchen, welche in dem Meere, das damals hier fluthete, dem sogenannten Kreidemeere, zu Boden gefallen sind. Die Schalen haben sich denn auch nicht etwa zu einer steinharten Masse, einem Felsgesteine verbunden, bilden vielmehr eine ziemlich weiche, halb kleberige Masse, die sich zwischen den Fingern zerreiben läßt. Wo die Masse in den Grubentwänden frei zu Tage tritt, erscheint sie vollkommen weiß, mit einem eigenthümlichen bläulichen Anfluge, welcher aber wohl nur durch den Schein des blauen Himmelsgewölbes erzeugt wird. Am auffallendsten in dieser Kalkmasse sind von jeher die Feuersteinknollen gewesen, gelb-grau-bräunlich-schwarze Massen, die von wenigen Zoll Durchmesser bis zu einem von mehreren Fuß wechseln, und in der weißen Kreidemasse stecken, gleichwie Kosteln in einem Kapfluchen, nur daß sie regelmäßige Schichten bilden. Diese Schichten bezeichnen die Jahresringe der Kreidebildung. Alle diese Feuersteinknollen waren nämlich ursprünglich Weichthiere und Quallen, die in jenem Kreidemeere lebten, abstarben, zu Boden sanken und dort mit der Kieselsäure durchzogen wurden, welche auch die Schalen jener mikroskopischen Thierchen gebildet hat. Wahrscheinlich erfolgte das Absterben jener Weichthiere jährlich innerhalb eines kurzen Zeitraums; zu Boden sinkend mußten sie dann nothwendigerweise eine Schicht bilden. Da diese Jahresringe aber eine bedeutende Mächtigkeit von zwei bis drei Fuß haben, so folgt hieraus, daß der jährliche Niederschlag an mikroskopischen Thierchen eben so viel betragen haben muß. Bedenkt man dabei: daß auf einen Kubizoll Kreide Millionen solcher Thierchen gehen, so ist das freilich ein Resultat, welches uns mit Recht in Erstaunen setzt. Geschreckt durch die Größe desselben

hat man denn auch diese Jahresringe dahin erklären wollen, daß sie die Dauer eines idealen Jahres, das heißt überhaupt einen wiederkehrenden Zeitraum (von in sich nicht festzustellender Länge), repräsentirten. Erwägt man jedoch, daß die mikroskopischen Thierchen, nach Ehrenberg, noch heutzutage unsere Ostseehäfen beträchtlich verschlammten (bei Wismar geschieht die Versandung durch sie fast ausschließlich), und daß es einer fortwährenden Baggerung bedarf, um die für die Schifffahrt erforderliche Tiefe zu unterhalten, so erscheint es keineswegs übertrieben, wenn wir jene in der Kreide vorkommenden Schichten als den Niederschlag aus dem Zeitraume eines Sonnenjahres ansehen.

Dieser Darstellung, die ich mündlichen Mittheilungen verdanke, füge ich zur Erklärung der großen Zahl von versteinerten Weichthieren, die wir meist nur selten wahrnehmen (an manchen Theilen der Ostseeküste sogar nur höchst selten), folgende Schilderung von Boll aus dessen lehrreichem Werke über Rügen hinzu.

„Am Nachmittage des 8. August 1848 unternahm ich mit meinem Bruder von Krampas aus eine kleine Küstenfahrt nach der Mündung des Brismitzer Baches. Kein Lüftchen wehte, das Meer war spiegelglatt. Mit kräftigem Ruderschlage durchschnitten unsere Bootsleute schnell die Fluthen, obgleich unser Vordringen durch eine von Norden her entgegen kommende lokale Meeresströmung etwas gehemmt ward. Dieser am Ufer der Prozer Wiek hingleitende Strom führte eine Unzahl jener Quallen mit sich, welche theils flach ausgebreitet, theils glockenförmig zusammengebogen und mit dem Scheitel der Glocke vorwärts gefehrt in rhytmischer Bewegung sich etwas zusammenziehend und wieder ausdehnend, in fast ununterbrochenem, gedrängtem Zuge der Richtung des Stromes folgten. Die Größe der Individuen war sehr verschieden und sie stieg von der eines Thalers bis zu der eines flachen Tellers. Auch in der Färbung zeigten sich Unterschiede. Die meisten waren durchsichtig, wie farbloser Gallert;

andere hellviolett, als wären sie mit Jod gefärbt; noch andere endlich, und zwar zumeist die größern Exemplare, hatten die Farbe des Milchglases. Die Kiemenwülste und die Verdauungsorgane waren violett, oft etwas ins Bräunliche spielend. — Indem wir stromaufwärts fuhren, durchschnitten wir den Zug in einer Länge von etwa dreiviertel Meilen, ohne daß wir sein Ende erreicht hätten. Die Breite desselben kann ich nicht bestimmen, doch schien sie gleichfalls beträchtlich zu sein. Die Medusen schwammen theils dicht unter dem Wasserspiegel, theils in größter Tiefe; so weit ich in das Wasser hinabschauen konnte, waren alle Schichten desselben von ihnen erfüllt, und zwar in solcher Menge, daß an den Stellen, wo der Zug am dichtesten war, auf etwa je zwei Kubikfuß Wasser eine Meduse zu rechnen war. In den vorausgehenden vierzehn Tagen, obgleich ich täglich mehrere Male am Strande gewesen, hatte ich nur zwei Exemplare dieser Quallen gesehen.“ — —

Die Bewohner von Saßnitz zeichnen sich durch eine große Genügsamkeit, aber andererseits auch durch ein unerträgliches Phlegma aus. Das sollten auch wir kennen lernen. In dem Gasthause fanden wir Alles besetzt. Vergebens baten wir in verschiedenen leerstehenden Häusern um Aufnahme; auf eine Nacht — hieß es — lohne es nicht; es war schon ein Zeichen außerordentlicher Zuborkommenheit, wenn man uns mit dem Finger, ohne sich im Uebrigen zu rühren, ein anderes Haus als noch leer stehend bezeichnete. Als wir zweien Leuten, die vor ihrer Thüre saßen und Neze knitteten und uns gleichfalls abwiesen, unmutig erwiderten: „Aber wir können die Nacht über doch nicht draußen bleiben!“ — erhielten wir die behagliche Antwort: „Das schadet nichts!“ — und das mit einem Tone der Gelassenheit, daß Penner rief: „Könnte ich nur wenigstens diesen Ton vor Gericht stellen!“

Endlich empfing uns die freundliche Behausung des Schulzen Böttcher. In seinem Hinterstübchen war das Sopha wohl hart

wie der gestampfte Boden einer Tenne, aber ein löflicher Gierkuchen mit frischgeräucherten Bücklingen verschwendete seine Ueberredungskunst nicht an unerweichbare Herzen: wir verführten uns mit den Saßnikern.

Denn — fragte ich mich, wie früher schon in Putbus, natürlich erst, nachdem ich satt geworden, — welches Recht haben wir, von diesen ruhigen, friedlichen Menschen Beweglichkeit zu fordern und Geldinteresse? Sie leben so behaglich, daß es ihnen eben auf einen unerwarteten Gewinn wenig ankommt. Jeder hat seine vier Morgen Ackerland, hat das Ackerfeld der See, die ihm aus dem Fischfange reichlichen Erwerb darbietet; Bedürfnisse kennt er nicht. Schulz Böttcher lobte seine Mitbewohner als außerordentlich nüchtern, und empfahl, obwohl er selber eine Gastwirthschaft besaß, sein Brunnentwasser als vortrefflich. Nicht alle Rügenbewohner standen gleich hoch in seiner Achtung. Von denen in Binz bemerkte er: „Die trinken wie die —“, was ich schnell mit: „Schwämme“ ergänzte.

Dann führte er uns über die Dorfstraße in sein naheß Fremdenhaus; denn dieser Saßniker Krösus ist der Einzige, welcher zwei Grundstücke von zusammen acht Magdeburger Morgen besitzt! — Welch allerliebsteß, weißgetünchtes Stübchen! die Weiße versteht sich auf Rügen, dem Erblande der Weißheit, eigentlich von selbst; die Wände werden jährlich von drinnen „geweißt“ und von draußen; das geht nun einmal nicht anders; ja in Putbus ist es sogar ausdrückliches Gebot. In dieser Beziehung erinnerte mich Rügen ganz auffallend an die Umgegend von Neapel, wo auch Alles schneeweiß getüncht ist, was nur einigermaßen nach einer Mauer aussieht. Nicht weniger zart waren die saubern Gardinen, und über dem Spiegel erinnerte eine halb verdorrte Epheuranke daran, daß diese schöne Waldbodenpflanze hier so recht zu Hause ist. Erwähnen muß ich ferner, daß in allen einfachen Gasthäusern auf Rügen das Dedbett keinen lin-

nenen Ueberzug erhält und daß die Fensterkrampen sich nicht am Fensterkopfe, sondern am Fensterrahmen befinden. Ich bemerke diese Eigenthümlichkeiten für diejenigen, welche nach dem Vorgange Niehls aus solchen Sitten tiefgehende Folgerungen ziehen.

Von Sahnitz nach Stubbenkammer unten am Strande zu wandern, ist äußerst beschwerlich, weil der ganze Vorstrand mit kleinen Feuersteinen bedeckt ist, welche durch die Sohle der Schuhe hindurch Schmerz erregen, oder mit großen Blöcken, auf denen zu gehen überhaupt nicht möglich ist. Viele Reisende fahren daher zu Wasser nach Stubbenkammer, wobei sie den Anblick der erhabenen Uferbildung haben, den sonderbaren Kontrast der weißen Kreidebildung und des dunkeln Buchengrüns; und gewiß ist dieser Weg dem durch die Stubbenitz auch vorzuziehen; der Wald zeichnet sich nicht durch Schönheit der Stämme aus, der Boden ist der einförmige einer Hochebene, nur selten unterbrochen von kesselartigen Vertiefungen, welche früher Teiche gewesen sein mögen, nun aber vertorft und zu Wiesen geworden sind.

Diese Halbinsel Jasmund, die vor ihrer Verbindung mit Rügen und Wittow durch die beiden Nehrungen der schmalen Haide und der Schabe eine Insel war, gehört ihrer geologischen Bildung nach ganz jener Zeit an, als das Kreidemeer an Stelle eines großen Theiles der Ostsee hier wogte. Durch unterirdische (plutonische) Kräfte wurde dann der Boden dieses Meeres emporgehoben und es erstreckte sich damals ein weites Kreideland von der Insel Mön ab über Rügen bis tief nach Rußland hinein. Dieses Land wurde später, wahrscheinlich in Folge des Durchbruchs der bothnischen und der finnischen See, sowie durch weiteres allmähliches Abspülen zerstört, und es blieben nur ein paar verlorene Felsen übrig: Stevens Klint auf Seeland, die Insel Mön, Rügen 2c. Ueber die geologischen Verhältnisse der Insel

Möen besitzen wir ein höchst anschaulich geschriebenes Werk von dem Dänen Buggaard; die Struktur Rügens, das mit der Bildung Möens übrigens eine auffallende Aehnlichkeit besitzt, ist mit gleicher Sorgfalt noch nicht erforscht worden. So viel ist aber klar, daß hier ein durchgehendes Aufsteigen von Westen nach Osten, genauer: von Südwesten nach Nordosten stattfindet. Nicht bloß die ganze Insel Rügen steigt in dieser Richtung auf, auch die einzelnen Theile: Wittow, Jasmund. Infolge dessen findet man die größten Landerhebungen im Nordosten dieser Halbinseln; und da das Ufer hier (wahrscheinlich seit Jahrtausenden) abgespült ist und zerbröckelt, so entstehen die großartigsten Kontraste gerade auf dieser Seite. Bald streckt hier das Ufer in einer langen Wand seine Stirn dem Meere entgegen, bald ist es zerklüftet, in Würfel, Säulen, Spitzen und Pyramiden, von den wunderlichsten Formen. Hier und da ist das Hochplateau von kleinen Bächen gefurcht, welche so lange gewühlt und gespült haben, bis sich eine Rinne bildete, die sich durch Nachfallen des Erdreichs, der Kreide, dann mehr und mehr verbreitete, so daß sich schließlich ein kleines Thal — eine Lithé — bildete. Ganz eigenthümlich sind andere Vertiefungen, einem Krater gleichend, nur daß der Theil, der nach der See zu gelegen ist, fehlt. Die Spanier pflegen dergleichen Bildungen in den Gebirgen Amerika's und auf den kanarischen Inseln eine *cuchara* (Löffel) zu nennen, während sie den vollkommen geschlossenen Krater als einen Kessel (*caldera*) bezeichnen. Solche Kessel kommen am Jasmunder Ufer gar nicht vor, wohl aber Löffel, und die allerschönsten findet man an der großen und der kleinen Stubbenkammer. Sie entstehen theils durch unterirdische, dem Seeufer nahe Quellen, welche Erdrutsche hervorbringen, theils durch Regengüsse und Wasserrinnen, die vom Hochplateau gerade an dieser bestimmten Stelle hinunterführen.

Nirgends erblickt man das ganze bis vierhundert Fuß aufsteigende Kreide-Ufer vollkommen entblößt oder gar in senkrechter

Erhebung. Ich kann es nicht bestimmt genug aussprechen, daß die Kreide keine Felsen bildet, also auch nicht deren Festigkeit hat, nicht deren bestimmte, scharfe, scharfgeschrittenen Linien. Die Kreidebildung würde eine vierhundert Fuß hohe senkrechte Wand gar nicht zulassen. Das Ufer ist daher durchweg abgeschragt. Nur einzelne Theile desselben, namentlich in der obern Hälfte, steigen oft äußerst kühn, in fast senkrechten Bildungen hinan, die untere Hälfte wird selten von einer solchen Wand gebildet, besteht vielmehr aus einer, allerdings noch immer sehr steilen Böschung, gewissermaßen dem Piedestal der obern Hälfte. Was bei einem Gebäude die Strebepfeiler, das ist hier diese untere Böschung; sie hält, sie unterstützt und trägt die kühnen Wände, Spitzen und Zinnen über ihr. Ihre Entstehung ist leicht zu erklären, es ist der Schutt, welcher vom Ufer losgebröckelt und hier angehäuft ist. Indem die Wellen von diesem Schutte fortspülen, andererseits die Wetter an der Mauer oben zehren, werden beide zwar langsam aber unrettbar zerstört. Ganz besonders schädlich wirkt aber der Frost, der das in den Fugen der Kreide angesammelte Wasser gefrieren macht und auf diese Weise oft große Stücke des Ufers lossprengt. Solche hinuntergestürzte Massen findet man oft unten auf dem Vorstrande liegen; sie schützen dann ihrerseits das Ufer gegen den Andrang der Wellen so lange, bis sie selber zerstört sind. Hiernach ist es klar, daß alle weniger leicht zerflöhrbaren Stoffe, wie Felsgestein und Feuersteine auf dem Vorstrande niedergelegt werden müssen, bis sie dort zerrieben oder beim weitem Zurückweichen des Vorstrandes auf dem Meeresgrund abgelagert werden. Wir finden den letztern daher bis weit in die See hinein, überhaupt soweit als wir den Meeresgrund noch erblicken können, mit großen Blöcken bedeckt, die alle aus dem Ufer heruntergestürzt sind.

Die hervorspringenden Theile des Ufers zwischen Saksitz und Stubbenkammer werden „Orte“ genannt, die wenig einsprin-

genden Buchten „Hufe“ Seefahrer haben einzelnen steilen Höhen dann noch die Bezeichnung einer „Klint“ gegeben, ein Wort, das ebenso auf Seeland und Mön wie auf Gottland zur Bezeichnung eines steilen Ufers gebraucht wird.

Interessant ist es, die einzelnen Namen dieser Uferstellen von Sahnitz aus zu verfolgen. Hinter der zweiten Hufe heißt das Ufer die Bläse, dann folgt das Gakowufer, der Hengst, ein riesenhafter, ziemlich regelmäßiger Kreidewürfel, darauf die Litho des Lenscher Bachs und endlich eine lange schroffe Kreidewand: der Wiffower Ort (von dem slawischen wisoki „hoch“). In der dritten Hufe kommt zuerst die Litho des Wiffower Bachs, dann die malerischen Wiffower Klinten, der Leescher Bach, das waldige Schnakenufer, die weißen Tippen, die Litho des Tipper Bachs und der Tipper Ort. Das vierte Hufe zeigt das Fahrnitzer Kreidewufer, das Fahrnitzer Loch, die Fahrnitzer Kenne, das hohe, in viele thurmartige Pfeiler zerfaltene Kieler Ufer, die schöne Litho des Brismitzer Bachs, dann die drei „Höwen“ (Bläse-, Hill- und Brinkufer), das Hundkröse, die Litho des Kolliker Bachs und die imposanten Kreidemassen des Kolliker Orts, der mit einer hohen Waldecke diese Hufe beschließt. Die letzte Hufe endlich beginnt mit einem waldigen Ufer, der Mönch genannt, mit dem Mönchssteige; dann folgt die Aese und der Aeser Ort, darauf der Steinbach und der mitte Placken (weiße Fleck), eine kleine aus dem Gebüsch hervorragende Kreidewand, und dann endlich Klein-Stubbenkammer, die Litho der Golchaquelle, der Königsstuhl und hinter ihm grünes Waldufer, womit diese Hufe abschließt.

Stubbenkammer ist nicht bloß die letzte, sondern auch die erhabenste dieser interessanten Uferbildungen. Die Phantasie der früher hier wohnenden wendischen Völkerschaften erblickte in den zerklüfteten, aufsteigenden Kreidewänden eine Treppe; denn Stubbenkammer ist aus stopien (Stufe) und kamen (Stein) zusammengesetzt, und erst die deutschen Einwanderer haben das

Wort so sonderbar verstümmelt. Vielleicht daß damals die Uferbildung wirklich an eine Treppe erinnerte, denn verändert hat sie sich seitdem gewiß in einem hohen Grade. Die Phantasie der Menschen giebt bei solchen Dingen aber nicht viel auf eine zutreffende Aehnlichkeit, das wissen wir schon vom Monde, dessen Flecken bei den verschiedenen Völkern bald ein Gesicht vorstellen, bald einen Lastträger, bald Kain mit dem Dornenbusch und Anderes.

Nähern wir uns diesem berühmtesten und unbestritten bedeutendsten Punkte Rügens von der Westseite, aus dem tiefen Wald-dickicht der Stubbenitz, so erblicken wir anfangs nichts als den flüchtigen Schimmer des blauen Himmels, der durch die gewaltigen Buchen bricht; dann lichtet sich der Wald, wir überschreiten einen Platz und befinden uns plötzlich an einem tiefen Abgrunde, einer von fast senkrecht emporstarrenden Kreidewänden umschlossenen euehara. Die sämtlichen Schluchten und Rinnen dieser vollkommen nackten Wände vereinigen sich gerade vor unserm Fuße tief unten in einem einzigen Brennpunkte, von dem aus die steilen Abhänge nach beiden Seiten zurückweichen, um einen freien Blick auf die See zu gewähren. Von dem Brennpunkte aus ragen noch zwei einsame Spitzen oder Pyramiden, wie die isolirt stehenden Pfeiler eines Thores in die Höhe. Den Rand dieser sonderbaren Kesselbildung fassen gewaltige Buchen ein, die einen gerade zum Himmel ragend, die andern gesenkt, wie zum Sturze geneigt, andere verkrüppelt und vollkommen verdorrt. Das Astgezweige, das belaubt wie das abgestorbene, hängt weit über den Abgrund, verdeckt zum Theil die vor uns aufsteigenden Kreidewände und bildet in seiner Gesamtheit einen Bogen, wenn man will, eine Laube über dem Abgrunde. Umschlossen von dem blendenden Weiß der Kreidewände unten und dem dunkeln Buchengrün darüber erblickt man das Meer, in einer so ungeheuren Ausdehnung, daß man Mühe hat, diesen scheinbar hoch in der

Luft schwebenden Seehorizont für das Ende des Meerespiegels zu halten. Strahlt das Meer in demselben azurnen Blau wie der Himmel darüber, so blicken wir wie auf einen Himmel zu unsern Füßen. Ich habe das Meer gesehen von Bergen aus, die mehrere tausend Fuß hoch waren, aber niemals ist mir der Horizont so ungeheuer, so maßlos hoch erschienen. Das kommt daher, weil wir uns hier nicht auf einer freien Bergspitze befinden, sondern auf einer Hochfläche, und daß wir an den beiden vorspringenden Enden der cuchara die Höhe des Seehorizontes gewissermaßen abmessen können. Obwohl diese vortretenden Spizen noch mit Buchen bewachsen sind, kommt der Seehorizont doch noch hoch über die Landgrenze zu liegen und reicht an die halbe Höhe dieser Buchen.

Diese halbtrichterförmige Oeffnung des Ufers mit ihren Spizen, Pyramiden und Buchen bildet die große Stubbenkammer. Was wir von hier oben erblicken, ist aber nur genau die Hälfte der ganzen Uferhöhe. Diese beträgt nämlich etwa vierhundert Fuß. Scheinbar verbindet sich der gedachte Brennpunkt zu unsern Füßen gleich mit dem Seestrande, es ist eine Täuschung; denn die beiden in diesem Brennpunkte befindlichen Pyramiden stehen genau in halber Uferhöhe, es folgt ihnen also nach unten hin noch ein Abhang, welcher der Tiefe der cuchara oben gleichkommt und nur zufällig von der obern Hälfte verdeckt wird. Sieht man das Ufer vom Seestrande aus, so erblickt man wiederum nur den untern Abhang bis zu den Pyramiden, von der Schlucht über ihr aber nicht das Mindeste.

Von derselben Form, im Großen und Ganzen, ist auch die kleine Stubbenkammer, welche südlich von der großen liegt, und von ihr durch ein Waldthal, in welchem die Quelle Golcha rinnt, getrennt wird. Nur ist hier die cuchara größer, mehr gegliedert und fällt weiter nach Süden hin bedeutend ab, so daß man von diesem südlichen Horne derselben auf das nördliche hinauf blickt

wie auf ein Vorgebirge. Auch hier stehen in einem ganz ähnlichen Brennpunkte ein paar Pyramiden, nur unendlich kühner als jene bei der großen Stubbenkammer. Ich halte diese kleine Stubbenkammer überhaupt für bei Weitem großartiger und malerischer, als die große, und bedaure, daß sie neben ihrer stolzen Schwester als das Aischenbrödel behandelt wird.

Gewiß wird es wenige Reisende geben, und wenn sie auf den Höhen der Alpen gestanden hätten, denen diese wunderbare Uferbildung nicht imponirt. Es ist wahr, das Baumgrün über diesen Kreidewänden bildet fast einen zu starken Kontrast mit dem blendenden Weiß, zumal wenn die Strahlen der Morgensonne darauf fallen; der Pflanzenwuchs oben, der sich von den Kreide-Abhängen scharf sondert, sie nirgends überzieht, hat etwas Perrückenhaftes; es fehlt die organische Verbindung, die reizvolle Vermischung von Pflanzen und Felsen: dennoch stehen wir bewundernd vor dieser Bildung, deren unausgegliche Gegenätze doch schließlich in dem Meere ihre harmonische Auflösung finden.

Aber alle Bedenken verschwinden, ganz bewundernd stehen wir da, wenn Abends das Mondlicht auf die weißen Abhänge fällt. Bei Tage sehen sie entweder blendend weiß aus oder nehmen einen bläulichen Schimmer an. Dann haben diese wie in langen, mächtigen Falten herabfallenden Abhänge den eigenthümlichen Lüstre, den wir am Atlas bewundern.

Im Mondlicht verliert sich dieses bläuliche Weiß, um einem matten, röthlichen Gelb Platz zu machen, von solcher Zartheit und Wärme, daß das Auge wie trunken wird von dieser wundervollen Färbung, diesem ätherischen Dämmerlichte, das um die steilen Höhen webt. So sah ich die kleine Stubbenkammer gleich am ersten Abende. Die Tiefe des Kessels ruhte im vollen Schatten, aus der nur die Pyramiden herausragten, hell und leuchtend wie Geistergestalten. Das Meer lag in weitester Ausdehnung ruhig da, nur von Zeit zu Zeit an das Ufer rauschend, gleich als ath-

mete es leise und in langen Zügen. Ueber der Wasserfläche im Norden aber drohten Gewitterwolken, vollkommen schwarz, zusammengeballt, wie ein zum Sprunge bereites Raubthier. Dann und wann zuckte es in ihnen. Vor diesen dunkeln Wolfshintergrund legte sich nun die am nördlichen Horne jäh abfallende Kreidewand mit ihrem mondbestrahlten, verklärten Weiß.

Dann kehrten wir zurück durch das Waldesdunkel, in dem kein Weg zu erkennen war; dagegen raschelte es auf allen Seiten durch das hohe Gras, und das waren die Schlangen, welche in so großer Zahl den Wald der Stubbenitz bewohnen.

Verglichen mit dieser Mondscheinscene erschien das eigenthümliche Feuerwerk, das allabendlich zur Unterhaltung der Fremden auf der großen Stubbenkammer veranstaltet wird, kläglich genug. Dasselbe ist von einfachster Art und besteht lediglich darin, daß die glimmenden Zweige und Kohlen eines niedergebrannten Reifighaufens den jähren Abhang hinuntergestürzt werden und nun einen Feuerfall bilden. In finsterner Nacht, wenn die Funken über die beleuchtete Kreidewand in den schwarzen Schlund des Abgrunds sinken, mag das Schauspiel nicht ohne eigenthümliche Kontraste sein; kleinlich ist es unter allen Umständen. Aber ist es nicht immer das Sonderbare, das Wunderliche, was die Menschen anstaunen?

Einen eigenthümlichen Anblick gewähren die beiden Stubbenkammer auch unten vom Seestrande aus. Hier erkennt man erst die enorme Höhe dieses Steilufers und überfieht mit einem Blicke alle die Hörner, Wände und Pyramiden, welche die einzelnen Schluchten und Vertiefungen einschließen. Was erst tief zu unsern Füßen lag, droht nun jäh und gewaltig hoch über uns.

Der Vorstrand liegt so voller Steine, daß es schwer ist auf ihm zu wandern. Wenn die Wellen über das Feuersteingeröll fließen und die einzelnen Brocken bewegend an einander reiben, so ist das ein eigenthümliches Schlürfen, wie man es an sandigen

Küsten niemals zu hören bekommt. Wir nahmen uns ein eben von Sahnitz gekommenes Fischerboot und fuhren weit auf die See. Hier verliert das Ufer sein malerisches Aussehen; die einzelnen Theile treten zurück, verbinden sich mit der Masse hinter ihnen, und so erblicken wir bald eine einzige Wand ohne wahrnehmbare Gliederung. Freund Penner entkleidete sich und badete in dem köstlichen Krystall. Von der Abendsonne beschienen, während die Schiffer ihre Ruder gehoben hielten und die Wasser von denselben tropften, mit dem Blick in die grüne Tiefe, darin wir den steinbefäeten Boden und die Büsche der Tangpflanzen erkannten, während die Kreidewand der Stubbenkammer in bleichem Schattenlichte dalag, und nur durch die Buchenkronen die Sonnenstrahlen webten und wallten, gab das ein schönes Bild.

Hinunter waren wir in einem Rinnsale der kleinen Stubbenkammer gekrochen, zwischen zwei eng bei einander stehenden Pyramiden hindurch; aber noch einmal versuche ich es nicht. Hinauf geht es unbedingt leichter, obwohl auch hier die Menschen sich leicht versteinern und selbst in Lebensgefahr gerathen.

Einen schönen Schluß des schönsten Tages erlebten wir auf der Höhe der Herthaburg, welche sich ein paar hundert Schritte westlich von der Stubbenkammer erhebt und einen weiten Blick darbietet über den herrlichen Buchenwald und die Tromper Wiek bis Arkona hin. Dicht an ihrem Fuße liegt stumm, wellenlos und dunkelblau, wie ein Geheimniß, der Herthasee, auf welchen Gelehrte die berühmte Stelle in der Germania des Tacitus deuten, von dem Bade des Götterbildes der Hertha und den Sklaven, die darnach der See verschlungen. Mit gleichem Rechte wie die Rügianer auf ihre Insel, verlegen aber die Dänen das Lokal dieser Sage nach Seeland, wo es bei Veire gleichfalls ein Herthathal und einen Herthasee giebt; und überdies ist ja bekannt, wie erst in dem Jahre 1616 Klüber es gemuthmaßt, Tacitus möge bei seiner Schilderung Rügen im Sinne gehabt haben. Solche

Muthmaßungen werden durch weitere Ueberlieferungen dann zu Thatfachen; und so giebt es gegenwärtig wenige Reisende, die nicht mit einer gewissen antiquarischen Andacht vor diesem an und für sich unbedeutenden Gewässer stehen. Im Ganzen erinnert der See an den schwarzen See in der Granitz; auch hier stehen rings Buchen, das Ufer steigt leise an und wirft seinen Waldschatten über die Wasser, die davon ganz schwarz erscheinen. Sollten sie einst verlaufen, verdunsten, so würde der Herthasee wie so viele andere Stellen in der Stubbenitz eine Dorf- oder Wiesenmulde darstellen. Und dahin kommen wird es einst unbedingt; denn man erkennt den langsam und sicher wirkenden Prozeß der Vertorfung an den Sumpfsüßern.

Schöner noch als an diesem See ist es an andern Stellen dieses köstlichen Buchenwaldes; ich meine nicht die Scenerie um den sogenannten Opferstein, der mit seiner angeblichen Blutrinne gläubige Gemüther befangen macht, zumal wenn der Wirth des Gasthauses die Blutspuren darauf hat auffrischen lassen; ich meine vielmehr die herrlichen Partien in der Nähe des Seeufers nach Süden zu, wo der Wanderer längs den köstlichsten Höhen geht, durch Schluchten und unter den schönsten Buchen, die sich weit-schattend ausbreiten über den pflanzenreichen Waldboden. Hier und da trifft man auf die Reste eines alten, nun von der Habsucht zerstörten Heidengrabes; manchmal glaubt man auch ein Grab aus neuerer Zeit aufgeworfen zu sehen; es ist aber nur eine Erderhöhung, entstanden durch einen Windbruch, einen umgestürzten Baum, der mit seinen Wurzeln die Erde aufgerissen hat. Ueberall nach der See zu blickt der Himmel mit dem tiefsten Blau durch die Lücken der Buchenkronen, zuweilen auch ein Stück der nicht weniger blauen Meeresfläche. Erblicken wir aber einen der freidigen Ufervorsprünge mitten in dem Waldgrün, so glauben wir eine Sinnestäuschung zu erleben, so wunderbar ist der Kontrast.

Ich habe zwei Tage auf dem Waldufer der Stubbenkammer

zugebracht, bald zeichnend, bald träumend, immer in vollen Zügen aus dem Kelche der Schönheit trinkend, den die Natur hier jeder verlangenden Lippe darbietet. Wenn wir auch nur eine solche kurze Zeit auf einem so bedeutenden, von der Schönheit gleichsam geweihten Höhenpunkte zugebracht haben, so ist uns doch immer zu Muth, als ob wir einen Blick mehr in die Tiefe des Erdenfeins geworfen. Wir haben einen Punkt in unserer Erinnerung, um den sich unsere sonst flüchtigen Wünsche und Gedanken bewegen, an den sie sich klammern, wie ein Baum an den Felsen, welchen er mit seinen Wurzeln umklafert. Wir begreifen, wie Göthe von seinem Vater sagen konnte, er habe sich niemals ganz unglücklich fühlen können, weil er Neapel gesehen.

Stubbenkammer verließen wir am Spätnachmittage des zweiten Tages, um in Bobbin zu übernachten. Leider nöthigte uns ein kleines Uebel an meinem Fuße in Nipmerow zu bleiben und hier mit dem bescheidensten Nachtquartiere von der Welt vorlieb zu nehmen. Der Reisende muß aber, ist er ein rechter Wanderer, solcher Beschränktheit den Reiz des Abenteuers abzugewinnen vermögen, dann wird er sich nicht bloß zufrieden fühlen, er wird um keinen Preis sein hartes Lager mit den weichsten Matrazen des besten Hotels vertauschen wollen. Ich für meinen Theil darf sagen, daß Alles, was ich von Abenteuern erlebt habe, vorzugsweise solchen improvisirten Nachtquartieren verdanke.

Als der freundliche Wirth uns in sein Kämmerlein führte und uns ein breites Bett als Schlafstelle antwies, darin er sonst selbst zu schlafen pflegte, da mußte ich doch laut auflachen. Dieses Kämmerlein war genau sechs Fuß breit, eben so viele hoch und neun Fuß lang. Die eine Thüre führte nach der Küche, die andere in eine Milkammer, und beide schlossen so wenig, daß sie von draußen mit einem Holzriegel verriegelt werden mußten.

Das Fenster war zwei Fuß hoch und einen und einen halben breit, so daß wir also im Nothfall durch dasselbe kriechen konnten; der Estrich der Kammer so eisig kalt, daß es förmlich an den nackten Füßen brannte. Um so vortheilhafter mochte die Kühle desselben dem Biere sein, welches in ein paar Duzend Flaschen unter unserem Bette lagerte; wie denn überhaupt dieser Ort als Kellerraum noch für manche andere Gegenstände diente. An den kahlen Lehmwänden hingen ebenso die Kleider unseres Wirthes wie die seiner Kinder, und die Haube seiner Ehefrau.

Ich mag nicht weiter ins Einzelne gehen, auch gehörte zu einer vollständigen Beschreibung die Feder eines Bogumil Goltz. Ich erwähne daher weder der Zugluft, welche Nachts förmlich heulend durch die Spalten der Thüren zog, noch der Mäuse, die ihre bekannte Neigung für Serenaden nicht verleugnen konnten. Ich will nur noch der vierzehn Gymnastiken gedenken, welche in der Gaststube des Hauses saßen und bis ein Uhr Nachts ihre Lieder sangen, mit Kehlen, die um so rauher klangen, als sie sich noch alle in dem Stadium der Mutation befanden. Da in solchen Situationen bekanntlich kein Mittel besser von der unbehaglichsten Stimmung befreit, als eine genaue Beobachtung, so interessirte mich die Wahrnehmung, daß von allen diesen vierzehn Stimmen keine das eingestrichene E zu singen vermochte, bezeichnend genug für den Zustand der Entwicklung, in der sie sich befanden. Verlangte die Melodie einen höhern Ton, so schlugen die Stimmen grauenvoll über.

Wie einem müden Wanderer bei solchen artistischen Leistungen zu Muthes ist, bedarf keiner Ausführung. Aber schlimmer noch als ich (mein Bettgenosse lag tief in Morpheus Armen) waren drei arme Schulmeister daran, welche dicht neben der Gaststube in einem anderen Kämmerlein schliefen und rettungslos den Quälgeistern verfallen waren, während wir von ihnen doch wenigstens durch den Küchenraum getrennt blieben.

Ich gedenke dieser vierzehn fahrenden Schüler nicht bloß, um das Behagliche unserer Nachtherberge zu schildern, sondern zugleich, um eine Bemerkung über das reisende Publikum in Rügen zu machen. Diese Insel liegt viel zu fern von den bedeutenden Verkehrsstraßen, namentlich den Eisenbahnen, ist auch viel zu idyllisch bescheiden, als daß sich das europäische Reisepublikum jemals in Massen hier einfinden sollte. Selten hört man selbst im Gasthause der Stubbenkammer eine andere Sprache als die deutsche. Die Fremden, welche Rügen durchwandern, kommen aus den zunächstgelegenen Provinzen Norddeutschlands, aus Binnenländern, wie der Mark, Posen, Schlessien, um ein Mal das Meer zu sehen. Das reichste Kontingent liefert das zunächst gelegene Vorpommern, Greifswalde, Stralsund und all die kleinen Städte, die der Fremde kaum dem Namen nach kennt. Trotz der hohen Preise, welche sich der Gastwirth in der Stubbenkammer zahlen läßt, ist Rügen noch immer kein theures Land. Infolge dessen strömt das bürgerlich einfache Publikum, die Schuljugend, namentlich in der Zeit der Ferien, so massenhaft auf die Insel, daß der Weitergereiste an ähnliche Ueberschwemmungen des Rheins und der Schweiz erinnert wird; aber das hiesige Publikum ist von jenem erheblich verschieden; es ist eben ein provinzielles in guter und schlechter Bedeutung, während wir dort mit einem europäischen, um nicht zu sagen: Weltpublikum zu thun haben. Auf dem Rigi sitzt du an der Tafel vielleicht neben einem Perser und einem Kalifornier; in der Stubbenkammer überrascht es dich schon in hohem Grade, wenn du französische Laute vernimmst.

Diesen Verhältnissen entsprechend ist auch das, was den Reisenden in den Gasthöfen geboten wird. Wenn dir eine bescheidene Aufnahme nicht genügt, ein hartes Schwarzbrot, das deinem Magen keineswegs schmeichelt, ein flaves Bier, ein mattherziger Kaffee, so mußt du nach Rügen gar nicht kommen. Selbst in dem Gast-

hause der Stubbenkammer wirst du deine Ansprüche auf ein bescheidenes Maß beschränken müssen.

Am andern Morgen gingen wir schon in der Frühe von Rippmerow aus. „Nicht am Meere“ — nie po more — bedeutet der Name; und in der That liegt das Dorf schon ein ganzes Ende von der Tromper Wiek entfernt. Sein Hafen — wenn ich ihn so nennen darf — ist aber das Dorf Lohme, welches Steinbruch bedeutet.

Wir hielten uns nicht lange bei dem Opfersteine vor dem einsam stehenden Hause des Schullehrers auf; denn ich hege aufrichtige Zweifel an der Echtheit aller dieser Steine, daran die sogenannten Blutrinnen nichts sind, als roh gearbeitete Vertiefungen. Bei diesem Opfersteine muß das Opferthier gar auf dem spizen Rücken des nach allen Seiten steil abfallenden Steines gelegen haben, was natürlich höchst sonderbar ist, während die Opfersteine aller andern Völker naturgemäß eine Fläche oder eine Vertiefung zeigen, darin das Opferthier zu liegen kam. Die Pietät des Schullehrers hat diesen dicht neben dem Wege befindlichen Stein mit einer Hecke umschlossen, darinnen nun die Blumen, namentlich Stockrosen blühen.

Wir wanderten weiter über Quollitz durch die fruchtbare Gegend mit ihren Weizenfeldern, ihrem herzerfreuenden Segen. Der Reisende zieht weiten Wäldern gern die unterhaltende Abwechslung von Acker und Wald, Berg und Thal vor. Hier übersieht man aber nur in weiter Ausdehnung ein fruchtbares, Getreide erzeugendes Hüggelland. Wer jedoch den Sinn hat für die Schönheit eines im Winde wallenden Mehrenfeldes, wer an den Reichtum denkt, womit die gütige Natur den Menschen überschüttet, der wird auch ein solches sonst monotones Weizenfeld mit liebevollen Augen anblicken. Hier kommt noch eine herrliche Aussicht hinzu über das weite Thal des Marlower und Sagarder Bachs, den großen Jasmunder Bodden, das ganze jenseitige Ufer von der

Naselow bis zu dem steilen Arkona. Hier erkennt man recht, wie die Kreidehöhen Jasmunds, nach Art eines Hufeisens eine weite Vertiefung umschließen, in deren Mitte das freundliche Sagard liegt.

Wie einladend erscheint Bobbin mit seiner uralten Kirche auf der Höhe des Berges. Das Mauerwerk derselben besteht zwar nur aus dem rohen Materiale erraticher Blöcke; aber gebrannte Formsteine verzieren mit einem hübschen Kleeblattmuster die Mauerblenden, bilden Frieße und schmiegen sich guirlandenartig dem Mauerwerke an. Uebersieht man die Kirche von der Chorseite, so erblickt man gewissermaßen drei Stufen, gebildet durch den Chor, die eigentliche Kirche und den Thurm, der die erstere nur um ein Unbedeutendes überragt.

Hinter der Kirche steht das Weinhaus, wie ein Spukhaus. Ueber seinem Eingange befindet sich ein aus Holz gearbeitetes Relief, eine ruhende Figur darstellend, die eine Palme und einen Todtentopf hält. Darüber steht: in futuram messem, und darunter: Exstructum Ao: MDCCLXXXII D. XXII. July. Pastor Bobbin. Auf den Denkmälern der auf dem Kirchhofe Begrabenen stehen manche hübsche Inschriften. So auf dem eines Hans Ruge: „Brav, treu und voll Liebe, als Mensch, als Gatte, als Vater, dem Fremdling ein Retter. Seinem Andenken bleibt Achtung und Liebe gesichert.“ Darunter befindet sich ein Kreuz und das Datum. Ganz ähnlich lautet die Inschrift für eine Frau, und auch hier ist das: „Retterin dem Fremden“ hervorgehoben. Die Worte, die wir auf den Denkmälern des Bobbiner Kirchhofs lesen, zeichnen sich alle durch eine große Schlichtheit und Innigkeit aus. Mag es nun ein Verdienst des Pfarrers sein oder der Mitglieder der Gemeinde, es bleibt immer ein Verdienst. Das Gefühlsst-Echwülstige sucht man hier vergebens. Oft sind es einfache kernige Bibelsprüche, die uns ergreifen wie das schönste Gedicht: „Und wirst im Alter zu Grabe kommen wie Garben

eingeführt werden zu seiner Zeit" (Hiob 5, 26). Nur ein Naturvölkchen, ich möchte sagen nur eines, welches fortwährend Seeluft athmet, kann so einfach, so rührend und ergreifend sprechen. Und als sollte ich auf diesem Friedhofe den Leichenduft ganz vergessen und an Gesundheit und Leben erinnert werden, wehte von dem nahen Hause eines Bäckers ein köstlicher Geruch von frischem Brode zu mir herüber.

Gehn wir weiter nach Glowe, so kommen wir Spyker vorüber, einem alten schwedischen Schlosse, von Eckhürmen flankirt nach Art des Schlosses Gripsholm im Mälarsee. Auch die sogenannten Salzwiesen Rügens, die so tief und so dicht an der See liegen, daß sie von dem Wasser überspült werden, haben wir hier am Bodden kennen zu lernen Gelegenheit. Sie liefern ein vortreffliches Heu.

Glowe — der Name bedeutet im Wendischen „Haupt“ — liegt gerade auf der Grenze zwischen dem tertiär-diluvialen Jasmund und der alluvialen Nehrung der Schabe. Wie ich schon oben angedeutet habe, war Jasmund früher keinesweges mit dem Festlande Rügen verbunden, bildete vielmehr eine für sich bestehende Insel. Geologisch kann darüber gar kein Zweifel sein; aber auch im Bewußtsein der Menschen lebt noch etwas von dieser Erinnerung fort, wenn die Bewohner Jasmunds und Wittows von Rügen als von einem andern Lande reden. Wir verstehen unter dem Namen Rügen die ganze Insel mit ihren Halbinseln und Ausläufern. Die Bewohner dieses einstigen Inselarchipels bezeichnen damit aber nur den Haupttheil, die südwestliche, etwa drei Fünftel des ganzen Areals einnehmende Erhebung, und sprechen von Jasmund, Wittow wie von verschiedenen, gar nicht zu Rügen gehörigen Inseln. Es überrascht den Reisenden anfangs im hohen Grade, wenn er einen Landmann auf Jasmund etwa sagen hört: „Auf Rügen bauen sie nicht so gutes Getreide als hier.“

Erst durch die „schmale Haide“ ist Jasmund mit dem Rü-

genischen Festlande (auch Særo Grammaticus bezeichnet es als ein solches) und durch die „Schabe“ mit der Insel Wittow in Verbindung getreten. Beide verbindenden Landzungen oder Isthmen sind durch die Meeresströmungen entstanden, welche das von Rügen, Wittow und Jasmund losgerissene Erdreich mit sich geführt und dann an den ruhigen Stellen haben zu Boden fallen lassen. Die Meeresströme bewegen sich an der Ostküste Rügens (im weitern Sinne) entweder von Südosten nach Nordwesten oder umgekehrt. Es ist nun eine Eigenthümlichkeit aller Meeresströmungen, daß sie zwar gern dem Lande in seinen Krümmungen folgen, dagegen auch die tiefen Buchten (Inwieken) vermeiden, gewissermaßen an ihnen vorüberfließen. An solchen Stellen bildet sich dann aber auch stets eine Barre, Sandbank, weil die ruhigen Wasser der Bucht, an welcher der Strom vorbeifließt, das zu Bodensinken der mitgeführten Stoffe begünstigen. Auf diese Weise ist nicht bloß die schmale Haide entstanden, sondern auch die Schabe. Dieses letztere Wort ist aus scoba korrumpirt, was im Wendischen „Klammer“ bedeutet. In der That bilden beide Isthmen eine solche Klammer zwischen den Ländern, welche sie mit einander verbinden. Beide sind im Ganzen das, was man bei den ostpreussischen Haffen eine Mehrung nennt, das heißt eine aus Dünen sand gebildete Landzunge; nur daß bei jenen preussischen Mehrungen die nach Norden gerichtete Spitze mit dem gegenüber liegenden Lande nicht zusammenhängt, und dadurch ein freier Zusammenhang zwischen Meer und Haff ermöglicht ist. Ein solcher ist dort eine Nothwendigkeit, weil die in die Haffe fließenden Ströme für ihre Wasser einen Ausfluß nach der See brauchen. Auch die beiden Rügenschcn Mehrungen haben gewissermaßen ein Haff hinter sich: die fast süßen Wasser der beiden Jasmunder Bodden. Da aber in diese einerseits keine großen Flüsse strömen, sie andererseits auch eine Verbindung mit der See im Westen besitzen (durch den Breezer Bodden), so haben

sich beide Rügenischen Mehrungen vollkommen ausbilden können; sie sind in der That zu „Klammern“ geworden.

Wenn diese beiden Landbildungen an die Mehrungen der ostpreussischen Gaffe erinnern, so haben zwei andere Landzungen auf der Westseite Rügens eine große Aehnlichkeit mit der Halbinsel Hela, von der ich schon oben sprach. Ich meine den Bug, welcher von Wittow in südwestlicher Richtung ausgeht und den Rastower Strom und den Wieker Bodden hinter sich hat, sowie die schwanzartige Fortsetzung des Kreidestoßs von Hiddensöe, die flache, sandige Landzunge, deren Spitze „der Gellen“* genannt wird. Auch diese Verlängerungen sind eine Folge der Meeresströmungen und durch Niederfallen der mitgeführten Sinkstoffe entstanden. Denn das Meer gleicht darin einem Gletscher, daß es seinen Raub nicht bei sich behält, sondern daß es ihn ausspeit. Nur freilich ist der Raub dann so verwandelt, daß die Menschen selten dem Meere für ein solches Geschenk dankbar sein können. Wo das Meer das Land abspült, verschluckt, da ist es meist ein schöner, fruchtbarer Boden; der Verlust, den die Menschen hier erleiden, ist groß, unerseßlich. Haben die Wellen die mitgeführte Erde dann gehörig ausgewaschen, allen Humus daraus entfernt, und ist nichts übrig geblieben als der unfruchtbare, glashelle Quarzsand, dann setzen Strömungen das Material an einer anderen Stelle wieder an, oft an fernen Küsten; es bilden sich bald Mehrungen, welche das Meer noch oft überfluthet, wie beim Gellen, oder der Sand wird an ein anderes fruchtbares Ufer geschleudert, wandert hier weiter in das Land, verheert was ihm in den Weg tritt, thürmt sich zu Dünen auf, die zwar sehr malerisch sind in ihrem glänzenden Weiß, aber auch sehr gefährlich. Doch sie können auch sehr nützlich sein, solche Alluvionen, indem sie sich vor ihr Hinterland legen wie ein Meerdeich, wie ein

* Gellen ist slavisch und bedeutet so viel wie Floss.

Wellenbrecher. Das sehen wir hier an der schmalen Haide und der Schabe, ohne welche die beiden Jasmunder Bodden gewiß schon weit tiefer in das Land gedrungen sein würden, als es gegenwärtig der Fall ist. Der „Bug“ bildet eine vortreffliche Schutzwehr gegen die Nordweststürme und Fluthen. Ganz besonders ist es aber Hiddensköe, welches sich vor den größten Theil der Rügenschcn Westküste vorlegt, den ersten Bogenschwall aufhält und die Fluthen nach Süden hin leitet, wo sie sich in die Meerenge von Stralsund stürzen. Es spielt hier eine ganz ähnliche Rolle wie die Insel Sylt an der Westküste Schlesiwißs, an welche es auch seiner Form nach erinnert.

Mögen diese wenigen Andeutungen genügen, um die Aufmerksamkeit auf die Rügenschcn Nehrungen hinzuleiten. Großartig sind sie nicht, es fehlt ihnen die erhabene Dünenwelt der Kurischen Nehrung, aber interessant bleiben sie auch in ihrem jetzigen Zustande. Wir sehen sie gewissermaßen weiter wachsen; wir lernen hier, wie sich die Dünen bilden, wenn sie auch nur eine winzige Höhe erreichen; wir entdecken eine eigenthümliche, scheinbar monotone, und doch so reiche Dünenflora. Gehen wir längs ihrem Außenstrande (dem nach dem Meere zu liegenden), so werden wir nirgends auf Buchten oder Wiefen treffen, der Strand liegt in weitester Ausdehnung in einer ununterbrochenen Bogenlinie, wie sich krümmend und zurückweichend vor dem Andränge des Meeres. Aber er bietet ihm kühn die Stirn. Denn eine wie große Gewalt die Wellen auch auf ein hohes und steiles Ufer ausüben, den sandigen Vorstrand dieser Nehrungen laufen sie hinan ohne ihn zu zerstören. Einen andern Anblick gewähren alle Nehrungen an ihrem Binnenstrande. Hier fehlt der fortwährende heunruhigende Einfluß des Meeres auf die Weiterbildung des Landes; die ruhigen Wasser der Bodden und Buchten spülen den Sand wohl an das Ufer, sie werfen ihn aber nicht auf, über dasselbe. So entstehen überall Sandbänke, Lamellen,

Hafen, die sich an das Ufer ansetzen, und der ganze Strand gewinnt daher das Aussehen einer Säge. Wenn dieser Vergleich auffallend erscheinen sollte, der sehe sich nur den Binnenstrand von Hiddensöe an, der so zerfressen ist, so gezahnt und gezackt wie der Rachen eines Haiifisches.

Obwohl uns das Interesse für die Dünenwüste der Schabe nicht abging, so zogen wir doch eine Fahrt über die Tromper Wiek dem ermüdenden Gange durch den Sand des Seestrandcs vor. Das kleine Boot lag an einer Stelle des mit Steinen besäeten Ufers, wie in einem Hafen, in dem es nur gerade Platz fand; und als die Schiffer nun das Boot rückwärts hinausschoben, langsam, langsam, weil es fortwährend auf Steine stieß, da gedachte ich der Dante'schen Fahrt auf dem Rücken des Unthieres:

Come la navicella esce di loco,
Indietro, indietro — —

(Wie leise sich vom Strand der Kahn bewegt,
Erst rückwärts, rückwärts — —)

Dann aber ward die Spitze nach vorn gewendet, es entfalten sich die Segel und hinaus ging es mit günstigstem Winde über die starkbewegte Fläche. In einer Stunde hofften die Schiffer Arkona zu erreichen. Aber der Wind ließ bald nach, die Segel hingen schlaff hernieder, und auch die Wellen hörten in dieser geschützten Bucht bald auf, unsern Kahn zu heben und zu senken. Die tiefste Stille umgab uns; die Sonne brannte stechend auf unsere Häupter, und die Wasserfläche reflektirte das glühende Licht. Nur selten huschte eine Möve vorüber mit ihren weißen, glitzern- den Flügeln. Einer unserer Schiffer trank das salzige Seewasser mit großem Behagen aus seiner hohlen Hand. Diese Ruhe, diese beängstigende Stille war aber nur der Moment, welcher dem Gewittersturme vorhergeht. Im Westen über Wittow zogen die eigenthümlichen Wolken herauf, die der Schiffer als Gefahr dro-

hende sofort erkennt, und ballten sich zu graugelben Massen. Nun wurden in wenigen Minuten die schlaffen Segel eingezogen, der Mast niedergelegt, die Ruder vorgefucht. Vielleicht, daß wir noch Arkona vor dem Ausbruch des Sturmes erreichen könnten, meinten die Schiffer, mindestens würde uns das hohe Ufer einigen Schutz gewähren, wenn wir ihm näher kämen. Nun zogen die drei Männer die Ruder (die „Riemen“) an, daß es jedes Mal einen Ruck gab und die Planken des Bootes knackten; ich bekam eine Vorstellung davon, wie Thor gerudert haben mag, als er mit dem Riesen zum Fischfang hinausfuhr auf das hohe Meer.

Aber schon grollte und rollte es in den näher und näher ziehenden Wolken. Ich weiß nicht, ob du dich in einer solchen Lage schon einmal auf dem Meere befunden hast, ich hatte die Empfindung, wie sie eine Fliege haben mag, welche sich von den Fäden der sie umwebenden Spinnen bedroht sieht. Ein großes Seeschiff eilte unter den Schutz des Ufers und ließ sodann seine Segel fallen.

Nun hausten schon ein paar verlorene Windstöße über unsere Häupter hinweg, und ein unermesslicher Regen rauschte auf uns, auf die Fluthen hernieder, in solchen Strahlen, daß die bis dahin wellenbewegte Oberfläche augenblicklich zur Ruhe kam und nur die Wasser dem Regen entgegensprangen, so daß die Grenze zwischen Luft und Wasser verwischt wurde. Was aber das Wunderbarste war, den Donner vernahmen wir fast gar nicht; nur dann und wann zuckte ein bleicher, fahler Schein um unser Haupt, dem ein ganz matter Donner augenblicklich folgte. Ich hatte Ähnliches schon auf hohen Bergen kennen gelernt, und wußte danach, daß wir uns mitten in der Gewitterwolke, mindestens ihr ganz nahe befanden. In jedem Momente konnte der zündende Funke auf uns niederfallen, uns in die Tiefe versenken. Und dabei war es rings um uns ganz ruhig; kein Windhauch trieb den Regen seitwärts. Erst in einer gewissen Entfernung raste der

Sturm, da hörten wir ihn heulen, sahen wir ihn über die Wogen fahren und sie zu Bergen aufwühlen.

Die Schiffer rissen mittlertweile in die Ruder, ohne die kleinste Pause zu machen; es war, als ob unsere Rettung von einem einzigen Ruderschlage abhinge. Aber nun war es auch zu Ende. Schon sahen wir die auf dem Grunde liegenden Steine aus dem Grün des Seewassers aufleuchten, schon stieß der Rahn auf den einen und den andern der Steine auf, und im nächsten Momente sprangen wir mit unendlichem Behagen an den sandigen Strand der „Bitte“ Es ist sonderbar, genau in demselben Momente hörte der Regen auf; sofort brach die Sonne durch die Wolken; und als wir durch die triefenden Weizenfelder des gesegneten Wittow wanderten, erscholl über uns ein Lärchenjubel, so laut und tausendstimmig, so groß und ergreifend, wie das Beethovensche Danklied nach dem Sturme in der Pastoral-symphonie. Unter solchen Jubellängen kamen wir nach Arkona.

Es ist mit dem Vergleichen von Menschen und von Gegenden ein eigenthümlich Ding. Es bildet sich wohl schnell über Beide eine Art von Durchschnittsmeinung, und in den meisten Fällen trifft sie auch das Rechte; es wird aber immer Einer oder der Andere kommen und diesem allgemeinen Urtheile widersprechen; er wird die Partei des Zurückgesetzten ergreifen, ihn vertheidigen, rechtfertigen, und in solchem Eifer vielleicht über seinen mit Recht begünstigten Nebenbuhler stellen.

Soll ich von vornherein gestehen, daß es mir so mit Arkona und Stubbenkammer gegangen ist? — Schon Bädeker hatte gesagt: „Arkona müßte jedenfalls vor Stubbenkammer besucht werden, es macht nach Stubbenkammer wenig Eindruck.“ Das war mir denn auch in Putbus von allen Seiten gepredigt; und doch habe ich Arkona auf meiner Rügenfahrt mir bis zuletzt verspart,

wie in der Erwartung, es werde seinen beiden Vorgängern (Granitz und Stubbenkammer) nicht bloß ebenbürtig sein, sondern sie wohl gar in den Schatten stellen; und ich habe mich nicht getäuscht.

Die Reize Arkona's bestehen in seiner insularen Lage, seinen historischen Erinnerungen und — dem alten Schilling, dem sonderbaren Wächter des einsamen Leuchthurms.

Es ist wahr, auch Stubbenkammer hat etwas Insulares; aber das gesammte Jasmund dehnt sich doch als ein vielgegliedertes Ganze aus, mit Wäldern, Berg und Thal, und bietet dem Meere eine lange steile Fronte dar. Dazu kommt, daß der Buchenwald der Stubbenkammer nirgends einen anderen Blick in die Weite zuläßt als auf der See. Anders bei Wittow. Hier überschaust du vom Leuchthurme eine meilenlange, sich allmählich nach Westen zu abdachende Kornebene, aus der sich hier und da ein Dorf erhebt, ein Gut, nirgends aber ein Wald, nicht einmal ein Buschwerk. Es ist als ob die Erde nichts anderes erzeugen wollte, als das köstliche Weizenkorn, wegen dessen dieses Wittow so gepriesen ist. So fehlt denn auch auf dem Steilufer Arkona's der Buchenwald der Stubbenkammer. Auf welchem Punkte du auch stehen magst, frei blickst du nach allen Seiten und du erkennst ebenso das bewaldete Jasmund im Süden wie die Kirche zu Bergen und den „Dornbusch“ auf Hiddensöe. Selbst das ferne Møen, die liebliche Kreideinsel des dänischen Archipels taucht im Nordwesten aus den Fluthen auf, wenn dir ein heiterer Himmel lacht. Dieses Gefühl des Unbegrenzten, Unermeßlichen erfüllt dich in Arkona auf jedem Wege; du fühlst dich von der Welt geschieden und doch mit ihr im Zusammenhange; du erblickst das Meer fast rings um dich, wie von dem Mastkorbe eines Schiffes, und du freust dich der angenehmen Empfindung, daß dieses Schiff, darauf du dich befindest, nicht schwankt.

Aber auch die Uferbildung Arkona's hat auf mich einen größern, ich möchte sagen, beruhigendern Eindruck gemacht als die

der Stubbenkammer. Hier wie dort herrscht die Kreide vor, darüber sich oben eine Lehmschicht legt. In der Stubbenkammer bedeckt oben demnächst ein Wald das Uferplateau. Wir möchten gern diese steilen, zerrissenen Höhen frei auftragen sehen, sich unmittelbar mit dem Himmel verbinden, ohne den Waldteppich, der sich darauf legt. Die Bäume geben ferner einen Maßstab für die an und für sich doch nur unbedeutende Höhe; die letztere erscheint daher nicht bloß in ihrer wahren Größe, sondern sogar kleiner als sie ist. Denn wo das Auge mißt, ist es geneigt die wahre Größe zu unterschätzen; erst wenn es nicht ermessen kann, wächst ihm der Gegenstand, die Phantasie bemächtigt sich desselben, und so geschieht es denn, daß wir oft erhabene Bildungen zu erblicken glauben, wo wir durch ihre Kleinheit überrascht werden, sobald uns ein Maßstab geboten wird. Weil ein solcher in Arkona fehlt, da das Ufer baum- und buschlos, so erscheinen uns diese Uferhöhen, die von denen der Stubbenkammer um mehr als das Doppelte übertroffen werden, darum doch nicht unbedeutender. Wir blicken mit demselben Erstaunen zu diesen Kreidewänden hinauf, wie bei der Stubbenkammer; ja es hindert uns nichts, sie für viel bedeutender zu halten, weil die Spitzen und Kanten scheinbar bis in den Himmel ragen und nirgends durch ein Drittes begrenzt und abgeschlossen werden. Es ist hier gerade so wie bei einem gothischen Dome, in welchem die Graten und Bogen auch in das Unermeßliche aufsteigen, während der Architrav des griechischen Tempels das Aufstreben der Säulen so vollständig hindert, daß der Gedanke des Beschauers nothwendig zur Erde kehren muß. Was hier der Architrav, das bewirkt bei den Säulen der Stubbenkammer die Decke des Waldes.

Zu all diesem kommt nun hinzu, daß die Höhe Arkona's so gut wie von Menschen unbewohnt daliegt. Nur eine Heerde weidet wohl auf dem Walle der alten zerbröckelnden Wendenburg, und unzählige Falken fliegen freischend um diese Ufer,

darin sie ihre Nester gebaut haben. Auch der Leuchtturm steht ein ganzes Ende von hier, in welchem der Thurmwärter mit seiner Familie wohnt, und auch die Fremden gastliche Aufnahme finden. Eine solche einsame Höhe wirkt ganz anders auf den Beschauer als das vielbesuchte Stubbenkammer mit seinem Gasthause, daraus vielleicht gerade die Klänge einer Polka erschallen, während wir auf das Rauschen des Meeres achten. Ja ich wüßte den Gegensatz der Stubbenkammer und Arkona's kaum besser darzustellen, als wenn ich an die Aufnahme in dem Gasthause dort und hier in dem Leuchtturme erinnere.

Der Leuchtturm, ein hübsches Werk Schinkels, ist auch kein langstieliger, aufgeschossener, zusammenknickerender Gefell, nach Art der meisten Leuchttürme; er hat vielmehr etwas so Gedrungenes, Bierströtiges, Unerfütterlich-Phlegmatisches, wie ein Brauhelfer, oder auch wie ein stattlicher Weinküfer. Zum Eintritt ladet er nicht ein, so weit läßt er sich nicht herab; den Eingetretenen nimmt er aber freundlich auf; er öffnet ihm seine geheimsten Schätze und reicht ihm den Labetrunk im schäumenden Pokale. Ja es ist ein „wundermilder“ Wirth, dieser — alte Schilling; denn der Leuchtturm ist ebenso der alte Schilling, wie dieser der Leuchtturm ist, und was ich vom Hause gesagt habe, das paßt auch auf dessen Bewohner. Sie gehören zusammen wie die Schnecke und ihr Haus. Zwar der alte Schilling ist nun pensionirt und die Wirthschaft hat er nach dem Tode seiner Frau (die sich manchem naseweisen Reisenden gegenüber in Respekt gesetzt hat) an seinen Sohn abgetreten, aber die Seele des Hauses, des Thurmes ist und bleibt doch noch immer der Alte.

Als wir in das Zimmer zur ebenen Erde traten, dem Wohn- und zugleich Gastzimmer der Familie, erhielt ich gleich den allerbeaglichsten Eindruck. Einfache Möbel, ein großer Glaschrank mit Versteinerungen, die Wände mit Bildern behängt, eine pickende Uhr, das war Alles. Aber es wehte jener eigenthümliche Geist

der Stille, der Zufriedenheit durch diesen Raum, den kein Mensch schaffen kann, wenn er nicht von selber einzieht. Die Bilder stellten zum großen Theile Zeeschiffe dar, manche die hier gestrandet, andere die der alte Schilling aus schlimmer Noth gerettet hatte. Unter den verschiedenen Portraits über dem Sopha hing sein eigenes, ein rechtes Seemannsgeſicht, derb, bieder mit dem Ausdrucke: der Mann kann nicht lügen. Seine Brust zierten drei Rettungsmedaillen. Bekanntlich wird dieser Orden in Preußen nur demjenigen verliehen, der einen Menschen mit eigener Lebensgefahr gerettet hat.

Indem ich in dem Fremdenbuche blätterte, stieß ich auf verschiedene Bemerkungen, die auf den alten Schilling, als eine ganz besondere Erscheinung, aufmerksam machten; Reisende sagten ihm für gute, freundliche Bewirthung, Gestrandete für Rettung aus Gefahr ihren Dank. Ein paar Bemerkungen knüpften sich scherzend an den Namen des Wirthes: „Schilling verdiente schon längst ein Pfund (Sterling) zu sein.“

„Ein Stern in dunkler Nacht
Strahlt seine That hervor,
Kein Schilling, nein gewiß
Ein Doppelfriedrichsd'or!“

Die That, von der hier die Rede, ist aber die Rettung eines schwedischen Schiffes Ostostellinge von Wisby, die Schilling im Oktober 1834 mit seinem Sohne (der jetzt verstorben) bei Jasmund bewirkte. Die Kühnheit und Unererschrockenheit der beiden Retter machte ein solches Aufsehen, daß sie in einem Liede besungen wurde, und dieses Lied zeigte mir mit einem gewissen Stolze der junge Schilling in einer Sammlung von Liedern für Seeleute, betitelt: Nautilia. Sie mochten es oft gelesen haben, dieses Gedicht, denn das Buch war an dieser Stelle ganz beschnitten und die Blätter fast zerfetzt von dem vielen Anfassen; und die zartesten Hände haben die Seeleute auch nicht gerade.

Später schenkte mir der Alte sogar ein Bild, welches nach seiner Zeichnung diesen Vorgang darstellt. Man erblickt auf demselben einen Schoner, von den Wellen hin und her geworfen, mit zerrissenen Segeln, während ihm ein Lootsenboot zu Hülfe eilt. In der Ferne erscheint die gezackte Kreideküste von Zasmund. Werther noch, als das Bild selber, ist mir der Name C. Schilling, den der Alte später mit halbzitternder Hand auf meine Bitte darunterschrieb.

Doch es ist Zeit, daß ich ihn endlich einführe, den nun schon wiederholt genannten alten Schilling. Es ist nicht meine Schuld, daß es nicht schon früher geschehen; er kam erst ziemlich spät am Abende mit seinem Großsohne Ernst von einer Fahrt nach Wiek zurück, wo er verschiedene Gegenstände eingekauft hatte für die bei ihm einklehrenden Fremden. Als er in das Zimmer trat, ganz durchnäßt von dem Regen, welcher eine Stunde vorher herabgeströmt war, erinnerte ich mich an einen englischen Kupferstich, auf welchem ein soeben von der See zurückgekehrter Seemann mit Hülfe seiner Frau seinen nassen Rock auszieht. Er begrüßte uns freundlich, aber mit einer gewissen Würde. Der kleine Ernst war eben so durchnäßt wie der Großvater, aber er hielt sich ganz tapfer; nur das Großtöchterlein fing bei der Ankunft der Zurückkehrenden zu schreien an, so herzlich, daß man der Kehle den stärkenden Einfluß der Seeluft anhören konnte.

Wenn ich alles das hier mittheilen sollte, was der Alte uns an diesem Abende und dem nächsten Morgen erzählte, so würde ich ein ganzes Buch Schillingiana schreiben müssen. Aber ich würde es auch wohl bleiben lassen, weil ich niemals die einfache Schlichtheit, das Treffende, Prägnante dieser Erzählungen wiedergeben könnte. Es lag in seinem Vortrage eine Kunst, die den größten Novellisten in Erstaunen gesetzt haben möchte. Wir hörten den Sturm wüthen, das Meer an das Ufer brausen, sahen das im dichten Schneegestöber verirrte fremde Schiff auf den Grund

laufen. Keiner wagt sich hinaus, als der Alte, gefolgt von seinem Sohne und ein paar anderen Leuten. Erst sehen wir noch den Kampf des Lootsenbootes mit der Brandung, die es immer von Neuem zurückwirft. Dann nähern wir uns dem gestrandeten Schiffe; es gelingt uns nach vieler Mühe, den Bord desselben zu erklimmen. Nun werden die Güter geborgen, erst die kostbaren, dann die weniger werthvollen, bis die Planken sich lösen und mit einem Male das ganze Gebäude in den Fluthen versinkt, verschwindet.

Einmal, erzählte Schilling, habe er auf einem gestrandeten englischen Dampfer die Schiffsbemannung so total betrunken gefunden, daß es die größte Mühe gemacht habe, die Leute zu retten. Er knüpfte daran die mir nicht neue Bemerkung, daß die englische Handelsmarine ohne die fremden Matrosen gar nicht bestehen könne, weil die englischen in jeder Gefahr sofort zur Rumflasche griffen und so den Untergang des Schiffes unrettbar herbeiführten.

Auf einem anderen Schiffe hatte er einmal außer dem Kapitän und dessen Frau nur noch dessen beide Töchter angetroffen, welche Matrosendienste verrichteten. Dieses Schiff hatte durch ein anderes in der Seite einen Leck bekommen; aber der alte Schilling wußte bald Rath; er vermochte den Leck in kurzem zu stopfen und barg das Schiff sammt der kostbaren Ladung.

Aber auch von anderen Schiffbrüchen wußte er zu berichten, wo er nicht retten, nicht hatte Hülfe bringen können. Bei solchen Scenen hält ein alter Seemann sich nicht lange auf; eine kleine Handbewegung schildert hier oft den ganzen in den Raum einer Sekunde gehenden Vorgang.

In dem Fremdenbuche haben manche der Gestrandeten sich gleichfalls eingeschrieben. Die Worte sind stets kurz, aber um so vielfagender. Z. B.: „Auf Schwarbe gestrandet, Schiff verloren,“ Friedrich Eckert, Schiffskapitän aus Stralsund; oder:

„Strandete mit der Bark Fortuna bei Schwarbe.“ R. Densé aus Stepnig.

Mögen diese wenigen Mittheilungen des alten Schilling genügen. Ein rechtes, ein ganzes Bild wird der Leser doch nicht von diesem Seemann erhalten, und wenn ich ihm Wort für Wort mittheile, was er zu uns gesprochen. Es würde noch immer der Ausdruck der Stimme fehlen, der ruhige Blick, die kräftige, breitspurige Gestalt, das freundliche Behagen. Auf ihn paßt so recht, was Longfellow in seinem schönen Gedichte von dem Leuchthurme sagt:

Wie der gewalt'ge Riese Christoph steht er dicht
An sturmgepeitscher Wogen steilem Uferrand,
Er waret, daß den nachtereilten Schiffern Licht
Er bringe, weit hinaus durch Klippen und durch Sand.

Unwandelbar und immer heiter, stets dasselbe,
Brennt Jahr für Jahr durch all die stillen Nächte fort,
So wie ein Fixstern, jenes Licht, das blasse, gelbe,
Und nie verlöschend leitet's zu dem sichern Port.

Nach einem Jahrhundert, vielleicht auch schon nach einigen Jahrzehnten, wenn der Wächter dieses einsamen Thurmes dahingegangen ist, wird er vielleicht zur Mythe werden. Dann kreißt sein Geist wohl um diese Lampen, die er so oft als freundliches Licht dem Schiffer angezündet, und wacht darüber, daß das Feuer nicht erlösche. Dann warnt er vielleicht den sorglosen Schiffer, dessen Schiff auf das Steinriff treibt, oder nimmt dem schlafenden Steuermann die Steuer aus der Hand. Wehklagend wird vielleicht sein Geist um die Trümmer irren, welche die Wogen auf den Strand werfen; aufschrecken wird er die Strandbewohner, daß sie einem bedrohten Schiffe zu Hülfe eilen, das rettende Boot in die Brandung stoßen. Wer da weiß, wie solche Mythen sich bilden, der wird diese Vermuthung für kein leeres Traumgebilde halten. Aber möglich ist es auch, daß der Alte in fünfzig Jahren

vergessen ist unter seinem Grabhügel in Altenkirchen; wenn der Sohn nicht etwa das Fremdenbuch aufbewahrt, und ein oder der andere müde Wanderer auf den vergilbten Blättern die Dankfagungen und Lobpreisungen liest, über die er dann wohl gar lächeln wird.

Abends spät stiegen wir die beiden Treppen hinauf zu unserer Schlafzelle, dicht unter der Laterne des Thurmes. Der Thurm ragt nämlich viereckig in dreien Stockwerken auf, dann bricht er plötzlich ab. Aus dem vierkantigen Massiv erhebt sich dann ein rundes Glaskümmchen, die Laterne, darinnen sich die siebzehn lichtspendenden Lampen befinden. — Wir konnten es uns nicht versagen, die eiserne Treppe hinaufzusteigen und in die Nacht hinaus zu schauen, die voller Regen und Finsterniß war. Rings um die helle Laterne webte und lebte es von Motten und allerlei Fliegeln, die von dem Lichte angezogen in die Sonne zu stürzen strebten. Aber das Glas hielt sie auf. Vögel huschten wohl vorbei, aber keiner flog gegen das Glas und fiel mit gebrochenem Schädel nieder. Die einheimischen Vögel kennen schon das verrätherische Licht. Aber die fremden, die Zugvögel stürzen im Herbst in ganzen Schaaren gegen die blendende Laterne und zerschmettern ihre Häupter. Morgens liegt die Plattform des Thurmes dann von ihnen bedeckt, eine reiche Ernte für den Wärter des Thurmes. Auch den Telegraphendrähten an unsern Eisenbahnen entgehen die Vögel ja nicht und stoßen sich an ihnen den Kopf ein, so daß der Bahnwärter sie im Herbst jeden Morgen aufliest, wie ein vom Himmel gefallenes Manna.

Seevögel kreisen rings und durch des Sturmes Heulen
Tönt ihr einsam Geschrei, das Rauschen ihrer Flügel;
Geblendet und bethört vom grellen Lichte, eilen
Zum schnellen Feuertod sie in den glühen Spiegel.

In der Ferne östlich über der stillen See zuckte es in den schwarzen Wolken; nur über Hiddensöe leuchtete das matte Roth

des geschiedenen Tages bis dahin, wo am frühen Morgen das hohe Kreideufer von Mden sichtbar wird. Das Leuchtfeuer der Greißwalder Die konnten wir nicht erblicken, aber ein Schiff zog uns nahe vorüber mit seinen ausgehängten Laternen.

Die ganze Nacht hindurch fielen die Strahlen aus der Höhe des Thurms nieder in unsere Zelle. Bald verblichen sie vor dem einbrechenden Lichte des Morgens. Ich schlief dem Fenster so nahe, daß ich die Sonne aus dem Meere aufsteigen sah, ohne mich aufzurichten.

So wunderbar ist es in dem Leuchtturme von Arkona.

Nun folgt mir zum Schlusse noch zu der alten Wendenburg, deren Wall wir schon vom Leuchtturme aus erblickt haben, zu dem alten Tempelsitze des vierköpfigen Swantewit, dem Schauplatze sonderbarer Ereignisse, welche uns von dem dänischen Historiker Saxo in so anziehender Form überliefert worden.

Es ist nur wenig übrig geblieben von der alten Burgveste Arkona. In den siebenhundert Jahren, die seit ihrer Zerstörung verfloßen, hat das Meer das steile Ufer fortwährend unterwühlt, der Frost die Kreidewand zersprengt, der Regen die Furchen tiefer und tiefer gewaschen. Wir können die Verringerung des Ufers dreist auf 350 Fuß annehmen. Gegenwärtig besteht die Burg aus einem gegen Osten gerichteten Ufervorsprunge, dessen Fläche oben 187,200 Quadratfuß beträgt, während sie nach Westen durch einen Erdwall begrenzt wird, der sich in einem 840 Fuß langen Bogen um die Hochfläche legt. Nach dem Meere zu fällt das Ufer überall steil, fast senkrecht ab, so daß es unmöglich ist, den 140 Fuß sich erhebenden Uferrand von unten zu erklettern. Den Wall begrenzt sowohl von außen als von innen ein Graben, der jetzt freilich nur noch eine geringe Tiefe besitzt. Es ist kein gleichmäßiger Rücken dieser Wall; er steigt im Norden bedeutend auf, nämlich 42 Fuß über der Burgfläche, und verläuft

in kleinen Senkungen und Hebungen bis zu dem südlichen Ende. Beide Wallenden reichen bis an das Seeufer und sind mit ihm zerbröckelt und zerstört worden. Zwei Einsenkungen führen von außen in den Burghof. Geht man auf dem Hauptwege dicht neben der nördlichsten höchsten Erhebung in den Burghof, so hat man draußen zur Rechten die erste und dann drinnen zur Linken die zweite Quelle. Die erstere spielte bei der ältesten Belagerung Arkona's durch die Dänen im Jahre 1136 eine wesentliche Rolle, weil ihr Verlust die Rügianer zwang, sich dem feindlichen Könige Erich Emun zu ergeben. Aber der Verlust der Feste hatte damals nicht viel bedeutet; die wendischen Rügianer (von den Dänen Ranen, d. h. Räuber, genannt) schüttelten das dänische Joch bald wieder von sich und beunruhigten die dänischen Inseln, wie schon früher, so nachhaltig, daß König Waldemar, oder vielmehr dessen allmächtiger Rathgeber und Minister, Bischof Absalon, beschloß, dem räuberischen Unwesen der Rügianer ein für alle Mal ein Ende zu machen. Im Jahre 1168 landete eine dänische Flotte auf Wittow und die Belagerung der Feste begann.

„Die Stadt (urbs) Arkon lag — wie Saxo, der Geheimschreiber des Bischofs Absalon erzählt, auf einem hohen Gipfel eines Vorgebirges, von Norden, Osten und Süden vom Meere umflossen und durch steil abstürzende Uferwände geschützt, welche so hoch sind, daß man ihren Gipfel mit einem Pfeilschusse nicht erreichen kann. Gegen Westen aber wird sie durch einen gegen fünfzig Ellen hohen Wall abgegrenzt, der aus einer Erdschüttung und einem Palissadentwerf besteht. An der Nordseite befindet sich eine Quelle, aus der die Belagerten mit Hülfe eines verdeckten Weges Wasser schöpfen konnten. Dadurch, daß ihnen dieser Weg abgeschnitten wurde, waren sie — wie erwähnt — schon bei der Belagerung im Jahre 1136 zur Ergebung gezwungen worden.

„Den innern Raum bildete ein ebener Platz, auf welchem ein

künstlich aus Holz gefertigter Tempel stand, dessen äußere Umzäunung ein zierliches, aber grob mit Farben übermaltes Schnitzwerk zeigte, und in welche nur eine einzige Thüre hineinführte. Innerhalb dieser Umzäunung umschloß eine Bretterwand mit rothem Dache den eigentlichen Tempel, welcher von vier Pfeilern, deren Zwischenräume durch Vorhänge geschlossen waren, getragen wurde und das Dach mit jenem äußern Bau gemeinsam hatte. In diesem Tempel stand das übermenschlich große Bild des Götzen Swantewit* mit vier Köpfen und eben so viel Nacken, von denen je zwei der Brust und zwei dem Rücken zugekehrt waren, doch so, daß zwei Köpfe nach rechts und zwei nach links zu blicken schienen. Bart und Haupthaar waren nach rügianischer Sitte geschoren und gestutzt. In der rechten Hand trug er ein Horn, aus verschiedenen Metallen zusammengesetzt, welches der Priester jährlich mit reinem Weine (mero — oder Meth?) füllte; der linke Arm war bogenförmig in die Seite gestemmt. Das Gewand reichte bis auf die Schienbeine, die aus einer andern Holzart gefertigt waren, und schloß sich den Knien so genau an, daß man nur bei sorgfältiger Betrachtung die Fugen erkennen konnte; die Füße selbst schienen auf der Erde zu stehen, indem die Unterlage, auf der sie ruhten, in den Boden eingelassen war. Nicht ferne davon sah man den Zaum und Sattel des Gottes, und noch mehrere andere Abzeichen seiner Würde, unter denen besonders ein großes Schwert die Bewunderung erregte, dessen künstlich gemeißelte Scheide und Handhabe von Silber zu sein schienen.

„Der feierliche Kultus des Gottes geschah in folgender Ordnung. Einmal in jedem Jahre nach Beendigung der Ernte versammelte

* Da Swante heilig bedeutet und Wit Seher, so machten die Mönche von Corvey später daraus einen heiligen Veit, St. Vitus, und erfanden die Fabel von einer Christianisirung Rügens durch Mönche von Corvey, die etwa zur Zeit Karls des Großen erfolgt sein sollte. Vergl. Fock, Rügensch-Bommernsche Gesch. Leipzig 1861 S. 101 u. flg.

sich das Volk der Insel, nachdem es Thieropfer dargebracht, vor dem Tempel zu einem feierlichen Festschmause. Der Oberpriester, gegen den Brauch des Landes mit ungeschorenem Barte und Haare, hatte am Tage vorher das Heiligthum, welches er allein betreten durfte, sorgfältig mit dem Besen gereinigt, wobei er sich jedoch des Athemholens enthalten mußte, damit der Gott nicht durch menschlichen Hauch befleckt würde. Er war daher genöthigt vor die Thüre zu laufen, so oft er frischen Athem schöpfen wollte. An dem Festtage beschaute er, während die Menge draußen harrete, das Horn, und weissagte aus dem verminderten Inhalte desselben einen Mißwachs des folgenden Jahres, zugleich zur Aufbewahrung der Feldfrüchte mahnend. Nahm er dagegen keine Verminderung wahr, so verhieß er kommenden Segen und gestattete einen verschwenderischen Gebrauch der Ernte. Nachdem er darauf den vorjährigen Wein als Trankopfer vor die Füße des Gottes gegossen, füllte er das Horn von neuem, flehete, dem Scheine nach einen Vortrunk thuend, um Segen für das Vaterland, um Wachsthum der Bürger an Macht und Siegen, leerte darauf das Trinkgefäß ohne abzusetzen und stellte es wiederum gefüllt in die Rechte des Gottes. Außerdem bediente er sich eines mit Honig angerührten Opfertuchens von runder Form und solcher Größe, daß er fast der Höhe eines Mannes gleichkam, stellte ihn zwischen sich und das Volk, und wünschte, wenn die Antwort auf seine Frage, ob er hinter demselben gesehen werde, bejahend lautete, daß er künftigen Jahres nicht gesehen werden möge, auch daraus eine Verheißung des künftigen Geschickes entnehmend. Darauf grüßte er im Namen des Gottes die Versammlung, ermahnte sie zur Standhaftigkeit in der Verehrung des Heiligthums, als sichersten Lohn der Frömmigkeit Sieg zu Lande und Wasser verheißend. Den übrigen Theil des Tages schmauste man nach Kräften von dem Opfermahl; denn Unmäßigkeit galt dabei für Frömmigkeit, Mäßigkeit aber wurde für Sünde geachtet.

„Zur Unterhaltung des Tempeldienstes wurde jährlich von jedem Manne und jeder Frau ein Geldstück dargebracht, und dem Gott auch der dritte Theil der Beute überwiesen, als ob sie durch seine unmittelbare Leitung gewonnen wäre.

„Dieser Gott besaß auch dreihundert auserwählte Pferde und eben so viele streitbare Reiter, und der gesammte Erwerb derselben durch Waffen oder Diebstahl wurde der Obhut des Priesters übergeben, der daraus mancherlei Tempelgeräthe und Schmuck des Heiligthums beschaffte und in verschlossenen Kisten aufbewahrte. Als die Dänen in den Besiz des Tempels kamen, wurden die Behältnisse mit Geld und verrötteten Ppurdecken angefüllt gefunden. Ebendasselbst sah man auch eine große Menge von Weihgeschenken derer, welche Gunsterweisungen von dem Gotte erstrebt hatten, und dies war nicht bloß aus den slavischen Ländern, sondern selbst von benachbarten christlichen Königen geschehen.

„Auch an anderen Orten besaß dieser Gott Tempel, denen Priester niederen Ranges und von geringerer Macht vorstanden. Außerdem hatte er auch noch ein weißes Pferd, dessen Mähne oder Schwanzhaare auszuzupfen als Frevel galt. Der Priester allein durfte es füttern und besteigen, damit ein zu häufiger Gebrauch des gottgeweihten Thieres die Ehrfurcht vor demselben nicht vermindere.

„Man glaubte auf Rügen, daß Swantewit auf diesem Pferde selbst gegen die Feinde seines Heiligthums ausziehe. Als Beweis dafür wurde angesehen, daß man das im Stalle stehende Thier oft am Morgen mit Schweiß und Staub bedeckt fand, als wenn es von einem fernen nächtlichen Ritt zurückgekehrt sei.

„Auch zu Weissagungen wurde das Pferd in folgender Art gebraucht. Wenn man gegen ein Land Krieg beginnen wollte, so wurde vor dem Tempel eine dreifache Reihe von Spießen, von denen je zwei querüber verbunden waren, in gleicher Entfernung mit den Spizen in den Boden gesteckt. Zu diesen wurde,

wenn der Kriegszug beginnen sollte, das Pferd nach einem feierlichen Gebet von dem Priester geführt, und wenn es mit dem rechten Fuß zuerst über die Spieße hinüberstieg, so betrachtete man dieses als ein günstiges Vorzeichen des Krieges; schritt es aber auch nur einmal mit dem linken Fuße voran, so änderte man den Feldzugsplan. Es wurde keine Seefahrt unternommen, bevor man in dieser Weise drei günstige Vorzeichen erhalten hatte. Auch bei andern Angelegenheiten entnahm man aus dem muntern oder trägen Anlauf des Pferdes eine günstige oder ungünstige Vorbedeutung. Auch des Looses bedienten sie sich; sie nahmen dazu drei Holzstückchen, welche auf der einen Seite weiß, auf der andern schwarz waren, und warfen sie in den Schooß: lagen die weißen Seiten oben, so bedeutete dieses Glück, die schwarzen Unglück. Auch die Frauen beschäftigten sich mit dieser Wissenschaft, indem sie am Herde sitzend, ohne zu zählen, eine willkürliche Anzahl von Linien in die Asche zogen: fiel die Zahl derselben gleich aus, so wurde ein günstiger, wenn ungleich, ein ungünstiger Erfolg daraus prophezeit.

„Die Belagerung dieser Burg begann nun König Waldemar mit allem Ernst, nicht nur um die Befestigungswerke zu zerstören, sondern auch um das Heiligthum zu vernichten; denn er zweifelte nicht, daß so lange das Bild noch stände, er leichter die Mauern dieses Volkes als dessen Irrwahn bezwingen werde. Er ließ deshalb aus der benachbarten Waldung eine große Menge Bauholz herbeischaffen, um Kriegsgeräthschaften daraus zu fertigen; und um jeden Entsatz abzuschneiden, sandte er Mannschaft aus, welche den schmalen Meeresarm, der die Halbinsel Wittow von Rügen trennt, bewachen und den Feind am Uebergange hindern sollte. Sodann versuchte man das Belagerungsgeräth näher an den Wall zu bringen, der Bischof Absalon steckte auf Befehl des Königs das Lager ab, und jeder Kriegerschaar wurde ihre bestimmte Stelle angewiesen. Die Belagerten verrammelten

dagegen das Thor durch einen großen Erdhaufen, den sie mit Rasen belegten. Den Thurm über dem Thore achteten sie keiner weitem Vertheidigung bedürftig, denn darauf standen die heiligen Fahnen, darunter durch Größe- und Farbe ausgezeichnet die Staniza, die bei den Rügianern in dem größten, fast göttlichen Ansehen stand, denn wenn sie vorangetragen wurde, durften die Krieger ungehindert gegen alles Göttliche und Menschliche wüthen, und alles, was nur zu wünschen stand, galt ihnen dann auch für erlaubt.“

Der 14. Juni war ein heißer Tag; die Armee war bei den verschiedenen Vorarbeiten für die Belagerung beschäftigt und König Waldemar hielt im kühlen Schatten seinen Nachmittagschlaf. Dänische Troßbuben liefen in ihrem Uebermuth bis an den Wall und versuchten mittelst der Schleuder Steine bis an die Zinnen zu werfen. Die Besatzung amüßte sich über die harmlosen Anstrengungen und sah dem Spiel unthätig zu. Bald aber ward der Scherz zum Ernst. Zu den Buben gesellten sich junge Männer, und als sie fortführen die Besatzung durch ähnliche Herausforderungen zu reizen, gab diese ihre passive Haltung auf und begrüßte die Nahenden mit Geschossen. So entbrannte bald ein hitziges Gefecht. Da bemerkte plötzlich einer der Jünglinge, daß die Erde, mit der das Thor zugeschüttet war, gewichen und dadurch zwischen dem Rasen und dem Thurme eine große Spalte entstanden sei. Er forderte seine Gefährten auf, ihm behilflich zu sein, diesen Umstand zu benutzen, und diese warfen sogleich nach seiner Anweisung ihre Wurfspeie mit den Spitzen in den Rasen. Auf dieser Leiter kletterte er denn den Wall hinauf bis unter den Thurm, wo er vor den Belagerten gesichert, ja sogar unbemerkt von ihnen war, ließ sich dann von einem Wagen mit Stroh, der eben für den Bedarf des Lagers gefahren kam, ein Bund nach dem andern auf den Lanzenspitzen zureichen, schlug darauf mit Stahl und Stein Feuer an, warf den Zunder ins Stroh und ließ sich dann selbst wieder von der Höhe herab.

Als die Flamme aufschlug, wußten die Belagerten in der ersten Bestürzung nicht, ob sie dem Feuer oder dem Feinde zunächst begegnen sollten. Endlich faßten sie sich, ließen die Angriffe der Dänen unbeachtet und wandten sich gegen die Flamme, die von feindlicher Seite sorgsam genährt und vor der Thätigkeit der Löscheden geschützt wurde. Bald fehlte es diesen an Wasser, und da man Milch zum Löschen verwandte, verstärkte dieses nur noch den Brand. Der Lärm, der sich hierbei erhob, lockte endlich auch den König heran und er fragte Absalon, ob dieser glaube, daß die Feuerbrunst die Einnahme der Beste erleichtern werde. Um dieses zu untersuchen, begab sich der Bischof mit Schild und Helm bewaffnet bis an das Thor. Die Krieger wollten eben stürmen, er ermahnte sie aber, lieber die Flamme zu nähren. Als dies geschah, ergriff die Flamme Pfosten, Stützen und Fußboden des hölzernen Thurmes, endlich auch die heilige Fahne auf der Zinne, und verzehrte sie so wie alle übrigen heilig gehaltenen Feldzeichen. Als Absalon dies dem Könige meldete, ordnete derselbe sogleich einen allgemeinen Sturm an, dem er auf einem Stuhle außerhalb des Lagers sitzend zuschaute. Die Dänen unter den Augen ihres Königs kämpfend und die mit ihnen verbündeten Pommern, von ihren Herzogen geführt, griffen mit ausnehmender Kühnheit an. Von den Belagerten fanden manche durch die Flammen, manche durch die feindlichen Geschosse den Tod, und es war ungewiß, was ihnen verderblicher sei, das Feuer oder der Feind. Mancher unter ihnen zog auch freiwillig den Tod im Brande der heiligen Beste dem Leben auf ihren Trümmern vor. Als aber endlich die Gluth und der Andrang der Stürmenden den Zustand der Belagerten immer hoffnungsloser machten, rief Jemand vom Walle herab mit lauter Stimme nach dem Bischof von Roskilde, und begehrte ein Gespräch. Absalon beschied ihn nach dem ruhigsten, vom Gefechte entferntesten Theile der Burg und fragte ihn dort, was er wolle. Dieser

bat mit flehenden Geberden, man möge den Kampf einstellen, die Belagerten wollten sich ergeben. Absalon aber wollte sich auf nichts einlassen, wenn man nicht zuvor das Löschchen einstelle. Als die Belagerten sich diesem Begehren gefügt hatten, meldete er ihren Antrag dem Könige, der auch nach kurzer Berathung mit seinen Großen auf denselben unter folgenden Bedingungen einging:

1. die Belagerten sollten die Bildsäule des Swantewit und gesammten Tempelschatz ausliefern, die gefangenen Christen aber ohne Lösegeld freigeben;
2. das Christenthum sollte nach dänischem Ritus eingeführt, die den heidnischen Tempeln gehörigen Aecker und Grundstücke zur Dotirung der christlichen Kirchen verwendet werden;
3. dem Könige von Dänemark sollte unweigerlich, so oft er es fordere, die Heerfolge geleistet und von jedem Joch Ochsen eine jährliche Abgabe von 40 Silberpfennigen entrichtet werden;
4. als Unterpfand für die treue Erfüllung dieses Vertrages seien aus den Söhnen der Edlen vierzig Geißeln zu stellen.

Als sich die Kunde von dem Abschlusse dieser Uebereinkunft im dänischen Lager verbreitete, war das Kriegsvolk sehr unzufrieden darüber. Es beschwerte sich mit aufrührerischem Geschrei, daß ihm Raube und Beute genommen und nichts als Anstrengungen und Wunden zu verdienen gegeben würden. Der beunruhigte König berief deshalb den Kriegsrath noch einmal, um wegen der Uebergabe oder Fortsetzung des Kampfes abzustimmen. Aber Absalon machte auf das Mißliche des Letztern aufmerksam, sowohl wegen der Hindernisse, die hier noch zu besiegen wären, als auch deshalb, weil, wenn gegen Arfona ohne Schonung vorgefahren würde, von den übrigen befestigten Plätzen der Nügianer ein um so verzweifelterer Widerstand zu erwarten sein würde. Als ihm der Erzbischof Eskil und die andern Großen hierin beistimmten, hielt der König den Vertrag aufrecht und ließ durch Absalon die Geißeln in Empfang nehmen.

Am Morgen des 15. Juni 1168; am Tage des St. Beit — die Mönche von Corbey hätten es nicht besser wünschen können — zog das dänische Heer in die durch das Feuer halb zerstörte Feste ein. Die erste Handlung des christlichen Königs war, das Gözenbild des Swantewit zu zerstören. Die von ihm mit dieser Handlung Beauftragten ließen die Vorhänge des Tempels hinwegnehmen und stellten Diener an, welche das Bild umhauen sollten, wobei sie es an der Ermahnung nicht fehlen ließen, recht vorsichtig zu Werke zu gehen, damit nicht die Säule beim Niederstürzen auf einen von ihnen falle, und es dann heiße, Swantewit habe sich gerächt. Denn schon hatten die Kanen in großer Zahl sich eingefunden, indem sie ein Strafgericht an den Zerstörern zu erleben hofften. Aber das Bild wurde unten an den Schienbeinen abgehauen und fiel rücklings an die Wand, ohne Schaden zu thun. Als auch die Wand abgebrochen wurde, stürzte das Götterbild krachend zu Boden. Nun erst konnte man den innersten Raum des Tempels recht überblicken; die Wände waren mit zwar noch glänzenden Purpurdecken behangen, dieselben waren aber schon so verrottet, daß sie von der bloßen Berührung zerfielen, und außerdem mit vielen Thierhörnern geschmückt. Auch sah das fromme Auge der Christen einen Dämon in scheußlicher Thiergestalt plötzlich vor aller Augen verschwinden.

Nun wurde den Kanen befohlen, das umgehauene Bild an Stricken aus der Burg zu schleppen; ihre Furcht vor demselben war aber noch so groß, daß sie dies nicht wagten, sondern es durch Gefangene und Fremde, die des Gewinnes wegen zu ihnen gekommen waren, bewerkstelligen ließen, indem sie glaubten, daß sie diese gemeinen Leute füglicher der göttlichen Rache bloßstellen könnten.

Während dieses nun vorging, wurden unter den Kanen verschiedene Stimmen laut: einige beklagten die schmachvolle Behandlung des Gottes, andere verfolgten ihn mit Hohngelächter, und es

sei kein Zweifel (meint Saxo), daß der klügere Theil der Rünen im Stillen erröthet sei über die Einfalt, mit der sie sich so lange durch eine so thörichte Gottesverehrung hätten blenden lassen. Als der Götze nun in das Lager geschafft, entstand ein großer Zusammenlauf der Krieger, um sich denselben anzusehen, und als sie ihre Schaulust befriedigt hatten, nahmen auch die Großen ihn in Augenschein. Inzwischen wurden die Geistlichen in die Burg gesandt, um die Besiegten durch den priesterlichen Dienst an die christlichen heiligen Handlungen zu gewöhnen. Gegen Abend aber spalteten die dänischen Röche mit ihren Beilen das Götzenbild in kleine Stücke und verbrauchten dieselben zu den Kochfeuern. Später wurde auch der Tempel niedergebrannt, und aus dem Holz der Kriegsmaschinen fertigte man Balken zum Bau einer christlichen Kirche.

So endigte die Freiheit des kühnen wendischen Stammes, der Glaube an den „heiligen Seher“, der das Volk durch so viele Jahrhunderte hindurch begeistert und in den Kampf geführt hatte. Die Insel war fortan ein dänisches Besizthum. Der wendische Stamm nahm durchweg das Christenthum an, bald in seinem Besitze beeinträchtigt und verdrängt durch deutsche Ansiedler, welche aus dem Eilande ein germanisches Land machten mit deutscher Kultur und Sprache. Die Eingeborenen lernten auch bald die ihnen fremde Sprache; die Einwanderer dagegen ließen sich die slavischen Namen der verschiedenen Gegenden, Wohnplätze und Wälder gefallen und korrumpirten sie rücksichtslos, indem sie das fremde, ihnen bedeutungslose Wort in ein ähnlich klingendes deutsches verwandelten. So entstand eine „Schabe“, eine „Stubbenkammer“ Diese Namen nebst einigen andern dürftigen Nachrichten Helmolds und der Rnyhtlingasage der Isländer würden das Einzige sein, was uns aus jener wendischen Urzeit überliefert worden, wenn wir nicht das unergleichliche Geschichtswerk Saxo's hätten, die köstlichen Erzählungen des nordischen Herodot. Ich weiß nicht,

welchen Eindruck Andere von seiner einfachen und doch so lebhaften Darstellung des Kampfes um die arkonensische Feste davontragen: ich, der ich sein Buch an Ort und Stelle gelesen habe, auf einer Spitze des den Burghof gürtenden Walles, im Hinblick auf den Eingang, daran der Thurm gestanden haben mag mit der wehenden Fahne, den Fuß auf einen halb verrotteten Pfahl gesetzt, der mit der zerbröckelnden Erde im Begriff war hinunter zu stürzen auf den Seestrand, einen letzten, so zu sagen, lebenden Zeugen jenes Kampfes: ich habe bei dem Lesen jene Erschütterung erfahren, jenes halb beängstigende, halb erhebende Gefühl, welches wir auf den öden Stätten erleben, über welche die Geschichte dahin geschritten ist mit ihren gewaltigen, dröhnenden Tritten. Verglichen mit dem einsamen Hügel der athenischen Akropolis, oder dem schweigenden Plage des römischen Kapitols, ist dieses Arkona ein Atom nur, ein Sandkorn an dem Strande des unermesslichen Meeres, das wir Geschichte benennen; die Menschen, die hier gelebt und gekämpft haben, sind namenlos dahingegangen, wie die Blätter, die der Herbstwind verweht. Und doch haben sie einmal gelebt, sie haben gekämpft; wir wissen, daß auch sie für ihre heilige Fahne, ihren heiligen Seher in den Streit gestürzt, daß sie erst nach langem Ringen den von allen Seiten gegen sie anstürmenden Schaaren erlegen, daß sie sich erst dann verloren gegeben, als die Natur selber sie mit ihren vernichtenden Elementen bedrohte. Es ist ein echt menschlicher, ein erhebender Eindruck, den wir davontragen; wir gedenken unwillkürlich der homerischen Kämpfe um die heilige Ilios, oder des Kampfes bei den Schiffen und des reißigen Hektors, der das Palissadenwerk der Achäer in Flammen aufgehen macht. Ein solcher Reiz liegt in allem Einzelnen. Was wäre es uns, wenn es hieße, die Feste Arkona sei am 14. Juni des Jahres 1168 von den Dänen erobert, das Götzenbild des Swantewit zerstört worden. Das gäbe eine unbestimmte, schemenhafte Vorstellung. Jetzt er-

leben wir jeden einzelnen Vorgang mit ängstlicher Spannung, wir verfolgen die Ereignisse, wie wenn wir dabei theilhaftig wären, wir empfangen den befriedigenden Eindruck eines poetischen Kunstwerks. Das Alles danken wir dem dänischen Erzähler, den seine Zeitgenossen nicht besser zu ehren wußten, als daß sie ihn den „Gelehrten“ (grammaticus) nannten.

Viele Reisende besuchen Arkona besonders deshalb, um auf dem nördlichsten Punkte Deutschlands, gewissermaßen dem Nordkap des deutschen Vaterlandes, gestanden zu haben. Ganz abgesehen davon, daß nicht Arkona, sondern der östlichste Theil Pommerns am weitesten nach Norden ragt, so konnte ich mich für Arkona aus diesem Grunde nicht begeistern, weil ich auf der Spitze von Brüstertort, dem samländischen Arkona, gewesen war, und an dem Strande Memels, Stellen, die weit nördlicher liegen, als Arkona oder die pommersche Küste.

Indem wir nach Putbus quer durch das Innere des rügenschen Festlandes zurückkehrten, gab es für uns nur noch ein Niedersteigen, ich meine ein Niedersteigen im ästhetischen, nicht im Sinne der Höhenmessung. Rügen kehrt sein Antlitz nach Osten. Hier lesen wir in den schönen Zügen desselben; seine Halbinseln Wittow und Jasmund strecken sich wie ein paar Arme aus, als wollten sie uns umfassen und umfassen mit bestrickendem Liebeszauber. Das wird anders, wenn wir diese Ostküsten verlassen. Wohl rauschen auch hier noch die Wellen der meilenlangen, tief eingeschnittenen Fjorden; liebliche Höhen erheben sich rings, theils steil abfallend, theils waldgekrönt; köstliches Wiesenland empfängt seine Fruchtbarkeit aus den Wassern dieser Bodden; überall liegen freundliche Dörfer oder die Schlösser reicher Herrensitze: — aber es fehlt uns der Blick in die Weite, in das Freie, der Blick auf das Meer.

Wir wanderten von Arkona über Witte nach Breege. In Witte hat Rosgarten, der einst bewunderte Dichter der Zukunft, am Ende des Thales, darin sich das Dorf versteckt, eine achteckige Kapelle erbauen lassen, neben welcher gegen den Herbst hin, zur Zeit der Heringsfischerei, die sogenannten Uferpredigten gehalten werden. Die Leute wollen, um keine Zeit zu verlieren, nicht in die ferne Kirche nach Altenkirchen gehen, so kommt denn der Prediger zu ihnen. Ich habe zwar, obwohl ich an einem Sonntage hier war, einen solchen Gottesdienst nicht mitgemacht, aber ich erinnerte mich ähnlicher Versammlungen in Danzig (auf dem Heiligen Leichnams-Kirchhofe), auf Zona (bei Staffa) und im Kolosseum; ja in der römischen Campagna wird während der Erntezeit gar von einem Karren herab gepredigt, und die fieberkranken Schnitter hören mit nicht geringerer Andacht auf die Worte des Predigers, als die kräftigen Schiffer hier am arkonensischen Strande.

Breege bedeutet im Slavischen so viel wie „Ufer“ Das Dorf macht einen guten Eindruck; die Häuser haben jenes freundliche Aussehen, das den Wohnungen wohlhabender Seefahrer eigen thümlich ist und an die Reinlichkeit und Freundlichkeit von Schiffsfakäten erinnert. In der That sind die meisten Bewohner Breege's Seefahrer, die zum großen Theil eigene Schiffe besitzen und einen lebhaften Handel zwischen den Küstenstädten der Ostsee betreiben. Unser freundliche Schiffer Luckenwitz, der uns nach Rahlswiek zu bringen unternahm, hatte auf verschiedenen Schiffen sechsunddreißig Jahre lang gefahren und niemals eines verloren. Nun hatte er das letzte an seinen Sohn abgetreten, sich selber aber zur Ruhe gesetzt. Aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen wußte er uns den ganzen langen Weg über mitzutheilen. So erzählte er uns von dem Haffe der Dänen gegen die Deutschen im Jahre 1848, und von einem „Maler Thomas“, dem man in Kopenhagen ein großes Museum errichtet und der von dem

Farbenstaube, den er eingeathmet, gestorben sei. Ich weiß nicht, ob über den großen Thorwaldsen auch anderswo so gefabelt wird, mir war es ein neuer Beweis, wie das Volk überall zur Mythe greift, seine großen Männer darin gewissermaßen einspinnt und erst auf diese Art sich zu eigen macht. Denn die Masse erträgt keine festen, präcisen Thatfachen, sie deutet und modelt so lange, bis sie sich daraus etwas Anderes, ihrer Natur Entsprechendes geschaffen hat; sie wälzt die Thatfachen wie die Meereswellen den Kiesel, bis er alle Ecken und Kanten, alles Bestimmte, Eigenartige verloren hat. Zumal bei solchen Männern, deren Bedeutung dem Volke unklar bleibt, weil sein Bildungsgrad das volle Verständniß des Genius ausschließt, zieht die Mythe das Unverständene bald in die Sphäre des niedrigen Verstehens hinab. Was man nicht begreift, nimmt den Charakter des Wunders, mindestens des Wunderlichen an. So wird Virgil ein Zauberer, Faust ein Teufelsbeschwörer und Thorwaldsen muß am Staube seiner Farben sterben. Die Sage von dem Tode Correggio's mag auf ähnliche Weise entstanden sein.

So kamen wir nach Rahlswiek, das ganz anmuthig daliegt mit seinem Blick auf den großen Jasmunder Bodden und den Bergzug der Rasmelow. Einst mag diese Höhe einen einzigen grandiosen Kirchhof dargestellt haben, denn wir sehen überall die Grabhügel sich erheben, wie kleine Höcker, oder wenn man will, wie Warzen. Wir besuchten noch den wohlgepflegten Park an der Hand eines gefälligen aber schwaghaften Gärtners (*quem semel arripuit tenet occiditque* —) und den größten Grabhügel Rügens, den Licham (Leichnam), dann machten wir uns auf und erreichten im strömenden Regen und in dunkelster Nacht das hochgelegene Bergen.

Das Städtchen bildet den Mittelpunkt Rügens. Ziehe eine Linie von Arkona nach dem Palmer Ort, eine andere von Stubbenkammer nach Altefahre, eine dritte vom Thießower Hövt nach

dem Dornbusch auf Hiddensöe, und alle diese Linien werden sich gerade in Bergen schneiden. Zufällig bildet der neben dem Städtchen liegende Rugard auch einen der höchsten Punkte Rügens (340 Fuß); man erblickt daher von hier die ganze Insel, wie vom Centrum eines Spinnennetzes aus. Und wie freut es den Wanderer, auf dieser Höhe zu stehen, mit der weiten, unbegrenzten Umschau! Da liegt noch einmal der mächtige Thurm des Jagdschlosses in der Granitz vor uns, der kleine Jasmunder Bodden und die liebliche Insel Pulitz; weiter das „blaue Ländchen“ mit dem Buchenwalde der Stubbenitz, welcher uns das Meer verdeckt. Doch dort blickt es auf hinter der Dünenzunge der schmalen Haide, so flimmernd und silberstrahlend, wie der Lichtthron Ahrimans. Und weiter nordwärts da blickt uns der große Jasmunder Bodden an, scheinbar so ruhig, obwohl ein Sturm hier oben wüthet, daß man mit beiden Händen den Hut halten muß. Auch der blaue Wellenspiegel der Tromper Wiek, auf welcher wir das Gewitter über unserm Haupte erlebten, lächelt uns an, und gleich daneben ragen die weißen Kreideufer Arkona's auf, des meerumrauschten, traumhaften Inselhauptes. Von Hiddensöe herüber aber faust es und braust es, wie wenn dort auf dem kahlen „Dornbusch“ Gräfwelgr säße

Im Adlerskleid ein Vöte
Mit seinen Fittigen fächend den Wind
Ueber alle Völker.

Weiter im Westen vermischen sich die über unser Haupt gejagten, flatternden Wolkensegen zu einem gräulichen Chaos, ähnlich wie an jenem Morgen, als wir auf dem Thurme in der Granitz standen; wir erkennen nichts als eine Mischung von Himmel, Wasser und Land. Aber die Wolkenschaaren können nicht über die Mitte der Insel hinaus, sie zerschellen wie an einem unsichtbaren, diamantenen Schilde.

A n h a n g.

Die Burgwälle der Insel Rügen.

Unter den alten Befestigungen, welche aus vorchristlicher Zeit herkommend, in langer Reihe die deutsche Ostseeküste umsäumen, haben die Burgwälle der Insel Rügen am frühesten die wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen und sie am dauerndsten gefesselt. Diese Bevorzugung erklärt sich einfach aus der hervorragenden geschichtlichen Bedeutung jener Burgen. Rügen war einst die heilige Insel der Wendenvölker; ihre Besten Arkona und Karenz bargen die höchsten Heiligthümer und größten Tempelschätze im ganzen deutschen Slavenlande, und an dieselben Namen Arkona und Karenz wiederum knüpft sich die Erinnerung an den letzten Kampf des Heidenthums auf Deutschlands Boden gegen das siegreiche Kreuz (1168). Diese Burgwälle zu Arkona und bei Garz sind durch die uns von dem Dänen Sazo Grammatikus überlieferte Eroberungs- und Befehrungsgeschichte der Insel als unzweifelhaft wendischen Ursprungs beglaubigt.

Da sich aber außer diesen noch viele andere alte Burgwälle auf Rügen finden, so wurde schon wenige Wochen nach der Säcularfeier der Einführung des Christenthums auf Rügen (Juni 1868) in Folge eines Antrages des Grafen von Krassow durch Specialbefehl Sr. Majestät des Königs eine Untersuchung derselben angeordnet; der Konservator der Kunstdenkmäler in Preußen, Geh. Reg.-Rath v. Quast, und der Geh. Archivrath Dr. Visch zu Schwerin wurden mit der Aufgabe betraut und dem Letzteren insbesondere die Leitung der Aufgrabungen zugewiesen. Nachdem den Genannten noch der dänische Statsrath Worfaae, Herr v. Rosen und Rathsjekretär Baier beigezellt worden, beschloß diese Kommission, die Untersuchungsarbeiten zunächst auf sechs Burgwälle, nämlich bei Garz, auf den Rugard, beim Rittergute Wenz, Arkona, Herthaburg und Werder zu erstrecken. Von diesen sechs

Bauten finden sich drei (Garz, Rugard und Benz) auf dem eigentlichen Rügen, je einer (Arkona) und zwei (Herthaburg und Werder) auf den beiden Halbinseln Wittow und Zasmund.

Unter den genannten Besten hat Arkona die höchste geschichtliche Bedeutung, da mit ihrem Fall die völlige Auflösung des absterbenden Heidenthums eintrat. Und eine kaum minder wichtige Stellung nimmt dieselbe Beste in archäologischer Beziehung auch heute noch in ihren zerfallenden Resten ein. Denn von keinem der wendischen Burgwälle, selbst von Karezna nicht, ist uns aus der Zeit ihres ursprünglichen und unversehrten Zustandes eine eingehendere Schilderung erhalten als die ist, welche Saxo Grammatikus von der alten Tempelburg Arkona gegeben hat.

Die Halbinsel Wittow, das nördlichste Glied des vielgetheilten Rügens, in einer Ausdehnung von ungefähr drei Meilen sich in der Hauptrichtung von SW. nach NO. erstreckend, ist in seiner südlichen Hälfte flach und niedrig. In der nördlichen steigt das Land anfangs allmählich, dann in schnellerer Steigerung heran, bis es mit einer Wendung gerade in den Osten hinein seine höchste Erhebung in dem Vorgebirge Arkona erreicht. Letzteres wird auf seinem äußersten östlichen Vorsprunge von einem mächtigen Walle gekrönt. Innerhalb dieses Wall'es lag die den Wenden heilige Tempelstadt.

Die Ergebnisse, zu welchen die Kommission hinsichtlich Arkona's gelangt ist, sind folgende: Der östlich gewendete äußerste Vorsprung des Vorgebirges wird von dem westlich hinter ihm liegenden Lande durch einen von Norden nach Süden quer über ihn hinlaufenden Wall abgeschlossen. Derselbe hat die Gestalt eines leicht nach Westen gekrümmten Bogens und eine Länge von 840 Fuß. Der durch die Umwallung abgegrenzte innere Raum ist (um ungefähr 10 Fuß) höher, als das dem äußeren Fuße des Wall'es anliegende, sich abdachende Terrain, so daß die Höhe des Wall'es, von außen gesehen, größer erscheint, als dies von der inneren Burg-

fläche aus der Fall ist. Dort wo der Wall im Norden mit jähem Absturz an die steile Uferwand ansetzt, erhebt er sich am höchsten bis zu 42 Fuß senkrechter Höhe über die äußere Wallsohle, wechselt dann aber in seiner Höhe, da der Kamm nicht in horizontaler Linie verläuft, sondern in unregelmäßigen Zwischenräumen tiefere oder weniger tiefe Einsenkungen zeigt. Die tiefste Einsattelung, bis gegen die Hälfte des Walles hineingeschnitten, befindet sich im Nordosten unmittelbar neben der nördlichen am höchsten steigenden Kuppe; sie dient gegenwärtig als Weg in das Innere des Burgwalles und war wohl auch der ursprüngliche Eingang in denselben. Auf der Außenseite jener nördlichen höchsten Kuppe sowohl wie an seiner Innenseite wird der Wall auf seiner ganzen Länge von Vertiefungen begleitet, die deutlich auf das frühere Vorhandensein von Gräben hinweisen. Durch den inneren Graben führt von dem als Eingang dienenden Einschnitte aus ein Erdaufwurf auf die Burgfläche. Diese Fläche steigt mit leichter Hebung gegen das Meer hinan und stürzt vom höchsten Punkte 143 Fuß steil abwärts. Die Burgfläche mit Einschluß des inneren Grabens, also der ganze durch die Umwallung abgezweigte innere Raum hat einen Flächeninhalt von 1300 Quadratruthen. Ungefähr in der Mitte des ganzen Burgraumes ist eine ziemlich große, länglich viereckige Fläche erkennbar, welche geebnet ist, jetzt aber unter Ackerkultur liegt. Dies war wohl die alte Tempelstelle. — Ein Theil des Walles ruht auf Unterlagen von Bohlen. — Außen- und Nebenwälle sind nicht mehr wahrzunehmen, doch soll ein Nebenwall vorhanden gewesen sein. Dagegen beginnt nicht weit vom Eingange vom Uferabhänge an ein langer und breiter Wall, der in einer Ausdehnung von mehreren hundert Schritten in nordwestlicher Richtung hinstreicht und plötzlich abbiegt. Dieser Wall rührt vielleicht vom Belagerungsheere des Dänenkönigs Waldemar her, angelegt zur Sicherung gegen plötzliche Ueberfälle von der Landseite her.

Wenn auch die Tempelbeste Arkona alle geschichtlichen Zeiten hindurch durch ihren verbürgten Ruf und ihre großartige Lage und Umwallung immer einen Namen gehabt hat, so hat doch in den neueren Zeiten eine andere Vertlichkeit vorzüglich durch die Schönheit der Natur ein weit verbreitetes Ansehen gewonnen: die sogenannte Herthaburg auf der Halbinsel Jasmund. Die letztere steigt von Westen her bedeutend in die Höhe und stürzt in einem großartig gebildeten, blendend weißen Kreideufer plötzlich über 300 Fuß tief zum Meere mit schmalem Strande hinab. Die äußerste und höchste Erhebung dieses Kreideufers, ungefähr in der Mitte desselben, heißt die Stubbenkammer. Der höchste Punkt der Stubbenkammer, von welcher man eine großartige Aussicht auf das Kreidevorgebirge und das Meer hat, heißt seit alter Zeit der Königsstuhl, welcher ungefähr 387 rheinländische Fuß über dem Meere hoch ist. Diese ganze Ufererhebung, ungefähr von dem Dorfe Quoltitz bis zu dem Dorfe Sahnitz wird wohl eine Meile weit von einem großen Buchenwalde bedeckt, jetzt „die Stubbenitz“, früher auch wohl Stubbenkammer oder Stubbenkammerwald genannt.

In diesem Stubbenitzwalde, hinter der Stubbenkammer, kaum eine Viertelstunde von derselben entfernt, liegt nun an einem kleinen See die Herthaburg, ein großer Burgwall mit hohen Grenzwällen, an einer Langseite dicht von dem tiefen See mit einer Bruchfortsetzung, an der anderen Langseite von einem Wiesengrunde begrenzt.

Die „Herthaburg“ hat bei den Anwohnern bis heute stets nur den Namen „Burgwall“ oder plattdeutsch „Borgwall“ geführt; der sogenannte „Herthasee“ heißt an Ort und Stelle nur der „Schwarze See“, da sein Wasser, bis 48 Fuß tief, sehr dunkel und im Grunde sehr morastig ist. — Der „Burgwall“ ist, wie die übrigen Hauptburgen Rügens, auf hohem, festem Boden aufgeführt. Die Umwallung ist ohne Zweifel ein Werk

der Menschenhand. Der Fuß dieses Burgwalls wird sicher noch mehr als 300 Fuß über dem Meeresspiegel liegen. Das Werk bildet ein längliches Viereck, mit einem Aufgange im Osten. Der Umfang des ganzen Werkes am Fuße beträgt über 500 Schritte. Die Nordseite ist 170 Schritte lang. Mit Ausnahme der Strecke, welche den See berührt, ist der Burgwall von einem Umfassungswalle eingefast, welcher außen durchschnittlich gegen 100 Fuß, an manchen Stellen bis gegen 200 Fuß hoch sein wird; auf der innern Seite ist der Umfassungswall durchschnittlich nur 40 Fuß, da der innere Burgraum aus einem geebneten natürlichen Hügel besteht. Der innere ebene Burgraum ist 100 Schritte lang und über 40 Schritte breit. Der Bau des ganzen Burgwalles ist also dem der übrigen wendischen Burgwälle, namentlich der rügenschen, völlig gleich. Gegen Süden senkt sich der innere Burgraum ohne Umwallung schroff in den runden Schwarzen See ab, welcher einen Durchmesser von gegen 200 Schritten haben mag. Wenngleich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts im Volke allgemein angenommen wird, daß dieser Schwarze See der „Herthasee“ und der Burgwall die „Herthaburg“ sei, so ist dies doch nichts weiter als eine ganz leere Vermuthung. Der „Burgwall“ auf Stubbenkammer ist vielmehr ein slavischer Burg- und Tempelwall und stammt, seiner äußeren Erscheinung nach, aus der letzten heidnischen Zeit, wie Karezza, Arkona her. Er mag der wendische Hauptburgwall der Halbinsel Jasmund mit dem Tempel des Triglav gewesen sein. Der „Königsstuhl“ aber hat wohl seinen Namen von dem Aufenthalte des Dänenkönigs Waldemar auf Stubbenkammer im Jahre 1168.

Außer Arkona und der Herthaburg wurden noch mehrere andere Burgwälle untersucht: jene Erdveste, die sich an der Mittagsseite der Stadt Garz in ansehnlichem Umfange und beträchtlicher Höhe erhebt, im Volksmunde der Garzer Wall oder Schloßwall genannt wird, aber die alte wendische Tempel- und Burgstätte

Karenz ist. Dieselbe umschloß einst die Bilder dreier Götter, war die gewöhnliche Residenz der Fürsten und diente in Kriegszeiten zum Sammelplatz der waffenfähigen Mannschaft Rügens. — Ungefähr 700 Schritte gen Nordosten von der Stadt Bergen entfernt, zeigt sich ferner der Burgwall Rugard, die frühere Hauptveste der Insel, die höchste Kuppe des Bergrückens, der sich fast in der Mitte Rügens erhebt. — Ungefähr eine Viertelmeile nordwärts von dem Rittergute Benz, in geringer Entfernung von mehreren Meeresbuchten und inmitten derselben, liegt in einer weiten Ebene der sogenannte Wall bei Benz, ein Erdwall von ansehnlichem Umfange, der wahrscheinlich einst zum gelegentlichen Zufluchtsort für die Umgegend diente. — Einige hundert Schritte südwärts von der Oberförsterei zum Werder liegt in der Stubbenitz ein Wall, der sogenannte Wall beim Werder, der an Umfang des umschlossenen Raumes gleichfalls zu den größeren der rügenschen Burgwälle gehört, wie Visch vermuthet, ein alter Lagerplatz. Endlich ist noch der Befestigungsanlage des Hengst, eines hohen und starken Walles zu gedenken, der sich auf einer Felsenwand im Norden des Fischerdorfes Saknitz auf Jasmund erhebt.

Uebrigens unterscheiden sich alle rügenschen Burgwälle von denen des benachbarten Festlandes dadurch, daß sie nicht in Sümpfen, sondern auf Höhen oder wenigstens auf ursprünglich festem Boden angelegt sind.



Stralsund.

Wir hatten es unterlassen, von Arkona geradeswegs nach Hiddensöe zu gehen, weil uns das Wetter zu ruhig und gelassen erschien für dieses einsame, meerumraufchte Eiland; nun, da es zu spät war, wüthete ein Sturm, wie wir uns denselben nur wünschen konnten. So geht es ja oft auf Reisen. Aber ich habe mir vorgenommen, nicht eher zu sterben, als bis ich die „Hütteninsel“, „dat söte Länneken“, wie es seine Bewohner nennen, gesehen, bis ich auf dem Dornbusch gestanden und den langen sandigen Strand durchwandert habe, welcher in der Spitze, genannt „der Gellen“, endigt. Auch Mönchgut werde ich einst noch besuchen und das Thieffower Hövt bestiegen, welches (lächelt nicht!) so auffallend an das Kap Misenum erinnert; und sicherlich auf dem Burgwall von Garz, dem alten wendischen Karenz, den Saxo zu Ende lesen; schließlich aber in Klein-Schorig, dem bescheidenen Pacht-hofe, in welchem Ernst Moriz Arndt am 26. Dezember 1769 geboren, nach dem deutschen Vaterlande fragen.

Das alles wird einst noch geschehen, vorläufig begleitet mich aber nach der alten Hansestadt Stralsund, der Königin des rügen-schen Bosporus und zugleich der Hauptstadt des freundlichen Eilandes, das wir soeben durchwandert hatten.

Sie erhebt sich nur wenig über das Niveau des Sundes, daran sie liegt, prächtig strahlend und in der Morgensonne roth-glühend, wie die meisten der nordischen Städte, welche ganz und gar aus gebranntem Thon erbaut sind. Stehst du bei Sonnen-
untergang aber auf dem Dänholm — die Insel hieß früher Strelainsel —, so zeichnen sich die Thürme der Nikolai-, der

Jakobi- und Marienkirche so gewaltig gegen den Himmel ab, daß es fast ein erhabenes Schauspiel zu nennen ist. Die Straßen heimeln dich aber sofort unendlich an. Vom Seewinde durchkühlt, haben sie nichts von der erdrückenden Enge anderer mittelalterlicher Städte; die Häuser sehen dich mit ihrer großen Zahl von Fenstern so offen, so vertrauensvoll an, gleichwie mit freundlichen Augen. In zierlichsten Formen ragen sie auf, mit Bogen, Blendfenstern, Fialen, alles aus Backstein, meist ganz roth, oft aber auch bunt wie die Häuser in Kairo; denn die glasirten Ziegelsteine und die bunten Formmuster sind ebenso dem Orient eigen wie dem deutschen Norden und dem europäischen Süden. Manche dieser Häuser sind in neuerer Zeit freilich mit dem greulichen Mörtel beworfen — wie die Leute das nennen: „abgeputzt“ — worden, zum großen Schaden für Farbe und Form; aber auch unter dem modernen häßlichen Gewande blicken die schönen Glieder hervor wie bei den antiken Statuen. Die großen Treppen, die Beischläge sind schon längst überall beseitigt worden, dafür erfreut aber ein vortreffliches Trottoir und damit der Wanderer vor den im Bau begriffenen Häusern nicht beschädigt werde, hängt überall, wo die Maurer thätig sind, ein Büschel Berg oder Stroh an einem langen Faden herunter, das ihn warnt.

Eine eigene Unterhaltung ist es, bloß durch die Straßen zu gehen und die Namen derselben an den Ecken zu lesen. Die meisten sind für mich vollkommen räthselhaft geblieben. Ich nenne mehrere dieser Namen: Elorweden, Hafstraße, Heiligegeist-, Ochsenreiterstraße, Ketterhagen — auch in Danzig gab es früher ein Thor dieses Namens — Hür, Ribnitzer Haide, Unnütze Straße, Berggüldete, Filter-, Pagen-, Altböter-, Siebmacher-, Balmmentirerstraße, Offenreyer, Bilekenhagen. Nicht weniger interessant ist es, die Namen zu lesen, welche auf den Schildern geschrieben stehen; die meisten sind allerdings deutsche, man findet aber auch viele wendische, wie Pulssack, und schwedische, z. B. Wallqvist, und

letzteres wird uns nicht befremden, wenn wir uns erinnern, daß Stralsund mit Vorpommern beinahe 170 Jahre lang zu Schweden gehörte. Noch gegenwärtig findet die schwedische Sprache und Literatur in keiner andern Stadt Deutschlands eine liebevollere Pflege als in Stralsund; von keinem Punkte Deutschlands ist die schwedische Küste schneller zu erreichen. An diese „Schwedenzeit“ erinnert auch ein vor dem Frankenthor eingemauerter Stein, welcher die Inschrift führt: Sveriges konung Carl den XII hade här sitt vanliga natläger, då Stralsund belägrades of 3 konungar från den 19. Octob. till den 22. Dec. 1715. (Schwedens König Karl XII. hatte hier sein gewöhnliches Nachtlager, als Stralsund von drei Königen vom 19. Oktober bis zum 22. Dezember 1715 belagert wurde.) Natürlich giebt es gegenwärtig keinen Menschen in Stralsund, der das alte Abhängigkeitsverhältniß zu Schweden erneuert wünschte, aber man erinnert sich der Vergangenheit nicht ohne Sympathien. Hat doch auch die melodisch singende Sprache der Bewohner in der Tonfarbe eine große Ähnlichkeit mit der schwedischen, ganz abgesehen davon, daß auch auffallend viele Wörter beiden gemeinsam sind. Manche Sitte hat vom Norden aus hier Eingang gefunden und ist treu bewahrt geblieben, während Schweden andererseits von hier eine Reihe der tüchtigsten Kräfte erhielt.

Aber die Blüthezeit Stralsunds fällt nicht in die Schwedenzeit. Als die Ostsee noch ein rein deutsches, eigentlich hanseatisches Meer war, und Stralsund nebst Lübeck die bedeutendste Macht in dem mächtigen Hansebunde entfaltete, entstanden diese imponirenden, unsere Bewunderung im höchsten Grade herausfordernden Bauwerke: das Rathhaus, die Nikolai- und Marienkirche, Bauten, welche mit ihren kolossalen Dimensionen in der nicht bedeutenden Stadt — sie zählt 28,000 Einwohner — den Eindruck machen, als stammten sie aus einer unbekanntem, längst dahingeschwundenen Vortwelt, wie das Geschlecht der Megatherien, deren

Knochen wir in den tiefen Erdschichten entdecken. Zwar die eigenthümliche Schönheit der Danziger Bauwerke steht unübertroffen da; aber Stralsund ist viel zu erhaben, als daß ich es erst nach Lübeck nennen dürfte. Freuen wir Norddeutschen uns, daß wir drei hanseatische Städtebilder von dieser Bedeutung besitzen. Der Süden ist zierlicher, reicher, auch grazioser; was kommt aber an Energie und stolzem Selbstbewußtsein diesen kolossalen Mauerflächen, diesen Fagaden, Thürmen und Hallen gleich! Es ist wahr, die Nordfagade des Rathhauses, zum Theil frei dastehend, bildet mit ihren durchbrochenen Bogen und Rundungen eigentlich nur eine dekorative Wand, und wären ihre Dimensionen klein, so würde sie etwas Theatralisch-Kleinliches, Verlegendes haben, wie jene nur ephemeren Schaugerüste, welche man beim Einzuge von Fürsten errichtet. In ihrer Solidität und Wuchtigkeit aber, fest auf sich selber beruhend, macht diese Fagade nun gerade einen bedeutenden Eindruck. Wir vergessen, daß sie lediglich die hinter ihr befindlichen Giebel des Rathhauses verdecken soll; sie hört auf, dekorativ zu sein, sie wird sich selber Endzweck, weil sie als Kunstwerk auftritt. Ganz sonderbar ist es, durch die runden Maueröffnungen den blauen Himmel zu erblicken oder das Bild des Mondes, oder auf dem Straßenpflaster die Schattenlinien der Spitzen und Zacken zu verfolgen. Nicht uninteressant ist auch die auf der Nordseite befindliche Halle, welche mit ihren achteckigen Pfeilern an den Baustil der Marienburg erinnert. Der Hof des Rathhauses aber, welcher zugleich als Durchgang dient, hat eine halb südliche Physiognomie mit feinen von Säulen getragenen Galerien, unter denen Verkäufer ihre Kuchentische etablirt haben. Ueber der einen der dortigen Thüren steht „Stadtkanzlei, Musterkammer,“ über der andern: „Stadtkasse, Achtmannskammer.“ So großartig die Nordfagade des Rathhauses ist, so wirkt doch die dicht dabei stehende Nikolaikirche mit ihren kolossalen Verhältnissen fast erdrückend auf dasselbe. Hier vereinigt sich alles, um einen

in der That imposanten Anblick hervorzubringen: die drei Schiffe, von denen das mittlere die beiden andern überragt und von Strebebogen gestützt wird; die Choranlage, rings von Strebepfeilern umgeben; die beiden Thürme, beide nicht vollendet, aber von imponirender Größe, welche mit dem westlichen Schlusse des Mittelschiffes eine zwar schlichte, aber bedeutende Fassade bilden, deren Einfachheit durch die gewaltigen Fenster belebt, durch glacirte Ziegelsteine anmuthig geziert wird.

Im Innern der Nikolaikirche fällt zuvörderst der Umstand auf, daß die Strebepfeiler der beiden Seitenschiffe sich innen befinden; im übrigen werden ihre einfachen, schönen Verhältnisse zum Theil verdeckt, selbst verunstaltet durch die Fülle der Denkmäler, Bilder und Karikaturen, womit eine gläubig-naive Zeit das Gotteshaus geschmückt hat. Als die Kirche noch den Mittelpunkt des geistigen Lebens bildete, als man noch keine Kunstsammlungen, Museen und Ausstellungen hatte, war es so natürlich, die Kirchen selber als Aufbewahrungsort für theils wirklich schöne, theils bloß merkwürdige und interessante Gegenstände zu benutzen. Wir finden daher in solchen mittelalterlichen Kirchen, in denen nicht Krieg, Brand oder nüchterne Aufklärung ihr Wesen getrieben haben, die sonderbarsten Dinge, welche nach unserm Gefühl in einer Karikaturkammer einen geeigneteren Platz finden würden. Dem Mittelalter mit seinem gläubigen Gemüthe waren es nicht bloß Kuriositäten. An die meisten knüpften sich Erinnerungen, sei es einer Familie, sei es der Gesammtheit, und anstatt zu verwirren oder gar zu beleidigen, erfreuten sie das Auge des Beschauers, bildeten sie eine ununterbrochene Kette für die Tradition. Auch die Alten hingen in ihren Tempeln Wahrzeichen, Schätze, Votivtafeln auf, sie dem Schutze des Gottes anvertrauend, und noch nach vielen Jahrhunderten las der Nachkomme von den Thaten seines Ahnen, wenn sein Blick auf die Votivgegenstände fiel, welche derselbe dort dem Gotte geweiht hatte. In der christlichen Kirche des Mittel-

alters kam noch hinzu, daß dieselben einen Versammlungsort für die Mitglieder der Gemeinde bildeten, daß die einzelnen Korporationen und Familien ihre besondern Kapellen und Plätze hatten, daß sich also die Tradition um so lebendiger erhalten konnte, als sie sich an eine bestimmte Stelle im Gotteshause schloß. So finden wir hier in der Nikolaikirche das sogenannte Krämergestühl, einen rings umschlossenen, mit reichen Schnitzereien geschmückten Stand, und von dem Geiste der Abgeschlossenheit, der diese kaufmännische Korporation beseelt haben muß, bekommen wir eine Vorstellung, wenn wir auf einem Relief einen Mann mit erhabener Keule erblicken und darunter die Worte lesen:

Dat ke Krämer ist, de blief da buten,
Oder ic schla em ob de Schnuten.

(Wer kein Krämer ist, der bleibe draußen,
Oder ich schlage ihm auf die Schnauze.)

Wie wenig man im übrigen pedantisch gewesen, ersehen wir auf einer messingenen Denkmalplatte des Profkonsuls Hüner vom Jahre 1357, auf welcher sich zwar allerlei Heilige befinden, aber auch die Darstellung einer Hirschjagd.

Hinter dem Hauptaltare befindet sich wie in den Marienkirchen zu Danzig und Lübeck eine kunstvoll gearbeitete Uhr; ich weiß aber nicht, ob sie gleich der erstern steht, oder gleich der letztern noch jetzt ihre Capriolen macht.*

Die Marienkirche, das bedeutendste Bauwerk Stralsunds, ist seit ihrer in neuerer Zeit vollendeten Restauration von all den Buthaten, Denkmälern und Raritäten befreit, welche einst das Innere angefüllt haben. Der Beschauer hat hier also eine vortreffliche Gelegenheit, sich klar zu werden, ob die Wirkung der reinen architektonischen Formen eine größere sei, oder die durch

* Die Nikolaikirche fand ich im Sommer 1877 stark restaurirt.

ein reiches Detail erzeugte. Diese hellen, lichtdurchflossenen, andererseits etwas nüchternen Hallen erinnern doch ganz von selber an die großartige Gliederung einer Händel'schen Fuge: stets dasselbe Thema, in immer neuen Verbindungen und Verschlingungen; eine scheinbare Willkürlichkeit, unwandelbar, in sich geschlossen und nothwendig wie ein arithmetisches Exempel. Das Innere der Nikolaikirche gleicht einem reichverzieren Musikstück, bei welchem wir über dem Detail, den Zuthaten, fast den Blick für das Ganze verlieren. Und da all jenes Detail für die jetzt Lebenden doch kaum noch einen persönlichen Werth hat, weil in den letzten Jahrhunderten die frühere innige Verbindung der Menschen mit der Kirche aufgehört hat, so wird man nichts dagegen einzuwenden haben, wenn dasselbe gegenwärtig aus den Kirchen entfernt wird. Wir haben eben für dergleichen Dinge heutzutage die Museen, die Kirchhöfe, die Bibliotheken, unsere Privatsammlungen; die Kirchen selbst wollen wir hell und weit, in ihren architektonischen Formen ohne Verunstaltung sehen. Denn unser Genuß ist doch nur ein wesentlich ästhetischer; wir beten an im Gefühle und in der Bewunderung der unendlichen Schönheit; selbst unsere Andacht wird zu einer künstlerischen.

Diesen künstlerisch vollendeten Eindruck empfangen wir aber in der Marienkirche im höchsten Grade. Das Mauerwerk erscheint mit seiner unbestimmten grünlich-grauen Tinktur eigentlich farblos, und es hindert uns nichts, mit unserm geistigen Blicke das Ganze als eine symbolische Verkörperung eines Gedankens, als eine Darstellung des unendlichen Raumes selber aufzufassen. Denn das räumlich Begrenzte empfinden wir nur, wenn wir Detailformen erblicken, Darstellungen uns bekannter Gegenstände, welche uns also einen Maßstab darbieten. Sobald wir nichts wahrnehmen als Verhältnisse, Gliederungen ohne solche Detailformen, verlieren wir die Vorstellung von Maß und Raum. Aehnlich wirken die arabischen Moscheen in Kairo.

Ich weiß nicht, ob andere mit ähnlichen Empfindungen in der Marienkirche stehen werden. Dabei habe ich aber den Blick nicht verloren für das Zierliche, Elegante der einzelnen architektonischen Formen. Mag man den Blick auf die achteckigen Pfeiler richten mit ihrer geschmackvollen Basis, dem Kapital, das aus einer gegliederten Leiste besteht und einem Kranze von Rosen, oder auf das einfache Gewölbe, oder den Chor betrachten mit seiner Empore und dem Nebeneinander von Pfeilern, Blenden, Fialen, Wimpergen und Maßwerk: immer ist es die reinste Bewunderung, die wir für den Erbauer all dieser Herrlichkeiten hegen. Prachtvoll fallen dabei die Lichter durch die großen Glasfenster, welche der verstorbene kunstsinige König im Jahre 1855 der Kirche geschenkt hat. Gehen wir aber um den Chor, welcher von einem Kreuzgange umgeben ist, so wird uns die Ähnlichkeit mit dem Mailänder Dom, namentlich der dreiseitige östliche Chorschluß, überraschen. Selbst die modernen Kunstwerke, wie Kanzel und Hauptaltar, sind durchaus würdig und geschmackvoll gehalten; sie bilden mit den schönen Kronleuchtern den einzigen Schmuck dieser prachtvollen, in Norddeutschland vielleicht unübertroffenen Kirchenhallen. Fast sollte man meinen, daß das Äußere der Marienkirche hinter so vieler Schönheit zurückbleiben werde. Und doch ist es nicht so. Hier ist es die Majestät und Grandiosität der Mauern, das Nebeneinander mehrerer Thürme, namentlich das Kolossale der Fenster, was uns in Erstaunen setzt. Gebräunt, fast schwarz, geheimnißvoll wie ein Geisterbau, sehen uns diese Mauern an. Hier können wir in Gedanken messen, und wir erstaunen über die gewaltigen Verhältnisse nicht weniger als über die scheinbare Maßlosigkeit des Innern.

Der Hauptthurm im Westen ist natürlich auch nicht vollendet; man hat ihm einen nothdürftigen, unorganischen Abschluß gegeben. Steigen wir aber zu seiner Spitze auf, so eröffnet sich uns zwar kein bedeutendes, immerhin aber doch ein weites Panorama. Wir

erblicken die mitten in Sümpfen belegene Stadt in Gestalt eines Dreiecks, an dessen drei Spitzen sich die drei Vorstädte legen, im Sunde den jetzt befestigten Dänholm. Nordwärts schauen wir bis zur Prohner Wiek und im Osten schweift unser Blick über das westliche Flachland Rügens bis zu der Thurmspitze der Kirche in Bergen. Am Westende derselben hatte ich eine Mönchsfigur eingemauert gesehen und gehört, daß deren Kopf in der gleichen Höhe mit der Marienkirche in Stralsund stehen solle. Wenn man von Wien nach Baden fährt, wird uns gleichfalls eine Pyramide, die Spinnerin am Kreuz, gezeigt, welche genau der Höhe des Stephansthurms entspricht.

Der hüftelnde Thürmer erzählte mir auch von der Belagerung der Stadt durch Wallenstein, und zeigte mir die Stellen, wo dessen Heer gelagert. Bekanntlich hatte Wallenstein „mit gottlosem Mund“ sich gerühmt, er müsse Stralsund haben, „und wäre die Stadt mit Ketten an den Himmel geschlossen“; aber er mußte nach einem Verluste von 12000 Mann die Belagerung aufheben. Dieses geschah im Jahre 1628. Noch jetzt wird jährlich zum Andenken daran am 24. Juli ein Fest gefeiert, und auch von diesem erzählte mir der Thürmer.

Uebrigens rathe ich Niemand, der sich nicht ganz schwindelfrei fühlt, den Thurm zu besteigen. Die letzte Hälfte hat man auf Leitern zurückzulegen, und theilweise in tiefer Finsterniß.

Von der Höhe des Kirchturmes mit der fast zu weiten Fernsicht stieg ich hinunter, so tief, als ein Mensch nur steigen kann: ich ging in den Johannisshof, das jetzige Armenhaus der Stadt. Welch ein Durcheinander von Höfen, Gängen, Hallen, Stuben! Man erkennt sogleich, daß man sich in einem frühern Kloster befindet. Die schönen Formen der Gothik treten überall hervor; weil die einzelnen Hallen aber zu groß für die jetzigen Zwecke

sind, so hat man sie nach allen Richtungen getheilt und verschiedene Stockwerke in ihnen eingerichtet. Ganz sonderbar und verloren erscheinen unter solchen Umständen die schlanken, achteckigen Pfeiler, die gewissermaßen nicht wissen, was sie hier sollen. Denn daß sie ein Gewölbe zu tragen haben, können wir nicht wahrnehmen. In diesen halb unheimlichen, halb bedrückten Räumen haufen die Armen Strafsunds, solche Personen, welche es nicht bis zu einem eigenen Heim bringen können und nun hier auf Kosten der Stadt, also gleichsam in einem Prytaneum, unterhalten werden. In langen Reihen stehen ihre Betten an den Wänden, jedes mit dem Kopfende gegen die Wand gerichtet, so daß in der Mitte der beiden Reihen nur ein schmaler Gang bleibt. Alles zeigt zwar die Reinlichkeit, aber auch die Dürftigkeit eines Gefängnisses. Hier ist mit dem schärfsten Raffinement berechnet, wie viel ein Mensch an Wärme braucht um nicht zu frieren, wie fein Bett, seine wollene Decke beschaffen sein muß. Der Verstand der modernen Physiologen könnte das Nahrungsbedürfnis eines Menschen nicht genauer umschreiben, als es hier auf dem Küchenzettel geschehen ist. Am Mittwoch und Sonnabend z. B. erhält ein jeder als Hauptmahlzeit zu Mittag gekocht: $5\frac{3}{5}$ Loth Gerstengröße mit $2\frac{4}{5}$ Quentchen Butter und $5\frac{3}{5}$ Quentchen Salz, zum Frühstück („Frühkost“) aber: $2\frac{1}{5}$ Quentchen Kaffee, $2\frac{9}{10}$ Quentchen Cichorien mit $\frac{1}{8}$ Quart Milch. Die Nachmittagskost gewährt genau die Hälfte der Frühkost.

Abendbrod wird nicht verabreicht. Dagegen erhält überhaupt ein jeder täglich an Brod 24 Loth und überdies ein halbes Quart Bier. Nicht wahr, das klingt nicht übel? Das „Bier“ ist aber lediglich ein zweiter oder dritter Aufguß und kostet die ganze Tonne von neunzig Quart nur einen Thaler.

An den Dienstagen und Donnerstagen wird den Armen eine Fleischsuppe zu Mittag gegeben, und zwar am Dienstag stets von Hammel- und am Donnerstage stets von Rindfleisch. Sonntags

erfreuen sie sich gar des seltenern und theuerern Schweinefleisch, aber in der normalmäßigen Portion von vierzehn Loth sind leider auch die Knochen mitbegriffen.

Die Kosten für diese Unterhaltung bestreitet die Stadt mit einem Kapitale von 2500 Thlr. jährlich. Die Zahl der Aufgenommenen betrug am Tage meiner Anwesenheit 107, steigt aber im Winter bis auf 300. Alle arbeiteten in besonderen Sälen, die Frauen spannen, die Männer zupften Wolle mit jener Gemächlichkeit, wie sie in solcher Lage natürlich ist. Viel ist es nicht, was die Leute verdienen, sie kaufen sich dafür aber ihre Kleider. Daß es unter diesen durchweg gebrechlichen, alten und hilflosen Menschen gar noch eine Aristokratie gebe, wer sollte es glauben! Und doch ist es so. Einige der Armen erhalten nämlich noch eine besondere Armenunterstützung, welche bei manchen bis auf 3½ Thlr. das Vierteljahr steigt. Von einer „Irrsinnigen“ hieß es, sie stehe sich nun schon auf 32 Thlr. das Jahr, und das wurde mir mit einer Miene erzählt, als ob die Rede von einem Millionär wäre. Aber auch unter das gewöhnliche Niveau können wir steigen, wenn wir uns in die — Krankenstube begeben und hier auf den acht Betten Menschen finden, welche mit dem Tode ringen, oder Krüppel, denen selbst die einfachste Arbeit schwer, wenn nicht unmöglich wird. Und doch wieder über die unfaßliche Liebedürftigkeit des Menschenherzens! Während in der Krankenstube der Männer der eine von ihnen fast unbeachtet dalag, obwohl seine Züge bereits den hippokratischen Ausdruck trugen, fand ich über dem Bette einer Frau, welche bereits viele Jahre in dieser Wohnstatt verweilte, weil unheilbar gelähmt, mehrere der bekannten, naiven Bildchen, auf denen man einen Altar mit Genien erblickt, oder einen Rosenfranz mit dem Namen, dem Geburts- und Todesjahre eines Verwandten oder Freundes mitten darin. Verse mit den Reimen Herz und Schmerz sprechen von einem Auferstehn und Wiedersehn,

von Liebe, Hoffnung und Glaube. Ich weiß nicht, ob genau dasselbe auf diesen mit einem Goldbortchen eingefassten Bildern stand, denn ich mochte in Gegenwart der Frau die Verse nicht lesen oder gar notiren, aber etwas Aehnliches war es gewiß. Was aber die Hauptsache, mitten unter diesen Bildern hing das Bildniß eines preussischen Soldaten, eines Musketiers mit einem ehrlichen, etwas beschränkten Ausdrücke. War es der Sohn, der Bruder oder gar der verschollene Geliebte der Kranken? Ich fragte nicht; aber ein ihr Theurer mußte es wohl sein, und ich vermuthe, daß nirgends heißere Gebete zum Himmel dringen als von dieser einsamen, scheinbar so trostlosen Stelle.

Noch warf ich einen Blick in die kleine freundliche Kirche und den Hof davor, dessen Pfeiler ganz mit wildem Wein umzogen sind. An der einen Seite befindet sich ein Grab, welches Kinder mit einem Kranze geschmückt hatten. Es liegt nämlich hier eine Lehrerin begraben, und die Kinder der Armenschule schmücken das Grab jedes Jahr an dem Geburtstage der Lehrerin mit Blumen.

Auch einige der Thüren, welche zu den Sälen der Armen führten, fand ich mit großen Guirlanden geschmückt. Sie hatten es zum Andenken eines Verstorbenen gethan, welcher in einem Legat eine Summe ausgesetzt hat, dafür die Armen nun jährlich an einem gewissen Tage eine bessere Kost erhalten.

So traf ich denn überall auf Güte, Liebe und Dankbarkeit, in Mauern, dahinter ich nur das Elend gesucht hatte. Auch die Sonne schickte ihre hellsten Strahlen durch die Bäume und das Weinlaub an den Fenstern der Zellen; die Vögel sangen ihre heitersten Lieder, und als ich hinausging, fielen mir die Worte der Bibel ein:

„Der Armen ist das Himmelreich!“

Außer den bedeutenden, schon genannten Bautwerken ist in Strafsund von Kunstgegenständen an öffentlichen Orten nicht viel zu finden, es seien denn die dreizehn Bildnisse schwedischer Regenten in Lebensgröße, welche das Lesezimmer der Gesellschaft „Resource“ zieren. Die Reihe beginnt mit Gustav Wasa und endet mit Gustav III. Das am meisten fesselnde unter ihnen ist wohl das Karls XII. Er steht im Lager vor einer befestigten Stadt, neben einem Pferde, auf welches er seine Linke gelegt hat, die Rechte in die Seite gestemmt. Sein Blick hat etwas seltsam Träumerisches. Aber als hätte der Maler die dämonische Gewalt, die elementare Zügellosigkeit seiner Natur personifiziren wollen, sehen wir das Pferd mit einer Halswendung, welche einem Feinde, den es gewittert, zu gelten scheint, sich plötzlich nach links kehren. Hinter ihm aber — eine weitere Symbolisirung — steht ein Rohr mit unheimlich rothen Lippen, während wir von dem Auge des Pferdes nichts erblicken als ein glänzendes Weiß. Natürlich hat Karl seine hohen Reiterstiefeln an, die in keiner Beschreibung, keinem Bilde fehlen:

Då drog jag mina stöklar på (da zog ich meine Stiefel an) singt Geijer, der mit seinen klangvollen Terzinen ein herrliches Bild von dem Helden entwirft, dem »yster pilt i höga Norden« (dem muthigen Knaben im hohen Norden). Auch Tegnéer hat ihn gefeiert in seinem zum Volksliede gewordenen »Kung Karl den unga hjelte« (König Karl der junge Held), und Beesköw. Sein Antlitz ist nicht schön; es liegt etwas Unstetes in diesem Auge, ein halb wahnsinniger Ausdruck in diesen verzerrten Zügen. Es ist die Physiognomie eines „Donnergottes“, wie ihn Tegnéer nennt; er kann nur zerstören, aber sein Blick reinigt auch die Luft. Höchst sonderbar erscheint in einem solchen Gesichte der Mangel eines Bartes; ein Widerspruch, ungelöst wie die ganze Erscheinung dieses Mannes, oder vielmehr dieses Knaben, der mit Blitzen spielt, als wären es bloße Bolzen.

Auch die Bildnisse der beiden andern der „drei Karle“ hängen hier, die Nicander mit wenigen Worten so prächtig schildert:

Den Tionde med segerklingan
 Först till ett helt vår Sverge gjort.
 Hans starka stridshäst bar i bringan
 Till inskrift: „Både väl och fort.“
 Den Elfte höll sig vid det ena:
 Han stred för rätt med lagens svärd.
 Den Tolfte som en gud allena
 Drog hjeltesvärdet mot en verld.

(Der Zehnte mit seiner Siegerklinge hat unser Schweden erst zu einem Ganzen gemacht. Sein starkes Schlachtroß trug auf der Brust die Inschrift: „Gut und schnell.“ Der Elfte hielt sich an das Eine: Er stritt für das Recht mit dem Schwerte des Gesetzes. Der Zwölfte zog gleich einem Gotte das Helden Schwert allein gegen eine Welt.

Werfen wir unsern Blick von diesen drei Karlen auf das Bildniß Christinens, der Tochter Gustav Adolfs, so erstaunen wir über dieses schönheitstrahlende Gesicht, das an manches Porträt von Guido Reni erinnert. Graziös blickt sie über die rechte Schulter, während sie in ihrer rechten Hand ein Blatt hält, vielleicht die Entfugungsurkunde, vielleicht aber auch nur, um sich sofort als die geistreiche und gelehrte Frau darzustellen, die sie in der That war. Ganz eigenthümlich paßt zu diesem interessanten Kopfe und dem herrlichen kastanienbraunen Haar, durch welches sich eine kleine Krone zieht, das maigrüne seidene Kleid, und ein dunkelgrünes kleines Tuch, das sie mit der Linken hält. Die ganze Haltung ist ein wenig schauspielersisch, aber fein durchdacht, fesselnd, und entspricht vortrefflich dem Bilde, welches wir uns von der geistreichen, seltsamen Frau gemacht haben. Neben ihrem Vater, der ungefähr wie ein Mars auf niederländischen Bildern aussieht, und mitten unter all den gewappneten, pelz- und lederbekleideten Männern, erscheint sie wie eine Venus, als das wahre Weib, welches lieber frei sein mochte, als sich dem Zwange einer Krone fügen.

Das letzte, aber nicht uninteressanteste dieser Bildnisse ist das des dritten Gustav, des so schmäzlich ermordeten Königs, welcher nach der ungeheuern Erschöpfung, in die Schweden durch Karl XII. gerathen, dem Lande wieder eine achtungsgebietende Stellung verschaffte und den schwedischen Kriegsrühm wiederherstellte. Ein nordischer Friedrich der Große, gleich bedeutend als Feldherr wie als Dichter und Förderer der Künste und Wissenschaften. Sein helles Auge ist das eines Lebemanns, seine französische Kleidung bezeichnend für seine Sympathien. Er sieht aus, als hätte er sich nur hieher verirrt, unter die finsterblickenden nordischen Männer. Und darum mußte er wohl als Opfer fallen.

Wenden wir uns nach dieser flüchtigen Ueberschau der Bilder in der Ressource, deren Maler mir unbekannt ist, noch einen Augenblick zu einem erst in letzter Zeit verstorbenen Künstler Max Beeger, dessen Heimath Stralsund war, weshalb wir hier auch mehrere Bilder von ihm antreffen, welche mich wenigstens eigenthümlich und sympathisch berührt haben. Beeger ist niemals berühmt geworden; es ist selbst die Frage, ob er es jemals auch bei längerem Leben geworden sein würde, aber es liegt in seinen Bildern ein Etwas, eine Frische und Feinheit, die uns sofort fesselt. Und weil er bald zu den Vergessenen gehören wird, so will ich ihm hier ein paar Worte widmen, nichts weiter.

Seine ersten Bilder sah ich im Hotel Brandenburg, Darstellungen der rügenischen Küsten: eine Ansicht der Stubbenkammer vom Seestrande aus, eine des großen Kessels derselben, und eine von Arkona. Die letztere athmet eine Frische und Lebendigkeit, daß man unwillkürlich einen tiefen Athemzug thut, um diese Brise, welche die Wellen kräuselt und das Gewölk am Himmel zertheilt, erfrischend in die Lungen dringen zu lassen. Jener wunderbare Blick über die große Stubbenkammer mit dem unermesslichen See-

horizont ist bei Sonnenaufgang gemalt, und der Künstler hat es verstanden, mit den beschränkten Mitteln der Lithographie eine Lichtwirkung zu erzeugen, daß wir unser Auge fast geblendet senken. Ueberhaupt ist der Himmel, die Luft, das Reich der Wolken sein Gebiet. Da lebt und dämmert, da webt alles bald luftig und duftig, bald frisch, befreiend und erhebend. Ganz ausgezeichnet ist nach dieser Seite hin eine Ansicht von Stralsund vom Dänholm aus, viel bedeutender aber die Darstellung eines Orkans in der Bai von Cupatoria am 14. November 1854, ein Bild von bedeutenden Dimensionen, welches bei Jacomme in Paris erschienen und von Veeger gezeichnet und lithographirt ist. Hier hat die Lithographie in der That das Unglaubliche geleistet; es ist, als hätte der Künstler mit dem Grabstichel gemalt. Wir erblicken zwei französische Kriegsschiffe, den Henri IV und Pluton, fast schon der Vernichtung nahe an das Ufer geworfen; die Schiffbrüchigen retten sich an das Gestade, werden hier aber von Kosaken angegriffen, gegen die sie sich mit Rudern und andern Gegenständen vertheiligen, während der Henri IV Geschosse auf die Russen schleudert. Eine ungeheure Finsterniß deckt das Ganze, nur hier und da erhellte ein Streiflicht einen Theil des Strandes oder der See; zumal in der Mitte oben sind die schwarzen Wolken einen Augenblick zerrissen, und durch diese Oeffnung dringt ein intensives Licht, gewaltig und blendend wie das einer Sonne, und erhellte die beschriebene Kampfesscene. Die Wirkung dieses Bildes ist groß, ja erschütternd; der Kampf der Menschen dient nur dazu, um das Fürchterliche der Naturgewalten noch zu überbieten; sie erscheinen wie hingewehrte Blätter, willenlos und nichtig, und doch bekämpfen sie sich untereinander, ungleich den wilden Thieren, welche in gemeinsamer Gefahr friedlich nebeneinander haufen.

Unbedeutender ist eine gleichfalls im Brandenburger Hof befindliche Beschießung Sveaborgs.

Vielleicht interessiren nach dieser Darstellung ein paar Notizen

über das Leben des Künstlers, wie dieselben mir von einer Dame aufgezeichnet worden.

May Beeger ist am 16. Februar 1821 in Uckermünde geboren, woselbst sein Vater, ein früherer Offizier, Postmeister war. Den ersten Unterricht erhielt der Knabe in seiner Geburtsstadt, dann in Anklam, später in Berlin, woselbst er bis zu seinem vierzehnten Lebensjahre das Joachimsthal = Gymnasium besuchte. Dann nahm ihn sein Vater wieder zu sich nach Uckermünde; aber hier erwachte, unter Anleitung eines Privatlehrers Bruch, welcher in seinen freien Stunden Miniaturbilder auf Elfenbein zu malen pflegte, die Liebe zur Kunst bei dem Knaben, den Absichten des Vaters sehr zuwider, welcher aus dem Sohne gern einen Soldaten gemacht hätte. Einst versucht der Knabe das Profil eines alten Briefträgers zu zeichnen; und wie ihm dasselbe über alles Erwarten gelungen, eilt er mit freudestrahlendem Gesicht zu seinem Vater, hält ihm das Bild hin und ruft: „Jetzt willst du doch nicht, daß ich Soldat werden soll!“ Der Vater willigte zwar in nichts ein, schickte aber den Knaben noch auf ein paar Jahre nach Greifswald, wo derselbe allerdings mehr porträtirte als studirte. Briefe voller Ermahnungen und Vorstellungen halfen nichts; der Vater mußte seinen Lieblingswunsch aufgeben, und brachte den Sohn selbst nach Berlin, der sich nun hier mit regem Eifer seiner Kunst hingab. Eine Skizze, welche Beeger gezeichnet, erwarb ihm von dem verstorbenen König ein Stipendium von fünfzehn Thalern monatlich. Hier besuchte er auch die Akademie sowie die Ateliers von Wach und Schrader. Zunächst porträtirte er ausschließlich, später zeichnete er Landschaften und am liebsten Marinescenen.

Am Ende des Jahres 1849 ging Beeger nach Paris. Sein dortiger Aufenthalt war ein sehr angenehmer, die Franzosen betrachteten ihn bald als ihren Landsmann, da er in der Leichtigkeit seiner Manieren mit ihnen harmonirte. Leider arbeitete er hier so viel, daß seine Gesundheit zu leiden begann. Zu Ende

des Jahres 1855 kehrte er in die Umgegend von Stralsund zurück. Die Landluft, die Abgeschiedenheit von der großen Welt wirkte wohlthätig auf ihn ein, er erholte sich bald und erheiterte oft durch seine interessanten Erzählungen den stillen Kreis, in welchem auch er sich wohl fühlte. Im Sommer 1856 machte er eine Reise nach Dänemark, Schweden und Norwegen und kehrte im December nach Berlin zurück.

Angestrengte Arbeit machte seine Gesundheit dort von neuem wanken, er achtete nicht darauf, und erhielt im October 1858, wohl zu spät, von seinem Arzte den Rath, nach Madeira zu gehen. Die Reise sollte im Frühjahr des folgenden Jahres begonnen werden, er sprach mit Enthusiasmus davon; da starb er plötzlich am 29. December 1858, ohne bettlägerig krank gewesen zu sein. Sein Grab befindet sich auf dem Sophienkirchhof.

Ich habe sein Grab nicht besucht, aber zu einem andern Grabe bin ich gegangen, und dahin will ich euch noch zum Schlusse führen.

Verläßt man Stralsund durch das Knieperthor, so gelangt man zu freundlichen Promenaden, welche sich in der Nähe des Seeufers hinziehen, des Nachmittags von spielenden Kindern förmlich bevölkert, und weitergehend zum St.-Jürgenkirchhof. Die ganze Gegend ist flach, der Seestrand niedrig, der Blick in die Ferne ermüdend. Um so lieber durchwandelt man die langen Reihen der Gräber, welche mich an die Betten im Johannishofe erinnerten, und liest die bekannten und unbekanntenen Namen, die meisten deutsch, einige slavisch und schwedisch. In der nordwestlichen Ecke des Kirchhofs erblicken wir ein einfaches Grab, von sechs weißangestrichenen hölzernen Pfeilern umgeben, welche durch Ketten miteinander verbunden sind. Dabei befindet sich eine schwarze eiserne Tafel mit den der Aeneis entnommenen Worten:

Magna voluisse magnum.

Occubuit fato, jacet ingens litore truncus

Avolsunque caput, tamen haud sine nomine corpus.

Dieses Denkmal ist das Ferdinand's von Schill, von seinen Freunden errichtet fünfundzwanzig Jahre nach der Schlacht bei Leipzig, zu einer Zeit, als es noch nicht gestattet war, den Namen des Helden auf die einfache Denktafel zu setzen.*

Der vierunddreißigtägige Zug Schill's von Berlin über Bernburg, Dodendorf, Arneburg, Tangermünde, Dömitz und Dammgarten nach Stralsund liest sich wie eine Saga. Wer die Ereignisse und die Handlungen eines Menschen nur nach ihrem Erfolge beurtheilt, kann die kurze Episode nur verurtheilen; die Weisen sprechen von Mangel an politischem Scharfblick und bedauern die nutzlos vergeudete Kraft, welche für bessere Tage hätte aufgespart werden müssen. Nur das Volk, welches das Wollen sieht und die Todesmuthigkeit des Mannes, nennt ihn einen Helden. Aber auch der Verständige mit weiterm Blicke wägt die Handlungen nicht nach dem augenblicklichen Erfolge; er erkennt an, daß hier eine Saat ausgestreut wurde, welche nach wenigen Jahren herrlich aufgehen sollte. Die christlichen Märtyrer, welche einzeln und zu Tausenden starben, sind vergessen; wer kennt ihre Namen? Ihre Mizeit nannte auch sie Schwärmer, Fanatiker. Ihr Blut aber hat den Boden gedüngt, aus dem die neue Lehre entstehen sollte; gleichwie viele Pflanzen, ganze Generationen und die reichsten Wälder vergehen müssen, bevor der dürre Sandboden die Empfänglichkeit für die höhere Kultur erlangt.

An der Stelle, wo Schill starb, lesen wir auf einem granitnen Steine im Trottoir die Worte: F. v. Schill, † 31. Mai 1809. Sein abge schnittenes Haupt kam erst nach Kassel, dann nach Leiden, und wurde dort — in Weingeist aufbewahrt — lange den neugierigen Fremden gezeigt, bis es im Jahre 1837 an Braunschweig überliefert wurde. Auf diese Thatfache spielt die

* Später ist hier ein neun Fuß hoher schwedischer Granitstein mit dem Bronzemedaillon des Helden aufgestellt.

lateinische Inschrift des Grabes an, in welchem der Rumpff gleich dem eines Missethäters verscharrt wurde.

Seine Genossen entkamen zum Theil, andere wurden erschossen, viele verschmachteten in den Bagnos der französischen Arsenale. Nur 120 kehrten im Jahre 1814 aus der harten Gefangenschaft zurück. So endigte ein Unternehmen, das auf die Theilnahme des Volks und der Massen gegründet war. Doch das Volk ließ die Helden im Stiche.

Aber den Führer umleuchtet die ganze Glorie des Helden und Märtyrers. Als man dem französischen General, um seine Schonung zu erbitten, von Schill als einem Räuber sprach, erwiederte er: „Schill war kein Räuber, er war ein Heroß!“

So urtheilte der Feind.

Sein eigenes Volk hat längst entschieden; es zählt ihn seinen Theuersten zu.

Mir aber fielen, als ich an seinem Grabe stand, die Verse Nikolaus Lenau's ein:

Zu sterben rasch im mannlichen Gefecht,
 Und in des Hasses Flammen zu verbrennen,
 Wenn frei das Herz und wenn sein Haß gerecht,
 Das ist ein schöner Tod zu nennen!



Ein Blick auf Gotland und Wisby.

Als ich vor einigen Jahren mit dem Plane umging, die Insel Gotland und die alte Hansestadt Wisby mit ihren feltamen Ruinen zu besuchen, erkundigte ich mich, — wie vorsichtige Reisende es zu thun pflegen — nach dem geradesten und besten Wege zu meinem Ziele. Der eine empfahl Kopenhagen, der andere Lübeck als Ausgangspunkt, doch berechneten alle die Dauer einer Reise über Kalmar auf fünf Tage.

Ich fand unter Zuhilfenahme deutscher und schwedischer Coursebücher, daß man nach Wisby am schnellsten und sichersten gelange, wenn man den Weg über Stralsund, Malmö, den Wettersee und Stockholm nehme. Auf diese Weise war das Ziel in vier Tagen zu erreichen. Aber doch erst in vier Tagen, während ein guter Dampfer von Königsberg nach Wisby bei direkter Fahrt kaum dreißig Stunden in Anspruch nehmen möchte.

Aber diese Thatfachen enthalten noch etwas Anderes als eine Unbequemlichkeit für den ungeduldigen Reisenden; sie sind uns ein Gradmesser für unsere Entfremdung von den schwedischen Scandinaviern, mit denen uns einst die innigsten Beziehungen, Geschichte und Religion verbanden; mit denen wir uns auch blutig geschlagen haben — es ist wahr — aber nicht anders wie das auch Brüder thun, um sich gleich darauf zu vertragen und nur um so herzlicher zu lieben.

Noch bis zu dem Beginne dieses Jahrhunderts ging ein lebhafter Handel von uns zu den Schweden. Sie gaben Eisen, wir Korn; man sah sich oft und gern. Schweden kamen nach Königsberg, um sich die deutsche Sprache anzueignen; Königs-

berger reisten nach Schweden, um die ihnen neuen und sie doch so anheimelnden Verhältnisse kennen zu lernen. Noch nicht durch Eisenbahn und Dampfboot verwöhnt, machte man die Reise direkt auf Rauffahrteischiffen und erfreute sich, wie Professor Eck der Sohn, welcher im Jahre 1801 mit dem jungen Kaufmann Anders Hollander nach Gesle fuhr, an der Einfachheit und Herzlichkeit der schwedischen Matrosen.

Aber auch wenn die Geschichte und die Tradition verstummte, so würden unsere Nachkommen doch auf die Thatsache einer eifrigeren lebhaften Verbindung unserer Provinz mit Schweden durch die vielen Namen aufmerksam gemacht werden, welche in unserem Adressbuche zu lesen sind und voraussichtlich noch lange im Munde unserer Mitbürger leben werden. Namen wie Bjelke, Cederstolpe, Cederholm, Skoglund, Björn, Kjöping und andere sind gleichsam die Kiesel, welche der Strom vergangener Tage auf unserm Boden abgelagert hat; Verfeinerungen, die ein späterer Forscher mit sinnendem Auge betrachten wird. Auch die Vornamen unserer Kinder, alle die Gustav Adolf, gemahnen uns an eine der größten Epochen in unserm geschichtlichen Leben. Mit Recht bemerkt Jakob Grimm, daß an keiner neuern Geschichte unser Herz von Jugend auf mehr haften, als an der schwedischen. Welche Macht übten nicht die Namen Gustav Wasa, Gustav Adolf und Karl der Zwölfte über die Gemüther aus!

Und in der That, wenn die Menschen und Berichte verstummten, so würden zuletzt noch die Steine reden. Ich meine nicht jene erraticen Blöcke und Geschiebe, welche den Boden unserer Provinz bedecken, jene Ablagerungen aus der nicht so fernen geologischen Periode, da ein weites Meer zwischen dem heutigen Eismere und den Mittelgebirgen Deutschlands fluthete; ich meine die fein zugehauenen Sandsteinquadern, welche zu dem Bau des östlichen Flügels unseres Schlosses verwendet worden, die Thür- und Fenstereinfassungen an vielen unserer Häuser, die Statue

Königs Friedrich Wilhelm des Ersten vor dem einstigen Pomatyschen Hause, Arbeiten, welche alle aus den Sandsteinbrüchen der Insel Gotland stammen.

In Danzig freilich giebt es dieser Berührungspunkte noch mehr. Man sagt nicht zu viel, wenn man Danzig als eine halbgotländische Stadt bezeichnet. Denn alle die herrlichen Sandsteinbauten aus der Zeit der Renaissance, die Beischläge, Treppen und Wangelsteine weisen hin auf die großen Brüche des gotländischen Inselplateaus. Auch sie sind erratische Steine, die statt auf Eischollen durch Menschen in die südbaltische Ebene gebracht und zu jenen wundervollen Bauten verwendet worden sind. Umgekehrt holen jetzt die Bewohner Wisbys die rothen Dachsteine, womit sie ihre schnell aus dem Boden wachsenden hölzernen Häuser decken, aus den Ziegeleien Norddeutschlands.

So tauschen die Bewohner Gotlands und des einstigen deutschen Ordenslandes ihre mütterliche Erde mit einander aus.

Aber wie die Beziehungen und Erinnerungen an die Insel Gotland noch leise in dem Herzen der Gebildeten bei uns klingen — nicht des Volkes, das jede Tradition verloren — so lebt auch bei den denkenden Männern Wisbys eine freundliche Erinnerung fort an jene Zeit, da der Deutsche Orden die Insel — genau ein Jahrzehnt — im Besitze hatte und ruhmvoll gegen Dänen und Schweden behauptete. Doctor Bergmann in Wisby theilte mir mit, daß sich noch immer eine Ueberlieferung erhalten habe von der Festigkeit und Milde der Regierung des Ritterordens, die leider viel zu kurze Zeit gewährt, um dauernde Spuren zu hinterlassen. Freilich war Gotland vor der Besitznahme durch den Orden — wie einst die Iycischen Häfen und Schluchten zur Zeit der Römer — die Zuflucht des Räubergefindels, der sogenannten Vitalienbrüder, gewesen, welche die ganze Ostsee beunruhigten und den Handel lähmten; es wurde auch später, seitdem der Orden im Jahre 1408 seinen „Pfandbesitz“ aufgegeben, wieder

eine Räuberherberge, eine *insula latronum*, wie sie schon Adam von Bremen nennt. So mußte die feste und gerechte Regierung des Deutschen Ordens bei den Gotländern erst ein Gegenstand der Bewunderung, später der Sehnsucht werden. Sie haben sogar unsere beiden Hochmeister Konrad und Ulrich von Jungingen als Gotländer vindizirt. Wenigstens widmet ihnen Professor Sæbe in seinen *Gotländska Minnen* ein Blatt ehrenden Andenkens.

Die Insel Gotland, zwischen dem 57. und 58. Grade nördlicher Breite gelegen, bildet ein einziges, selten durch Hügel unterbrochenes Plateau, dessen Schichten von Nordwest nach Südost streichen. Es erhebt sich durchschnittlich 180 Fuß über den Meeresspiegel, besteht in der Hauptsache aus Kalk, der nur im Süden der Insel auf Sandstein lagert, und wird von den Geologen (Murchison, Hisinger, Schmidt u. a.) der obersilurischen Formation zugezählt. Die Ränder der Insel steigen in oft senkrechten Felswänden — der sogenannten *Landborg* — theils unmittelbar aus dem Meere auf, das an ihnen nagt und den Klippenfuß auswäscht, theils liegt zwischen der *Landborg* und der See ein mit Kalkgestein bedecktes Vorland, ein Vorstrand, auf welchen die Wellen nicht mit derselben imposanten Gewalt rauschen, wie bei unsern sandigen, leicht ausgewühlten Ufern.

Oft haben sich Stücke von der überhängenden Felswand losgelöst und liegen als Klippen in der Fluth; oft hat das Meer Höhlungen gebildet, in welche es hinein- und hinausfließt mit jenen sonderbaren Rhythmen, die für die Brandungen an Felsenküsten so charakteristisch. Ein solch eigenthümlicher Ort ist die 180 Fuß hohe *Högklint*, eine Meile südlich von Wisby, an welche sich ein Fischerdorf (*fiskeläge*) und die Villa der Prinzessin Eugenie lehnt. Sieht man diesen weißlich-grauen Felsstrand vom Meere aus, so glaubt man den Absturz eines arktischen Gletschers

vor sich zu haben. Nach starkem Regen stürzen die Wasserbäche (wahre Torrenten) über den Felsabhang und in den sonst trockenen Flußbetten herab und trüben die klaren Fluthen.

Im Innern des weiten Plateaus sammelt sich das Wasser in Vertiefungen an (hier träsik genannt), die mit dem Meere selten in Verbindung stehn. Die Wasseransammlung verdampft oder verdunstet durch die Aufsaugung der Pflanzen. Darum ist die Insel beinahe flußlos. Zuweilen hat ein Träsik in einem unterirdischen Kanale seinen Abfluß — wie in Syrien und Frain —; seine Wasser brechen unmittelbar aus der Felswand des Meeresufers, treiben eine Mühle und stürzen in die Tiefe.

Infolge ihrer Lage mitten in der Ostsee erfreut sich die Insel eines überaus milden Klimas. Die Bewohner rühmen die Fruchtbarkeit ihres Bodens, den Ertrag ihrer Obstgärten; der Fremde aber nimmt in Wisby mit Staunen wahr: die kolossalen Wallnußbäume (der Stamm eines jetzt abgehauenen maß 14 Fuß im Umfange), den üppigen Epheu, der die Häuser bis zum First überzieht, und die freundliche Maulbeerpflanzung im botanischen Garten.

Die Bewohner Gotlands sind, wie alle Skandinavier, schweigsam, gutmüthig aber ausharrend. Sie reden einen eigenthümlichen Dialekt, der sich mit seiner Diphthongbildung dem Hochdeutschen nähert, und am nächsten verwandt dem Isländischen ist. Die insulare Abgeschlossenheit hat hier wie dort die Entwicklung und Abschleifung der Sprachformen gehindert. Dagegen haben sie von ihren Verwandten auf Dagö und Osel das esthnische ria (Pfähle zum Trocknen des Getreides), das littauische kleti (kletis) und von den Deutschen verschiedene Ausdrücke überkommen.

Die geologische Bildung der Insel Gotland liegt jetzt klar vor unsern Augen. Als hier noch jenes große Ostseemeer fluthete, welches ebenso Finnland, wie die russischen Ostseeprovinzen, den größten Theil von Schweden und Norddeutschland bedeckte, bildete

Gotland mit Deland, Desjel und einem Theile des Festlandes den Meeresgrund, auf welchem sich die Sand- und Kalkniederschläge schichtenweise anhäuften. Dann wurde der Meeresboden allmählich gehoben und trat über den Meerespiegel. Diese an sich unzweifelhafte Thatsache ist in der Guta Saga erhalten, welche erzählt, daß Gotland früher so niedrig gewesen (eliugt), daß es bei Tage gesunken und Nachts über den Meerespiegel getreten sei. Erst als ein Mann, Namens Thialwar, das Land betrat und Feuer darauf brachte, sank es nicht mehr unter. Später zerriß das Meer die Verbindung Gotlands mit den Ländern im Osten und Westen; es wurde der Saum der Insel angegriffen; der Wogenshwall bildete die Landborg.

Solche steile Uferwände kommen nicht bloß an der jetzigen Meeresküste, sondern auch mitten im Lande vor, ein deutlicher Beweis, daß das Meer früher an diesen Steilhöhen gebrandet hat, so lange bis das weitere Aufsteigen des Insellandes die Fluthen zum Rückzuge zwang. Einzelne Theile haben sich ganz von der Insel losgelöst, so die beiden 200 bis 250 Fuß hohen Karlsinseln, die nun gleich zwei ungeheuren Burgen den Wogen Troß bieten. Denkt man sich in der sächsischen Schweiz den Königs- und Vilienstein bis zum Fuße der eigentlichen Steilhöhe mit Wasser bedeckt, so erhält man ungefähr denselben Eindruck. Und wie in der deutschen Sandsteinregion die auswaschenden Fluthen einzelne härtere Steinmassen, oft als seltsam gestaltete Figuren, zurückgelassen haben, so erblicken wir auch in Gotland bei Elite und Killej die wunderlichen 15 bis 40 Fuß hohen Steinbildungen, welche Linné, der im Jahre 1741 die Insel bereiste, — stenjättar (Steinriesen) genannt hat. Mit dem Boden zusammenhängend und eine Masse bildend, bezeugen diese Steinpyramiden die einstige Existenz des fortgespülten Plateaus, soweit dessen mehr lockeren Bestandtheile den Wogen nicht vermochten Widerstand zu leisten, gerade wie die stehen gebliebenen Pyramiden

unserer Erdarbeiter von dem Volumen Kunde geben, das von einer Stelle fortgeschafft worden ist.

In tieferes Dunkel als die geologische Entstehung Gotlands sind die geschichtlichen Anfänge seiner Bewohner gehüllt. Ich nannte schon Thialwar. Wenn die Sage weiter erzählt, daß sein Sohn Hafdi ein Weib Hvitastjerna (Weißstern) und von ihr drei Söhne gehabt, welche die Insel unter sich getheilt, so können wir hierin nichts weiter sehen als den spätern Versuch, die Theilung der Insel in drei Thinge zu erklären. Stumm bleiben auch die Grabhügel, die bald von erratischen Granitblöcken aufgeschüttet sind, oft von Kalksteinen, selten von Erde, und ihrer Form nach den Tausenden gleichen, welche man beinahe in ganz Europa antrifft.

Die sogenannten Schiffsformen, die auch in Rügen vorkommen, sind von aufrecht stehenden größern und kleinern Steinen errichtet und ahmen die Gestalt eines Schiffes (oft mit dessen Ruderbänken) nach. Am Vorder- und Hinterstüben befinden sich die größten Steine. Auch die Masten werden durch solche bezeichnet. Wo mehrere dieser Schiffe neben einander vorkommen, darf man annehmen, daß hier entweder ein Schlachtfeld oder eine Art Kirchhof von Kriegern oder Vikingern vorhanden ist.

Seltener trifft man hier die in Schweden so häufigen Bauta=steine (Gedenksteine) mit ihren Runen, welche noch bis zur Reformation im Gebrauche waren. Ein Kreuz auf diesen Steinen bezeichnet aber nicht nothwendig die christliche Aera.

Wenn die Entstehung der Schiffsformen auf die Zeiten der Vikingerfahrten zurückgeführt werden muß und die Bauta=steine einer noch spätern Zeit angehören, so erscheinen uns dagegen die sogenannten Burgen um so räthselhafter, als sie nicht bloß — wie manche unserer Schwedenschanzen — aus Ringwällen bestehen, sondern auch von rohem Mauerwerk umgeben auftreten. Solche Ringwälle befinden sich auf Färö auf dem Vardeberg, bei Lands=

näsa nicht weit vom Strande, und an anderen Orten. Von den Burgen mit Mauern ist bemerkenswerth Spinnberg bei Tjälbers in Boge. Diefelbe hat — wie dergleichen auch in Esthland vorkommen — eine elliptische Form mit spitz zulaufenden Enden, an welchen sich je ein großer, von Steinen gebildeter Grabhügel befindet. Am sonderbarsten und zugleich großartigsten erscheint aber Thorsborg, jene nicht weit von der Ostküste Gotlands gelegene Erhöhung, welche das Voos hat, auf den modernen Karten als höchster Berg der Insel bezeichnet zu werden. In Wahrheit hat Gotland — wie schon früher angedeutet worden — weder Berge noch Thäler, sondern nur Hügel und die langen Reihen einstiger Seeufer. Thorsborg ist eine solche Bodenanschwellung, eine Erhöhung, deren Abhänge im Norden und Westen und zum Theil auch im Osten einst von den Wellen bespült wurden, so daß die mit zahlreichen Höhlungen versehenen Felswände jetzt etwa 60 Fuß hoch, senkrecht und unzugänglich aus der wald- und sumpfreichen Ebene aufragen. Besteigt man Thorsborg von Süden, so befindet man sich 183 Fuß über dem Meerespiegel, auf einem Bergplateau, das etwa 4000 Fuß von Süden nach Norden und von Osten nach Westen mißt, genügende Wasseransammlungen enthält, sogar einen jetzt vertorften See mit steilen Felsufeln, während die Ebene selbst mit Fichtenwald bedeckt ist. Sinné rühmt die weite Rundschau und zählte dreißig Kirchentürme. Aber er bemerkt auch, daß damals der Wald durch Feuer zerstört gewesen.

Dieses weite Plateau des Thorsberges wird von einer rohen, durch aufeinander gelegte Steine gebildeten Mauer umgeben, welche 8 bis 12 Fuß hoch und mindestens 25 Fuß dick ist. Es befinden sich in ihr vier bis fünf Thore oder Lücken. Ein schwedischer Gelehrter hat berechnet, daß zur Errichtung dieser Mauer die Arbeit von 3 bis 4000 Menschen während dreier Jahre erforderlich gewesen ist.

Sonderbarerweise enthält die Guta Saga eine Erzählung, welche uns nöthigt, sie mit dem Bau dieser Mauer in Verbindung zu bringen. „Einst, nach langem Zeitenlauf, vermehrte sich das Volk in Gotland in dem Grade, daß das Land nicht länger vermochte sie alle zu ernähren. Da wurde gelooft, wer das Land verlassen solle, nämlich jeder dritte Mann, und er sollte alles, was er über der Erde hatte, mit sich fortnehmen. Aber die vom Loose Betroffenen wollten nicht das Land verlassen; sie zogen vielmehr hinauf zur Thorsborg und ließen sich dort nieder. Darauf wollte das Land sie nicht dulden, sondern trieb sie von dannen.“

Die Sage berichtet weiter, daß sie demnächst auf die Schafinsel (Fårö), dann nach Dagö gezogen, wo sie eine, jetzt noch sichtbare, Burg erbaut hätten. Aber auch hier sei ihres Bleibens nicht gewesen, sondern sie seien längs der Düna und weiter durch Rußland gezogen und schließlich nach Griechenland gekommen, wo sie sich listig von dem Könige dauernde Wohnsitze durch ein Wortspiel erzwingen. Der König hatte ihnen nämlich zu bleiben gestattet zwischen Neu- und Vollmond (om ny oc nidar). Als nun der Monat vergangen, wollte er sie fortweisen, sie aber antworteten, zwischen Neu- und Vollmond bedeute in ihrer Sprache ja so viel als immerfort. So blieben sie denn, und haben — wie die Sage hinzufügt, noch manches von unserer Sprache bewahrt.

Wir begegnen hier gleich beim Beginne des geschichtlichen Lebens der Gotländer jenem Zuge, der auch dem Charakter der alten Isländer eigen, der List und Verschlagenheit, ein Zug, der uns nur darum so sonderbar scheint, weil er in Verbindung mit Kraft, Tapferkeit und Reinheit der Sitten auftritt.

Zugleich gemahnt uns die Sage an den alten Zug der nordischen Völker nach dem Osten und die skandinavischen Waräger, die „Schweizergarde“ des byzantinischen Thrones.

„Vor dieser Zeit und noch lange nachher — berichtet die Sage — glaubten die Leute an Haine und hohe Schutzhorte und gehegte

Blöße, und dem Heidengott opferten sie ihre Söhne und Töchter und Vieh, nebst Speisen und Getränk.“ Aber nur das ganze Land (Gotland ist damals immer ein Land, nicht etwa eine Insel) oder die drei Thinge durften Menschen opfern. Die kleineren Gemeinden hatten nur das Recht Vieh, Speisen und Getränk zum Opfer zu bringen; und da sie alle zusammen kochten und schmauseten, so wurden solche Versammlungen Kochgesellschaften (*sudnaucar*) genannt.

Die Frage, ob wir in diesen religiösen Anschauungen phönizische Einflüsse und vielleicht entartete Formen des Baalkultus zu erkennen haben, wird trotz der epochemachenden Untersuchungen von Nielsen über das Ristikmonument in Skåne, das anscheinend phönizische Einflüsse zur Schau trägt, so lange unentschieden bleiben, als unsere Vorstellung sich gegen die Annahme einer den ganzen Norden und Westen Europas umfassenden Einheit der Religion und der Kultusformen sträubt.

Aber die Tage des Heidenthums waren gezählt. Als der heilige Olaf von Norwegen im Jahre 1028 auf seinem Zuge nach Rußland bei Ålgarn landete, bekehrte er durch seinen Einfluß mehrere reiche Gotländer, darunter den angesehenen Ormika von Hainhem. Noch zeigt man auf dem St. Olafsholm im Osten der Insel die Ruinen einer Kirche und einen Stein mit einer hutgroßen Vertiefung, die sogenannte Tauffchale des heiligen Königs.

Wie es scheint, hatte das Christenthum aber bereits früher festen Fuß auf der Insel gefaßt, und zwar in Folge der Verbindung, welche die Gotländer schon zur Zeit des Heidenthums mit christlichen Ländern unterhalten hatten. Kaufleute waren es, die einen christlichen Priester, Botair von Akubek, nach ihrer Heimath brachten. Er baute die erste Kirche. Aber das Land wollte sie nicht dulden und verbrannte sie, und die Stelle, wo sie standen, erhielt den Namen Kohlenstätte (*kulastedar*). Botair ließ sich indessen nicht einschüchtern; erzürnt über die blutigen

Opfer, die zu Wi, der Opferstätte, dem heidnischen Gotte gebracht wurden, erbaute er eine zweite Kirche unmittelbar neben der Opferstätte unten an der Klint, welche heutzutage Wisby in eine Ober- und Unterstadt theilt; und als die Heiden auch dieses Heiligthum verbrennen wollten, stieg er auf das Dach und rief: Wollt ihr brennen, so sollt ihr mich mit verbrennen. Botair war reich, auch hatte er eines reichen und angesehenen Gotländers, Vidair, Tochter zum Weibe. Der half seinem Schwiegersohne und rief: Verharret nicht darin, den Mann zu verbrennen oder seine Kirche, denn sie steht an einem geheiligten Schutzort. Da traten die Leute zurück und ließen die Kirche unverbrannt.

Nun breitete sich das Christenthum bald über die ganze Insel aus. Erst ließ Vidair sich taufen mit allen den Seinigen und erbaute an dem Orte, wo er wohnte, die Steinkirche. Dann folgten die übrigen Gotländer seinem Beispiele und errichteten überall Heiligthümer — „zu ihrer größeren Gemächlichkeit“ — wie die Sage hinzufügt. Denn wahrscheinlich ist schon dem Verfasser derselben die große Zahl der Kirchen aufgefallen, welche noch heutzutage die Insel bedecken und sie zum relativ kirchenreichsten Lande der Welt machen. Obwohl einzelne in Trümmern, andere verlassen daliegen, beträgt die Zahl der Landkirchen Gotlands noch immer mehr als neunzig, und zwar bei einer Einwohnerzahl von etwas über fünfzigtausend. Anfangs weihten die gelegentlich, auf ihrer Fahrt zum heiligen Lande (über Rußland und Griechenland) mit den zahlreichen Pilgern nach Gotland kommenden Bischöfe die neuerbauten Kirchen und Kirchhöfe. Später erwählten die Gotländer den Bischof von Linköping zu ihrem geistlichen Oberhirten, verpflichteten ihn jedes dritte Jahr nach Gotland zu kommen und regelten die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten mit skrupulöser Genauigkeit.

Aber nicht bloß in religiöser, sondern auch in politischer Hinsicht standen die Gotländer in inniger Beziehung zu dem schwe-

dischen Mutterlande. Schon Othar und Wulfstan, die auf ihrem berühmten Periplus um das Jahr 890 auch unser Preußenland besuchten, berichteten ihrem Könige Alfred von England, daß Gotland zu Schweden gehöre. Die Verbindung muß aber eine sehr lose gewesen sein. Die Gutajage erzählt, daß der Gesandte der Gotländer Arwain Strabain ein regelmäßiges Rechtsverhältniß mit dem Schwedenkönige zu Stande gebracht, wonach die Gotländer sich zu einem jährlichen Schuß von 60 Mark verpflichteten und zwar 40 für den König und 20 für dessen Jarle. Die Schweden und Gotländer sollten zollfrei mit einander Handel treiben, und der König versprach den Gotländern auf deren Verlangen Schutz und Hülfe zukommen zu lassen. Später gingen die Gotländer noch die Verpflichtung ein, dem Schwedenkönige mit sechs Schiffen Kriegsfolge zu leisten, doch nur gegen heidnische, nicht christliche Lande. Wollten sie aber die ausbedungenen Schiffe nicht ausrüsten, so sollten sie für ein jedes 40 Mark, die Bedingslame, bezahlen.

Dieses unabhängige Verhältniß war für die weitere Entwicklung Gotlands von größter Bedeutung. Nur in einer solchen Luft konnte sich die Blüthe Wisby's, der sonderbaren Handelsstadt, in welcher sich die Völker des ganzen Nordens von Europa, auf neutralem Boden gleichsam, begegneten, zu jener Pracht entfalten, die noch jetzt in den Ruinen seiner Kirchen und Mauern mit überwältigender Bedeutung uns entgegentritt. Der Handel bedarf zu seiner Entwicklung vor Allem der Freiheit und der ungestörten Bewegung. Wisby war ein solcher großer Freihafen, in welchem germanische und slavische Völkerschaften, Skandinavier, Deutsche, Niederländer und Russen zusammentamen, um ihre Waaren auszutauschen; wo die Spezereien und Kostbarkeiten des Orients sich mit den Fabrikaten des Abendlandes begegneten. Denn wie von Indien und Persien ein Theil der kostbaren Waaren über Aegypten und Syrien nach Venedig, so ging ein

anderer Theil längs der Wolga und längs anderen russischen Flüssen nach Nowgorod und von dort nach Wisby. Die zahlreichen noch jährlich auf Gotland gemachten Funde an orientalischen Münzen und Kostbarkeiten nebst angelsächsischen und altdeutschen Münzen sind Zeugen für diese einstige, jetzt ganz unterbrochene Verbindung entfernter Zonen.

War aber für die Völker Nordeuropas ein großer Freihafen eine Nothwendigkeit, so werden wir uns nicht wundern, daß sie hiezu eine Stelle auf der Insel erwählten, welche so sehr in der Mitte des baltischen Meeres, des nordischen Mittelmeeres, gelegen ist, daß die schwedischen Dichter sie gerne das Auge der Ostsee nennen. Als später Wisby zu einem Räuberneste herabsank, saßen die Räuber — oft waren es gekrönte Häupter — hier wie in dem Centrum eines Spinnennezes. Darum sagt auch Hvitfeldt, daß dieses Land Allen, die aus und nach Schweden wollten, im Wege liege, so daß sie von hier aus leicht geschädigt werden konnten. Vor dieser unheilvollen Zeit aber kam die günstige Lage den Kaufleuten, welche — wie es in Wisby's Stadtrecht heißt, „von verschiedener Zunge hier auf Gotland sich versammelten“, nicht weniger zu statten. Die einer Nation Angehörigen schlossen sich naturgemäß aneinander, bauten ihre Lager- und Versammlungshäuser und — wie es in jenen Zeiten sich überall wiederholt, — ihre Kapellen und Kirchen. Im Wettstreit mit einander entstand zwischen der felsigen Klint und dem Meere jene Reihe prachtvoller Gotteshäuser, die zum Theil noch heute ihre kühnen Gewölbe und weiten Bogen erhalten haben, zum Theil aber auch gänzlich in Trümmern liegen und sogar zu den Bauten der Bürgerhäuser verwendet worden sind, zu einer Zeit als solche verlassene Bauten nur als ein bequemer Steinbruch angesehen wurden. Ja, die Gewölbe der Katharinenkirche wurden nur zerstört, um sich der hier seltenen Ziegel zu bedienen, während

alle andern Gewölbe aus Kalksteinen errichtet sind und darum die Habgucht der Menschen nicht reizten.

Neben den Kaufleuten und Faktoren ließen sich Mönchsorden nieder. Hospitäler wurden erbaut; innerhalb der Stadt, und außerhalb für die von ansteckenden Krankheiten Befallenen. Niemand mochte eines Bethhauses entbehren. So erhoben sich auf verhältnißmäßig engem Raume zwölf Gemeinde- und fünf Kloster- und Hospitalkirchen; eine immerhin enorme Zahl, wenn wir hören, daß Wisby zur Zeit seiner Blüthe, innerhalb der Mauern, also mit Ausschluß der Vorstädte — nur etwa 20,000 Einwohner gehabt hat. Freilich sahen wir früher, daß von den Landbewohnern Gotlands schon sechshundert sich des Besizes einer eigenen Kirche erfreuten.

Es kann nicht in meinem Plane liegen, die feinen, oft zer-rissenen und unerkennbaren Fäden zu verfolgen, welche Wisby mit unserm deutschen Vaterlande verbinden. Ich hebe nur hervor, daß die so sehr verbreitete Ansicht, Wisby sei eine rein deutsche Stadt gewesen, auf einem Irrthume beruht. Die geographische Lage, die Kulturverhältnisse brachten es zwar mit sich, daß die Deutschen hier wie in dem norwegischen Bergen sich des größten Einflusses erfreuten, daß sie den Handel beherrschten, daß sie kraft ihrer Autonomie und geschlossenen Einheit sich als Vertreter, ja Führer schwächerer Städte- und Handelsgenossenschaften erachteten: die eigentlich politische Macht aber mußten sie mit den Gotländern theilen, unter welchen wir wahrscheinlich nicht bloß Eingeborene, sondern überhaupt die übrigen Bewohner der Stadt zu verstehen haben werden. Nach dem Stadtrecht saßen im Rath 36 Mitglieder, und zwar 18 Gotländer und 18 Deutsche. Auch von den beiden Bürgermeistern war der eine ein Deutscher und der andere ein Gotländer.

Selbst das Wisbysche Seerecht, welches in der deutschen gebildeten Welt so ziemlich das Einzige ist, was man von dieser vergessenen Stadt kennt und im Munde führt, ist nicht als ein

Ausdruck des überwältigenden deutschen Einflusses anzusehen. Nichts weiter als flandrisch-holländische Satzungen wiederholend, und mit dem Gesichte eines Abschreibers speziell nur für Lübeck passende Detailvorschriften aufnehmend, verdankt jene Druckschrift, welche im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts zu Kopenhagen edirt worden, wahrscheinlich nur der Spekulation eines Buchhändlers ihre Entstehung. Mindestens ist der Titel gänzlich apokryph.

Wisby hat überhaupt durch das ganze Mittelalter hindurch, und später, die Phantasie der Menschen mächtig erregt. Gleichwie Vineta, die im Meere versunkene Handelsstadt, nicht untergegangen, sondern nach der Sage in der Tiefe schlummert und von Zeit zu Zeit dem darüber fahrenden Schiffer sichtbar wird, so führt auch Wisby, ein Vineta über dem Meere, obwohl verbrannt, zerstört und zertrümmert, ein eigenthümliches Leben weiter fort in der Vorstellung der Menschen. Es ist wahr, nichts gleicht dem seltsamen Bilde, wenn man sich der Stadt vom Meere nähert und die Thürme der Mauer, einer nach dem andern auftauchen, die geschwärzten Ruinen mitten aus den Baumgärten, die kastellartigen Thürme mancher Kirchen, die Bogenrippen alter Wölbungen. Man glaubt eine verzauberte Stadt vor sich zu sehen. Das heutige Menschenwerk steht neben dieser erstorbenen Welt so winzig da, wie der junge Baumwuchs in einem von der Raupe verheerten Tannenwalde.

Die Phantasie des gebildeten Menschen wird es versuchen diese Tempel wieder herzustellen, sich die Physiognomie der alten Stadt vorzustellen. Das Volk aber, die Fischer und Seefahrer und der Landmann, sie sehen überall nur den einstigen Reichthum, die übertriebene Pracht, den Uebermuth der gottlosen Bewohner, die aus dem Ruine übrig gebliebenen, verborgenen Schätze. Darum entwirft die Chronik ein eigenthümliches Bild von dem Reichthume der Stadt. „Gold wägen die Goten auf der großen Wage und spielen mit Edelsteinen, die Schweine fressen aus Silbertrögen und die Frauen spinnen auf goldenen Spindeln.“

In den spukhaften Ruinen der Tempel liegen die Schätze vergraben, und die Sage erzählt von einem deutschen Schuhmacher-gejellen, der in St. Clemens eine goldene Gans mit 24 Jungen entdeckt, nachdem er in einem Wirthshause in Italien die heimliche Rede zweier Mönche belauscht. Die rastlose Phantasie des Volkes hat sogar jene historisch durch nichts verbürgte Sage von den Karfunkelsteinen erdacht, welche von dem Giebel der Nikolai-kirche mit geheimnißvollem Glanze den Schiffern auf dem Meere leuchteten, und von ihrer Leuchtkraft nichts eingebüßt haben, obwohl sie mit den geraubten Schätzen Waldemars jetzt auf dem Meeresgrunde liegen. Als Vinné von Deland nach Gotland über- setzte, brachten die Schiffer in der Nähe der Karlsinseln die helle Juninacht mit Erzählungen hin von diesen sonderbaren Steinen.

Ich habe es an einem andern Orte* versucht, eine Vorstellung zu geben von der nordischen Ruinenstadt, ihrer gegenwärtigen Verkommenheit und einstigen Größe. Vielleicht tritt das Bild dieser Iektern noch lebhafter vor die Seele, indem ich den Eindruck schilderte, den so viel Glanz und Pracht auf das Gemüth einfacher Menschen gemacht hat.

Blicken wir mit dem Auge des Historikers auf Wisby, sammeln wir die wenigen Nachrichten, welche uns das Geschick von dem Wachsthum und der Blüthe Wisby's erhalten hat, so finden wir am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts die Notiz, daß die Stadt im Jahre 1280 mit Lübeck ein Uebereinkommen dahin getroffen, die See von der Trave und dem Sund ab bis Nowgorod rein zu halten von einem Jeden, der den Handel stören wollte, es sei Hoch oder Gering. Im Jahre 1287 durfte die große Vereinigung der deutschen Kaufleute auf Gotland einer jeden Stadt, die mit ihr in Handelsverbindungen stand, mit der Ausschließung aus dem Bunde drohen, falls sie sich nicht ihren

* L. Passarge: Schweden, Wisby und Kopenhagen. Leipzig 1867.

Bestimmungen über gestrandete Güter fügen würden, ja sogar an der Stadt Reval ein abschreckendes Beispiel statuiren.

Aber dieses ist auch die Zeit, da Wisby seinen Kulminationspunkt erreicht hatte. Bald begannen die Demüthigungen. König Magnus Ladulås fand, daß die reichen Bürger für ihre Freiheit in Handel und Wandel wohl etwas mehr bezahlen könnten. Darum sandte er im Jahre 1285 Mitglieder seines Rathes nach Gotland, und man traf das Uebereinkommen, daß außer der jährlichen Abgabe auch die Ledingskame jedes Jahr bezahlt werden solle, mit Ausnahme derjenigen Jahre, in welchen die Gotländer ihre sieben Kriegsschiffe ausrüsteten. Diese sollten indessen, wie schon früher verabredet war, nur gegen Heiden verwendet werden, und auch nur dann, wenn die Sicherheit des eigenen Landes es zuließ. Die Gotländer versprachen ferner keine landflüchtigen Schweden bei sich aufzunehmen. Dafür verzieh der König den Gotländern Alles, womit sie seine Majestät gekränkt hatten, und bestätigte alle schon früher ihnen gegebenen Privilegien.

Doch es dauerte nicht lange, so ergriff der König wiederum die Gelegenheit die stolze Stadt zu demüthigen. Dieselbe hatte sich mit Mauern umgeben und bei der Erbauung derselben die Landbewohner in dem Maße bedrückt, daß ein Aufstand ausgebrochen. Zwei blutige, wenn auch unentschiedene Schlachten wurden bei Högebro und bei Roma Kloster geliefert. Vergebens suchten die Geistlichen einen Vergleich zu Stande zu bringen. Da sandte König Magnus Boten und ließ beide Parteien vor seinen Richterstuhl nach Nyköping laden. Die Bürger, sowohl die Deutschen wie die Gotländer, sahen sich zu dem Bekenntniß gezwungen, daß sie des Königs Majestät gekränkt hätten, nicht bloß weil sie ohne Erlaubniß ihre Stadt mit Mauern umgeben, sondern auch auf eigene Hand Fehde mit den Bauern begonnen hätten. Dafür mußten sie geloben, 2000 Mark Silber und 500 Mark Straf gelder zu bezahlen. Wenn in Zukunft wieder ein Streit

entstände, so sollten sie sich an den König wenden und nicht sich selber Recht verschaffen, es sei denn im Falle der Nothwehr. Auch sollten sie die Gotländer nicht hindern Boten an den König zu senden. Niemanden als den König von Schweden dürften sie als ihren Herrscher betrachten. Darum sollte auch der König, wenn er nach Wisby käme, mit königlichen Ehren empfangen und Majestätsverbrecher von der Insel verwiesen werden. Wenn etwas von diesen Bedingungen nicht gehalten würde, dann sollten nicht bloß Lübeck, Wismar, Rostock, Greifswalde, Stralsund und Riga verpflichtet sein, bei der Zerstörung der Stadt zu helfen, sondern der Papst sollte auch die Stadt in den Bann thun. Endlich wurde auf die Uebertretung eine Buße von 10,000 Mark löthigen Silbers gesetzt.

Wohl Manchem fällt bei diesem Vergleiche das ähnliche Verhältniß ein, in welchem einige Jahrhunderte später Danzig zu dem Könige von Polen stand. Wohl war das Band, nach unseren modernen Begriffen, ein auffallend loses. Die volle Autonomie, das Recht Münzen zu schlagen und die Ausübung der richterlichen Gewalt sind Momente, die uns oft die Existenz des fernen Oberherrn vergessen lassen; aber sein Ansehen lastet doch auf den stolzen Bürgern, und wäre es auch nur, um von Zeit zu Zeit ihren Geldsäcken jene Ströme zu expressen, die nur zu bald in der Sandwüste des königlichen Bedürfnisses aufgesogen wurden.

Es scheint aber, daß das Ansehn Wisby's seit dem Ende des dreizehnten und dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts nicht bloß von Seiten der schwedischen Könige eine Einbuße erfahren hat. Die Wallfahrten nach Jerusalem hatten längst ein Ende genommen, auch die Eigenschaft Wisby's als eines großartigen Stapelplatzes der Ostseevölker wurde in Frage gestellt, seitdem die wendischen Städte der Hanza, vor allen Lübeck, den Handel an sich rissen und, mit Umgehung Wisby's, sich in direkten Verkehr mit Nowgorod setzten. Wir stoßen daher seit dem Jahre 1294 auf eine Reihe von Streitigkeiten zwischen Lübeck und Wisby,

betreffend den Vorrang in Nowgorod. Aber noch unterlag Wisby seiner Nebenbuhlerin nicht. Lübeck wurde gezwungen, sich eine Theilung dieser Oberherrschaft gefallen zu lassen.

Sieben Jahrzehnte lang schweigt nun die Geschichte in Betreff der Geschichte Wisby's, vielleicht darum, weil die Stadt sich eines ungestörten Friedens und glücklichsten Gedeihens erfreute. Doch schon zogen sich die Wolken zusammen.

Zur Zeit, als in Schweden Magnus Erikson regierte und wegen der — wohl mit Unrecht von ihm behaupteten — Schwachheit und Weichlichkeit mit Spott- und Schmähliedern angegriffen und mit dem Beinamen Smek (der Betrogene) beehrt wurde, bestieg den dänischen Thron Waldemar Christoffersen, den die Dänen Atterdag nennen, ein bizarrer aber kühner, unternehmender Geist, in dem nicht bloß eine Vikingsader, sondern auch jener eigenthümliche Esprit verborgen war, der die Skandinavier schon in ältesten Zeiten auszeichnet. Er fiel wie ein Hagelwetter auf die unverteidigten Provinzen des von Zwietracht bewegten Schwedenlandes, landete gleich einem Korsaren an den Küsten der Inseln, brandschatzte sie und war mit seiner Beute von dannen, bevor die Ausgeplünderten auch nur zu dem Bewußtsein ihres Unglücks gekommen. Dabei dichtete er beißende Epigramme in plattdeutscher Sprache auf die „siebenundsiebzig Hensen“, die er mit ebenso vielen „Gänsen“ — wohl nur des Reimes halber — verglich, und schrieb an den Papst in Rom einen höchst originellen, lakonischen Absagebrief, welcher den Empfänger zu der Bemerkung veranlaßte, es sei waldemarisch, nämlich valde amarum.

Auch Wisby sollte von dieser Geißel nicht verschont bleiben, vielmehr jenen ersten der schweren Schicksalsschläge erhalten, welche seit dem Jahre 1361, nach immer nur kurzen Intervallen, auf die Insel niedergefallen sind. Wie bis dahin die Völker der Ostsee sich hier versammelt hatten, im friedlichen Verkehre, so sollte später die Insel ein Tummelplatz werden der Dänen und Schweden,

der deutschen Ordensritter und der Russen, vor allem aber eines aus Mitgliedern aller Nationen gebildeten Raubgefindels.

Ueber das Motiv, das Waldemar zu dem Einfalle in Gotland veranlaßt, sind die Ansichten getheilt. Am wahrscheinlichsten ist es, daß er die Macht des ihn bedrohenden Hanfabundes zu brechen, sich Wisby's Reichthümer zu bemächtigen und dessen Handel nach dem neu aufblühenden Kopenhagen zu ziehen bestrebt gewesen.

Einige berichten, daß König Magnus, welcher die reichen Bürger vergebens um einen baaren Vorschuß ersucht hatte, erbittert, dem König Waldemar die Erlaubniß erteilt habe, die Stadt einzunehmen und die Insel zu plündern. Als Widerlegung dieser Ansicht beruft man sich aber mit Recht auf zwei Schreiben des Königs Magnus (das eine datirt von Hapsal, das andere von Stockholm) an die Bürgermeister von Wisby, mit der Mahnung, die Gotländer möchten sich an allen den Stellen, wo eine Landung wahrscheinlich sei, bereit halten und einen feindlichen Einfall abwehren. Auch fügt er in seinem zweiten Schreiben ausdrücklich hinzu, wie ihm sichere Nachricht davon gekommen, daß einer seiner Freunde mit dem Plane umgehe, Gotland zu überfallen. Ob König Magnus diese Warnung aufrichtig gemeint, ist allerdings schwer zu entscheiden. Gewiß ist nur, daß die Gotländer damals in ihrem Stolze und Uebermuth die Dänen verachteten und, anstatt sich zu rüsten, Schmählieder auf den König von Dänemark dichteten. Aber schon Lagerbring äußert: „Gold, Silber und Uebermuth haben noch niemals einen Feind, der fechten kann, zurückgeschreckt.“

Claus Magnus erzählt eine Sage, daß eine zerbrochene Fensterscheibe die erste Veranlassung zu Wisby's und Gotlands Unglück gewesen. Etwas Weiteres hierüber berichtet er nicht. Indessen weiß man, daß es in früheren Zeiten Sitte war, beim Bau öffentlicher oder Privatgebäude dem Erbauer gemalte Fen-

Herfscheiben, mit dem Namen und Wappen des Gebers, oder mit Sinnbildern zu schenken. Möglich, daß eine solche mit Waldemars Namen und Wappen versehene Raute von einem Wisbner unter beleidigenden Umständen zerbrochen worden.

Ueber die erwähnten Schmählieder, Weihnachts- und Fastnachtsspiele, welche die Gotländer in ihrem Hochmuth auf Waldemar gedichtet haben sollen, berichtet Strelow — freilich der schwedische Simon Grunau, also der unzuverlässigste aller Chronisten — in seiner Gotländischen Chronik, mit dem für alle Zeiten richtigen Bemerkten, daß man seine Feinde nicht gering achten und verhöhnen soll. So weit dieser Bericht verständlich, hat das Spiel in einer Art von Rundtanz bestanden. Die Spielenden bildeten einen Kreis. Einer aber, der den König Waldemar vorstellte, versuchte während des Tanzes in den Ring zu kommen. Gelang ihm dieses, so wurde er als gefangen angesehen und gehindert den Kreis zu durchbrechen; derjenige aber, durch dessen Schuld Waldemar hinein gekommen, mußte Pfand geben. Die Worte, welche man dazu sang, theilt Strelow gleichfalls mit; doch ist ihr Sinn nicht leicht zu errathen.

Der Ring sang:

Aus zog Waldemar mit unserer Erlaubniß. —

(Eine Anspielung an die seitens des Schwedenkönigs gegebene Einwilligung.)

Worauf Waldemar erwiederte:

Darf ich hinein nicht kommen?

Der Ring:

Waldemar, mit unserer Erlaubniß,

Du sollst uns draußen bleiben —

Waldemar, mit unserer Erlaubniß,

Wärst du doch heim geblieben,

— Waldemar, mit unserer Erlaubniß —

Als mit den Goten zu streiten,

— Waldemar, mit unserer Erlaubniß. —

Dieser Rehrreim, der allen skandinavischen Volksliedern eigenthümlich, wechselt denn auch ohne Ausnahme mit den folgenden Versen ab:

Du solltest eher bergen Heu,
 Als unsere Töchter betrügen!
 Beeile dich, beeile dich, —
 Dir reiten die Goten entgegen! —
 Reit' in den Ring, reit' in den Ring
 Und tummle dein Pferd hier drinnen! —

Kam nun Waldemar in den Kreis, so sang dieser:

Besser spielst du auf der Laute* —
 — Waldemar, mit unserer Erlaubniß,
 Als du kommst aus dem Ring heraus —
 — Waldemar, mit unserer Erlaubniß.

Es wird aber noch eine andere Sage erzählt, um den plötzlichen Einfall König Waldemars zu erklären.

Ein Goldschmied, Namens Niels, der nach Wisby aus der Fremde gekommen, hatte sich durch seine Geschicklichkeit und kunstvollen Arbeiten große Reichthümer erworben. Denn Gold und Silber floß in Wisby von allen Weltgegenden zusammen. Dieser Goldschmied hatte eine Tochter, deren außergewöhnliche Schönheit alle Blicke auf sich zog, die aber so übermüthig war, daß sie nicht bloß alle andern Frauen an Pracht der Kleidung und des Schmuckes übertraf, sondern auch verschiedene Freier schnippisch abwies. Aber die Beleidigten rächten sich an der Uebermüthigen; man dichtete Schmählieder auf Vater und Kind, „des Kohlenpuffers Tochter“ Da verließ der hierüber erzürnte Niels mit seiner Tochter Wisby, begab sich nach Kopenhagen, erlangte Zutritt zum Könige und entwarf demselben ein übertriebenes Bild von dem Reichthume und den Schätzen Wisbys. Er erzählte von der stolzen Hansestadt, den Häusern mit Bronce thüren, den

* Waldemar war nämlich musikalisch.

vergoldeten Fensterpfosten, den gewölbten, pfeilergetragenen, mit reichen Schildeereien geschmückten Räumen mit ungeheuren Marmorlaminen und Marmorstützen, von den reichen Kirchen und Klöstern.

Durch diese verlockende Schilderung des Goldschmieds veranlaßt — berichtet die Sage weiter — begab sich König Waldemar, im Herbst des Jahres 1360, unter der Maske eines Kaufmanns nach Gotland, zu einem der Höfdinge, welcher auf Unghanse Gård in Öja Socken, ganz im Süden der Insel wohnte. Hier verliebte er sich in des Höfdings Tochter und betrog sie. Auf diese Thatsache spielt das oben mitgetheilte Tanzlied an. Einst wurden indessen die Liebenden in einem zärtlichen Augenblick von dem Höfding überrascht. Erzürnt gab der Vater dem verkleideten Könige eine Ohrfeige und trieb ihn aus dem Hause. Aber der König hatte schon vorher die Zeit benützt, um die Verhältnisse der Gotländer zu erspähen, die Stärke ihrer Truppen, die Stellen, wo er mit seiner Flotte landen könne, die Lage und Befestigungen Wisby's. Und seine Geliebte hatte ihm hierbei wesentliche Hülfe geleistet.

Nachdem der König seinen Zweck erreicht, die Insel und deren Zugänge kennen gelernt, soll er nach Dänemark zurückgekehrt sein und seinen Entschluß gefaßt haben. Er rüstete daher im Sommer 1361 eine starke Flotte aus, überfiel zuerst Deland, das er brandschatzte, und landete dann bei Kronwall auf Gotland, geradeüber der großen Karlsinsel. Vergebens suchten die Gotländischen Bauern die Dänen an der Landung zu hindern; sie wurden zurückgedrängt, sammelten sich von Neuem bei Fjåle Myr auf der Straße nach Wisby, vermochten aber auch hier nicht den Feind aufzuhalten.

Nun erst erkannten die erschreckten Bewohner Wisby's, wem der Einfall galt. Sie bewaffneten sich in Hast, besetzten die Mauern und ließen die außerhalb derselben befindlichen Vorstädte niederbrennen, damit der Feind sich in ihnen nicht festsetze. Sicher würde auch das dänische Heer an dieser gewaltigen Mauer

zerichelt, mindestens aufgehalten worden sein, bis schwedische oder deutsche Hülfe herbeikam. Aber der Uebermuth und die Vorstellung von ihrer Unüberwindlichkeit verleitete die Bürger zu einem Ausfalle. Vor den Thoren im Südosten der Stadt, da wo jetzt auf freundlichem Kirchhofe die Grabkreuze und andere Denkmäler aus dem Grün der Linden und Eschen blicken, kam es zu einer blutigen Schlacht. Ahtzehnhundert Bürger bedeckten den Wahlplatz, und die Stadt sah sich genöthigt, dem Feinde die Thore zu öffnen. Aber der stolze Sieger verschmähte den Einzug durch dieselben; er ließ einen Theil der Mauer niederreißen und zog in voller Schlachtordnung in die Stadt, die ihre Sorglosigkeit schwer zu büßen hatte. Zwar scheinen die Bewohner von rücksichtsloser Plünderung verschont geblieben zu sein, aber Kirchen und Klöster mußten ihre Schätze hergeben; selbst aus den Bildern der Heiligen wurden die Edelsteine gebrochen.

Es wird erzählt, daß Waldemar drei der größten Bierfässer auf dem Markte aufstellen lassen und der Stadt die Bewahrung ihrer alten Privilegien und Freiheiten versprochen, wenn die Fässer in dreien Stunden mit Gold und Silber gefüllt sein würden. Die geängstigten Bürger suchten nun ihre Schätze zusammen und füllten die Fässer.

Waldemar belud mit ihnen und all den andern geraubten Herrlichkeiten seine Schiffe und segelte nach Dänemark zurück. „Aber Gott fügte, daß es mißlang“ — setzt die Heimchronik hinzu. Wie einst die Vandalen, als sie Rom geplündert, überfiel Waldemar auf dem Meere ein starker Sturm. Eines der mit den Kostbarkeiten beladenen Schiffe sank, mit ihm die ganze Mannschaft und die geraubten Kleinodien sammt den schon früher erwähnten Karfunkelsteinen.

Offenbar kam es dem dänischen Könige aber nicht bloß darauf an, die reiche Hansestadt zu plündern, er wollte noch mehr die Insel, deren günstige Lage seinem scharfen Blicke nicht ent-

gehen konnte, dauernd seinem Reiche einverleiben. Heutzutage würde Gotland ein verlorener Posten des dänischen Landes sein. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß der südliche Theil des jetzigen Schwedens, die Provinzen Schonen und Blekingen, ursprünglich dänische Lande sind, mit dänischem Inselcharakter und noch jetzt erkennbarer dänischer Physiognomie, daß die Dänen einst nicht bloß auf Rügen, sondern auch in Danzig, in unserem Samlande und in Esth- und Finnland festen Fuß gefaßt haben. War die Ostsee einst ein dänischer Binnensee, so mußte es auch seinem kühnsten Herrscher gestattet sein, sich in dem Mittelpunkte dieses Sees festzusetzen. Darum bestätigte er schon zwei Tage nach der Einnahme Wisby's, in Gegenwart seines Sohnes, des Herzogs Christoffer von Saaland, des Herzogs Erich von Sachsen, der angesehensten Bürger Claus Lembeck, Henning Podebusk und Waldemar Sappi alle Privilegien der Stadt, und gewährte ihr dasselbe Recht, welches — wie es heißt — „unsere anderen Städte haben,“ sowie das Münzrecht. Auch setzte er in der Stadt wie auf dem Lande Wögte ein, welche die Insel im Namen des dänischen Herrschers regierten.

Diese Ereignisse, welche die ganze nordeuropäische Welt, namentlich aber die deutschen Hansestädte, in Erstaunen und Bestürzung versetzten, haben keinesweges, wie früher wohl angenommen worden, Wisby von seiner Höhe gestürzt und vernichtet: sie leiten indessen die ununterbrochene Reihe jener Schläge des Schicksals ein, welches nach dem Worte des großen spanischen Dichters feige ist, da es immer nur in Massen angreift. Auch der Fall Roms datirt nicht von der einen oder der anderen Plünderung. Aber die Katastrophe des Jahres 1361 ist wie das Herausfallen des ersten Quadersteines aus einem Mauerthurm.

Sonderbarer Weise erzählen unsere Quellen kaum etwas anderes, als ein paar nackte Thatfachen; nirgends wird uns jenes feine Detail überliefert, ohne welches uns auch die bedeutendsten

Ereignisse fremd und unverständlich bleiben. Das kommt daher, weil die ersten Aufzeichnungen aus einer spätern Zeit stammen, als die Ereignisse schon in weiter Vergangenheit lagen, die Einzelheiten vergessen, die charakteristischen Züge verwischt waren. Darum berichten uns die Chroniken weniger die Ereignisse an sich, als die Vorstellungen der damals lebenden Menschen, die Phantastiegebilde der Nachkommen. Die Vergangenheit erscheint nur noch in einem Nimbus.

Wie ganz anders, wenn ein gütiges Geschick in das Lager des Dänenkönigs einen Augenzeugen geführt, der — wie zwei Jahrhunderte vorher bei dem Falle der alten Wendenburg Arkona — uns die einzelnen Ereignisse des kurzen Feldzuges, die Berathungen der erschreckten Bürger, die Schlacht vor den Thoren, die Uebergabe der Stadt erzählt hätte. Aber ein Saxe Grammaticus wird einem Volke nicht zwei Male geboren, und selten wird es einer Stadt zu Theil, nicht bloß zu Größe zu gelangen, sondern auch einen würdigen Darsteller ihrer Geschichte zu finden. So ist auch Wisby in den ersten Jahrhunderten seiner Existenz, zur Zeit seiner Blüthe und am Tage seines Falles für uns kaum etwas anderes, als ein fernes Nebelbild, in dem wir Einzelercheinungen kaum noch entdecken können, froh wenn uns die Umrisse dieses Bildes nicht verschwimmen. Erst dann, wenn sein Fall zu einem Fallen geworden, wenn die Wetter sich immer dichter über der unglücklichen Insel entladen, treten die Berichte häufiger, sicherer, bestimmter auf. Es reihen sich die Ereignisse an einander, ohne Lücken. Aber die Chronik der Zeitgenossen enthüllt uns ein chronisches Leiden. Die Geschichtschreibung wird zu einer bloßen Krankengeschichte.

Unter diesen Umständen ist mir manchmal der Wunsch gekommen — die Historiker mögen einem Reisenden diese Blasphemie verzeihen — es hätte das Schicksal die Geschichte Wisby's in vollkommenes Dunkel gehüllt und uns nichts von der einstigen Größe

aufbewahrt als die lange Reihe der Tempelruinen und die Mauer mit ihren gigantischen Thürmen. Dann würde Wisby auf uns zwar wie ein Räthsel wirken, aber auch mit dem ganzen Reize eines Räthsels. Wie ein verlorener Knochen eines vorweltlichen Thieres anregender und fruchtbarer für die Wissenschaft sein kann, als eine vollkommene Abbildung des Thieres selbst; wie die celtischen Pfahldörfer aus ihrem Wassergrabe haben auferstehen müssen: so würde auch diese Ruinenwelt nicht todt für uns, nicht immer unverstanden bleiben. Ja selbst die große Katastrophe würde uns entgegentreten in jenem zehn Fuß hohen Steinkreuz, das einige hundert Schritte vor der östlichen Mauer der Stadt, auf der Stelle des einstigen Schlachtfeldes sich erhebt, und auf welches wir noch einen Blick werfen wollen. Es ist ein Monolith und ein sogenanntes Ringkreuz. Die darauf befindliche lateinische Inschrift lautet in Uebersetzung: Im Jahre des Herrn 1361 den 27. Juli fielen vor Wisby's Thoren die Goten in die Hände der Dänen. Hier sind sie begraben. Betet für sie.

Berichtet uns die Geschichte, oder was wir so nennen, mehr?

Die Chronik erzählt, daß Waldemar selber dieses Kreuz über den Gräbern der Erschlagenen habe errichten lassen. Er wollte damit nicht bloß die ungeweihte Erde zu einer geweihten machen, er folgte auch einem Gebrauche seiner Zeit, wonach der Todtschläger oder Sieger über dem Grabe seines Opfers ein Heiligthum errichten ließ. Die schwedische Reimchronik erzählt etwas Aehnliches von den Mördern Torkel Knutsons. Aber auch in unserer Gudarum — ich nenne gerade sie, weil sie ein getreues Spiegelbild der Zeit ist, in welcher der Dichter derselben lebte, — erbauen nach der Schlacht auf dem Wülpensande die siegreichen Hegelinge über den Gräbern der gefallenen Freunde, und ausdrücklich auch der Feinde, ein Kloster und lassen Messen für die Seelen der Erschlagenen lesen.



Verbesserungen.

Seite 2	Zeile 4	von oben	lies	den	statt	an.
" 64	17	" "	"	"	"	öfter statt öfterer.
80	" 2	" unten	"	"	"	Torunensis.
" 138	" 2	" "	"	"	"	hinter Wörterbuch: und eine litthauische Grammatik.
240	" 5	" oben	"	"	"	hinter gewesen sein: vorausgesetzt, daß Kahlwand überhaupt der Name für eine menschliche Ansiedelung ist.
241	" 16	" "	"	"	"	vorhanden statt verjandet.
" 249	11	" unten	"	"	"	zeigt statt steht.
288	" 14	" "	"	"	"	Prutena.
307	16	oben	"	"	"	unter statt in.

www.books2ebooks.eu